Princeton University Library
32101 064469768

Digitized by Google

0902
407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 1.

Ausgegeben am 29. December 1865.

Inhalt:

Ostfriesland als hannoversche Provinz . . . . . Seite 1
Das Rauchmuseum in Berlin 5
Ein ungedruckter Brief Gellert's 20
Das historische Volkslied der Deutschen 23
Fürst und Künstler 34
Vermischte Literatur 37

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

---

25. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1866.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahs 25
pt. 1
1866

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1866. Erstes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Zur preußischen Thronrede (Januar 1866). S. 154.
Die gegenwärtige Situation in der schleswig-holsteinischen Frage. S. 197.
Der Skandinavismus in Aktion. S. 276.
Die Krisis in Oestreich. S. 321.
Die Pflichten eines Mitglieds der liberalen preußischen Partei. S. 1.
Ostfriesland als hannoversche Provinz. S. 401.
Der mecklenburgische Landtag des Jahres 1865. S. 161. 215.
Zur Genesis der Parteien in Spanien. S. 167.
Ein Blick auf das heutige Spanien. S. 201.
Aus Schwaben. S. 146.
Aus Oestreich (März 1866). S. 434.
Aus Baden (März 1866). S. 476.
Fürst und Künstler. S. 34.
Briefe eines Fürsten. S. 34.
Die baltischen Provinzen und die Knownothings Rußlands. S. 375.
Reformaussichten auf dem Gebiet des Gefängnißwesens. S. 191.
Die Mäßigkeitssache. S. 288.
Die amerikanische Mission unter den nestorianischen Syrern. S. 464.
Wilhelm Wachsmuth. S. 337.

Bilder und Schilderungen.

Das Reihergelübde. S. 57.
Schwimmkunst in alter Zeit. S. 103.
Die berliner Bildhauerschule. S. 121. 229. 343. 430. 503.
Ein Pfarrhaus im Kriege. S. 133.
Ein Missionär in Indien. S. 262. 307.
Der Landesvater im vorigen Jahrhundert. S. 295.
Alte Fastnachtsspiele. S. 385.
Der Maorikrieg auf Neuseeland. S. 413.
Aus der Geschichte der deutschen Hochschulen.
1. Die Universität des Mittelalters. S. 441.
2. Die neue Zeit im Aufgang. S. 481.

Literatur und Kunst.

Das Rauchmuseum in Berlin. S. 5.
Ein ungedruckter Brief Gellerts. S. 20.
Das historische Volkslied der Deutschen. S. 23.
Aus dem Arbeitszimmer des Dichters Otto Ludwig. S. 41.
Geschichte der Revolutionszeit von Sybel. S. 73.
Hans Holbein des Jüngern neueste Biographie. S. 81.
Die Sprachvergleichung und die Boppstiftung. S. 94.

611931

Digitized by Google

Zwei deutsche Naturdichter. S. 109.
Geschichte der deutschen Literatur von Julian Schmidt. S. 241.
Anfänge der Druckkunst in Bild und Schrift. S. 247.
Eine Freskocomposition Ludwig Richters. S. 281.
Auch eine Ehrenrettung. S. 316.
Die neue Zeitschrift für bildende Kunst und ihr Publikum. S. 355.
Briefe Beethovens. S. 361.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.

Geschichte und Völkerkunde. Fr. v. Smitt: Schlüssel zur poln. Frage. S. 37. — v. Virozsil: Staatsrecht des Königreichs Ungarn. S. 38. — J. Braun: Naturgeschichte der Sage. S. 75. — Muquardt: Réflexions d'un Soldat. S. 80. — Bräuner: Geschichte d. preußischen Landwehr. S. 157. — Backoffner: Freimaurerei. S. 480.
Staatswissenschaft und Philosophie. Bergius: Finanzwissenschaft. S. 279. — Czörnig: Budget ꝛc. in Oestreich. S. 400. — J. E. Erdmann: Geschichte der Philosophie. S. 480.
Literaturgeschichte. Gosche: Jahrbuch f. Literaturgeschichte. S. 38. — Frischbier: Preußische Sprichwörter. S. 479.
Biographien, Memoiren und Briefe. Varnhagen und Oelsners Briefwechsel. S. 39. — Schweder: Scharnhorst. S. 40. — Schiff: H. Heine. S. 80. — Briefe des Prinzen Louis Ferdinand an Pauline Wiesel. S. 240. — J. Beck: Nebenius. S. 398. — C. G Carus: Lebenserinnerungen. S. 440.
Ethnographie und Reiseliteratur. Livingstone: Neue Missionsreisen. S. 40. 519. — Hennig: Araber des Sahels. S. 40. — Aeby, Fellenberg und Gerber: Grindelwald. S. 360.
Naturwissenschaft. Carus: Lewe's Aristoteles. S. 77.
Gedichte und Novellistisches. v. Vincke: Rose und Distel. S. 40. — Elise Pollo: Alte Herren. S. 240. — J. G. Fischer. Gedichte. S. 358. — Bodenstedt: Ges. Schriften. S. 520. — Nordenflycht: Oden des Horaz. S. 520. — Stifter: Abdias: S. 520.

Digitized by Google

Ostfriesland als hannoversche Provinz.

Die Jubelfeier der vor funfzig Jahren erfolgten Einverleibung Ostfrieslands in Hannover, zu welcher der König Georg der Fünfte mit seinem Sohne und großem Gefolge am 14. December nach Aurich abreiste, darf als das vollkommene Seitenstück zu dem hildesheimer Huldigungsdrama ein paar Monate früher angesehen werden. Der Hof selber rührte da die politische Werbetrommel, um die sich lichtenden Reihen der Particularisten zu füllen und für die Ewigkeit des Welfenregiments, an welche er weniger zuversichtlich glaubt, als er glauben machen möchte, in der Dankbarkeit geschmeichelter Massen neue Bürgschaften zu suchen. Es ist auch nicht zufällig, daß man sich zu den ersten Schauplätzen dieser neuen Gattung Agitation die Provinzen Hildesheim und Ostfriesland auserkoren hat — beide noch jung im Verbande der Landestheile, beide mehr als alle übrigen verdächtig, mit Preußen zu sympathisiren bis zu ungescheuten Annexionsideen.

Der Besuch in Ostfriesland hängt mit dem Besuch in Hildesheim auch dadurch zusammen, daß beide unmittelbar mit dem letzten Ministerwechsel zu thun hatten. In Hildesheim holte sich der Hof bekanntlich den Muth, das liberale Cabinet aus dem Amte zu treiben; aus Ostfriesland stammt der glückliche Nachfolger, nicht blos in dem Sinne, daß er dort bisher als Landdrost fungirte, sondern auch insofern er mit Rücksicht auf die ostfriesische Huldigungsfeier avancirte. Herr Bacmeister ist als Minister des Innern nach Hannover verpflanzt worden, weil er zum Landdrost in Aurich nicht länger geeignet war. Der Mann, welchen man der Provinz enthob, um ihre verdrießliche Stimmung für das beabsichtigte Jubelfest aufzumuntern, ist für das ganze Königreich immer noch gut genug. Grade die Eigenschaften, welche ihn und mit ihm das ganze Verhältniß zu der Welfenkrone in Ostfriesland unpopulär gemacht haben, findet man für das Land im Allgemeinen wieder ausnehmend anwendbar. So ist Herr Bacmeister zwar auch „die Treppe hinaufgeworfen worden", aber in einem etwas andern Verstande, als wenn in London emeritirte Unterhausmitglieder ins Oberhaus emporsteigen.

Digitized by Google

Der jetzige Minister des Innern hat die hannoversche Provinz Ostfriesland acht Jahre lang verwaltet. Als er den Posten übernahm, begleiteten ihn nicht gemeine Erwartungen. Obwohl bekannt als Absolutist und als geschäftiger Politiker, der das Cabinet Scheele durch seine Zweideutigkeit zu Falle gebracht und dadurch den beiden Cabineten des Staatsstreichs von 1855 Raum geschaffen hatte, galt er doch auch für einen sehr fähigen Mann, kenntnißreich und eifrig, der seine erste Muße nach der Pensionirung dazu angewandt hatte, in Göttingen zu den Füßen Hanssens Nationalökonomie und Finanzwissenschaft zu studiren. Aber an der Aufgabe, die in dem spröden Ostfriesland zu lösen war, sind Bacmeisters ungewöhnliche Fähigkeiten kläglich verunglückt. Die Verschmelzung der Provinz mit den übrigen Landestheilen hat durch ihn keine Fortschritte, sondern Rückschritte gemacht. Weder seine Persönlichkeit noch seine Maßregeln haben dem durch ihn vertretenen Staatsprincip den geringsten Vorschub geleistet.

Der Ostfriese hat ein ausgeprägtes Provinzialbewußtsein, das früher gegen Preußen, jetzt gegen Hannover stark und stetig reagirt, ist übrigens von Natur freisinnig wie ein Friese und wie ein Seemann, aber durch die lange Gewöhnung an Opposition gegen ein- auswärtiges Regiment in dem Hangen am Bestehenden etwas verknöchert, gegen alle von oben her empfohlenen Reformen im voraus eingenommen und ohne große politische oder sociale Productivität. Anstatt diese Eigenheit weise zu schonen und durch ruhige, vorsichtige Folgerichtigkeit allmälig zu überwinden, nahm Landdrost Bacmeister seine Sendung im Paschastil. Er sorgte inmitten der von vornherein abgeneigten Bevölkerung nicht einmal dafür, die unmittelbaren, unentbehrlichen Werkzeuge seines Willens, die Beamten, in guter und williger Stimmung zu erhalten. Indem er die geborenen Ostfriesen unter ihnen so viel als möglich beseitigte, theils durch Entlassung, theils durch Versetzung in andre Landestheile, regte er zahllose Familien der unter einander eng verwandten und verschwägerten gebildeten Stände gegen sich, die Regierung und das ganze hannoversche Staatswesen auf, ohne entsprechend zu gewinnen. Die einflußreiche Classe der reformirten Geistlichkeit, deren Amtsbrüder in den alten Provinzen meistens conservativ gesinnt sind, gleichviel ob lutherisch oder katholisch, drängte er in die Opposition, indem er sie vom Consistorium, dem er ebenfalls präsidirte, in dieselbe Abhängigkeit zu bringen suchte, wie sie sich die lutherischen Pastoren traditionell noch immer gefallen lassen. Den wichtigen Stand der Advocaten reizte er zu noch betriebsamerer oppositioneller Wirksamkeit durch die Mißachtung, welche er gegen denselben zur Schau trug, wenn er z. B. bei der Einführung des Obergerichtsdirectors Danckert in Aurich — auch eines Werkzeuges der Reaction — die Anwaltskammer unerhörterweise ohne Einladung ließ. Den Städten und Gemeinden machte er sich dadurch zur

Digitized by Google

Plage, daß er ihre ohnehin schon geringe Selbständigkeit mit allen denkbaren büreaukratischen Mitteln noch ferner einzuschnüren suchte. Die Nichtbestätigung liberaler Magistratsmitglieder, der Versuch gewaltsamer Einführung des bekannten neuen Katechismus — der auf Pastor Baurschmidts mannhafte Weigerung hin den denkwürdigen und folgenreichen Katechismussturm hervorrief —, das geheime Agitiren durch vertrauliche Drohbriefe an Staatsdiener u. dgl., gegen das Turnwesen und andre Bestrebungen der Zeit, welche die Selbständigkeit des Bürgers zu entwickeln dienen, machten den in einzelnen Kreisen entzündeten Haß und Zorn mit der Zeit zu einer allgemeinen Erscheinung.

Vergebens bot Landdrost Bacmeister hiergegen sein seltnes Maß von Verstand und Thätigkeit auf. Es gelang ihm nicht, die städtischen Wahlen zur Ständeversammlung dauernd regierungsfreundlich ausfallen zu machen; Emden z. B., das unter Graf Borries servil gewählt hatte, läßt sich jetzt durch seinen wackeren Bürgermeister Hantelmann vertreten, und den Sitz einer anderen ostfriesischen Stadt hat der ausgeschiedene Minister Windthorst inne, der sich schwerlich unter das kleine bacmeisterische Gefolge in der zweiten Kammer einreihen lassen wird. Es half dem Landdrosten auch nichts, daß er den verstorbenen Landrath Bissering, einen durch Ehrgeiz und Eitelkeit mehr als billig getriebenen Mann, bestimmte, ihm den Vorsitz im landwirthschaftlichen Provinzialverein zu überlassen: die ländlichen Wahlen fielen stets ebenmäßig liberal und oppositionell aus. Ob er auch dem weder sehr zahlreichen noch sonst bedeutenden Adel Ostfrieslands lästig geworden ist, bleibe dahingestellt. Gewiß scheint, daß der Graf Knyphausen zu Lütetsburg bei Norden den letzten Aufenthalt des Königs auf Norderney benutzte, um demselben vorzustellen, der Landdrost sei zu unbeliebt, als daß auf eine schwungvolle Jubelfeier zu rechnen sei, so lange er im Amte bleibe, und daß daraufhin die Erhöhung des brauchbaren, aber nicht an den rechten Platz gestellten Dieners erfolgte. Weislich wurde auch mit der Ernennung des Nachfolgers so lange gewartet, daß die Ostfriesen keine Zeit behielten, sich noch vor dem Feste über den Werth der Ernennung zu verständigen. Sie traf den vormaligen hannoverschen Bundescommissär für Holstein, Geheimen Rath Nieper. Minister Bacmeister aber mußte den König auf der Huldigungsfahrt begleiten, um den Ostfriesen gleichzeitig zwei Dinge vor Augen zu führen: erstens, daß der König ihnen den Willen gethan, und dann, daß er damit ihr Urtheil über den Mann nicht im mindesten unterschrieben haben wolle, denn er halte ihn für noch weit wichtigeren Geschäften gewachsen als der Verwaltung einer bloßen Provinz.

Trotz der gemachten Zugeständnisse aber fehlte viel, daß Ostfriesland sich auf die Jubelfeier freudig gerüstet hätte. Vielmehr hat der Provinziallandtag, der am 1. December der Vorbereitungen halber zusammenkam, die Einladungen

Digitized by Google

zum ständischen Festmahl in den engsten Grenzen halten müssen, um nicht höchst mißliebige Auftritte heraufzuführen. Wie sollte es auch anders sein?

Es ist ja lange nicht Herrn Bacmeisters Sendung allein, was die Ostfriesen gegen das hannoversche Regiment einzuwenden haben. In allem, was von Hannover kommt, vermissen sie theils die allgemeinen Vorzüge der Freisinnigkeit und eines auf das ganze große Vaterland gerichteten Willens, theils die gebührende Rücksicht auf ihre bewährten einheimischen Ueberlieferungen. Ihre innere Abkehr vom Welfenstaate saugt ihre Nahrung aus conservativen und aus liberalen, aus provinzial-particularistischen und aus national-patriotischen Motiven zugleich. Als ihren altständischen Vertretern im vorigen Winter ein wirklich gutes Armengesetz vorgelegt wurde, fiel es vor dem bloßen instinctmäßigen Mißtrauen gegen die Action der hannoverschen Bureaukratie. Der Generaldirection der Eisenbahnen und Telegraphen in Hannover werfen sie vor, die Ostfriesland durchschneidende Westbahn durch einen ungerechten Tarif, der Emden und Leer jede Concurrenz mit Bremen oder Amsterdam unmöglich mache, mit Bewußtsein unrentabel zu erhalten, um dann auf die ungenügende Rente die Behauptung zu gründen, in Ostfriesland dürften keine neuen Bahnen unternommen werden.

Solchen vermeintlichen oder wirklichen Beschädigungen ihrer Interessen und Sympathien gegenüber steigt den Ostfriesen in neuerer Zeit immer häufiger der Gedanke auf, wieviel besser es ihnen ergehen würde, wenn man ihnen 1815 nicht das Welfenhaus octroyirt, sondern den Zusammenhang mit dem preußischen Staate gelassen hätte. Sie sehen auf die Zeiten der preußischen Herrschaft zurück, wie die Juden in der Wüste auf die Fleischtöpfe Aegyptens. Ob dies eine historisch richtige Vorstellung ist, ob sie damals nicht ebenso triftigen Grund hatten, abwechselnd über Vernachlässigung und rücksichtsloses Eingreifen des ihnen noch viel ferneren und fremderen berliner Regiments zu klagen, darüber ließe sich streiten. Wenigstens hat Onno Klopp, der in Leer geborene Geschichtschreiber, den der König Georg dieser Tage mit sich zum Jubelfeste genommen hat, es auch den Gegnern seiner politischen Richtung glaublich gemacht, daß die preußische Zeit ungefähr ebensowenig eine goldene genannt zu werden verdient, wie die nachfolgende hannoversche. Aber das ostfriesische Landrathscollegium, das ihm dafür einen von den Ständen ausgesetzten Preis vorenthielt, hatte in seiner Art ebenfalls Recht. Denn was historisch falsch oder übertrieben, das ist politisch vollkommen begründet. Gehörte Ostfriesland heute zu Preußen, so wäre es über allen Vergleich besser daran. Der preußische Seeadler, anstatt in Heppens ein geborgtes Nest zu suchen, hätte seinen Flug in die Welt dann von dem Knock bei Emden aus unternommen; die Mittel eines großen Staats wären in die kleine Provinz geströmt, und jene Schienenverbindung mit dem Hinterlande, welche Preußen für Heppens gegen den zähen Widerstand

Digitized by Google

Hannovers nur lau betreibt — für den alten Wohlstand und die mannigfachen Hilfsquellen Ostfrieslands hätte es sie ohne allen Zweifel schon vor zwanzig Jahren erzwungen. Die Provinz brauchte dann nicht ihre besten Kräfte in dem Widerstreben gegen ein Joch zu erschöpfen, dem sie sich innerlich nie anbequemen wird, am wenigsten seitdem der Gedanke der Einigung Deutschlands durch Preußen wieder obenauf ist in unserem öffentlichen Leben, — und Preußen hätte nie den festen Fuß an der Nordsee verloren, der uns wahrscheinlich ein oder zwei Jahrzehnte früher zu einer respectabeln Seemacht verholfen hätte.

Das alles geht jetzt den ostfriesischen Vaterlandsfreunden im Kopfe herum, da der Welfenkönig mit seiner absichtsvollen Sympathienwerbung unter ihnen erscheint, und darum bleiben sie kalt auch bei dem gnädigsten Lächeln.

Das Rauchmuseum in Berlin.

Die öffentlichen Kunstsammlungen Berlins sind seit Kurzem um eine neue vermehrt. Das oft gewünschte und beantragte Rauchmuseum ist in dem dafür eingerichteten Saal des königlichen Lagerhauses eröffnet worden. Die ungeheure Menge der von Christian Rauch hinterlassenen, im Verlauf eines an Schöpferkraft, an Glück und Dauer über das gewöhnliche Maß des menschlichen weit hinausgehenden Lebens geschaffenen Arbeiten so gut wie die künstlerische Bedeutung derselben regten schon bei seinem Tode vor nun acht Jahren den Gedanken an, dieses Vermächtniß unzersplittert zu erhalten und in einer Form und Ordnung zu bewahren, welche seinem Werth entspräche und den Zweck erfüllte, dem Geschiedenen das würdigste Denkmal, den Zeitgenossen, wie den kommenden Generationen eine Stätte der Lehre, des Studiums, der künstlerischen Erhebung zu werden. Es war das immer Rauchs eigner Wunsch gewesen, der es, wie jeder mit ihm, lebhaft beklagte, daß in Bezug auf seine großen Vorgänger in der deutschen Bildhauerei, Schlüter, Taffärt, Schadow nicht ein ähnlicher Gedanke zur Verwirklichung gelangt sei. Was ist uns von der ganzen Lebensarbeit dieser Meister geblieben außer den zur letzten Ausführung gelangten öffentlichen Monumenten?! Wo sind ihre Entwürfe, Studien, Skizzen, in denen ihr Genie seinen unmittelbarsten Ausdruck fand? Verstreut und zersplittert, und die Familienpietät so wenig wie die staatliche Vorsorge hat uns

Digitized by Google

selbst des letztern uns noch so nahe stehenden Meisters Lebenswerk in seiner Gesammtheit erhalten gewollt. Ja es ist diesem noch schlimmer ergangen, indem sogar zwei seiner Hauptarbeiten, die Denkmale Ziethens und des Dessauers, neuerdings von dem ihnen bestimmten öffentlichen Platz entfernt sind, um im Cadettenhause untergebracht und durch die armseligen Surrogate mittelmäßiger Broncestatuen ersetzt zu werden. So ist Schadow trotz der Größe und Fülle seines Genies eigentlich in dem allgemeinen Laienbewußtsein weit mehr ein kunstgeschichtlicher Begriff, als eine bestimmte, klar anschaubare künstlerische Persönlichkeit geworden, er, die individuellste, persönlichste Meistergestalt, welche seit Schlüter in Deutschland erwachsen ist. Seinem ehemaligen Schüler Christian Rauch ist das Glück, wie es ihm im Leben treu geblieben, auch nach dem Hinscheiden günstiger gewesen. Durch die imponirende Massenhaftigkeit seines Schaffens, welche durch eiserne Consequenz und strengen unablässigen Fleiß, diese ihm eigenthümlichen unschätzbaren Tugenden, ermöglicht wurde, hatte er bei Lebzeiten während einer langen Periode seinen großen Meister einigermaßen in Schatten gestellt; und nun bleibt die ganze Summe seiner Leistungen beisammen, als sein vollständiges Lebenswerk, das fort und fort auch des Urhebers Bild in seiner geschlossenen Ganzheit zu erhalten und zu überliefern bestimmt ist.

Die Mehrzahl der hier nun vereinigten Modelle wurde, nachdem die königliche Bewilligung zur Einrichtung dieses Museums ertheilt war, aus dem Besitz der rauchschen Erben für den Staat erworben, um nach der ursprünglichen Absicht in seinen alten Werkstatträumen zusammengestellt zu werden. Aber diese lagen in dem weiten Gebäude des Lagerhauses zwischen der Kloster- und Neuen Friedrichstraße vielfach getrennt von einander. So mußte von diesem Gedanken abgegangen und ein andrer besonders dafür eingerichteter Raum gewonnen werden. Man fand denselben durch Erwerbung und Vereinigung der auf der andern Seite des bekannten Corridors im Erdgeschoß jenes Gebäudes den Werkstätten gegenüber gelegenen Lagerräume. Aus diesen ist ein langer gewölbter Saal von 162 Fuß Länge bei 27 Fuß Breite und 21 Fuß Höhe gemacht worden, in welchem neben den der Familie direct abgekauften Modellen noch eine ganze Anzahl von theils in den königlichen Museen, theils in den Gießereien verstreuten oder bewahrten und nun hierhergeschafften bequeme Aufstellung gefunden haben. Die Sammlung ist damit trotz der 162 Nummern, die sie umfaßt, noch nicht zum vollen Abschluß, nicht zur ganzen Vollständigkeit gelangt. Mehre noch fehlende Modelle waren bisher nicht herbeizubringen, bei andern wird es vielleicht für immer unmöglich sein. Aber im Vergleich zu dem Vorhandnen ist die Zahl dieser fehlenden doch nur gering. Der ganze Eindruck dieses von Modellen aller Art erfüllten Saales ist ein höchst imposanter. Durch eine hohe Eingangsthür, von der Büste

Digitized by Google

Rauchs (von ihm selbst 1828 modellirt) überragt, von den Reliefbildern der bedeutendsten deutschen zeitgenössischen Künstler umgeben, tritt man in den weiten Raum mit den hoch angebrachten Bogenfenstern; von den rothen Wänden hebt sich dies ganze Heer von Statuen und Reliefs, Monumenten und Büsten klar und entschieden ab. Man muß es sich immer wiederholen, daß all das die Arbeit *eines* Menschenlebens ist; denn es erscheint so massenhaft, als ob mehre Generationen von Bildhauern an seiner Herstellung thätig gewesen wären. Leider ist die Beleuchtung, welche den Werken gegeben werden konnte, nicht grade genügend und günstig. Den nach der ziemlich engen Neuen Friedrichsstraße hinausgehenden Fenstern wird das Himmelslicht durch die jenseitigen Häuser nur zu sehr verkümmert, und dieses trifft hoch einfallend wieder nur in rechter Weise die auf der Fensterseite placirten Modelle; die an der gegenüberliegenden Wand bleiben in einem gewissen Halbschatten, in welchem sie kaum zu einer kräftig körperlichen Wirkung gelangen können. Ebenso wenig wie eine durchweg günstige Beleuchtung war eine chronologische Ordnung in der Aufstellung durchzuführen, welche dabei sehr wünschenswerth gewesen sein würde. Im Uebrigen verdient das ganze Arrangement, das von dem Schüler und treuen Mitarbeiter Rauchs an allen Werken seiner letzten Lebensperiode, Professor Hugo *Hagen*, geleitet wurde, alles Lob.

Den Anfangs- und den Endpunkt dieser über mehr als ein halbes Jahrhundert mit gleicher Energie fortgesetzten Thätigkeit bezeichnen die weltbekannte Statue der Königin Luise für das charlottenburger Mausoleum und die Thaers für den Platz vor der Bauakademie zu Berlin. Ein langer Weg und eine bedeutende Entwicklung unsrer plastischen Kunst liegt zwischen ihnen beiden. Gottfried Schadows künstlerische Arbeit war der Aufklärung auf andern Gebieten des geistigen Lebens gleichsam parallel. Die Befreiung vom Schwulst, von der süßlichen Schwächlichkeit, von der hohlen und aufgeblasenen Unnatur der Perückenzeit, die Einführung eines einfachen, gesunden und naiven Realismus in die Plastik war seine unsterbliche That gewesen. Aus dieser Schule ging Rauch hervor. Aber seine Entwicklung fiel in die Zeit, als in einer zweiten Renaissance die Antike eben wieder heraufbeschworen war, um für den Neubau auf jener Tabula rasa, welche der Untergang des Rococo geschaffen, als höchste Lehrende und Regel zu dienen. Als eine vollendet schöne und gereifte Frucht der tiefen Naturerkenntniß und eines in dieser Schulung der Antike gebildeten reinen und keuschen Stilgefühls ist jenes berühmte Werk Rauchs anzusehen. Der künstlerische Charakterunterschied zwischen ihm und verwandten Gebilden Schadows ist aufs schärfste ausgesprochen. Die naive Unbefangenheit, mit welcher dieser seine Gestalten in natürlicher Schlichtheit und in der simpeln Anmuth der reinsten Wahrheit hinzuspielen scheint, suchen wir hier vergebens. Die Natur ist in Rauchs Statue weit bewußter gesteigert und

Digitized by Google

der feine Adel der Linienführung, vor allem die ganze Kunst der Drapirung weist auf die Inspiration des Meisters aus den idealen Mustern antiker Plastik hin. Wenige Werke der Skulptur haben mit so zwingend holder Gewalt die Menschenseelen sich zu unterwerfen vermocht, wie dieses. Seine ungeheure Popularität überhebt uns jeder Schilderung. Dieses verklärte und doch so blühend schönheitvolle Bild seligen Friedens, mild lächelnden Versinkens in die Ruhe des ewigen Schlummers, diese selbstvergessen mit aller Hoheit und lautern Lieblichkeit unverlierbar geschmückte rührende und zugleich zarte Ehrfurcht weckende Frauengestalt, deren edle Glieder das zierliche dichte Faltenwerk in so weise geordnetem harmonischem Spiel umfließt, ist wohl jeder Anschauung fest und klar eingeprägt. Uebrigens ist anzuführen, daß der Abguß im Rauchmuseum nicht über das charlottenburger Original selbst, sondern über eine wenig veränderte Wiederholung desselben in einem Pavillon des Gartens von Sanssouci genommen ist. Weit weniger bekannt ist eine andere ebenfalls als liegend und schlummernd dargestellte Grabmonumentstatue, die der jungen Prinzessin von Hessen-Darmstadt, 1828, von Rauch in Marmor ausgeführt. Es ist die Gestalt eines Kindes von etwa 5—6 Jahren, das auf seinem kleinen Lager daliegt wie aufgelöst von süßem Schlaf. Dem rechten Händchen entsinkt der Blumenkranz, den das Kind sich eben gewunden, der reizende lockige Kopf neigt sich gegen die Schulter auf das Kissen zurück, „es lösen sich alle Gelenke". Ein fein stilisirtes, in der etwas dünnen und scharfen Behandlung der Falten dem der Luisenstatue ähnliches Kindergewand umgiebt den lieblich prangenden kleinen Leib, Aermchen und Beine in ihrer noch frischen Lebensfülle freilassend. Etwas so Naives im schönsten Sinne, wie diese Gestalt hat Rauch später meines Wissens nicht wieder geschaffen, zu wie viel imposanteren, strengeren, mächtigeren Gebilden er sich auch immer erhoben habe. Wenn man von der so ganz abweichenden Tractirung der Gewandung absähe, könnte man weit eher Fr. Drake als seinen großen Lehrer für den Autor dieses Werkes halten.

Denkmäler, Idealgestalten respective Gruppen und Compositionen um ihrer selbst willen oder zu decorativen Zwecken gebildet; einfache Porträtgestalten respective Büsten — das sind die drei Gattungen von Arbeiten, in welche sich, als in ebenso viel natürliche Abtheilungen, die Werke Rauchs gliedern lassen. Die genannten beiden stehen auf den Grenzen zwischen allen dreien, und wir werden derartigen noch mehrfach begegnen. Weitaus überwiegend ist die Zahl der reinen Monumente, die hier theils als Skizzen des Ganzen, theils als Abgüsse der Kolossalstatuen und der einzelnen Piedestalreliefs vorhanden sind. Als eine der frühesten ist die für den General Ostermann im Jahre 1816 ausgeführte Monumentalfigur des Kaisers Alexander des Ersten von Rußland anzusehn. Sie unter allen rauchschen Werken der gleichen Gattung zeigt den Meister am stärksten unter dem Einfluß des antikisirenden Princips. Um die dem Wesen

Digitized by Google

des dargestellten Mannes am meisten entsprechende Stellung und Haltung in Ruhe oder Action handelt es sich ihm gar nicht darin. Wie ein leicht beschwingter classischer Heros hält er das halb in der Scheide steckende Schwert, posirt er mit schwunghafter Beinstellung und classischem Mantelwurf, und der ungeheure Widerspruch des ganz realistisch porträtmäßig behandelten Kopfs mit dieser Darstellungsart scheint den Künstler damals kaum innerlich störend berührt und gehindert zu haben. Nichts zeigt schlagender die auch in seinem Bewußtsein während eines halben Jahrhunderts vollzognen Wandlungen, als die hier in unmittelbarer Nachbarschaft aufgestellte Statue Immanuel Kants aus Rauchs letzter Lebenszeit.

Ein leiser allmäliger Uebergang von jener erstern Weise der Behandlung der Monumentalstatue wird bereits in den bei der berliner Hauptwache placirten in den ersten zwanziger Jahren modellirten Denkmalen Bülows und Scharnhorsts erkennbar, die in dem Museum bis jetzt wenigstens noch nicht durch ihre Modelle vertreten sind. Es werden auch in diesen beiden berühmten Gestalten zwar der modernen Uniform starke Zumuthungen gestellt, sich den Stilgesetzen antiker Gewandung zu fügen, aber die Helden selbst verläugnen doch nicht gänzlich den modernen Menschen, wie sehr derselbe auch seinem monumentalen Zweck zu Liebe erhöht und gesteigert erscheinen möge. An den symbolisirenden Reliefs gewinnt selbstverständlich die rein antike Formensprache wieder ausschließlich Platz und mit Recht: keine andre vermag so verständlich, so künstlerisch schön und in so knapper gedrängter Ausdrucksweise einen bedeutenden gedanklichen, respective historischen Inhalt zu erzählen, wie sie. — Das Denkmal Blüchers am berliner Opernplatz, jenen beiden in der Entstehungszeit nahe, bezeichnet eine durchaus verwandte Stufe der künstlerischen Entwicklung und der Auffassung der Aufgabe monumentaler Plastik durch Rauch. In diesem Museum ist nur die Skizze davon, ebenso wie die von dem breslauer Denkmal desselben Helden, vorhanden. Die Behandlung der Gestalt wie des Postaments entspringt den gleichen Principien. Es ist immer zu beklagen, daß der große verwegne Reiterführer nicht eine, diesem seinem speciellsten Wesen weit besser entsprechende monumentale Verherrlichung gefunden hat, eben auch durch eine Reiterstatue. Daß es nicht geschehen, ist freilich nicht Rauchs Schuld, sondern jenem vorurtheils- und anspruchvollen, unsern Regierenden heiligen Gebrauch zuzuschreiben, welcher diese höchste künstlerische Ehre ausschließlich für Könige und Herrscher vorbehalten wissen will. Sehn wir aber von der Möglichkeit einer solchen Darstellung des Helden ab, so müssen wir unter den beiden Werken Rauchs dem breslauer weitaus den Vorzug vor dem berliner geben in Bezug auf eine mit großartiger monumentaler Wirkung vereinigte wahrhaft charakteristische und bezeichnende künstlerisch-plastische Gestaltung der ganzen Persönlichkeit. Der greise Held im flatternden Mantel mit vorwinkend

Digitized by Google

erhobenem Arm und gezücktem Säbel, in mächtig vorschreitender Bewegung giebt doch bei aller idealistischen Steigerung seiner wirklichen Erscheinung ein Bild des stürmischen und gewaltigen Marschall Vorwärts von ganz anders packender und überzeugender innerer Wahrhaftigkeit, als, bei aller Porträtähnlichkeit des herrlichen Kopfs, — der auf die Kanone tretende, ruhig dastehende des berliner Monuments. Die Flach-Reliefs, welche den obern, hochgestreckten Theil des überhohen Postaments schmücken, sprechen ihren Sinn weder so klar aus, noch können sie sich gleicher künstlerischer Einheit und Wirkung der Composition rühmen, wie die an Bülows und Scharnhorsts Denkmal. In beider Hinsicht haben sie etwas Hieroglyphenähnliches. Im Gegensatz dazu sind die friesartigen, runder herausgearbeiteten Reliefcompositionen des unterhalb derselben das Postament umgebenden schmaleren Bildstreifens realistisch in einem Grade gehalten, welcher Rauch bis dahin völlig fern gelegen hatte. Diese Bildwerke schildern bekanntlich in fast genremäßig die Wirklichkeit nachbildender Weise den ganzen Siegeszug vom breslauer Aufruf an das Volk bis zum Einrücken in Paris, fast ohne jede zu Hilfenahme der Allegorie. Sie sind sehr reich an geistvollen Zügen, gut erfundnen, naiven und zugleich bedeutsamen Episoden. Schade nur, daß das bei alledem immer noch ziemlich akademisch antikisirend zwangsweis behandelte Costüm der Freiheitskriege bei einer solchen Behandlung oft wahrhaft komische Erscheinungen ergiebt. Die Mützen der Jäger, die Czacos und Helme, und besonders die ungeheuerlichen Federhüte der Offiziere bringen ungewollt eine Wirkung hervor, welche dem Ernst der Darstellung nicht grade günstig wird. Von höchster und unbedingter Schönheit sind dagegen die beiden Löwen, der schreitende und der schlafende, auf den beiden Seitenflächen des untersten Postamenttheils. Von der modernen Plastik ist die prachtvolle königliche Gestalt des Thieres nie und nirgend in größerem, man möchte sagen erhabenerem Sinne und zugleich schärferer, prägnanterer Charakteristik ihres natürlichen Wesens aufgefaßt und gebildet worden, als in diesen Reliefs.

Während der letzten zwanziger und ersten dreißiger Jahre des Jahrhunderts wurde Rauchs Hauptthätigkeit von zwei andern großen Monumentalwerken in Anspruch genommen, dem Denkmal des Königs Max Joseph von Bayern und dem Albrecht Dürers für Nürnberg. Von beiden enthält das Museum die Skizzen, von einzelnen Reliefs am Postament des erstern die congruenten Abgüsse. Das Postament der Dürerstatue ist nicht, wie es hier erscheint, zur wirklichen Ausführung gekommen. Die gothische architektonische Construction und Ornamentirung desselben, welche die Skizze zeigt, rührt von Professor Heideloff her. Sie ist an Ort und Stelle durch ein einfaches Steinpostament ersetzt worden. Bei der Statue selbst hatte der Bildhauer gewissermaßen leichte Arbeit. Hier war nichts zu ergänzen, nichts hinzuzudichten zu dem herrlichsten Menschenbilde,

Digitized by Google

das die Natur geschaffen und die treulich nachbildende Kunst des Mannes selbst uns überliefert hat. Rauchs Werk ist eine plastische Uebertragung des münchner Dürerbildnisses, dem sie sich in Form und Ausdruck des Kopfes, in Haar- und Barttracht, so gut wie in Hinsicht des prächtigen Costüms durchaus anschließt, all diese Dinge freilich in einem breiteren Stil und der monumentalen Aufgabe entsprechender behandelt, als es Dürers Pinsel vermochte. — Das Denkmal des Königs Max weicht in seiner Totalform, in seiner ganzen Anlage höchst wesentlich von der durch Rauch gemeinhin beliebten Art des compositionellen Aufbaues ab. Die sitzend dargestellte Statue bedingte eine bedeutende Breitenentwicklung des Postaments, statt der sonst von ihm vorgezognen überhohen und schlanken, und die Würde und Wucht, die ruhig imponirende Wirkung des Ganzen hat dadurch nur gewonnen, welche die prächtigen Löwen an seinen Ecken noch erhöhen. In den Flach-Reliefbildwerken, welche die Seitenflächen des Piedestals schmücken, ist von der Vermischung realer Gestalten mit antiken Gottheiten, abstracten Allegorien und christlichen Engeln ein ziemlich ausgiebiger Gebrauch gemacht, um gewisse Gedanken auszudrücken, welche am Denkmal eines Verfassung verleihenden Königs ihre künstlerische Verkörperung wohl beanspruchen dürfen. Ihre hier aufbewahrten großen Abgüsse lassen überall das große Geschick des Meisters im Bezwingen seiner Aufgaben und die strenge Correctheit in seinen Gestaltungen erkennen. Von einer gewissen innern Nüchternheit sind sie dagegen nicht frei geblieben. Die letzten dieser Reliefs modellirte Rauch 1835, ein Jahr bevor er jenes prachtvolle Werk geschaffen, dem ich in mancher Hinsicht unter all seinen eigentlichen Denkmalen den ersten Platz einräumen möchte, das Monument der beiden ersten christlichen Polenkönige Mieroslaw und Boleslaus, welches von einem Vereine polnischer Edler für eine Kapelle des Doms zu Posen bestellt wurde. Es mag dem Meister eine Wonne gewesen sein, sich hier endlich einmal der peinlichen Angst und Noth entschlagen zu können, das moderne Costüm, die abscheuliche Uniform, den unerträglichen Civilrock für die Skulptur bezwingen und dem modernen Mantel einen Wurf und Fall andichten zu müssen, den er seinem kümmerlichen innersten Wesen gemäß in Wahrheit ausschließt. Wenn der Bildhauer schon auf das Nackte verzichten muß, so weiß ich kaum etwas Verlockenderes für ihn, als das früh mittelalterliche Costüm. Das eng anliegende Kettenpanzergeflecht läßt doch, ohne ihm Gewalt anzuthun, die Formen der menschlichen Gestalt als solche sprechen, und wo das Gewand auftritt, ist es theils der antiken Tradition noch so getreu, theils faltet es sich in so herrlichen Massen, in so großem Zuge, in so breitem und vollem Stil, daß es an und für sich eine würdige und reizende Aufgabe für Modellirholz und Meißel giebt. Dazu banden hier den Meister keine Rücksichten auf Porträtähnlichkeit. Und so hat er denn aus der Gruppe dieser beiden gewaltigen

Digitized by Google

Königsgestalten, der kriegerischen und der mehr priesterlichen, ein Werk geschaffen, das bei seiner historischen und nationalen Charakteristik zugleich in der ganzen Reinheit und plastischen Größe eines mächtigen Idealgebildes erscheint. Von dieser Monumentalgruppe enthält das Museum die erste Skizze und den Abguß des vollendeten Modells in Größe und Ausführung der Bronce selbst. Aus dem Jahr 1838 finden wir das halblebensgroße Hilfsmodell einer Denkmalsstatue von sehr hiervon abweichendem Gepräge, der Gneisenaus, welche diesem großen Heerführer in Sommereschenburg bei Helmstädt damals errichtet wurde, nicht zu verwechseln mit der sechzehn Jahre später in Berlin aufgestellten. Die erstere Statue zeigt den Helden in ganz ruhendem Dastehn, die linke Hand am Griff des Schwerts, in der andern eine Rolle; der auf der rechten Schulter befestigte Mantel fällt in einfach großer Drapirung vom linken Arm aufgenommen über die Gestalt. Wenn man will, ist auch hier das eigentlich charakteristische Wesen des Mannes, das uns die Art seines Thuns erkennen läßt, nicht zum vollen Ausdruck gekommen. Aber das herrliche Leben des von höchster Meisterschaft gestalteten Kopfes, die so tüchtig, mannhaft in sich ruhende, elastisch schwungkräftige Gestalt, haben mir diese wenig bekannt gewordne Statue immer als eine ganz besonders treffliche Arbeit Rauchs erscheinen lassen, der ich vor dem großen berliner Denkmal desselben Helden beinah den Vorzug gebe.

Wir können nicht zur Betrachtung der großen Monumentalwerke des folgenden Jahrzehnts übergehn, ohne hier gleich die mit den letztgenannten in den dreißiger Jahren entstandnen Idealgestalten Rauchs angereiht zu haben. Eine scharfe Trennung nach Gattungen würde das Gesammtbild der kolossalen Thätigkeit des außerordentlichen Mannes zu sehr zersplittern. Diese Thätigkeit hatte damals bereits die größte Ausbreitung gewonnen. Eine bedeutende Zahl tüchtiger junger Kräfte, auf welche er sich verlassen konnte, und deren Arbeit immer unter der sichern Leitung und unerbittlich scharfen Controle des Meisters stand, hatten sich an den Arbeiten und dem Beispiel Rauchs in seiner Werkstatt bereits seit dem vorigen Jahrzehnt herangebildet. Die Aufträge wurden immer umfassender, und den größten konnte diese erste Künstlerwerkstatt der Welt vollauf genügen. Zu diesen größten gehörte der von König Ludwig von Bayern ausgehende, für die bei Regensburg von ihm errichtete Walhalla jene Folge von kolossalen Victorien in Marmor zu meißeln. Vom Jahre 1833 ab hat Rauch mit seinen Schülern, gleichzeitig mit den genannten Denkmalen, an diesen Gestalten gearbeitet. Im Sommer 1842 sahen wir sie sämmtlich (ich denke es waren acht) hier in den Räumen seiner Werkstatt in Marmor vollendet ausgestellt. Die im Museum vorhandnen Modelle geben keine durchweg genaue Anschauung derselben. Theils sind es nur Skizzen dazu, theils Abgüsse von den später mehrfach zu andern Zwecken neu bearbeiteten, die, auch wo die

Digitized by Google

Motive der Bewegung ganz beibehalten wurden, fast als neue und andre Statuen gelten können. Kaum haben außer dem Monument Luisens von der neueren Plastik geschaffene Idealgestalten eine gleich große Popularität erworben. Jeder kennt sie wie jene, und ihre Schilderung wird ebenso überflüssig: die vorgeneigt sitzend ihre Kränze werfende, die stehend niederblickende mit Eichenkranz und Eichenzweig, die beschwingt heranschwebende, mit dem Palmzweig in der einen, dem Lorbeerkranz in der andern erhobnen Hand, die in stiller ruhiger Majestät sitzende, die in ganz besonders stolzer Großartigkeit einherschreitende, die aufblickend sich selbst den Kranz auf das göttliche Haupt drücken zu wollen scheint. Letztere finden wir außer dem Abguß der für die Walhalla gemeißelten hier noch einmal in jenem kolossalen Maßstab, in welchem sie für das Denkmal auf dem leuthner Schlachtfeld ausgeführt wurde (1852). Dazu kommt noch die für das Treppenhaus des königlichen Palais zu Berlin modellirte mit dem Oelzweig in der Linken und ausgestreckter rechten Hand. In allen diesen Gestalten lebt der reine Adel echter Schönheit, welcher die Statue Luisens beseelt, eine Schönheit, zu deren Anschauung der Meister sich in dem hingebenden Studium der Antike herangebildet hat.

Weder in den Motiven, deren Mannigfaltigkeit innerhalb eines doch eigentlich sehr eng umschränkten Kreises unsre volle Bewunderung für die poetisch-bildnerische Erfindungskraft des Meisters hervorruft, noch in der Gestaltung selbst sind sie als Nachbildung antiker Muster anzusehn; aber sie sind herausgestaltet aus einer an dieser zur edlen Klarheit geläuterten und gereiften Phantasie und Bildnerkraft. — Aus den dreißiger Jahren entstammen ferner die beiden allbekannten anmuthigen Knabenstatuen: der Glaube und die Liebe, und die Mädchengestalt der Hoffnung, welche Rauch für die Kirche seiner Vaterstadt Arolsen stiftete (1835), und die wie das betende Mädchen vom Jahre 1836 später fast bis zum Ueberdruß für jeden passenden und unpassenden Platz und Zweck vervielfältigt und benutzt worden sind. — Die vom Herzog von Orleans bei Rauch bestellte Eurydice, im Tartaros den Gesang ihres zu ihrer Rettung nahenden Gatten vernehmend (1833), ist leider nur Skizze geblieben, in welcher Form sie hier vorhanden ist und doppelt bedauern läßt, daß der Tod ihres Bestellers sie nicht zur Ausführung kommen ließ. Die Statue der Danaide ist gleichfalls ursprünglich eine Arbeit aus diesen Jahren. 1837 modellirte Rauch sie für Kaiser Nikolaus, und da die in Marmor danach ausgeführte beim Brande des Winterpalais zu Grunde ging, hat er sie um 1850 noch einmal einzig mit Veränderung des nun aufgelöst niederwallenden Haupthaars wiederholt. Sie ist eine der wenigen ganz nackten Statuen ihres Autors, und wenn irgendwo in seinen Schöpfungen, wird in dieser die bestimmte Schranke seines großen und umfassenden Könnens fühlbar. Die Gestaltung des lebendig schönen Nackten lag ihm ferner. Die geläuterte Form, die strenge Correctheit, das gediegene

Digitized by Google

Wissen und Verständniß vermag bei solchen Aufgaben nicht jenes naive Empfinden, jene volle und warme Sinnlichkeit zu ersetzen, welche beim Bildhauer wie beim Maler zur vollendeten Darstellung der reinen zumal weiblichen Gestalt um ihrer selbst willen, in ihrem blühenden, unverhüllten Reiz nun einmal unentbehrlich ist. Nach Schadow hat das nur Einer, nur einer der jüngsten unter unsern Meistern wieder ganz vermocht, den ich nicht erst zu nennen brauche. Man darf bei dieser Danaide sich seine lebenglühende Behandlung des Fleisches nicht ins Gedächtniß rufen, wenn man Geschmack an dieser kühlen, mit schulgerechter Meisterschaft gestalteten Figur Rauchs behalten will.

Ueber 60 Jahre war der große Künstler hinaus, als er in ungeminderter Kraft an das riesigste Werk seines Lebens ging, welches sein nächstes Jahrzehnt fast ausschließlich erfüllen sollte, an das Denkmal Friedrich des Großen. Wie zu erwarten war, enthält das Museum ziemlich vollständig alles, was zur Entstehungsgeschichte desselben gehört, die verschiednen Projecte und Skizzen, die stufenweise Ausführung der schließlich unter diesen genehmigten in all den Einzeltheilen, aus welchen sich das mächtige Ganze zusammensetzt.

Der Skizzen sind fünf. Die eine, am meisten von der gegenwärtigen Gestalt des Denkmals verschiedene, war nach einer Idee und Angabe Schinkels entworfen, und wir wollen uns Glück wünschen, daß sie nicht über dies Stadium hinaus gelangt ist. Die Trajanssäule ins Friedericianische übersetzt und davor die Reiterstatue des Königs in römischer Tracht — darauf lief dies Project hinaus. Dann die zweite Skizze, im Aufbau und der allgemeinen Form dem ausgeführten Denkmal verwandt, im Einzelnen aber gänzlich abweichend davon. Die Reiterstatue im Costüm der Zeit, nur mit einem Lorbeerkranz statt des Hutes, auf hohem mit zwei Reihen Reliefs übereinander geschmückten Postament von ähnlichen Höhen- und Breitenverhältnissen wie das jetzige. Diese Reliefs sind fast gänzlich allegorischen Charakters. An der Vorderseite der Frieden, welcher von Victorien herbeigeführt wird, an der Rückseite die Künste, an der einen Langseite eine Kampfscene, an der andern Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke, daneben Ceres, dem bittenden Volk ihre Gaben bringend, und Merkur als Beschützer der Industrie. Darüber in kleineren Reliefdarstellungen Friedrich im Kreise seiner Freunde musicirend, Schiffahrt, Handel, Baukunst, kriegerische Jugenderziehung symbolisirt. Man sieht schon aus dieser Aufzählung, daß hier eine rechte Einheit und eine wahrhaft organische Gliederung und Composition mangelte. Eine dritte Skizze des Piedestals (ohne den Reiter) zeigt zuerst große symbolische Figuren an den abgestumpften Ecken, denen die als Attribute beigegebnen Thiere eine größere plastische Fülle und Wucht verleihen: Fortitudo mit dem Löwen, Bellona mit dem Wolf, Sapientia mit der Sphinx, Justitia mit dem Kranich. Zwischen ihnen an den Langseiten des Postaments flache Reliefs von Victorien über Trophäen schwebend, an der Vorderseite die Muse

Digitized by Google

der Geschichte, an der Rückseite die der Poesie. Friedrich Wilhelm der Dritte, in dessen letzte Lebenstage noch die Grundsteinlegung des Denkmals fiel, hatte diesen Entwurf zur Ausführung bestimmt. Aber Rauchs eigne Wünsche galten bereits einem andern, und des Königs Nachfolger entsprach denselben gern, die mit seinen eignen übereinstimmten. In einer vierten Skizze sind diese Absichten des Meisters noch nicht zur letzten Klarheit entwickelt, trotzdem sie schon in der ganzen Hauptsache mit der schließlich ausgeführten übereinstimmt. Die Architektur des Postaments ist noch nicht so wie in dieser durchgebildet und etwas sehr Wesentliches: die symbolischen Eckfiguren der Cardinaltugenden fehlen in der obern Abtheilung. Alle diese Skizzen sind in der Zeit von 1836—39 entstanden, die fünfte und letzte, als direct zur großen Ausführung verwandte Vorarbeit anzusehende, im folgenden Jahr. Von ihr ist Rauch kaum mehr wesentlich abgewichen. Ich will hier keine eingehende Kritik des berühmten Werkes unternehmen, zu welcher bei einer Ueberschau über den Inhalt dieses ganzen Museums nicht der geeignete und nicht der genügende Platz wäre. Wenn es immer durch seine Massenhaftigkeit und durch die Fülle solider künstlerischer Arbeit, welche darin steckt, höchst imposant und ehrwürdig erscheinen muß, so ist seit seiner Aufrichtung die Ueberzeugung wohl mehr und mehr allgemein geworden, daß dies kolossale Werk mehr eine oft geschickte, oft ziemlich gezwungene Zusammenstellung und Aufthürmung von an sich sehr meisterlichen Einzelstücken, als ein, gleichsam aus einem Keim und Kern, aus einer innern Triebkraft erwachsenes organisch ganzes Kunstgebilde sei. Durch seine geistig-künstlerische Macht, durch seine unabweislichen, überwiegenden Vorzüge, durch die wirkliche Großartigkeit als Arbeit hat es auf unsre ganze Monumentalbildnerei einen Einfluß ausgeübt, dem sich dieselbe so wenig als das Publikum wohl noch für eine längere Periode wird entziehen können. Einige von großem und originalem Talent eingegebne Befreiungsversuche, die in neuerer Zeit wohl unternommen worden, haben wir gleichsam an dem festeingeprägten frommen Autoritätsglauben an die unbedingte Mustergiltigkeit des Friedrichdenkmals scheitern sehn.

Die einzelnen Figuren, Hoch- und Flachreliefs von demselben, die wir hier im Museum so viel genauer und unzerstreuter sehen und studiren können, wie an dem Original selbst, gewähren das höchste Interesse. In allen Fällen erzeugt eine solche Betrachtung im Herzen des Beschauers einen fast ehrfürchtigen Respect nicht blos vor der Größe des künstlerischen Talents, sondern vor jener unbeugsamen sittlichen Energie in der Arbeit, welche Rauch und die Seinigen in allen Theilen dieses Werks bis zur letzten Befriedigung des eignen Gewissens vorwärts trieb. Die Meisterschaft des Autors erscheint darin gleichzeitig seinem Gegenstande gegenüber zur höchsten Freiheit und sieghaften Sicherheit entwickelt; das Material sowie das gewiß der Plastik widerstrebende Zeitcostüm

Digitized by Google

des achtzehnten Jahrhunderts bieten kein Hinderniß mehr und fügen sich zwanglos ihrem Gesetz und des Bildhauers Absicht.

Auch ist noch hervorzuheben, wie es hier seit anderthalb Jahrhunderten wieder zum ersten Mal ein Reiterstandbild zu schaffen galt. Und in wie immer bewundernswürdiger bahnbrechender Weise ist grade diese Aufgabe gelöst! Wie tief ist Rauch, der zuvor wohl kaum ein Pferd gebildet hatte, in Organismus und Wesen des edlen Thieres eingedrungen; wie hat er das moderne Roß eigentlich zuerst für die Plastik gewonnen! Ebenso wie vordem noch in den letzten zwanziger Jahren den Hirsch in jenen prächtigen, lebensgroßen Statuen für ich weiß nicht welches Parkes Thor, wie den Löwen und den Adler, den keiner vor ihm auch nur annähernd in gleicher plastischer Mächtigkeit und doch Bewahrung des natürlichen Charakteristischen zu bilden vermocht hat. — Die Wirkung des Kopfes Friedrichs, des gewaltigen Blickes der unter dem beschattenden Hut hervorblitzenden Augen, der gebietenden Züge, dieser ganzen menschlichen Erscheinung, in welcher der irdischen Bedingtheit nichts abgebrochen ist, während ihre inwohnende ideale Hoheit, Geistes- und Herrschermacht doch zu so vollkommenem, imponirendem und hinreißendem Ausdruck gebracht ist, — diese Wirkung erprobt man erst recht hier vor dem kleinen Hilfsmodell (1839—40), oder auch dem zweiten kolossalen, während uns im Original die Höhe des Postaments und der schwärzliche Ton der Bronce dieselbe raubt oder verkümmert. Aehnlich verhält es sich mit den Reliefs, mit den Reiterfiguren an den Ecken und den freilich auch hier immer äußerst gedrückt erscheinenden darübersitzenden Gestalten der Herrschertugenden.

Im Mai 1851 wurde bekanntlich das fertige Werk feierlich enthüllt. Bis zum letzten Moment hatte es Rauchs thätige Sorge, Arbeit, Ueberwachung in Anspruch genommen. Des Meisters eignes reiches Leben schloß im December 1857. Und doch hat er seit der Mitte der vierziger Jahre gleichzeitig und nach jener Schöpfung noch Zeit und Kraft zu einer Reihe von großen monumentalen Werken gefunden, welche für sich allein schon hinreichen würden, eines Künstlers Leben zu füllen und ihm den gerechten Ruhm zu sichern. Es sind dies, um nur die hauptsächlichsten, im Museum befindlichen zu nennen, und von der großen Zahl von Büsten, Entwürfen, kleineren Arbeiten abgesehen, welche daneben unter seiner Hand entstanden: Die Grabmonumente Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, des Königs Ernst August von Hannover, der Gemahlin desselben; die Kolossalstatuen der Generale York und Gneisenau für Berlin, Kants für Königsberg, Thaers für Berlin, des Großherzogs Paul von Mecklenburg-Schwerin, die Kolossalgruppe des Moses im Gebet, von Aaron und Hur unterstützt, die Statue der Hoffnung, welche nun seine Grabstätte schmückt, Bildwerke, denen sich das, wenn auch nur Skizze gebliebene, kleine Modell eines Goethe-Schillerdenkmals an innerem Werth mindestens gleichberech-

Digitized by Google

tigt anreiht. Die erstgenannte dieser Arbeiten entstand 1843; Friedrich Wilhelm der Vierte ordnete das Grabdenkmal für seinen Vater an, das neben dem Luisens im charlottenburger Mausoleum seinen Platz finden sollte. Es bildet den schönsten Gegensatz gegen das berühmte Werk einer so viel früheren Periode des Meisters. Hier die zarteste, ideale Lieblichkeit, dort die schlichte Einfachheit, der schmucklose männliche Ernst und in so ganz andrer Gestalt die ruhige Hoheit, der tiefe, heilige Frieden einer wahrhaft „im Herrn entschlafenen" Seele. Der Ausdruck dieses geistigen Inhalts ist hier um so ergreifender, je simpler, je nüchtern realistischer die Form erscheint. Der König liegt wie auf dem Feldbett in seinen Soldatenmantel gewickelt strack und gradaus da. — Die Grabstatue der schönen Königin von Hannover modellirte Rauch 1844. Es war ihm der nicht geringe künstlerische Vortheil vergönnt, die in hohem Alter verstorbene Königin so zu bilden, als ob sie in der Fülle ihrer einstigen hochberühmten Schönheit entschlummert wäre. So liegt sie da, ein herrliches, prangendes Weib mit dem heiter verklärten, liebreizenden Antlitz, dessen verlockende Züge uns Schadows bekannte Büste aus ihren jungen Tagen treulich bewahrt hat. Von der antikisirenden, zierlich fältelnden Gewandung der Statue Luisens hatte Rauch bereits eine reiche künstlerische Entwicklung weit abgeführt. Hier legt sich ein volles Gewand, in breiten Falten ihn umfließend, um den schönen Leib, und über das Lager hin fällt von den Schultern zu den Seiten und zu den Füßen abwärts der prächtige Königsmantel in groß und pompös angelegten und behandelten Motiven. Das Sims aber des Postaments, welches das Lager trägt, wird an den Ecken von den lieblichsten knieenden, kleinen musicirenden und singenden Engelsgestalten gestützt, die einer Bildhauerphantasie je erschienen sind. Auf gleichgestaltetem Postament ruht die Grabstatue des Königs Ernst August. Noch bei seinen Lebzeiten 1846 gab er Rauch den Auftrag zu deren Modellirung. Später 1854—55 wurde das Werk in Marmor ausgeführt und neben dem Monument der Königin im Mausoleum zu Herrnhausen aufgestellt. Der Fürst mochte seinen Charakter auch in seiner Grabstatue nicht verleugnet wissen. In die Gardehusarenuniform gekleidet und den hermelingefütterten Herrschermantel von der Brust abwärts um den Körper geschlagen, den kühnen, befehlenden Kopf etwas aufgerichtet, über den geschlossenen Augen noch die Brauen scharf zusammengezogen. An diesem Marmor sah ich noch den Achtzigjährigen mit Hammer und Meißel thätig unter seinen Arbeitern und Gehilfen, rüstig vom frühen Morgen bis tief in den Abend hinein, in unbeugsamer, jugendfrischer Kraft. Es giebt wenig Beispiele dieser eisernen Zähigkeit, dieses nie zu stillenden Arbeitsbedürfnisses noch im höchsten Lebensalter unter den großen Künstlernaturen aller Zeiten. — Die Statuen Yorks und Gneisenaus, 1852—54 ausgeführt, am berliner Opernplatz zu beiden Seiten des Blücherdenkmals aufgestellt, sind hinlänglich bekannt. Von einer

Digitized by Google

antikisirenden Behandlung ist in den Gestalten wie in der Gewandung keine Spur mehr geblieben. In der Stellung den historischen Charakter des Dargestellten im Allgemeinen andeutend, ist die ganze äußere Erscheinung mit Uniform und Waffen durchaus realistisch aufgefaßt und in kraftvoller Wahrheit gegeben. Die Statuen Kants und Thaers sind in dem gleichen Sinne gebildet. Jene ist eigentlich nur die von der Postamentwand abgelöste Hautrelieffigur vom Friedrichsdenkmal ins Runde und Kolossale übertragen. Der plastischen Kunst könnte kein widerstrebenderer Gestaltungsstoff geboten werden, als die Persönlichkeit des königsberger Philosophen, gekrümmten, verwachsenen Leibes und häßlichsten Gesichts. Rauch hat den künstlerischen Kampf mit einer solchen Erscheinung nicht umgangen, ist vor dem Widerstrebenden nicht zurückgescheut, und nur um so ruhmwürdiger ist der volle Sieg, den hier des Meisters Geist über den Stoff errungen. Diese Statue modellirte er im vorletzten, die Thaers im letzten Jahr seines Lebens. Die schließliche Vollendung beider Monumente ist seinem Freunde und Schüler Hugo Hagen vorbehalten geblieben, der sie treu im Sinne des Meister geleitet und durchgeführt hat.

Ebenfalls nur im Modell war es Rauch vergönnt, die kolossale Gruppe des Moses (1854—55) zu vollenden, die hier im Museum als gewaltiger Schluß, stein in dem stolzen Bau dieses Künstlerlebens prangt. Friedrich Wilhelm der Vierte hatte den Gegenstand angegeben und das Werk bestellt. In die hier darzustellende Scene (2. Mos. Cap. 17 V. 10—13) liebte der König eine ihm speciell am Herzen liegende Idee hineinzugeheimnissen oder aus ihr herauszulesen. Aaron und Hur, welche die Hände des Volkshauptes Moses stützen müssen, damit er wirksam zum Herrn für die gegen die Amalekiter kämpfenden Schaaren Israels bete, galten ihm als die Vertreter des Priester- und des Kriegerthums: „die Heilgen sind es und die Ritter . . . Sie stützen würdig unsern Thron.“ Was der König selbst grade damals mit gutem Erfolg praktisch ausgeführt hatte, diesen Lieblingsgedanken aller Herrscher von Gottes Gnaden, wollte er durch Rauch in der angegebnen Mosesgruppe künstlerisch verkörpert sehn. Mag man damit rechten, wie man wolle, jedenfalls erwuchs dem Vorwurf ein höchst bedeutendes Werk, das großartigste idealen Stils, welches dem Meister überhaupt gelang. Wer sich in seiner Betrachtung nicht von den leicht erweckten Erinnerungen an die übermenschliche Großheit, die fremdartige Erhabenheit Michelangelos beirren läßt und die Schöpfung Rauchs nicht mit fremdem Maßstab messen will, wird der strengen Schönheit, dem heiligen Ernst, dem kühnen und weisen Aufbau der Gruppe, der energischen Gestaltung des Ganzen wie des Einzelnen, der Arbeit des zur höchsten Reife gelangten und noch von der Kraftverminderung des Greisenalters unberührten Meisters die gerechte Bewunderung nicht versagen können. Nach Rauchs Tode ist die Gruppe von einem seiner Lieblingsschüler, Professor A. Wolff, in Marmor

Digitized by Google

ausgeführt und gegenwärtig in der Friedenskirche bei Sanssouci, wo ihr Besteller ruht, aufgerichtet worden.

Die Skizze einer Goethe-Schillergruppe im idealen Costüm war ursprünglich für Weimar zur Ausführung bestimmt. Aber an entscheidender Stelle verlangte man das Zeitcostüm. Rauch konnte es nicht mit seiner Ueberzeugung vereinigen, diesem Wunsch Folge zu leisten, trat lieber zurück und schlug selbst Rietschel als den dafür geeigneten Künstler vor. Fern sei es von mir, die begeistert anerkannte schöne und tiefe Charakteristik der Beiden in des letztern Dichtergruppe zu bestreiten. Rein auf die Erscheinung hin als monumentales plastisches Kunstwerk angesehn aber behält die Gruppe dieser zwei Männer in Frack und Ueberock, auf dem kahlen Postament, doch etwas Dürftiges und Phantasieloses im Vergleich zu Rauchs so viel massiger, wirksamer und plastischer empfundnem wahrhaft poetischem Entwurf.

Unsre Aufzählung hat vieles noch ungenannt gelassen unter den Werken der beiden Hauptgattungen, und gänzlich unerwähnt blieben noch die Porträtbüsten, Reliefs und Statuetten. Rauchs Meisterschaft in Arbeiten der Art war außerordentlich, und die Zahl der letztern, welche das Museum bewahrt, ist zu groß, um hier auch sie nur einer ähnlich die einzelnen berührenden Besprechung zu unterziehen. Sie sind doppelt interessant: durch die Dargestellten, unter welchen sich die hervorragendsten, berühmtesten Persönlichkeiten des Staats- und Kriegslebens, der Kunst und Wissenschaft aus Rauchs zweiter Lebenshälfte befinden, und durch die bewundernswerthe Kunst lebensvollster Darstellung.

Unter allen Statuen und Statuetten Goethes (ich kann diese speciell nicht übergehn) ist z. B. doch immer diese kleine von Rauchs Hand 1828 modellirte: stehend wie der Alte pflegte, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, unübertroffen. Seines Wesens Art, seines Geistes Macht, Sicherheit, Freiheit und olympische Heiterkeit ist nie so überzeugend voll und ganz ausgeprägt worden im künstlerischen Bilde, wie hier.

Nur *ein* Werk, das *nicht* von Rauch herrührt, hat in dem Museum Platz gefunden, Rietschels berühmte und unübertroffne Büste seines Meisters aus dessen letztem Lebensjahr. Es ist gut, daß sie da ist: das erstaunlich und kaum begreiflich Erscheinende in dieser überschwenglichen Schöpfungsfülle, die von *einem* Manne ausging, wird verständlicher und erklärlicher, wenn man hier gewahr wird, wie dieses Mannes Antlitz aussah. Nicht umsonst war auch er wie der mächtigen Olympier einer gestaltet. Ehren wir ihn in dem unvergänglichen Erbe, das er uns scheidend in seinem Lebenswerke hinterlassen; und das sichtlich darin uns gegenübertretende, erhebende Beispiel des großen Wollens und Könnens feure seine Nachfolger an im Arbeiten und Ringen nach gleich erhabnen Zielen.

Digitized by Google

Ein ungedruckter Brief Gellerts.

Der nachfolgende Brief Christian Fürchtegott Gellerts ist so charakteristisch für den Schreiber und für die Zeit, in welcher er abgesandt wurde, daß ein Abdruck nach dem Original in d. Bl. von Interesse sein wird. Es ist, soweit uns bekannt, der erste Druck.

Gellert war, als er diesen Brief schrieb, dreißig Jahr alt und behauptete als Dichter, als junger Lehrer der Universität Leipzig und als gemüthvoller Gewissensrath schon einige Geltung. Bereits waren Lieder von ihm, und die Schäferspiele „das Band“ und „Sylvia“ im Druck erschienen. Dasselbe Jahr 1745 brachte das Lustspiel „die Betschwester“, das nächste seinen Roman: „das Leben der schwedischen Gräfin von G.“ und sein Hauptwerk, die Fabeln. Auch daran muß man denken, daß Gellert seinen Zeitgenossen als unabhängiger Charakter theuer war, der ohne Menschenfurcht die Wahrheit sagte und die Tugenden eines milden Sittenpredigers durch ein unsträfliches Leben bewährte. Er galt dafür, mehr Unabhängigkeitssinn und Mannswürde zu besitzen, als der größte Theil seiner Collegen. Aber die Ansichten über Gelehrtenehre sind jetzt andere als damals. Der nachfolgende Brief wirft ein grelles Streiflicht auf die unsichere und gedrückte Stellung eines bürgerlichen Mannes der Wissenschaft. In Verkehr mit Vornehmen war der arme Gelehrte in der Regel ein demüthiger Gast, welcher zuweilen mit einer Einladung und einem Besuche beehrt wurde, weil was er geschrieben gefiel, weil er vielbesprochen war, oder weil sein Discurs gewissermaßen eine anmuthige Ergötzlichkeit hervorbrachte in den Pausen, welche Anekdotenkram und kleine Klatschgeschichten oder gar zweideutige Scherze übrig ließen. Kein Wunder, daß in dieser Zeit, wo die Stände scharf geschieden, wo Respect vor vornehmen Ansprüchen, vor Titel und höherer Stellung sehr fest begründet waren, nur die Stärksten sich im Verkehr von zu großer Willfährigkeit gegen Höherstehende freihielten. Zu diesen Stärksten gehörte Gellert bekanntlich nicht. Seine — übrigens harmlose — Eitelkeit machte ihm den Umgang mit solchen Privilegirten doch sehr angenehm, und er berichtete gern seinen Freunden von derartiger Vertraulichkeit. Sein Privatleben war anspruchlos und einfach, aber er fand noch kein Bedenken darin, von werthen Gönnern und Bewunderern Geldgeschenke anzunehmen, ja er wurde durch solche Gaben, die in Rührung über seine menschenfreundlichen Poesien gespendet wurden, selbst zu Thränen gerührt.

So ist nicht zu verwundern, wenn er der ungehörigen und höchst unschicklichen Zumuthung eines Prinzen, bei einem rohen Scherz mitzuwirken, bereitwillig

Digitized by Google

nachkommt. Und ebenfalls bezeichnend für ihn ist, daß er der Versuchung nicht wiederstehn kann, das Scherzgedicht, welches er auf solche Forderung verfertiget hat, selbstgefällig einem andern Gönner im Vertrauen mitzutheilen.

Der Brief lautet nach dem Original folgendermaßen:

Hochedelgebohrner, Hochzuehrender Herr Rath,

Ich hätte Ihnen schon längstens mein Mitleiden wegen des Absterbens Ihrer Frau Schwiegermutter bezeigen sollen. Und wenn ich der Mode hätte folgen wollen, so würde ichs gewiß gethan haben. Allein ich bin zu bescheiden, als daß ich Sie mit einer Condolenz hätte beunruhigen sollen. So aufrichtig diese Leidbezeigungen oft sind: so sind sie doch nichts anders als Mittel, den Schmerz zu vermehren. Ich weis, daß mir der Herr Rath zutrauen, daß ich an ihrem Vergnügen und Mißvergnügen Theil nehme, ohne daß ichs Ihnen schriftlich aufsetze. Und warum soll ich einen Todesfall beklagen, der dem menschlichen Ziele nach, kaum länger aufgeschoben bleiben konnte. Mir scheint es ungerecht zu sein, wenn man sich bei einem so glückseligen Ende einer bejahrten und zum Tode geschickten Person mehr betrübt, als gelaßen zeigt. Gott erhalte nur Sie und alle ihre werthen Angehörigen so lange gesund und zufrieden, als Die seelige Frau Hauptmanninn: so können sie sich kein beßer Schicksal wünschen.

Wenn ich nicht eine Reise zu den Meinigen vorhätte: so würde ich Ihnen, mein lieber Herr Rath, diese Feyertage gewiß in ihrem Hauße aufgewartet haben: so aber muß ich das Vergnügen bis auf die Messe entbehren. Ich habe den Herrn Sohn gebethen, daß er mir Gesellschaft leisten und meine Vaterstadt mit besuchen sollte. Er hat sich aber mit seinem Fleiße und mit der Reise zu Ihnen entschuldigt. So gern ichs allso gesehen hätte, wenn ich Ihnen bey den Meinigen einige Gefälligkeiten hätte erzeigen können: so wenig habe ich ihn doch von einem nähern Vergnügen abhalten können. Ich bin indeßen zufrieden, daß ich die guten Versicherungen, die ich Ihnen zeither von seinem Fleiße ertheilt, izt wiederholen kann. Es soll mir das größte Vergnügen seyn, wenn meine Gesellschaft zu seinem Vortheile etwas beygetragen hat.

Weil ich noch Raum habe: so will ich eine Grabschrift hersetzen, die ich auf Befehl eines vornehmen Mannes in Dresden, auf einen noch lebenden Generalmajor (Meyer sub rosa) zum Scherze habe verfertigen müssen. Die Sache verhält sich allso: Er hat vor 16 Jahren seine Meublen auf rentes viageres verkauft. z. e. sein Pferd, das 400 Ducaten werth gewesen, mit dem Bedinge, daß man ihm, so lange er lebte, des Jahrs 50 Ducaten geben sollte. Weil er nun menschlicher Weise kaum ein Jahr hat leben können: so haben ihm die vornehmsten Herren in Dresden, darunter auch der Herzog Adolph ist, seine Meublen abgekauft. Allein er ist sechszehn Jahre leben geblieben. Und

Digitized by Google

der Herzog hat sich entschloßen, ihm zum Scherze das Leichenbegängniß bei lebendigem Leibe halten zu laßen. Dazu ist folgende Grabschrift gebraucht worden:

Hier ruht ein alter Held, der großen Wucher trieb,
Weil er zu sterben schien, und dennoch leben blieb.
Er fieng zu sterben an, um Renten zu erwerben,
Und da er sie erwarb: so hört er auf zu sterben,
Ward munter und gesund, und alt von fremden Brod
Und da man ihn begrub, so war er noch nicht tod.

Ich bin mit der ersinnlichsten Hochachtung

Ew. Hochedelgebohren

Leipzig, den 2 April, 1745.

gehorsamster Diener, Gellert.

Gellert fand ganz in der Ordnung, daß ein Herzog einem alten Generalmajor Pferd und Mobilien gegen eine Leibrente abkauft, weil er annimmt, daß der Offizier kein Jahr mehr leben werde, und er hält für einen netten Scherz, daß der Herzog, in seiner Erwartung getäuscht, nach 16 Jahren dem alten Kriegsmann bei lebendigem Leibe das Vergnügen eines Begräbnisses bereitet. Uebrigens ist das Epigramm immer noch witziger als manches andere Gedicht, welches der fromme Dichter der Pleiße den Enkeln hinterlassen hat.

Wenn wir aber ein mitleidiges Lächeln über solche Schwäche nicht unterdrücken, so ziemt uns auch daran zu denken, daß grade derselbe weiche hypochondrische Dichter es war, welcher der Arbeit des Geistes in Deutschland höheres Ansehn vermittelte. Schon Gottsched hob die Stellung des Talentes durch die gravitätische Weise, in welcher er seine Ansprüche geltend machte und die Löckchen seiner großen Allongenperücke gegen die Vornehmen bewegte; Gellert aber gewann zuerst deutscher Dichtung die Herzen der Anspruchsvollen, er verstand es, das Talent zum Hausfreunde der Familien zu machen. Die Geltung, welche unmittelbar nach ihm die Dichter Weimars erhielten, ist in der That durch ihn vorbereitet worden. Daß Wissenschaft und Poesie vornehm wurden, sogar in die Höfe drangen, war damals von nicht geringer Bedeutung; denn es half dazu, den Schaffenden selbst die Herrschaft über das Treiben ihrer Zeit zu sichern, ihnen Menschenkenntniß, größeres Urtheil über Charaktere und die freie Auffassung des Lebens zu geben, welche ein Darsteller menschlicher Natur nicht entbehren kann. Ehrlich hat dazu der Mann geholfen, der die Poesie verfaßte: „Um das Rhinozeros zu sehn“, und der in späteren Jahren das Privilegium genoß, im Rosenthal auf frommen Pferden zu reiten, welche ihm königliche Gönner von Preußen und Sachsen verehrt hatten. ♀

Digitized by Google

Das historische Volkslied der Deutschen.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron. Erster Band. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1865.

Die erste Schöpfung des Menschen ist die Sprache. Mit der Energie einer Naturgewalt bricht der geheimnißvolle Quell aus dem Innern der Seele. Alles was durch die Sinne in das Innere dringt, und alles was der Mensch nach diesen Eindrücken empfindet, schafft er um zu neuem geistigen Leben durch die Worte. Wie die Formen der Pflanzen und Thiere sich gesetzvoll aus dem ersten Lebenskeim entwickeln, so auch gesetzvoll die Sprache nach dem Zuge der Natur welcher in jedem Volk verschieden geartet, im letzten Grunde derselbe Lebenstrieb ist. Mit Freude, Bewunderung und gehobener Empfindung lauschen die Völker in ihrer ersten Jugend dem Klange der Worte. Lebhaft wird gefühlt, wie kräftig die Bildungen der Rede aus der Menschenbrust quellen, weit reger als jetzt ist das sinnliche Sprachgefühl, größer der Genuß des Wohlklangs, unvergleichlich größer die Ehrfurcht vor der Bedeutung des Wortes. Denn obgleich die Rede dem Bedarf des Tages diente, wie jetzt, so wurden doch die Worte mit jeder Seelenstimmung, die sie ausdrückten, in geheimer Verbindung gedacht, energische Rede galt für zauberkräftig, heilwirkend, unglückbringend, in den gefügten Worten empfand man eine Gewalt, welche unwiderstehlich in das Leben des Andern eindringen konnte, Spruchformeln, Gebete, Weisheitssprüche konnten gekauft und verkauft werden und dadurch ihre Wirkung aus dem einen Leben in das andere übergehn, gegen gefährliche Worte suchte man sich durch abwehrenden Zauber zu schirmen.

Sobald nun in dieser Jugendzeit der Sprache sich einmal die Energie der Empfindung in dem Redenden steigert und die Worte in gehobner Stimmung über die Lippen rollen, tritt eine merkwürdige Erscheinung ein, welche man wohl Krystallisation der Rede nennen könnte. Die Rede springt dann in Satztheilen hervor, welche das Bestreben haben, in Umfang und Klang einander ähnlich zu werden. Das Hauptwort z. B. mit dem schmückenden Beiwort wird ein solcher Satztheil, das Zeitwort mit den abhängigen Wörtern der andere. Bei allen Culturvölkern fügen sich diese kleinen Satzstücke paarweise zu einander. Jede solche abgewogene Verbindung zweier Satzstücke bildet den ältesten Vers. Verschieden ist den Völkern das tönende Mittel, durch welches die Klangähnlichkeit der beiden Satzstücke bewirkt wird. Bei den Griechen ist es die gleichartige Folge langer und kurzer Sylben, bei den älteren Römern regel-

Digitized by Google

mäßiger Wechsel betonter und unbetonter Silben, ähnlich auch bei den Germanen, nur daß hier Hochton und Tiefton der Silben abhängen von dem Gewicht, welches die Silbe für die Wortbildung hat. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit der germanischen Sprache, und schon früh ein merkwürdiges Ueberwiegen des geistigen Elementes der Sprache über den Klang, daß ihr die Stammsilben den hohen Ton haben, alle bildenden Silben der Flexion u. s. w. aber nur Nebenton oder Tiefton. Nach solchem Grundgesetz hat sich der griechische Hexameter, der saturninische Vers und der alliterirende Vers der Germanen gebildet. Ebenso der Doppelvers der indischen Sloka, der Heldenvers der Araber, Slaven, Finnen u. a.

Diese beiden abgewogenen Satztheile werden also in jeder Sprache durch den Klang in eigenthümlicher Weise verbunden. Und die ursprüngliche Zweitheiligkeit wird durch das Band des Gleichklanges auch verdeckt. Denn dieser Gleichklang selbst ist kein unbedingter, jeder der beiden Theile erhält eine Besonderheit, zumal der Schluß des Verses wird gern durch bestimmten Tonfall ausgezeichnet. Den Deutschen ist das besondere Band der beiden Vershälften ursprünglich die Alliteration, d. h. der gleiche Anlaut mehrer starkbetonter Silben in demselben Vers. Erst seit dem Eindringen des mittelalterlichen Lateins tritt an die Stelle der Alliteration der Reim, ein neues Bindemittel, welches je zwei Verse zusammenschließt.

Aus solcher im Gleichklang schwebenden Rede setzt sich alles, was der Mensch nicht im praktischen Bedürfniß der Stunde, sondern bei feierlichem Genuß der Rede schafft, zusammen. Für Gebet, Segenspruch, Sprichwort, Räthsel, festlichen Bericht über Vergangenes ist dieser epische Vers dem jungen Volk die nothwendige Form des Ausdrucks. Zu ihm fügt sich stärkere Modulation der Stimme und zuweilen rhythmische Bewegung des Körpers, der erste Gesang und Tanz. Denn auch die ausgesprochenen Empfindungen des Einzelnen und die Worte, welche den Tanz begleiten, werden nach demselben Maße der Verse geformt.

Aber bei dem Liede und beim Tanzvers tritt sehr früh eine Modification des ursprünglichen Verses ein. Während die epische Rede zu Gebet, Spruchformeln und bei längerem Bericht in gleichförmigem Flusse Vers an Vers schließt, ersehnt das stärker bewegte Gemüth und die Regung der Glieder im Tanze einen kräftigeren Abschluß. Denn die lyrische Empfindung sucht zum Satz und Gegensatz eine Vermittelung, auch der Reihentanz fordert zu der Bewegung erst nach einer Seite, dann nach der andern Seite, nach vorwärts oder rückwärts, eine dritte Tanzfigur. Dieser Abschluß nach zwei Theilen zeigt sich zuerst in einer Wandlung der Melodie oder in Wiederholung eines Verses oder im Wechsel zwischen Solo und Chor, zuweilen auch im Refrain. Dies ist Ursprung der lyrischen Strophe, in welcher die Dreitheiligkeit sich im Laufe der Zeit entschiedener ausbildet.

Digitized by Google

Den Deutschen ist aus einem Vers, der in zwei Vershälften vier betonte Stammsilben hatte, welche durch Alliteration zusammengebunden waren, zunächst seit dem Eindringen des Reims ein epischer Vers von vier Hebungen entstanden, der mit dem nächsten Vers durch den Reim verbunden war. Vier solcher Verse machten eine volksmäßige Strophe, der die Musik des letzten Theils durch Weiterführung und Abschluß des ersten melodischen Satzes geformt wurde. Außerdem aber entwickelte sich, als die vollen Bildungsendungen der ältesten Sprache abgeschliffen wurden, ein epischer Vers von sechs Hebungen, der mit dem folgenden wieder durch den Reim verbunden und in Strophen von je vier Versen zusammengekoppelt das Nibelungenmaß gab.

So ist die Form des alten Gesanges eine gegebene, in welcher das Sprach- und Klanggefühl des Volkes sicher und dabei sehr fein und gesetzvoll schafft. Aber auch der Inhalt alter Poesie ist kein zufälliger. Denn alles wird dem begabten Manne zur Dichtung, was ihm die Seele erhebt. Von Gestalten seiner Götter, die er als verklärte Abbilder menschlichen Lebens gedacht hat, berichtet er, indem er ihnen menschliche Schicksale und Abenteuer verleiht; die Gebilde und Erscheinungen der Natur, die grünende Erde, den Reif und Hagel, Felsen und Bäume, auch die Thiere der Wildniß erfüllt er mit menschlichem Schicksal. Endlich auch von der Vergangenheit seines Volkes, von den eigenen Schicksalen und Empfindungen erzählt er als Dichtender. Er kennt keine andere Art der Ueberlieferung als durch epischen Gesang.

Sehr merkwürdig und für uns nicht leicht verständlich ist die Methode, nach welcher ein kräftiges Volk in seiner Jugend das Walten des Göttlichen als Mythe auffaßt, den Verlauf geschichtlicher Ereignisse zur Sage umformt. Wenn wir das Rollen des Donners und das Rollen unserer Räder vergleichen, so sind wir uns deutlich bewußt, wie verschieden der Ursprung dieses und jenes Getöses ist und daß sie nichts gemeinsam haben, als eine gewisse Aehnlichkeit des Klanges. Dem Verständniß eines jungen Volkes entzieht sich die thatsächliche Ursache des Geräusches in der Luft vollständig, mit gläubiger Sicherheit wird aus dem Klang auf das Vorhandensein eines himmlischen Wagens geschlossen, und dem Charakter der Naturerscheinung gemäß träumt die Phantasie den göttlichen Wagenlenker, eine gewaltige, kriegerische, waffenschleudernde Gestalt mit feurig rothem Bart. Der Mensch hört seinen Gott über den Himmelsraum fahren, er sieht die segensreiche Folge seiner Fahrt in dem fruchtbaren Regen, der die welke Saat erquickt, seine göttliche Gewalt in dem Strahl, der zur Erde fährt, seinen Zorn in dem Hagel, der die Fruchtbäume zerschlägt oder auf die Schilde kämpfender Menschen niederschmettert. Und wieder in dem Sturmwind, der beim Anbruch des Frühjahrs und beim Beginn des Winters über den First des Hauses dahinfährt, hörte der Germane das Gellen, Pfeifen und Rufen einer wilden Jagd, Geheul der Wolfshunde, Schnauben

Digitized by Google

der Rosse, Schreie der Luftreiter. Die übermenschliche Gewalt aber, welche so mächtig über die Länder der Menschen dahinrauscht, setzt er in Verbindung mit dem Leben der Natur, welches dem Sturm des Frühjahrs und Herbstes folgt. Im Frühlingswind zerfließt das Eis der Berge und Ströme, der Winterbann, welcher auf der Erde liegt, wird gelöst, Leben, Blühen, Freude des Sommers beginnt; der Herbststurm dagegen wirft die gelben Blätter von den Bäumen, schmucklos und kahl steht die Flur, der Winterschlaf der Erde tritt ein. Der Gott, welcher im Sturme dahinbraust, ist ihm der Lebensspender des Sommers, der zum Kampf auszieht gegen die unheimlichen Gewalten des Winters und nach dem Sieg über das sonnige Jahr als Erdenherr waltet, und der wieder im Herbst aus dem Kampfe mit den menschenfeindlichen Riesen des Nordens in das Innere der Berge sammt seinen Heergesellen zurückgedrängt wird, wo er träumend des Frühjahrs harrt, des Vogelrufs und der grünenden Bäume.

Sobald aber das göttliche Leben der Natur als die Wirkung menschenähnlicher Gestalten empfunden ist, tritt eine zweite Veränderung ein. Auch was alljährlich geschieht und was der Mensch immer wieder neu werden sieht, faßt er gern auf als eine Begebenheit im Leben seiner Götter, die einmal geschehn ist, und er berichtet davon, wie von einem Ereigniß des Menschenlebens, das in der Vergangenheit liegt. Durch solche Umwandlungen erhalten die Mythen einen sagenhaften Schein. Das Naturereigniß, welches die Grundlage derselben ist, tritt im Bewußtsein zurück, sie werden zu Erzählungen, welche Erlebnisse und Abenteuer der Götter berichten.

Auch wo das Volk den Verlauf irdischer Ereignisse bewahrt, bildet die Sage die Thatsachen nach ähnlichen Gesichtspunkten um. Der wirkliche Zusammenhang politischer Begebenheiten, welche sich aus dem Kampf verschiedenartiger Interessen und vieler Theilnehmer zusammensetzen, wird undeutlich erkannt und geht schnell dem Gedächtniß verloren. Nur einzelne bedeutende Züge der Hauptheldeu werden nach Begabung und Vorliebe des Volkes festgehalten. Auch hier werden die Charaktere dichterisch zugerichtet, ein Grundzug ihres Wesens tritt maßgebend in den Vordergrund, aus ihm werden alle Thaten und die Motive des Handelns abgeleitet. Oft erscheint uns zufällig und willkürlich, wie das Gemüth des Sängers eine historische Gestalt bewahrt, weil wir die Wege nicht erkennen, auf denen ihm die Kunde kam. In andern Fällen ist für uns der Gegensatz zwischen dem politischen Charakter eines Mannes und der Auffassung des Sängers zwar auffällig, aber dem alten Erzähler sind doch Züge des wirklichen Wesens in der Seele geblieben, die wir noch sehr wohl verstehn. So ist kaum ein größerer Unterschied denkbar als zwischen dem Attila der deutschen Heldensage und dem Bilde, das flüchtige historische Auffassung von dem Hunnenkönig sich macht. Der greise, milde und

Digitized by Google

wohlwollende König des Nibelungenliedes hat — so scheint es — nichts von der wilden Größe eines orientalischen Despoten, der Attila in Wirklichkeit war. Aber wer näher zusieht, begreift allerdings, daß den Sängern der Ostgothen, der Heruler und Franken das Bild des freigebigen, gerecht waltenden, gegen seine Anhänger gnadenvollen Herrschers im Vordergrund stehn konnte, und daß bei deutschen Stämmen, die nicht Hunnenstolz, sondern die Freude an ihren Stammhelden zum Sange trieb, weniger die Thaten des furchtbaren Mannes, als die Schicksale, welche ihn durch die Thaten Anderer trafen, in dämmeriger Erinnerung hafteten.

Wie die Menschen formen sich auch die Thatsachen frei nach dem Gefühl der Sänger. Nur was ihnen für groß gilt, wird im Gedächtniß bewahrt, auch dies wird nach dem bereits vorhandenen poetischen Inhalt anderer Sagen unbefangen umgestaltet. Immer sind es die Abenteuer des Helden, welche dem kampffrohen Volke als das Höchste erscheinen, sein Streit, Sieg und Untergang. Ebenso wird das Schicksal des Helden gedeutet nach der Auffassung, welche der Sänger von dem Zusammenhang zwischen That und Folgen, Unrecht und Vergeltung in sich trägt. Tiefsinnig und ergreifend ist oft diese Auffassung des Verhängnisses. Jedem Volke ist ein gewisser Schatz von poetischen Situationen gegeben, in denen es seine Helden zu erblicken liebt. Träume und Vorzeichen leiten die Ereignisse ein, unter diesen stehen obenan Zweikämpfe, in denen sich Heldenkühnheit Mann gegen Mann bethätigt, Bezwingung von Riesen und Ungeheuern, Brautwerbung durch Gesandte, Festgelage und Kampfspiele, zuletzt ein großartig geschilderter Todeskampf, die Totenfeier und die Rache. Dazu die Einwirkung beglückender und zerstörender Leidenschaften: Liebe, Haß, Neid, Habgier, Rache.

Nach solchen Gesichtspunkten geht die Umgestaltung jedes realen historischen Inhalts durch den Sänger mit großer Energie vor sich. Schon bei dem Bericht über Begebenheiten, welche in naher Vergangenheit liegen und dem Sänger wie seinen Hörern wohlbekannt sind, ist die Umbildung geschäftig. Von einer Schlacht z. B. wird keineswegs der wirkliche Verlauf erzählt, wie ihn etwa jetzt ein Schriftsteller aus den Berichten der Heerführer zusammenstellt, sondern einzelne Vorfälle derselben, Züge von Heldenmuth, die sich um den Führer des Kampfes gruppiren. Was durchaus kein historisches Bild ist, macht doch allen Hörern den Eindruck höchster Wahrheit, weil es auch ihnen für die Hauptsache gilt. Daß die Westgothen mitten in der catalaunischen Schlacht ihrem gefallenen König Theodorich die Totenklage halten, daß Attila am Abend darauf in der Wagenburg die Sättel seiner Rosse sich zum Scheiterhaufen zusammensetzen läßt, daß die Wogen des Flusses roth dahinschäumen von dem Blute der hunderttausend Gefallenen, daß der Wolf heult, der Rabe zur Schlacht fliegt, das sind Züge, die entweder der Wirklichkeit entnommen

Digitized by Google

oder als regelmäßig wiederkehrender Schmuck zugefügt, die Schlachtbeschreibung bilden. Wenn der Longobardenkönig Authari um die bayerische Fürstentochter Theudelinde freit, kümmert den Sänger, der seiner Zeit und dem nächsten Geschlecht die fröhliche Fahrt verkündet, durchaus nicht, welche politischen Rücksichten den König zu dieser Ehe veranlaßten, das Motiv ist ihm durch alte epische Gewohnheit gegeben. Der König hat von einem Rathgeber gehört, daß die Fürstentochter schön sei, daher ist ihm der Wunsch gekommen, sie zu erwerben. Die Momente der Brautfahrt aber sind wieder solche, welche den Zeitgenossen die Seele anmuthig erregen, daß der König selbst verkleidet mit der Gesandtschaft zieht, daß er sich nicht enthalten kann, der Jungfrau mit der Hand über das holde Antlitz zu streichen, als sie ihm wie den andern Gesandten den Becher zum Willkommen bietet, ferner daß die Königstochter mit ihrer Amme über den dreisten Mann spricht, und daß die kluge Alte an der Liebkosung des Königs Hand erkennt; endlich daß Authari auf dem Heimritt den bayerischen Begleitern seinen Namen verräth, indem er mit der Streitaxt in den Grenzbaum haut und lachend zurückruft: „das sind König Autharis Hiebe". Ein solcher Bericht des Sängers ist aus kleinen Anekdoten, wirklichen oder gefundenen zusammengesetzt, nach der gemüthlichen Neigung der Hörer, aber nicht nach den Gesichtspunkten eines Geschichtschreibers.

Je länger solche Sage von Ohr zu Ohr klingt, um so völliger wird ihre Umwandlung nach dem Herzensbedürfniß des Sängers und der Hörer, sie bewahrt vielleicht nur eine sehr entfernte Erinnerung an das wirkliche Sachverhältniß. Denn der Sinn für objective Wahrheit fehlt gänzlich, das Interesse, die Einzelheiten zu bewahren, fehlt, und ebenso die Fähigkeit, dieselben darzustellen. Allerdings ist die Umwandlung sehr ungleich, welche ein geschichtliches Ereigniß in dieser Ueberlieferung erfährt. Dem einen Volke ist die Phantasie geschäftiger, die Farbenmischung, welche über die Thatsachen gesetzt wird, ist bunter, seltsamer, grotesker, die Fähigkeit, menschliche Thaten und Schicksale in inneren Zusammenhang zu bringen, geringer. Es ist ein unermeßlicher Unterschied zwischen den ungeheuerlichen Verwandlungen des finnischen Epos und der schönen Spiegelung der Menschenseele im griechischen, kein geringerer zwischen dem hochsinnigen Todeshumor des deutschen Hagen und Volker und dem eintönigen Kampfzorn des serbischen Marko. Aber auch dasselbe Volk behandelt seine Sagen verschieden, grade die größte Umformung erfahren die Gesänge, welche Lieblingshelden oder Lieblingssituationen des Volkes feiern. An ihnen erweist die Kunst des Sängers am meisten ihre schöpferische Kunst, häufig sind die Wandlungen, mehre Berichte über dieselbe Begebenheit fließen zusammen. Vieles, was noch von geschichtlichen Thatsachen, von Namen und Einzelheiten überliefert war, geht verloren, dafür dringen Zusätze aus andern Sagen ein. Endlich werden gar mehre Sagen von verwandtem Inhalt, zumal

Digitized by Google

solche, welche über denselben Helden oder Männer desselben Heldengeschlechts berichten, zu einem Ganzen verbunden, und dann übt der Sänger ablösend, zusetzend, neue poetische Wirkungen heraushebend, noch freier sein Recht an den Einzelheiten des Stoffes.

Als die Deutschen mit den Römern bekannt wurden, kannten sie keine andere Art historischer Ueberlieferung, als durch den Vers und die Harfe des Sängers. Nur das Gedächtniß der Weisen bewahrte neben den Liedern durch einige Geschlechter reale Erinnerung an wichtige Ereignisse, bis auch solche stille Kunde der Alten verschwand oder sich in Sagen umformte. Und die Germanen bevölkerten diese Methode, ihre Vergangenheit zu beschreiben, bis zum Ende der Völkerwanderung, also etwa bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts, welches auch das Ende ihrer epischen Zeit bezeichnet.

Da drang von außen her eine neue Art geschichtlicher Ueberlieferung in die Völker, welche sich um die Trümmer des Römerreiches gelagert hatten. Die römische Historie sandte ihre letzten Vertreter, um dem neuen Herrenvolke der Erde ihre Art der Darstellung, einen andern Stil, eine andere Sprache und damit eine gänzlich veränderte Auffassung der Wirklichkeit zu geben. Verkünder eines neuen historischen Sinns waren die lateinischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts, ihnen folgten als schwache Schüler die ersten Annalisten der germanischen Klöster. Sie sangen nicht mehr, sie schrieben; ihr Bericht lautete nicht in deutscher Sprache, sondern in der gelehrten lateinischen, sie verachteten die alte Kunde aus Sage und Lied als heidnisch, und sie bemühten sich, den Stil ihrer lateinischen Sprache so zu formen, wie einst die römischen Geschichtschreiber, von denen mangelhafte Kenntniß geblieben war; sie reihten die Erzählung nicht mehr an den sagenhaften Geschlechtstafeln alter Stammesfürsten auf, sondern sie ordneten die Folge ihrer Thatsachen genau von dem Jahre, in welchem nach christlicher Ansicht der Heiland geboren war. Wer jetzt die kurzen Notizen der ältesten Klosterannalen übersieht, — a. 687 Pipinus primus regnum coepit; 707 Hildulfus dux obiit — muß sich erst deutlich machen, wie unermeßlich der Fortschritt war, den diese wenigen Worte bezeichnen. Erst durch sie erhielt der Germane eine verhältnißmäßig sichere Kenntniß vergangener Ereignisse. Mit ihnen wurde fast plötzlich ein ganz neues Verständniß der Menschenwelt aufgethan. Schwarz auf Weiß stand die Thatsache verzeichnet, was von ihr niedergeschrieben war, blieb feststehn, es wurde wieder und wieder abgeschrieben, es wurde Wahrheit gegenüber der alten, unaufhörlich umgeformten Sage. Auch den ältesten Geschichtschreibern der Germanen läuft viel Unwahres unter ihren historischen Bericht, Jordanis, Gregor, Paulus, selbst die Gelehrten Isidor und Beda sind doch Kinder ihrer Zeit, wo sie aus der Erinnerung ihrer Väter aufzeichnen, berichten auch sie nur Sagenhaftes; aber der Antheil, den sie an lateinischer Bildung haben, reicht

Digitized by Google

doch hin, um sie zu erträglich glaubwürdigen Berichterstattern solcher Ereignisse zu machen, die sie selbst erfuhren oder aus ältern römischen Historikern entlehnten.

So kam es, daß seit dem sechsten Jahrhundert bei den Germanen eine zwiefache Ueberlieferung neben einander lief, eine gelehrte lateinische christliche, geschriebene und eine volksmäßige, altheimische, mit heidnischen Anschauungen erfüllte, durch Gesang fortgetragene. Groß war der Gegensatz beider Richtungen, und durch viele Jahrhunderte arbeiteten beide einander zu verderben. Mancher Chronist, wie z. B. der St. Galler Biograph Karl des Großen und viele Legendenschreiber sind nichts als dürftige und schwunglose Sagenerzähler. Mancher treuherzige Sänger dagegen versuchte die historischen Schriften der Bibel, ja die aufgezeichneten Thaten alter Könige und Kaiser nach dem schriftlichen Bericht in heimischer Weise durch Vers und Saitenspiel darzustellen. Mehr als ein talentvoller Mönch schrieb in lateinischer Sprache sowohl wahrhaft und nüchtern die Geschichte seiner Zeit, als in der Weise römischer Dichter poetisch und sagenhaft alte Sangesüberlieferungen, dann ging derselbe Schreiber, ohne die Verschiedenheit völlig zu begreifen, zwiespältige Wege, historische Thatsachen der Kenntniß folgender Geschlechter zu überliefern. Aber die Schrift und die nüchterne, nur die Thatsachen bewahrende Weise der mittelalterlichen Gelehrten gewann allmälig breiteren Boden; nach ihr zog sich die Auffassung irdischer Ereignisse durch die Gebildeten, sie drang auch in die kleineren Kreise des Volkes, der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Ueberlieferung kam allmälig in das Bewußtsein der Menschen.

In der deutschen Urzeit war der Sänger Verkünder der Volksgeschichte gewesen. Wenn die Magen und Mannen auf der Methbank ihres Häuptlings saßen, dann hatte er einen Ehrenplatz zu den Füßen des Wirthes. Leidenschaftlich war die Theilnahme der Zuhörer, wenn er den Gesang erhob, ihre Augen leuchteten, sie trauerten und lachten nach seinem Willen, die Jungen griffen zum Schwert, und die Greise klagten, daß ihnen die Kraft aus den Gliedern geschwunden war. Seine Harfe tönte im Hofhalt des Hunnenkönigs Attila, wie in der Halle jedes Germanenhäuptlings; der Sänger wurde mit Armringen und mit goldenen Brustmedaillen beschenkt, mit Gewand und Unterhalt belohnt, grade wie der wackre Mann der Feldschlacht. Sänger von großem Talent zogen von der Halle eines Häuptlings zur andern, sie fuhren weit in der Welt umher, kannten Antlitz und Sprache vieler Menschen und wurden in Geschäften als vertraute Boten von ihren Schatzspendern versandt.

Auch als das ganze Deutschland christlich geworden war und in jedem ansehnlichen Kloster Geschichte aufgezeichnet wurde — zur Zeit der Sachsen- und Frankenkaiser — klang immer noch der alte Gesang lustig im Volke. Auch an die Klostermauer lehnte der wandernde Sänger das Saitenspiel und

Digitized by Google

hat, den Hut in der Hand, um Einlaß, und fröhlich verzog sich das Antlitz der frommen Brüder, wenn der bunte Vogel, den vielleicht ein Weiblein begleitete, an der heiligen Pforte in die Saiten griff. Aber die großen Herren der Kirche waren diesem Volksgesang nicht geneigt. Sie merkten wohl, daß viel Heidenglaube daran hing, auch der wilde Geist des Kampfes und der Rache war ihnen zuwider, und die Eifrigen suchten den Einfluß der Sänger zu beschränken. Durch das Christenthum wurde zwar nicht die Neigung, aber die Pietät des Volkes gegen die alten Sagen verringert. Vieles wurde unverständlich, von ganzen Völkern und großen Sagenkreisen schwand die Erinnerung, um einige große Heldenbilder und erschütternde Schicksale schlossen sich im zehnten bis zwölften Jahrhundert die erhaltenen Trümmer der alten epischen Sage. Als nun eine neue poetische Bildung in der Hohenstaufenzeit kam, da ordnete und formte sie noch einmal mit neuer Kunst den poetischen Rest aus Mythe und Sage zu größeren Gedichten, welche jetzt auch aus dem Munde der Sänger niedergeschrieben wurden.

Aber nicht nur die alten Erinnerungen aus den Jahrhunderten der Völkerwanderung dauerten im Mittelalter fort. Auch am Neuen regte sich kräftig die poetische Gestaltungskraft des Volkes. Jede merkwürdige Geschichte, jedes politische Ereigniß trieb neue Lieder hervor. Das Beilager eines Fürsten, eine Schlacht, die Eroberung einer Stadt oder Burg, feindlicher Ueberfall, der Untergang eines kriegstüchtigen Herrn, die hohe Zeit eines Königsfestes fanden überall Sänger, welche die Kunde davon von Markt zu Markt, bis zu den Heerdfeuern entfernter Landschaften trugen. Diese Zeitlieder wurden gedichtet im alten volksthümlichen Maße, oder nach der Weise eines Kirchenliedes oder eines Reihentanzes, oder der Sänger erfand ihnen eigene Weisen. Durch das ganze Mittelalter erklangen diese kleinen historischen Lieder sehr reichlich, überall zur Freude und Erhebung des Volkes. Nur weniges davon ist erhalten. Es reicht kaum aus, um uns eine Vorstellung von der Bedeutung zu geben, die der historische Volksgesang für das Gemüth der Hörer hatte. Aber aus gelegentlichen Bemerkungen der Chronisten sehen wir, wie allgemein der Antheil, wie groß die Wirkung und wie massenhaft die Production war.

Seit die Städte sich kräftig hoben, und die Chroniken in deutscher Sprache geschrieben wurden, schrieb man häufiger die historischen Lieder auf das Papier. Auch der Bürger in seinem geschützten Hause übte die Sangeskunst. Durch Lieder höhnte er die politischen Gegner, feierte er die Siege seiner Stadt, beklagte er das Unheil, welches volksthümliche Gestalten seiner Landschaft betraf. Ihnen lauschten die Leute an der Marktecke, sie wurden von Handwerkern am Wachtfeuer vor einer zerstörten Raubburg gedichtet und frischweg gesungen. Der Spielmann, der wandernde Handwerksgesell, der fahrende Schüler, der reisende Söldner verbreitete die Erfindung einer Stadt und Burg in die andere. So wucherte der

Digitized by Google

historische Volksgesang bis nach Erfindung der Buchdruckerkunst; es war nicht mehr der mächtige Eichwald alter Sagenkunde, nur niedriges Strauchwerk, das aus den gefallenen Blättern der Heldenpoesie heraufwuchs, aber es grünte lustig, und der Bauer wie der Burgherr trug das junge Reis mit Selbstgefühl an seiner Mütze.

Als der Bücherdruck in die Welt kam, die größte Entdeckung seit Erfindung der Buchstabenschrift, erfuhr auch das politische Lied eine Umwandlung. Noch immer klang es von Mund zu Ohr; es begleitete noch die Siege Luthers, die Kämpfe Karls gegen die deutschen Kurfürsten; es summte um die Wachtfeuer jedes Söldnerlagers im dreißigjährigen Kriege, ja es hat seine letzten spärlichen Sprossen noch in den geworbenen Herren des vorigen Jahrhunderts, in den Zunftstuben der gedrückten Handwerker und unter der Dorfhütte der vielgeplagten Bauern bis zum Einbruch der modernen Bildung getrieben. Aber daneben kam seit dem sechzehnten Jahrhundert eine andere volksthümliche Art politischer Poesie auf, die fliegenden Blätter und gedruckten Büchlein. Jetzt bot der Buchbinder die Lieder auf dem Markte feil; der Landmann trug sie in der Tasche zu seiner Hütte und der Postbote in das Herrenschloß. Diese politischen Druckstücke sind nicht sämmtlich für Gesang berechnet, sie werden häufig von lateinisch geschulten Männern verfaßt und laufen in erzählenden Versen mit biblischen Sentenzen und breiter Spruchweisheit verziert. Es ist eine Zeit starker geistiger Gegensätze; die Feder ist mächtig geworden, und zornig sträubt sich ihr Bart gegen die Feinde. Deshalb sind diese fliegenden Druckbogen häufig Kampf- und Spottverse, Pasquille und Stachelreden. Auch sie sind noch eine beliebte Waffe der Kämpfenden; wer sie nicht selbst verfassen kann, läßt sie von einem Schreiber anfertigen und sendet sie in die Welt, sich Theilnahme zu erwerben und einen Gegner zu kränken. In solcher Weise dauert politisches Lied und politischer Vers in Deutschland bis in die zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges, wo fast alles im Lande klein und schwach wird.

Seit längerer Zeit hat unsere Wissenschaft diesen Liedern Beachtung gegönnt. Außer dem trefflichen Werke Uhlands, welches auch die schönsten historischen Volkslieder des Mittelalters enthält, haben wir besondere Sammlungen von Wolf (1830), v. Soltau (1836), Körner (1840), Hildebrand (1856), außerdem Sammlungen für einzelne Zeiträume z. B. für den dreißigjährigen Krieg durch Scheible (1850), Weller (1855), Opel und Cohn (1864), dazu sehr vieles in historischen Vereinswerken, Zeitschriften und Einzeldrucken. Manches ist auch nach Landschaften geordnet, z. B. die schönen schweizer Schlachtlieder in einer leider nicht mehr genügenden Ausgabe von Ettmüller. Dennoch war eine möglichst vollständige Zusammenstellung, zumal der ältesten historischen Volkslieder bis an die Zeit gedruckter Buchstaben sehr wünschenswerth; denn grade die älteren Lieder haben für Poesie und Culturgeschichte, aber auch

Digitized by Google

für die Historie nicht unbedeutenden Werth, weil sie ein lebhaftes Bild von der Auffassung der Ereignisse durch die Zeitgenossen geben, und weil sie zuweilen historisches Detail enthalten, welches uns aus keiner andern Quelle zugänglich ist. Deshalb war es dankenswerth, daß die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München die Herausgabe dieser Ueberreste deutscher Dichtung veranlaßte. Die Weise, in welcher R. v. Liliencron die schwere Aufgabe gelöst hat, ist höchst lobenswerth; der erste Band enthält in 124 Nummern politische Lieder von 1243 bis 1469, außerdem einige werthvolle Nachträge. Jedem Liede ist eine historische Einleitung vorausgeschickt; kurz, klar und in die Situation einführend; der Text ist von den Ungeheuerlichkeiten der Orthographie so viel als nöthig gesäubert, alle wichtigern Eigenthümlichkeiten des Dialekts sind gewahrt. Der Herausgeber, einer der namhaften Gelehrten deutscher Sprach- und Alterthumswissenschaft, hat durch diese gute Arbeit aufs neue bewiesen, daß ihm in anderweitiger Berufsthätigkeit die Kraft, seine Wissenschaft zu fördern, nicht verringert ist. Er selbst ist sich wohl bewußt, daß die Lieder, welche er in stattlichem Bande seiner Nation zum Weihnachtsangebinde darreicht, auf den Blättern des Buchs getrockneten Blüthen gleichen, und der Leser muß sich sinnend darüber neigen, um der Farbe und des Duftes, welchen sie ehemals hatten, theilhaftig zu werden. Aber auch wie sie uns jetzt erscheinen, als kleine, zuweilen zerstörte Ueberreste einer geschwundenen Zeit, führen sie auf wenig betretenen Seitenpfaden in das tüchtige, starkbewegte und leidenschaftliche politische Treiben unserer Vorfahren ein. Was einst in der stürmischen Regung des Tages durch die deutschen Länder klang, das liegt jetzt sorglich eingebucht vor uns, und den flüchtigen Liedern der Stunde ist von dem Geschlecht der Enkel, welches sich müht, das eigene Leben durch das Leben der Väter zu verstehen, eine stille Dauer gesichert. G. F.

Digitized by Google

Fürst und Künstler.

Noch immer unterhalten die Zeitungen das Publikum mit den Vorgängen, welche in einer süddeutschen Residenz den viel besprochenen Vertreter moderner musikalischer Richtung aus der Nähe eines jungen Königs verbannt haben. Es ist nicht Beruf dieses Blattes, das Detail dieser Angelegenheit zu beurtheilen und über Recht und Unrecht zu entscheiden, dazu fehlt uns nicht nur genaue Kenntniß der Menschen, welche dabei thätig waren, sondern ebenso sehr die Ueberzeugung, daß eine öffentliche Besprechung irgendwelchen Nutzen stiften könne. Im Ganzen wird man auch hier das alte Leid erkennen, welches sich an dergleichen Verhältnisse zwischen vornehmen Herrn und ihren Vertrauten aus der Kunstwelt zu hängen pflegt. Der Gönner giebt sich eine Zeit lang freudig den erhebenden Eindrücken hin, welche die schöne Kunst auf die Seelen der Menschen ausübt, er ist geneigt, das Schöne und Große, welches ihm die Kunst gegeben, auch dem Künstler zuzutrauen und einen Theil seines eigenen Urtheils in die Hand des Künstlers zu geben. Der Künstler aber, in neue Verhältnisse versetzt, übermäßig erregt durch die glänzenden Farben, welche auf einmal sein Leben erfüllen, breitet sich anspruchsvoll und herrschlustig aus. Er tritt in Opposition gegen die Convenienzen des Hofes, gegen Sitte und Brauch seiner neuen Umgebung, Mehrern wird er lästig, welche mit oder ohne Recht einen Einfluß auf den Fürsten beanspruchen, Andere feindet er selbst an, endlich vereinigen sich Viele zum Kampfe gegen ihn; er hat Blößen gegeben und er unterliegt endlich, der Traum seiner Bedeutung zerrinnt, und beide, der Fürst und er, haben eine Einbuße erfahren, denn mit Opfern bezahlen beide eine Enttäuschung. Dergleichen ist schon lange vor Tasso stärkern Männern begegnet, als Herr Wagner ist, und Fürsten, die eine längere Erfahrung hatten, als der junge König von Bayern. Immer aber liegt etwas Trauriges in solchem Verfall, denn die freundliche Neigung eines mächtigen Fürsten zu einem wahren Künstler kann für die Kunst selbst von Bedeutung werden und in dem menschlichen Verhältniß ist in der That ein idealer Inhalt, welcher beiden, dem Fürsten und dem Künstler, das Herz erhob.

Wir suchen die Lehre, welche durch das Unsichere einer solchen Verbindung für beide Theile verkündet wird, es ist eine alte, längst bekannte Wahrheit. Mißlich ist zuerst für den Fürsten, einen Künstler zu seinem Vertrauten zu wählen. Dieser ist Souverän in einem vornehmen Gebiet des menschlichen Schaffens, er ist gewöhnt, frei spielend in dem Kreise seiner Anschauungen zu walten, ist

Digitized by Google

in der Regel schnell in Neigung und Abneigung, dem Leben gegenüber reizbar und leicht bestimmt. Er schaltet mit einer gewissen Willkür im Reich seiner Träume, er ist geneigt, auch die Wirklichkeit, welche ihn umgiebt, leicht und eigenwillig zu behandeln, und sein Urtheil über Verhältnisse der realen Welt ist keineswegs so sicher und zuverlässig, als vielleicht sein Verständniß des Schönen und Wirksamen in seiner Kunst. Was der Fürst an seinem Vertrauten nicht entbehren kann, ruhiges und bescheidenes Gleichgewicht, discrete Behandlung der Menschen und Geschäfte, grade diese schätzenswerthen Eigenschaften hat der Künstler durch sein Leben wahrscheinlich nicht erworben. So geschieht es, daß der Gönner bald mit dem Scharfblick, der auch einer mäßigen Kraft im regen Verkehr mit verschieden geformten Menschen entwickelt wird, das Unpraktische und Unfertige an seinem neuen Freunde lebhaft empfindet, und daß er endlich enttäuscht nur in fürstlicher Nachsicht oder Klugheit ein Verhältniß fortsetzt, dessen Reiz für ihn geschwunden ist, wenn er es nicht gar abbricht.

Es hat in Deutschland eine Zeit gegeben, wo die Gunst der Mächtigen dem Künstler unentbehrlich war. Sie vorzugsweise gaben ihm durch ihre Aufträge die Möglichkeit zu gedeihn, sie waren seinem äußern Leben Schutz und Schirm, in ihren Kreisen waren vorzugsweise die Charaktere und Stimmungen, die sichere und selbstbewußte Auffassung des Lebens zu finden, die der Künstler für seine Kunst nicht missen kann. Diese Zeit ist nicht mehr. Nur für den Maler, Bildhauer und Architekten dauert sie noch in gewissem Sinne. Die Kunst der Gegenwart wird von der ganzen Nation getragen, wenn dem Künstler gelingt, ihren Herzschlag in seinen Kunstwerken wiederzugeben, bedarf auch sein äußeres Leben keiner anderen Stütze. Unsere Fürsten aber sind ebenfalls tief von den realen Interessen der Zeit umfangen, sie sind Geschäftsmänner geworden wie wir andern auch, ihr hoher Beruf fordert so vielfachen Aufwand ihrer Theilnahme, daß ihnen die Kunst, grade wenn sie ihrem Berufe Genüge thun, nur Schmuck und Unterhaltung weniger Stunden werden kann. Wenn sie sich auch mit Kunstinteressen umgeben, so thun sie dies doch in der Regel nur mit flüchtigem Antheil oder aus dem Bestreben, Bedeutendes zum Schmuck ihres Lebens an sich zu fesseln. Eine wirkliche, warme und herzliche Freude an dem Werdenden in der Kunst ist bei den Regenten größerer Staaten nur selten und wird dem Lauf der Dinge nach noch seltner werden. Sie selbst müssen zufrieden sein, sich einigermaßen die reichen Resultate der schöpferischen Volkskraft zugänglich zu machen, und vermögen nicht mehr als Kunstkenner und Kunstrichter den Vorrang vor andern Sterblichen zu behaupten. Ja sogar als Auftraggeber sind sie nicht mehr nach allen Richtungen die vermögendsten Förderer der Kunst. Viele der deutschen Landesherren sind reich unter uns angesiedelt, aber sie schalten nicht mehr unbeschränkt mit dem Staatssäckel, und der Bedarf ihrer gewohnten fürstlichen Existenz, die Ansprüche, welche an ihre

Digitized by Google

Privatchatouille gemacht werden, sind ebenfalls in rascher Steigerung begriffen. Schon geben wohlhabende Communen und reiche Privatleute den meisten Künsten reichlichere Beschäftigung, als unsere Fürsten zu geben vermögen. Für das persönliche Selbstgefühl des Künstlers sind diese modernen Förderer weit bequemer, für seine Kunst lassen sie allerdings auch noch zu wünschen übrig. Unsere Hoftheater z. B. sind im Ganzen immer noch besser, als die Stadttheater.

Wenn der Künstler aber Diener eines Fürsten wird, als Beamter des Staats oder des Hofes, so wird er dem Ehrgeiz entsagen, Vertrauter zu werden oder ein Geschäftsmann seines Herrn, der sich auch um Anderes kümmert als um seine Kunst. An dem gewählten Lebensberuf festhalten und bescheiden nichts Anderes treiben, das ist Pflicht in unsrer unsicher vorwärtsringenden Zeit, wo dem Künstler die Lehrzeit nicht kurz zugemessen ist, die Meisterschaft schwer erworben wird. Auch von dem Künstler gilt, daß er zu einer Specialität seines Faches werden muß, um in der Kunst das Höchste zu leisten. Es ist nur wenigen vergönnt, sowohl Landschafter als Historienmaler, Operncomponist und Meister der Concertmusik zu werden.

Und geht man der Sache auf den Grund, so gehört der Künstler doch in die Kreise der menschlichen Gesellschaft, in denen er vorzugsweise die Vorbilder für seine Kunstgebilde, so wie das wärmste Verständniß für seine Werke findet. Billige Schätzung kann nicht zugeben, daß zur Zeit unsere Fürstenhöfe vorzugsweise solche Stätten sind. Wie fein und stilvoll ausgebildet dort die Formen des Verkehrs, wie edel gehalten der Ausdruck einer menschlichen Empfindung dort sein möge — und diese Vorzüge haben nicht wenige unserer Höfe bewahrt — ungleich reicher, frischer, unbefangener und charakteristischer äußert sich jetzt die Lebenskraft des Volkes in den mitteln Schichten der Gesellschaft, welche gleich weit entfernt von der Isolirung der Höhe und dem beschränkten Blick der Tiefe Bewahrer und Verbesserer unsrer Bildung, unsres Wohlstands, unsrer Sitte sind. Den Historienmaler wird doch wahrscheinlich der Verkehr mit Solchen am besten fördern, deren Freude an unsrer historischen Entwicklung vorzugsweise innig ist, den Musiker der Verkehr mit den Gemüthvollsten aus der großen Schaar gebildeter Hörer; sogar der tragische Held und Tyrannenspieler wird in dem vorsichtig gehaltenen Wesen unsrer großen Herren nicht mehr ganz das Ideal seiner Helden erkennen, und ebensowenig der Bildhauer, welcher den Ehrgeiz hätte, nur Reiterstatuen zu modelliren, d. h. die heldenmäßigen Gebilde, welche unsre erlauchten Herren immer noch für ein Hausprivilegium fürstlichen Blutes halten.

Der Künstler hat thatsächlich aufgehört Client der Vornehmen zu sein, er ist der Schützling eines großen Volkes geworden, und er soll sich doch hüten, diese unabhängige Stellung aufzugeben.

Digitized by Google

Vermischte Literatur.

Schlüssel zur polnischen Frage, oder warum konnte und kann Polen als selbständiger Staat nicht bestehen? Von Friedrich von Smitt. St. Petersburg, k. Hofbuchhandlung. 1865. 112 S. 8.

Nicht leicht wird unter denen, welche in der letzten Zeit die polnische Frage zum Gegenstand ihres Nachdenkens machten, ein Andrer so befähigt gewesen sein, dieselbe richtig zu beurtheilen, als Smitt, der sich ein halbes Jahrhundert hindurch mit der Geschichte Polens beschäftigt hatte, und dem wir eine beträchtliche Anzahl sehr werthvoller Schriften über die neueste Periode dieser Geschichte danken. Selbst die befangensten Gegner Rußlands werden zugestehen müssen, daß hier die Stimme eigner Anschauung und tiefen Studiums redet, wenn der Verfasser uns die Entstehung des polnischen Nationalcharakters, den Unterschied zwischen Polen und Russen, die Kämpfe derselben miteinander, die Einwirkung von Adel und Geistlichkeit auf den Gang der Geschicke des Volks und die endliche Zersetzung des Staates durch diese Mächte schildert. Vortrefflich ist namentlich die Zurückführung des Untergangs Polens auf den Nationalcharakter. Eine fehlerhafte Naturanlage, Ueberwiegen der Phantasie, Mangel an Urtheilskraft und darum Maßlosigkeit in allem, dann eine durch begünstigende Zeitumstände schnell über alle Schranken hinausgewachsene Adelsmacht, welche die andern Stände zu Boden drückt und zuletzt in völlige Anarchie ausartet, endlich das Eingreifen der Jesuiten in Unterricht und Erziehung des Volkes und die Entzweiung der Nation durch den Fanatismus dieses Ordens, das und nichts Andres waren die Hauptursachen von Polens Verfall. Die Mitwirkung der Nachbarn zum endlichen Untergang war nur Erfüllung des Sprichwortes von dem Leichnam, um den sich die Adler sammeln. Mangel an politischer Weisheit, maßlose Freiheitsliebe und phantastische Einbildungen beherrschten das ganze Staatswesen und führten zu den ärgsten Verletzungen aller Gesetze politischer Vernunft. Wollte man der polnischen Adelskaste ihr Reich wieder aufrichten, so würde sie es nicht besser treiben, sondern ihr angeborner Charakter würde über kurz oder lang sich wieder geltend machen. Ihr ungestümes hitziges Wesen, ihr unverständiges Streben nach Ungebundenheit, welches nur den Impulsen der Laune und Leidenschaft folgt, ihre Selbstsucht, die ohne Rücksicht auf das Allgemeine lediglich den eignen Vortheil sucht, ihre katholische Bigotterie, ihre Streitsucht und ihre Neigung zu Conspirationen und Rebellionen würden sie bald wieder in die alten Thorheiten und Uebereilungen verfallen lassen. Polen kann ebenso wie Irland nur durch eine äußere starke Gewalt, nur durch eine fremde Regierung zu Glück und Wohlstand gelangen; es geht ihm wie gewissen Kindern, die man nie sich selbst überlassen darf, weil sie freigegeben nur Unheil anrichten.

Das Staatsrecht des Königreichs Ungarn, vom Standpunkte der Geschichte und der vom Beginn des Reichs bis zum Jahre 1848 bestandenen Landes-

Digitized by Google

verfassung dargestellt von Dr. Anton v. Virozsil. 1. Bd. Pesth, 1865. Verlag von G. Heckenast. 362 S. 8.

Wer sich nicht von vornherein an die Weitschweifigkeit und den Rococostil des Verfassers stößt, findet hier eine gute Zusammenstellung alles dessen, was zum Verständniß des, beiläufig sehr bunt zusammengesetzten, in vielen Punkten dunkeln und bestrittenen politischen Rechtsschatzes Ungarns von Röthen ist. Die Schrift betrachtet zuvörderst Ursprung und Entwickelung des ungarischen Staats und seiner Verfassung bis zum Jahre 1848, dann dessen Nebenländer und die Ansprüche der Krone Ungarn auf andere Nachbargebiete und hierauf die Einwohner des Reichs nach Abstammung, Beruf, Religion und Stand. Dann folgt ein zweites Hauptstück über die Staatsverfassung des Königreichs überhaupt und die Grundverträge und Fundamentalgesetze des Landes, und hierauf ein drittes über die zwischen dem König von Ungarn und dem Reiche bestehenden Rechtsverhältnisse insbesondere, die Regalien, Monopole und die denselben entsprechenden Pflichten des Souveräns. Darauf wendet sich der Verfasser zu den Rechten und Obliegenheiten der Stände, welche die ungarische Nation vertreten und betrachtet die Mitglieder der Ständeversammlung zunächst als Ganzes, dann nach ihren Classen, als Prälaten-, Magnaten-, Ritterstand und als Vertreter der Freistädte und privilegirten Districte, worauf er in einem ersten Anhang die Municipalrechte der Königreiche Kroatien, Slavonien und Dalmatien vom Standpunkte des ungarischen Staatsrechts darstellt und in einem zweiten einen Rückblick auf die ungarische Constitution wirft. Die zweite Hauptabtheilung des Werkes beschäftigt sich mit dem Verwaltungsrecht Ungarns. Ein erstes Hauptstück behandelt die Ausübung des Gesetzgeberrechts auf dem Reichstage, dessen Begriff und Zusammensetzung, ein zweites die Landesbehörden, welchen die vollziehende Gewalt zusteht, die Verwaltung der innern Landesangelegenheiten, die Gerechtigkeitspflege, das Finanzwesen und die militärischen Verwaltung. Ein letzter Abschnitt endlich faßt das äußere Staatsrecht Ungarns ins Auge, wobei die wichtigen Fragen nach der Beschaffenheit der politischen Verbindung des Königreichs mit den östreichischen Erbländern und nach dem gegenwärtigen Staatsinteresse desselben in seinen Beziehungen zu diesen Ländern zur Sprache kommen. Wir empfehlen das Werk (dessen Verfasser zu den jetzt brennenden Fragen einen vermittelnden Standpunkt einnimmt) als ein lehrreiches Nachschlagebuch.

Jahrbuch für Literaturgeschichte. Herausgegeben von Richard Gosche. 1. Bd. Berlin, F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1865.

Ein Unternehmen, dem wir, einmal weil es ein Bedürfniß, dann weil es in guten Händen ist, allgemeine Theilnahme wünschen. Der vorliegende erste Band enthält zunächst fünf größere Abhandlungen. Karl Weinhold in Kiel behandelt in anziehender Weise das Komische im altdeutschen Schauspiel und erweckt mit der Fülle von Belesenheit, die er dabei entwickelt, den Wunsch, er möge es einmal unternehmen, uns die Komik, die das ganze deutsche Mittelalter durchdringt, überhaupt zu schildern. Karl Schröder folgt dann mit einer historischen Skizze über die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters von deren liebenswürdigen naiv humoristischen Anfängen an bis auf ihre Ausartung in platte Gemeinheit, und

Digitized by Google

zeigt uns damit ein Stück Leben unsres Volkes, welches durch seine frische vergnügte Weise namentlich dem verschwommenen Wesen der Minnesänger gegenüber ungemein wohlthut. Der dritte Aufsatz ist von Karl Rosenkranz und beschäftigt sich mit Diderots Schauspielen, wobei er das gewöhnliche Urtheil über dieselben an einer Betrachtung der Stücke selbst prüft und wesentlich rectificirt. Eine vierte Abhandlung, vom Herausgeber des Jahrbuchs, enthält eine Biographie und Charakteristik Swifts, dieses „charakteristischen Interpreten seiner zerrissenen Zeit", welche, bis zu der Periode fortgeführt, wo derselbe mit seiner Vergangenheit bricht, zu dem Besten gehört, was wir seit langer Zeit auf diesem Gebiet gelesen haben. Der fünfte Aufsatz endlich, von C. Marthe, verbreitet sich über die russische Heldensage und namentlich über den Nationalhelden Ilja von Murom, den Liebling des russischen Volkes und dessen Typus. — An diese erste Hälfte des Jahrbuchs schließt sich dann als zweite eine vom Herausgeber verfaßte Uebersicht über die literarhistorischen Arbeiten an, welche die Jahre 1863 und 1864 gebracht haben. Dieselbe umfaßt gegen zweitausend Werke der deutschen, französischen, englischen, spanischen, italienischen, skandinavischen und slavischen Literatur und führt außerdem eine beträchtliche Anzahl zerstreuter Abhandlungen und Notizen in systematischer Anordnung an — eine ebenso sorgfältige als reichhaltige Arbeit, welche, indem sie uns in den Stand setzt, den neuesten Stand literarhistorischer Tendenzen und Studien bis zu kurzen Recensionen herab rasch und bequem zu überblicken, die Absicht des Herausgebers, in diesem Jahrbuch ein Organ für die Literaturgeschichte als besondere Wissenschaft zu begründen, wesentlich zu fördern geeignet ist. Es wird Kritiker geben, welche der Literaturgeschichte diese Stellung nicht zugestehen wollen. Wir aber schließen uns dem Herausgeber an, wenn er derselben vor allem neben der historischen Wissenschaft den Anspruch auf die Geltung einer besondern Disciplin vindicirt; denn mit vollem Recht behauptet er, daß jene eine größere Sicherheit und Klarheit des Verständnisses der Thatsachen aufzuweisen hat als diese, da die Erkenntniß in der Literaturgeschichte unmittelbarer als die der politischen ist, die in der durchsichtigen Form der Rede auftretenden Thatsachen zugleich die echtesten Quellen sind.

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Oelsner nebst Briefen von Rahel. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Stuttgart, Verlag von A. Kröber. 1865. 3. Bde.

Papier ohne Ende, dieser varnhagensche Nachlaß, von dem uns, wie es scheint, keine Elle erspart werden soll, obwohl man, ohne unhöflich zu sein, recht wohl behaupten darf, daß die Weltgeschichte nicht gleich still gestanden haben würde, wenn ein paar Kisten davon statt in die Druckerei in den Kramladen geschickt worden wären. Gewiß ist Gutes darunter, besonders für die Literaturgeschichte, zum Theil auch für die Kenntniß der politischen Vorgänge der neuesten Zeit, aber mit dieser willkommenen Waare auch all den kleinen Klatsch, die persönlichen Verstimmungen und Nergeleien, von denen diese Tagebücher und Briefe voll sind, in den Kauf nehmen zu sollen, ist eine starke Zumuthung. Dies gilt auch von dieser Correspondenz. Hätte die Herausgeberin, oder besser, hätte eine andere Hand diese Briefe gesichtet und aus dem Werthvollen etwa ein mäßiges Bändchen zusammengestellt, so

Digitized by Google

würden wir uns dafür schön bedanken. Oelsner hat in den Jahren 1816 bis 1828, aus denen die Briefe stammen, in den pariser Salons manches Interessante gehört, bisweilen durch ein Schlüsselloch in die Werkstätten der Reaction einen Blick gethan und häufiger eine pikante oder charakteristische Anekdote vernommen, von dem wunderlichen Schlabrendorf erfahren wir ein paar neue Züge. Außerdem wird viel Geist gemacht und viel Galle entwickelt. Das ist alles, einen tieferen Blick in das damalige Treiben gewinnen wir nicht; dazu waren weder Varnhagen noch Oelsner hoch genug gestellt. Die persönlichen Verhältnisse der Beiden zu erfahren, tragen wir nur mäßiges Verlangen, und zu sehen, welche Ansichten sie über längst vergessene Broschüren sich gebildet, macht uns auch nicht besonders froh und glücklich.

Scharnhorsts Leben. Von O. F. Schweder. Berlin, 1865. Verlag von Mittler und Sohn. 239 S. 8.

Eine gute populäre Darstellung des Charakters und der Thaten des edlen Helden etwa in der Weise Beitzkes, mit einigen neuen Thatsachen nebensächlicher Art (z. B. der richtigen Datirung des Geburtstages Scharnhorsts, 12. nicht 10. November), sonst aber unsre Kenntniß nicht weiter bereichernd. Die Gesinnung, aus welcher der Verfasser schreibt, ist brav und tüchtig. Etwas weniger Pathos und das Wegbleiben der Citate in Versen würden wir bei einer etwaigen zweiten Auflage gern ertragen.

Neue Missionsreisen in Südafrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung von David und Charles Livingstone. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. 1. Bd. Jena und Leipzig, H. Costenoble. 1866.

Enthält die Reisen, welche die Brüder Livingstone in den Jahren 1858 bis 1864 am Zambesi und dessen Nebenflüssen sowie nach den Seen Schirwa und Nyassa unternahmen. Der Text, ziemlich trocken und eintönig, ist fast nur für den Freund der Erdkunde von Interesse. Dagegen werden die hübsch ausgeführten Illustrationen auch dem größeren Publikum als charakteristische Skizzen südafrikanischen Völkerlebens willkommen sein.

Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland. Uebersetzt von Gisbert Freiherrn v. Vincke. Weimar, H. Böhlau. 1865. 2. Aufl. Historisches, Phantastisches, Heimath und Fremde, Herz und Welt in Kunst- und Volksdichtungen. Die Auswahl, durchgehends geschmackvoll, die Uebertragungen, so weit wir vergleichen können, großentheils musterhaft.

Die Araber des Sahels. Erlebnisse und Abenteuer des Capitäns der Spahis, Emile Tissot. Von G. Hennig. Breslau, Trewendt. 2 Bde.

Eine lebendige Schilderung der Verhältnisse in dem vom Titel genannten Theile Algeriens, vorzüglich des Lebens der dortigen Colonisten und Soldaten. Man vergleiche damit Gustav Rasche Reisebuch: Nach den Oasen von Siban (Berlin, Vogel und Comp.), namentlich den Abschnitt über die französische Colonisation, der die Militärverwaltung Frankreichs in Algerien recht gut charakterisirt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Benedix, Rod., Bilder aus dem Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.
Beta, H., Deutsche Früchte aus England. 2 Bde. 2½ Thlr. — Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 2½ Thlr.
Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse. 2 Bde. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1 Thlr.
Gayette, Jeane Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Genast, Wilhelm, Das hohe Haus. 4 Bde. 4 Thlr.
Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 1⅔ Thlr.
Großmann, A., Wahn und Wahrheit. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Gundling, Julius, Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1½ Thlr. — Fes und Tschako. Soldatengeschichten. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 2½ Thlr. — Pêle-mêle. 3 Bde. 4 Thlr.
Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1½ Thlr.
Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. 1⅓ Thlr.
Hemsen, Theodor, Die Czarentochter. 4 Bde. 4⅔ Thlr.
Herbert, Lucian, Louis Napoleon. 2. Volksauflage. Roman und Geschichte in 5 Bdn. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bände à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Victor Emanuel. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Napoleon III. und sein Hof. 1⅓ Thlr. — Neue Anekdoten aus dem Leben Napoleon III. 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. Roman u. Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. Federzeichnungen. 1⅓ Thlr. — Zwischen Leben und Sterben. 1⅓ Thlr. — Die todte Hand. 4 Bde. 5 Thlr.
Katsch, Ad., Vitibuck. 3 Bde. 3½ Thlr.
Kessel, C. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. 1 Thlr.
Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 3½ Thlr. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 1⅓ Thlr. — Die Sansara. T. A 4 Bde. 2½ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅓ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 1 Thlr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Meude, Fritz, Politische Sünden. 1½ Thlr.
Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.
Mühlbach, Louise, Erzherzog Johann und seine Zeit. 2. ill. Aufl. 4 Abth. à 3 Bde. 6 Thlr.
Pichler, Louise, Bei Lampen- und Sternenschein. 2 Bde. 2½ Thlr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1½ Thlr. — Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr.
Schirmer, Adolph, Lütt Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr.
Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 3. Volksausgabe. 24 Ngr.
Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 2 Thlr.
Stein, Paul, Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 4 Thlr. — Leopold's Irrfahrten. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.
Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2½ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr.
Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.
Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagog. Roman. 1⅓ Thlr.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 2.

Ausgegeben am 5. Januar 1866.

Inhalt:

Aus dem Arbeitszimmer des Dichters Otto Ludwig . . . Seite 41
Das Reihergelübde 57
Briefe eines Fürsten 69
Geschichte der Revolutionszeit 73
Vermischte Literatur 75

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Arbeitzimmer des Dichters Otto Ludwig.

Bald ist es ein Jahr, seit sich das Auge des vieldulbenden Dichters für immer geschlossen. Daß er ein hochbegabter Mann war, daß in allem, was er geschaffen, ein echtes Dichtergemüth und ein seltenes Talent für großartige Wirkungen anzieht, hat jeder empfunden, der seine Dramen: Der Erbförster und: Die Mutter der Maccabäer, die Novellen: Zwischen Himmel und Erde und: Heiteretei gelesen. Aber Otto Ludwig gehörte zu den deutschen Dichtern, deren poetische Natur in ihren Werken sehr unvollständig zur Darstellung gekommen ist, nur wer ihn persönlich kannte, bewahrt den reinen und gewaltigen Eindruck, den sein Wesen gemacht hat. Es war ein einfacher, tüchtiger, wohlgeordneter Geist, in seinem Empfinden immer voll, ganz und warm, bei seiner Arbeit von einem Ernst und einer Strenge, welche sich selbst nie genug thun konnte. Aber es waren nicht diese deutschen Vorzüge allein, welche sein Dichtertalent imponirend machten. In seinem Schaffen, ja in seiner ganzen Persönlichkeit lag etwas so Ungewöhnliches, daß er zuweilen aussah, wie aus der Urzeit des deutschen Volkes in die Gegenwart versetzt. Schon sein Aeußeres gab das Bild eines kräftigen Germanen aus alter Zeit, das große Haupt, edel geformte Züge, der stattliche Wuchs, das schöne tiefe Auge, der starke Bart, die feste schmucklose Haltung. Aber noch auffallender wurde er, wenn man die Methode seiner poetischen Arbeit beobachtete, in seinem Innern eine leidenschaftliche Bewegung, der eines Inspirirten gleich; seine Empfindungen und Anschauungen nicht blos poetisch, sondern zu gleicher Zeit sowohl musikalisch als malerisch; und zwar in so hohem Grade, daß seine poetische Production dadurch gehemmt wurde. In eigenthümlichen Kämpfen rangen sich die Gebilde aus seiner Seele los. Während sie in ihm lebten, hörte er Klänge, sah er die Gestalten in Gruppen farbig vor sich, ja ihm begegnete in solcher Versunkenheit, daß sie ihm auch äußerlich sichtbar wurden, er sah im Abendnebel den Luftgeist mit grauem Gewande seine Brust umziehen, und als ihm die Idee eines Trauerspiels: Andreas Hofer im Gemüthe lag, stand die Gestalt des riesigen Tirolers als großer

Digitized by Google

Schatten auf seinem Wege. Er wußte, daß dergleichen gaukelnde Täuschung des erregten Sinnes war und fertigte es, wo sichs einmal im Verkehr mit andern eindrängte, mit leichtem Lächeln ab. Aber in stiller Nacht, wenn er träumte, oder wenn er wachend auf seinem Lager nachsann, erhielten solche Gebilde eine quälende Deutlichkeit, er schaute sie greifbar in tragischen Situationen, und die Stimmung, welche diesen Momenten seiner Poesie zum Grunde lag, wurde ihm so übermächtig, daß sie ihn quälte. Dabei war er nichts weniger als ein phantastischer Mann, viel erwog sein Geist über der Arbeit, und spähend beobachtete er den Proceß des Werdens, ja allzu kritisch gegen die stürmische Empfindung, welche in ihm wogte. Unablässig war er bemüht, die Kunstgesetze, die er sich vorzugsweise aus Dramen Anderer construirte, gegen seine eigenen feurigen Träume geltend zu machen. Immer wieder mahnte er sich in schriftlichen Aufzeichnungen so und so zu schreiben, er exponirte sehr sorgfältig und weitläufig, und verfaßte sich selbst zur Richtschnur ästhetische Abhandlungen, wie die Charaktere zu halten, wie die Handlung kunstmäßig zu fügen sei. Nie konnte er sich darin genugthun, er änderte an Charakteren und Plan immer wieder; was er niedergeschrieben, verwarf er leicht, weil es ihm nur matter und farbloser Abglanz der prachtvollen Anschauungen erschien, welche sein Inners füllten. Massenhaft wurde in langen Jahren körperlichen Leidens dies Plänemachen und Reflectiren über die Arbeit, ohne entsprechende Ausführung.

Unter den größten Schwierigkeiten rang sich sein Talent herauf. Enge Verhältnisse, ein harter Kampf um die Existenz, machten dem fränkischen Thüringer nur langsam möglich, die Grundlagen einer freien humanen Bildung zu gewinnen. Auf Seitenwegen, durch Nachtarbeit, unter harten Entbehrungen erwarb er sich das Wissen, welches auf der gebahnten Heerstraße unseres Gymnasial- und Universitätsunterrichts mit unvergleichlich geringerem Aufwand an Geistes- und Körperkraft gewonnen wird. Wahrscheinlich sank schon in dieser Lehrzeit der Keim des Leidens in seinen Körper, der kräftige Mann hatte damals Zeiten, wo er in völliger Waldeinsamkeit Heilung für die durch übergroße Arbeit krankhaft gereizten Nerven suchte. Wild und chaotisch war in dieser Periode auch sein Drang zu schaffen. Er hielt sein Talent für ein musikalisches und verlebte einige Jahre sehr zurückgezogen in Leipzig, wo er ernsthaft Musik trieb. Schon in dieser Zeit dichtete er Lyrisches, Episches, auch Dramatisches; er schrieb sich Operntexte, Lieder und einige Gedichte nach alten Sagenstoffen, stark angezogen von den nordgermanischen Klängen, welche ihm durch die spätern Romantiker zugänglich geworden waren. Von den zahlreichen dramatischen Entwürfen dieser Zeit sind mehre ausgeführt, fast alles aus den Jahren vor 1848 noch ungedruckt. Daß er endlich in die Nähe Dresdens übersiedelte und in Verbindung mit Eduard Devrient und der dresdner Bühne trat, wurde für sein Schaffen ent-

Digitized by Google

scheidend. Hier lernte er zuerst die Bedürfnisse des Theaters kennen, er kam in Verkehr mit Dichtern und bildenden Künstlern. „Der Erbförster" und „Die Mutter der Maccabäer" waren die gereiften Früchte dieser Jahre. Nach langem Ringen war er in eine feste Stellung zu dem deutschen Publikum versetzt, und ein tieferes Verständniß dessen, was das Drama forderte, war ihm aufgegangen. Seine Production war schwerflüssig, aber energisch, und der Weg, auf dem er zu schreiten hatte, lag gebahnt vor ihm. Das treuherzige Dichtergemüth, welches er im Umgang mit seinen Bekannten bewährte, machte ihn allen lieb, mit denen er in Verbindung trat. Aber sein körperliches Leiden wurde in dieser Zeit so unbequem und zuweilen so schmerzvoll, daß es ihn grade da, wo ein reger Verkehr mit Andern, Eindrücke durch das Leben, freudiger Genuß der erworbenen Stellung Bedingung weiteren Fortschritts waren, immer mehr isolirte. Nur selten vermochte er seine Behausung zu verlassen. In voller Manneskraft wurde er ausgeschlossen von der Welt, in der er sich eben eine achtunggebietende Stellung erobert hatte.

Mit bewundernswürdiger Charakterstärke fügte er sich in sein Schicksal, unermüdlich arbeitete er in der Einsamkeit an seiner künstlerischen Bildung, er las, sann, träumte und schrieb nieder, was ihm die Seele füllte, das Höchste suchend, sich nie selbst genügend. Die dramatische Macht Shakespeares erfüllte ihn jetzt ganz, sie wirkte fast überwältigend auf ihn, mit den Augen eines Dichters folgte er spähend der Methode dieses großen Schaffens, er analysirte sich jede künstlerische Wirkung und suchte aus der Erscheinung das Gesetz, so detaillirt, scharfsichtig und grübelnd, daß ihm dadurch das Vertrauen zu der eigenen Kraft vermindert werden mußte. Immer war ihm die dramatische Production als das Höchste erschienen; die Charaktere und Situationen, welche in ihm selbst lebendig wurden, regten ihn aber so auf, daß er zuweilen in anderer Arbeit Beruhigung suchen mußte. Darum erschienen in diesen Jahren der Krankheit seine Novellen, denn diese Art des Schaffens griff ihn weniger an. Dazwischen rissen ihn aber immer wieder dramatische Ideen an sich, er begann, verwarf und begann wieder; ein Stoff, der ihm einmal die Seele erfüllt hatte, ließ ihn nicht los, neue Dispositionen folgten auf frühere, immer neue Abhandlungen über Idee, Handlung und dramatische Wirkung seiner Stücke. In seinem Nachlaß fanden sich viele Stöße von Heften, von einem Trauerspiel „Agnes Bernauerin" sowohl drei vollständige Bearbeitungen aus der Zeit vor 1848, als gegen dreißig Hefte mit Abhandlungen, Plänen und Anfängen, unter denen ein sehr bedeutender bis in die Hälfte des Stückes reicht. Die Krankheit, das isolirte Grübeln mit der Theorie und noch etwas Anderes, wovon hier die Rede sein soll, störten sein Schaffen; langsam, nach schweren Leiden erschöpfte sich seine Lebenskraft. Als ein Märtyrer der modernen Kunst endete er. Noch in den

Digitized by Google

letzten Wochen auf seinem Sterbelager beschäftigte ihn ein Trauerspiel Tiberius Gracchus.

Was das Publikum durch ihn erhalten, ist verhältnißmäßig sehr wenig von dem, was er in leidenschaftlicher Bewegung in sich verarbeitete. Wem ein Blick in diese reiche Trümmerwelt verstattet war, der wird mit tiefer Hochachtung vor der großartigen Anlage des Geschiedenen erfüllt werden. Aber auch mit Erstaunen über die eigenthümliche Weise, in welcher er arbeitete; denn was ihn gehindert hat, das war im letzten Grunde nicht seine Krankheit, sondern eine Besonderheit seiner Anlage. Es sei der Versuch gestattet, dies hier deutlich zu machen.

Unsere Literaturgeschichten bescheiden sich in der Regel gegenüber den einzelnen Dichtern, die Werke derselben nach den ästhetischen Gesichtspunkten des Verfassers zu beurtheilen, ihre Bedeutung für die Zeitgenossen und die folgenden Geschlechter darzustellen, das äußere Leben und den literarischen Charakter des Dichters zu schildern; ferner freilich wissen sie auch aus dem Zusammenwirken der einzelnen Richtungen die wesentlichen Eigenschaften einer Literaturperiode und die Entwickelung der freischaffenden Volkskraft zu ermitteln. Es ist aber noch eine andere Betrachtung poetischer Productionen möglich, welche in die Arbeitsstube des Dichters tritt und seine besondere Methode zu schaffen darlegt. Wird uns möglich, von diesem Gesichtspunkt in die geheimen Tiefen einer Dichterseele einzudringen, so erhält nicht nur was sie geschaffen einen höhern Reiz, obenan steht dann auch eine achtungsvolle Würdigung des Wirkens der schöpferischen Kraft überhaupt. Das Gelungene wie das Unvollkommene in den Werken wird alsdann erkannt, nicht nur als Mangel der Anlagen, als Fehler der Arbeit, vielleicht auch als eine Eigenthümlichkeit des Dichters, welcher nach dem ganzen Zuge seiner schöpferischen Kraft so zu schaffen genöthigt war. Und wenn es gelänge, von einer Anzahl kräftiger Talente aus verschiedenen Zeiten ein solches Bild ihrer schöpferischen Arbeit zu geben, so würde noch etwas Anderes, Geheimnißvolles klar werden, die Unterschiede der poetischen Schöpferkraft bei den einzelnen Culturvölkern und die Wandlungen, welche die Methode des künstlerischen Schaffens im Laufe der Jahrhunderte bei demselben Volke erfährt.

Leicht ist es, gewisse gemeingiltige Processe darzustellen, wie sie sich in jeder Dichterseele vollziehen. Aus den Eindrücken, Bildern und Anschauungen, welche das Leben, Beobachtung oder Lectüre, in die Seele sendet, regen einzelne kräftig das Gemüth an. Eine Empfindung wird lebhaft nachgefühlt, eine Anekdote aus dem Leben eines Menschen wird mit Freuden als bedeutsam erkannt. Ist bei solcher Empfindung ruhiger Genuß, nicht gewaltsame Verletzung des Aufnehmenden, und nicht die Anreizung zu einer sofortigen Willensäußerung,

Digitized by Google

so beginnt die Phantasie des Künstlers gern ihr holdes Amt. Der Eindruck oder das Bild, welche in die Seele gedrungen sind, werden umgeformt je nach dem Bedürfniß des Geistes und Gemüthes, unter dem Zwange der ursprünglichen Stimmung; seine Farben werden glänzender, die Empfindung mächtiger, verwandte Gefühle oder Anschauungen tauchen herauf und schließen sich an die ersten an. Das so Gefundene wird dem Künstler je nach seiner Natur zum Gefühl, das sich zum Gefühle fügt, zum Bild, das räumlich neben ein anderes tritt, zur Situation, welche mit einer andern Situation durch Causalnexus verbunden ist. Wie glänzend aber auch diese innern Bildungen in dem Künstler aufsteigen und wie groß ihre Fülle werden mag, immer ist zweierlei Bedingung für das freie Schaffen. Alle Einzelheiten werden zusammengehalten durch eine einheitliche Grundidee und deshalb durch ein und dieselbe Grundstimmung; und ferner, wie düster und ergreifend auch diese Ideen und Stimmungen sind, die Seele des Künstlers waltet doch behaglich spielend darüber. Denn solch freies Schaffen ist ihr Genuß, sie wirft weg und fügt zusammen, mit innerem Behagen.

In dieser Weise bethätigt der Künstler sein Gemüth an jedem Stoffe, er hebt heraus, was ihm lieb ist, und prägt mit warmem Herzen aus dem geistigen Vorrath seines Lebens herein, was ihm den aufregenden ersten Eindruck zu ergänzen scheint, damit dieser ein volles Leben in seiner Seele erhalte. Dies Verfahren ist in der Hauptsache bei allen Künsten dasselbe. Aber sehr verschieden ist allerdings die Beschaffenheit der Anschauungen und innern Bilder, welche durch einen zufälligen Eindruck in den Künstlern je nach ihrer Kunst lebendig werden. Der Künstler z. B. liest, wie Karl der Große den Sachsenherzog Widukind zur Taufe zwingt. Hat seine Phantasie den Zug nach plastischer Gestaltung, so wird er in gehobener Empfindung vielleicht die Bilder der beiden großen Kriegsfürsten neben einander schauen in charakteristischer Stellung. Der Ausdruck der Köpfe, die Körperhaltung, der Faltenwurf, die Grenzlinien der Gruppe werden ihm allmälig lebendig; was vor und nach diesem Momente liegt, ist ihm unwesentlich: die Umgebung der Helden, die Landschaft, ja sogar die Farben ihrer Kleidung, Waffen u. s. w. sieht er undeutlich oder gar nicht, ihm wird die Hauptsache, wie sie im Modell sich darstellen müssen. Lange vielleicht nuancirt seine geschäftige Phantasie Stellung, Geberde, Ausdruck, bis sein inneres Bild der plastischen Idee entspricht, welche ihm durch die erste schöpferische Stimmung theuer wurde. — Ein Maler dagegen wird denselben Moment weit anders fassen. Er sieht farbig, die Haufen der Sachsen und Frankenkrieger in norddeutscher Landschaft, vor zertrümmertem Heiligthum der Heiden; er empfindet lebhaft die nach Charakter und Alter verschieden temperirten Gefühle der Einzelnen, wie sich diese in den mannigfaltigsten Stellungen in Geberden ausdrücken. In dem glänzendsten Licht sieht er am Vorderpunkt der Gruppen die Hauptfiguren des Siegreichen und des Besiegten, alles unter dem Zwange

Digitized by Google

einer einheitlichen Linienführung und eines Grundtons auch in der Farbe. — Der Künstler ferner von musikalischer Anlage bewahrt nicht plastische oder malerische Bilder als Eindruck des Gelesenen, in seiner Seele klingt die Stimmung in Tönen, er hört vielleicht den Siegesgesang der Franken, die wilde Totenklage der Sachsen, den Ruf nach Rache, den Schrei der Angst, und alle diese Gegensätze, welche durcheinanderklingen, binden sich ihm zum Schluß in vollem Chor und festlichem Gesange zu dem neuen Gott, welcher jetzt über dem Sachsenvolke mild walten soll. — Auch wieder der Dichter wird, je nachdem er episch, lyrisch, dramatisch zu gestalten befähigt ist, den imponirenden Stoff im Innern verschieden formen. Dem poetischen Erzähler wird sich an die gegebene Situation vieles, was vorausging, knüpfen, er wird in einer Reihe von Situationen den Kampf zwischen Christen und Heiden, die Feindschaft des Frankenkönigs und des Sachsenfürsten schildern, er wird den Hofhalt beider, ihre Häuser, ihre Gefolgeschaft, ihr Wesen im Gegensatz zu einander sich einbilden, er wird die menschlichen Beweggründe für ihr Handeln, Glaubenseifer, Vaterlandsliebe, Stolz, Freiheitssinn als groß und schön empfinden, er wird zu den reifen Männergestalten und ihrem finstern Kampf als Ergänzungsbilder vielleicht jugendliche Helden hervorrufen, einen leidenschaftlichen Krieger, ein schönes Fürstenkind und ähnliches; er wird die ganze Fülle von Anschauungen, welche in ihm hell wird, so schauen, wie sie sich in der Zeitfolge nach einander ordnen, und er wird jedes Einzelne, was sie thun, als Theil erscheinen lassen einer zusammenhängenden Geschichte, welche mit dem wirklichen Verlauf der Historie nur grade gemein hat, was ihm für den Zusammenhang, den er frei gefunden, passend erscheint. In der zusammengefügten Begebenheit wird jene Situation, deren Eindruck zuerst in seine Seele fiel, wahrscheinlich noch eine bedeutsame Stellung bewahren, etwa als Katastrophe oder als versöhnender Schluß. — Die weiche Seele des Lyrikers dagegen wird, durch denselben Eindruck angeregt, entweder die stolze Freude des Siegers oder den leidenschaftlichen Schmerz des Besiegten, die Gefühle, welche in dieser Situation durch die Seelen der Helden zogen, im Liede gefühlvoll herausheben, oder er mag auch die Handlung der Unterwerfung und Taufe in kurzen Zügen schildern, um die Stimmung, welche dies Ereigniß erregt hat, in Metrum und Ton nachdrücklich herausklingen zu lassen. — Der dramatische Dichter endlich wird sich zu solcher anregenden Situation mit Benutzung der Geschichte eine Handlung hervorrufen. Er empfindet deutlicher als alle andern in den Charakteren der Helden einen Grundzug, welcher sie zu verhängnißvollem Thun treibt, ihm wird deutlich, wie dieses Thun auf ihr Leben zurückwirkt und wie aus dem Zusammenspiel des charakteristischen Wollens und der daraus hervorgehenden Thaten sich das Verhängniß für einen oder beide Helden entwickelt.

Im letzten Grunde also ist das künstlerische Schaffen aller Künste ähnlich;

Digitized by Google

und auch viele Einzelheiten des innern Processes sind allen Künstlern derselben Kunst gemeinsam. Daneben aber zeigen sich sogleich die größten Verschiedenheiten. Zunächst freilich an den Individuen, welche in derselben Kunst zu gleicher Zeit thätig sind.

Aber das künstlerische Schaffen ist in derselben Kunst auch nicht zu allen Zeiten ganz dasselbe. Auch hier finden Umwandlungen statt, deren Ursache wir zu ergründen, deren Gesetze wir darzustellen vermögen. Und man darf sagen, daß das künstlerische Schaffen in jedem Jahrhundert eines Volkslebens einige besondere Eigenschaften haben muß, wenn es dem idealen Bedürfniß der Zeit völlig entsprechenden Ausdruck geben soll. Der Maler zur Zeit Giottos bewies sein Talent unter dem Einfluß einer Technik und Bildung, welche ihm Idee, Linienführung, Figuren und Färbung seiner Tafeln in ganz anderer Weise feststellten, als dem modernen Maler unsere Malerkunst. Er war wesentlich Handwerker, er rieb sich die Farben, er kochte den Firniß, er malte Gewand, Falten und Gesichter mit Farben, welche ihm je nach dem Charakter seiner Figuren vorgeschrieben waren, er schattirte durch ein Aufsetzen der Schattentöne, welches traditionell war, und durch Handgriffe, die er zünftig gelernt hatte. Er hatte für die Bildung der Gruppe und die Führung der Linien einige überkommene technische Grundsätze, die ihm feststanden. Auch über die Gegensätze, welche er malte, war er durchaus nicht unsicher. Die Kirche und Privatleute wußten genau, was sie zu fordern hatten, ihre Heiligen in der Situation des Martyriums, den Erlöser, die Jungfrau Maria in bestimmten Stellungen, welche hundertmal gemalt waren, in denen manches unabänderlich war. Der Maler bethätigte seine eigene Kraft durch die Aenderungen, die er in dem Typus des Heiligen, in Anordnung der Gruppe, vielleicht in Anwendung der Farben und ihres Bindemittels einführte. Wer auf solcher Grundlage ein großer Maler werden konnte, war ein reicher Mann in vielem, was unsre Maler unsicher suchen, und ein ungeübtes Kind in anderem, worin die Modernen wie freie Herren gebieten. — Wer ferner um das Jahr 1200 als ritterlicher Sänger in Deutschland Geltung suchte, der lernte aus keiner Metrik Maß und Quantität, er suchte nicht nach poetischen Stimmungen bei entfernten Völkern, er war nicht verpflichtet neu zu sein, weder im Versmaß noch in der Grundidee seines Gedichtes, aber er trug als Kind seines Volkes in sich ein feines und graziöses Gefühl für den Wohlklang seiner Verse, ohne lange zu schwanken vermochte er Hebungen und Senkungen recht zu gebrauchen mit einem Accentgefühl, das wir nicht besitzen und uns mühsam als ein höchst schwieriges und complicirtes System von Regeln aus alten Gedichten construiren; er sang, was hundertmal gesungen war, wie der Mai kam nach dem kalten Winter und wie in der blühenden Natur die Geliebte ihm erschien, oder wie er zur Nacht bei ihr weilte und der Wächter auf der Zinne den Morgen verkündete, oder wie er des langen,

Digitized by Google

fruchtlosen Ritterdienstes müde um Erhörung flehte. Sein Werth für die Zeitgenossen wurde darnach beurtheilt, ob sein Klanggefühl fein war, ob er höfische Rede gebrauchte, ob er liebenswerth und mit Geist hergebrachte Form und Inhalt zu modificiren verstand, endlich freilich ob er neue Weisen und neue Liederideen zu dem vorhandenen Vorrath fügte. Auf gewissen gegebenen Grundformen entfaltete ein reiches Talent seine schöpferische Kraft, sicher das Vorhandene benutzend, in immer neuen Variationen das gemeinsame Schöne umformend. Derselbe Dichter, wenn er vollends einen rittermäßigen Stoff in längerem Gedicht verarbeitete, durfte ungescheut die Arbeiten seiner Vorgänger verwenden, zumal wenn diese in fremder Sprache geschrieben waren. Er übertrug ein Gedicht aus dem Nordfranzösischen oder Lateinischen, zuweilen wörtlich übersetzend, an andern Stellen umgestaltend, dann bewies er seine Dichterkunst in den Augen der Zeitgenossen ganz genügend durch höfische Sprache, durch klangvollen Vers und durch kräftiges Herausheben der Stellen, welche ihm poetisch schön däuchten. Was wir jetzt für die Grundbedingung des selbständigen Dichtens halten, daß der Dichter die ganze große Fabel sich erschaffe, war damals nicht nöthig, und grade vor den größten Aufgaben der epischen Poesie nicht möglich. — Endlich der Baumeister, welcher zur Zeit des romanischen, des gothischen Stils oder der Renaissance seinen Zeitgenossen einen bewunderten Bau aufführte, war in ganz anderer Weise schöpferisch und wieder gebunden als unsere Architekten; gewisse Grundverhältnisse der Länge, Breite, Höhe standen fest, die meisten Formen und Zierrathen, die Elemente, aus denen er Pfeiler oder Säule zusammensetzte, Schwung der Bögen, Gliederung des Gesimses, Ornamente der vorspringenden Theile waren in der Hauptsache vorgebildet, sein Talent bewährte sich wieder durch geschmackvolles und modisches Umbilden gegebener Formen und durch reiche Erfindung in Einzelheiten. Ob er antik, im Basilikenstil oder in germanischer Weise schaffen wollte, stand für ihn ganz außer Frage, und in dieser Beziehung war sein Bilden der directe Gegensatz des Modernen, wo dem Künstler zunächst zugemuthet wird, unter einer Menge ganz verschiedener Stilformen zu wählen, die ihm aus allen Jahrhunderten der Vergangenheit überkommen sind, und wo ihm die Versuchung nahe liegt, sich aus dem Wirrwarr vorhandener Formen mosaikartig einen neuen Stil zusammenzusetzen.

Wie die Bedingungen, unter denen der Künstler schafft, ihm durch jede Veränderung der Bildung modificirt werden, ebenso ist auch die Energie des künstlerischen Schaffens nicht in jeder Zeit dieselbe, und das schöne Gelingen der Kunstwerke ist nicht in jeder Periode des Volkslebens möglich. Das ist allbekannt. Aber wenn wir die letzten Gründe suchen, um diese auffallende Thatsache zu begreifen, gelangen wir an einen Punkt, wo das geheimnißvolle Walten der Gotteskraft in den Völkern sich unserem Verständniß entzieht. Wir sehen nur, daß vieles thätig ist, um diese Ungleichmäßigkeit der bildenden Kraft her-

Digitized by Google

vorzubringen. Eigenheiten des Volkes, welche wir natürliche Anlage nennen, seine socialen Zustände, Sitte, Recht, gesellschaftliche Verhältnisse, die Quellen seiner Bildung sind dabei wirksam, aber sie allein erklären nicht, wie zur Zeit des Phidias und Sophokles die größten Talente des Griechenvolkes massenhaft neben einander aufwuchsen, zur Zeit des Raphael die großen Maler, in der Hohenstaufenzeit und wieder in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die großen Dichter der Deutschen, sie erklären auch nicht, woher es kommt, daß z. B. die höchste Blüthe des Dramas den Culturvölkern fast plötzlich, wie eine Offenbarung aufgeht, durch geniale Begabung eines oder mehrer Männer und daß sie selten über ein Menschenleben in einer Nation weilt. Bei achtungsvoller Betrachtung dieses Geheimnißvollen wird allerdings deutlich, daß auch hier kein Zufall waltet, und daß die einzelnen Künste unter sich selbst in inniger Verbindung stehn, daß das Gedeihen der einen das Wachsthum der andern fördert oder auch zurückhält, und daß dieselben günstigen Einwirkungen oft der einen wie der andern zu gut kommen. Unmittelbar an Aeschylos schließt sich Phidias; zwischen den Nibelungenliedern, der Blüthe gelehrter Mönchpoesie zur Zeit der Frankenkaiser und dem romanischen Kirchenstil ist der innere Zusammenhang unleugbar, ebenso zwischen der Minnepoesie des dreizehnten Jahrhunderts und der Gothik in den aufstrebenden Städten. Das feste Band, welches Dante und Giotto, die Humanisten und Michel Angelo, die Renaissance und Shakespeare aneinanderknüpft, ist oft dargestellt worden, und daß unsere Landschaftsmalerei mit der Entwickelung des poetischen Naturſinnes im vorigen Jahrhundert zusammenhängt, ist niemandem zweifelhaft. Als wiederkehrende Erscheinung drängt sich ferner auf, daß die Poesie hier als ältere Schwester die andern Künste erzieht, denn das Aufblühn der Volkskraft zeigt sich zuerst in der Kunst, welche den idealen Inhalt der Zeit am geistigsten und vollständigsten auszudrücken vermag, an ihr Gedeihn schließt sich leicht das der andern Künste, auch solcher, welche nicht, wie die Schauspielkunst und der mimische Tanz, unmittelbar aus der Poesie sich entfalten.

Auch innerhalb derselben Kunst entwickeln sich die verschiedenen Richtungen nach einander zur Blüthe, auch hierin ist gesetzlicher Verlauf. In der Poesie zuerst das Epos, dann die Lyrik, spät, unter besonders günstigen Verhältnissen, das Drama. Die erste Kunst, welche in jedem Culturvolk mächtig herausbricht, ist die epische Poesie. Ihr reichstes Gedeihn, ihre höchste Bedeutung erhält sie grade zu der Zeit, in welcher die übrigen Künste noch unentwickelt in der Seele des Volkes liegen. Sie ist in der Jugend der Völker noch keine Kunstgattung, sie ist der einzige, nothwendig gegebene Weg, auf welchem sich die schöpferische Kraft äußert. Und sehr merkwürdig ist, daß in einem reichbegabten Volke während solcher Zeit auch die übrigen Künste wie unfertige Seelchen durch das Epos nach dem Leben ringen. Der Mann von großer dichterischer Be-

Digitized by Google

gabung ist zugleich der Weltkundige und vielleicht der Seher seines Stammes, er ist Sänger und musikalischer Künstler. In seinen Träumen erscheinen sogar die bildenden Künste auf einer Stufe, welche er ahnt, bevor sie erreicht ist. Er schildert die Halle des Königs so groß und reich geschmückt, wie sie zu seiner Zeit in Wirklichkeit noch nicht ist, er bildet begeistert in Vers die schöne Arbeit eines Halsschmucks, eines Trinkgefäßes, einer Waffenrüstung. Was ihm irgendeinmal von den schwachen Kunstversuchen der Zeitgenossen gefiel, das wird von ihm zu kostbarem Prachtwerk ausgemalt. Aber während er dichtet, ist er noch in anderer Weise ein Maler. Die ehrwürdigen Gestalten der Götter- und Heldensage steigen vor seinem innern Sinn in einzelnen Situationen gewaltig und reizvoll auf, er schaut sie, wie sie sich bewegen, einander grüßend zuneigen, wie sie den Speer werfen, beim Fest in der Königshalle sitzen, deutlich sieht er das Kleid, das sie umhüllt, die charakteristische Bewegung des Hauptes und der Hände, er erblickt die luftige Gestalt der Göttin, welche aus der Fluth steigt und dem Helden ihren rettenden Schleier zuwirft, oder den Helden, welcher ihr den Schleier raubt, und die Göttin, welche wie ein Vogel über der Fluth schwebt, weil sie das Schwanenhemd nicht missen will. Alles Bedeutsame erkennt er deutlich bis in Einzelheiten. Und zuverlässig vermöchte er selbst nicht immer zu unterscheiden, ob solches Bild nur innere Anschauung war, oder ob es sich fühlbar vor seinen Augen in der Landschaft erhob. — Freilich, nicht ebenso detaillirt empfindet er das innere Leben seiner Gestalten, er hält einen charakteristischen Grundzug an seinen Helden fest, der sich ausprägt in ihrer äußeren Erscheinung und in jeder Rede, und behaglich variirt er in vielen einzelnen Situationen dies gefundene Charakteristische. Er erfindet auch nicht die Handlung wie ein moderner Dichter, denn auch der Verlauf der Ereignisse ist ihm in der Hauptsache gegeben, die Kunde davon ist Habe seines Volkes so gut wie seine eigene. Er begnügt sich, die Momente, welche ihn poetisch anregen, stark hervorzuheben, er fühlt bei der Lebhaftigkeit seiner Bilder ganz sicher, daß die Ereignisse so, wie er sie darstellt, sich zugetragen haben müssen, und er wirft, was aus der Sage zu seinen großen Anschauungen etwa nicht paßt, sorglos bei Seite, nicht darum, weil es ihm grade unverwendbar ist, sondern weil es ihm nicht wahr ist. So regt sich seine Erfindung nach der einen Seite weit unfreier als die unsere, und doch wieder gehoben durch eine Deutlichkeit und plastische Lebendigkeit der Anschauungen, die uns geschwunden ist.

Wir aber schätzen den Werth solcher epischen Poesie unter anderm darnach, ob die Bilder, welche der Dichter schaute, auch jeden Moment deutlich machen, der für eine zusammenhängende Geschichtserzählung nothwendig ist, ob sie von dem Dichter in fortleitender Bewegung durch die ganze Geschichte, welche er vorführt, regsam geschaut werden, oder ob diese verklärten Bilder ihm nur in einzelnen Stellen seiner Erzählung so deutlich werden, daß er genau zu schildern

Digitized by Google

vermag. Die Fülle und Reichlichkeit und die ruhig gleichförmige Bewegung, in welcher das homerische Epos seine Heldengruppen schaut, ist der einzige Vorzug hellenischer Poesie z. B. gegenüber der deutschen, wo trotz tiefsinniger Empfindung und sinniger Freude an den Charakteren der Helden die Wirkung dadurch beeinträchtigt wird, daß die Bilder häufig nur in einzelnen kurzen Augenblicken dem Dichter aufzucken, dann freilich wohl in überwältigender Macht und Schönheit. Aber das Kurze dieser Anschauungen und die relative Unbeweglichkeit der geschauten Gruppen giebt der ältesten deutschen Poesie etwas Starres, Fragmentarisches, Zerhacktes. Bei den Griechen dagegen war es kein Zufall, daß Maler und Bildhauer nicht müde wurden, die Situationen Homers als ihr Eigenthum zu betrachten und nachzubilden, und daß Aristoteles den Mann, welchen er als Sänger der Ilias und Odyssee betrachtet, in gewissem Sinn auch den ersten Dramatiker nennt.

Aber der epische Dichter sieht nicht nur seine Gebilde leibhaftig vor sich, er hört dabei auch musikalischen Klang, die Beschreibung, welche er von ihnen giebt, und ihre Reden empfindet er in rhythmischem Takt und melodischem Tonfalle. Auch hier ist seiner Rede das Maß und seiner Recitation ein gewisser melodischer Lauf gegeben, auch hier prägt er mit Sicherheit den geistigen Inhalt und die Empfindung in gegebenen Grundformen aus, leicht und freudig innerhalb der eng gesteckten Grenzen schaffend.

Sehr fremdartig ist für uns solche Dichterarbeit, denn weit regelvoller, innerlicher und stärker mit Absicht versetzt pflegt unser Schaffen zu sein. Dennoch ist die alte Methode auch in unserer Zeit nicht unerhört. Und wenn diese Betrachtung nach langem Abschweif zu Otto Ludwig zurückkehrt, so geschieht es, um aus seinen Worten zu beweisen, daß in einem Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts einmal die uralte und seltsame Arbeit eines Dichtergemüthes aus grauer Vorzeit wieder lebendig geworden ist. Für diesen Zweck wird hier eine Aufzeichnung mitgetheilt, welche sich im Nachlaß des Verstorbenen vorfand. Sie gehört zu den denkwürdigsten Bekenntnissen eines Dichters. Daß sie durchaus wahrhaft, ja auch ohne Selbsttäuschung niedergeschrieben ist, lehrt der Augenschein, wer irgendwie das lautere Gemüth des Verstorbenen gekannt hat und die Strenge, mit welcher er sich selbst beobachtete, dem wird ohnedies jeder Zweifel als unrecht erscheinen.

So aber schildert Otto Ludwig sein poetisches Schaffen:

„Mein Verfahren ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh' ich Gestalten, eine oder mehre in irgendeiner Stellung und Geberdung für sich oder gegen einander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder genauer ausgedrückt wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung hab' ich auch,

Digitized by Google

wenn ich ein Dichtungswerk geleſen, das mich ergriffen hat; verſetz' ich mich in eine Stimmung, wie ſie Goethes Gedichte geben, ſo hab' ich ein geſättigt Goldgelb, ins Goldbraune ſpielend; wie Schillers, ſo hab' ich ein ſtrahlendes Karmoiſin; bei Shakeſpeare iſt jede Scene eine Nüance der beſondern Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweiſe iſt jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Kataſtrophe, manchmal nur eine charakteriſtiſche Figur in irgendeiner pathetiſchen Stellung; an dieſe ſchließt ſich aber ſogleich eine ganze Reihe und vom Stücke erfahr' ich nicht die Fabel, den novelliſtiſchen Inhalt zuerſt, ſondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erſt geſehenen Situation aus ſchießen immer neue plaſtiſch-mimiſche Geſtalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen ſeinen Scenen habe; dies alles in großer Haſt, wobei mein Bewußtſein ganz leidend ſich verhält und eine Art körperlicher Beängſtigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir denn auch in der Reihenfolge willkürlich reproduciren; aber den novelliſtiſchen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen iſt mir unmöglich. Nun findet ſich zu den Geberden auch die Sprache. Ich ſchreibe auf, was ich aufſchreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, iſt mir das Aufgeſchriebene nur ein todter Buchſtabe. Nun geb' ich mich daran die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritiſchem Auge anſehen. Ich ſuche die Idee, die der Generalnenner aller dieſer Einzelnheiten iſt, oder wenn ich ſo ſagen ſoll, ich ſuche die Idee, die, mir unbewußt, die ſchaffende Kraft und der Zuſammenhang der Erſcheinungen war; dann ſuch' ich ebenſo die Gelenke der Handlung, um den Cauſalnexus mir zu verdeutlichen, ebenſo die pſychologiſchen Geſetze der einzelnen Züge, den vollſtändigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Inſtinct angehört, alles Abſicht und Berechnung iſt, im Ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da ſieht es denn ohngefähr aus wie ein hebbelſches Stück, alles iſt abſtract ausgeſprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwickelung gleichſam ein pſychologiſches Präparat, das Geſpräch iſt nicht mehr wirkliches Geſpräch, ſondern eine Reihe von pſychologiſchen charakteriſtiſchen Zügen, pragmatiſchen und höheren Motiven. Ich könnte es nun ſo laſſen und vor dem Verſtande würd' es ſo beſſer beſtehn, als nachher. Auch an zeitgemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen iſt mir kein poetiſches Kunſtwerk; auch die hebbelſchen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunſtwerk, nicht wie ein ſolches ſelbſt. Es iſt noch kein Menſch geworden, es iſt ein Gerippe, etwas Fleiſch darum, dem man aber die Zuſammenſetzung und die Natur der halbverdauten Stoffe noch anmerkt; das Pſychologiſche drängt ſich noch als Pſychologiſches auf, überall ſieht man die Abſicht.

Digitized by Google

Nun mach' ich mich an die Ausführung. Das Stück muß aussehen, als wäre es blos aus dem Instinct hervorgegangen. Die psychologischen Züge, alles Abstracte wird in Concretes verwandelt. Die Person darf nicht mehr abstracte Bemerkungen über ihre Entwickelungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog besteht. Man muß an der Geberde der Rede, wenn ich so sagen darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit dürren Worten sagen, denn wer kann in solchem Zustande solche Bemerkungen über sich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen Menschen, eine Figur, die sagt, was der Dichter will, aber nicht, was sie selbst. Es ist das freilich schwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieser Umwandlung festzuhalten, nämlich erstens die Reden, die der Person natürlich und die einen Inhalt und Zusammenhang für sich haben, zweitens die psychologischen Entwickelungsmomente, die so zu sagen ohne Wissen, ja oft wider den Willen der Figur durch jene hindurchscheinen. Es ist nicht allein technisch schwer, sondern es verlangt auch wenigstens im Anfang einen schweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihenfaden der rohen Stoffe werden zu gebrochenen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinirte sieht aus wie das Gewöhnliche. Am schwierigsten ist dieses bei leichteren psychologischen Momenten, die die Oberfläche der Rede nur so leicht afficiren dürfen, wie ein leises Lüftchen fast unsichtbar die Wellen kräuselt, bei den ersten Keimen innerer Zustände, die dann stetig gesteigert der Person selbst erst später klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden. So ists mit dem Charakterisiren; bei Hebbel erzählen die Personen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten, und wissen sich selbst etwas damit, was für ganz eigene Menschen sie sind, während meiner Meinung nach sich der Charakter einer Person ohne ihr Wissen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Personen selber ihren Charakter meist nicht kennen, und indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen, ihren wirklichen schildern müssen. Denn wem, der die Menschen und den Menschen kennt, muß nicht all dies absichtliche, abstracte Auskramen psychologischer und charakteristischer Züge, die jedem bekannt sind, lächerlich vorkommen? Die Personen soll man für Menschen halten, sie müssen sich also doch einigermaßen als Menschen geberden. Wenn ein Schicksal auf uns Eindruck machen soll, darf es doch kein Theaterschicksal sein. Solche Charaktere giebts, die sich und ihre Entwicklungen stets selber beobachten. Warum soll der Dichter nicht auch einen solchen zeichnen? Er darf aber nicht vergessen, daß dieses Sichselbstbeobachten eben ein individueller Zug ist und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen; des Dichters, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verwerfen.

So dacht' ich in meiner Isolirung. Meine poetischen Menschen machten's,

Digitized by Google

wie ich die Menschen kennen gelernt hatte, aber ich dachte wohl halb willkürlich nicht mehr daran, daß das Publikum ja eben aus solchen Menschen besteht, daß der beobachtende Blick, der mit Leichtigkeit durch die absichtlichen und unabsichtlichen Verkleidungen in das Innere dringt, der mehr auf die unwillkürliche Geberde der Rede merkt als auf ihren Wortinhalt, wie der Fechter mehr auf seines Gegners Auge, als auf seinen Arm, eine Sonntagskennergabe ist, die sich nicht anbilden, nur ausbilden läßt."

Diese Niederschrift Otto Ludwigs berichtet mit wünschenswerthester Genauigkeit seine Methode der poetischen Arbeit und zwar vor dem Drama. Das erste Aufsteigen der innern Kunstbilder war ihm von Erscheinungen begleitet, welche sonst auch der feurigsten Phantasie eines modernen Dichters fremd zu sein pflegen. Seine productive Kraft rang zunächst nach Melodie; dann sah er die Gestalten seiner Träume fast leibhaftig vor sich, von dämmriger Farbe beleuchtet. Der dramatische Dichter jedoch soll zwar die Seelenbewegungen eines Charakters mit dem reichsten Detail und in ihrer höchsten Stärke empfinden, aber das Aeußere seiner Helden, Tracht, Geberde, Stellung zu schauen ist nicht seines Amtes, sondern Sache des Schauspielers. Allerdings wird ihm in jeder bedeutenden Situation des Stückes, zumal wenn der Dichter einige Bühnenerfahrung hat, auch die Stellung, welche die Personen auf der Bühne zu einander einnehmen, im Bewußtsein stehen und vor jeder bedeutungsvollen Action wird er fühlen, wie sie im Spiel ausgeführt werden müsse, um wirksam zu sein. Weilt er über Ensemble-Scenen, so wird ihm die Anordnung der Massen, die Stellung der Hauptspieler zu den Nebenpersonen auf der Bühne vielleicht ganz deutlich sein, aber Gestalten zu sehen mit plastischer Lebendigkeit ist ihm nicht nöthig. Und wohl würde er Grund haben, diese Richtung seines innern Sinnes auf körperliche Formen abzuwehren, denn solches Schauen der Gruppen mag ihm leicht den starken Strom von Empfindungen und Willensäußerungen stören, in welchem sich sein Stück Scene für Scene vorwärts bewegt.

Das Wesen des dramatischen Bildens ist nämlich nicht das Hängen in mächtigen Situationen, dies ist im Gegentheil durchaus charakteristisch für epische Begabung — sondern das unabläßige Fortbewegen der Charaktere und Handlung durch die Situationen, und dem dramatischen Talent ist grade die nicht unterbrochene Bewegung und Wandlung der Charaktere das Reizvollste.

Während nun Otto Ludwig mit beängstigender Deutlichkeit die Gestalten in einzelnen Situationen sah, die ihn grade erregten, war auf der andern Seite der geistige Proceß, durch welchen er sich die dramatische Handlung construirte, ein complicirter und schwieriger; wo ihm das Schauen der bewegten Situationsgruppen aufhörte und wo die eilige Niederschrift abbrach, welche er während seiner Intuition von bedeutsamen Wechselreden der geschauten Bilder und von ihrer Action gemacht hatte, da hörte auch das Unmittelbare und Kräftige seiner

Digitized by Google

Production auf, er mußte sich die im Ganzen epische Stimmung der imponirenden Momente erst durch die weitläufige Reflexion in das Dramatische umsetzen, erst durch kühles Nachdenken über die innre Verbindung seiner Bilder wurde ihm der Zusammenhang der Handlung deutlich. Auch dieses Verfahren ist nicht das gemeingiltige für den dramatischen Dichter. Leicht und freudig soll dieser bei jedem seiner Charaktere den tiefen Grund ihres Wesens empfinden. In solcher sichern Empfindung ihrer Eigenthümlichkeit läßt er sie sprechen, was je nach dem Antheil, den sie an der Handlung haben, nothwendig ist. Er überlegt in der Regel gar nicht, ob ihre Worte charakteristisch sind und ob die Personen an der einzelnen Stelle so oder anders zu tragiren haben, was er sie sagen heißt, wird von selbst charakteristisch und für die Scene bedeutsam, wenn er ihr dramatisches Leben sicher in sich trägt und weiß, wo die einzelne Scene hinaus will. Schreibt er die Reden nieder, so erscheinen sie ihm als selbstverständlich und nothwendig, und erst wenn er das Geschriebene in kalter Stimmung wieder liest, wird er neben Unfertigem vielleicht überrascht merken, wie genau er grade das Charakteristische ausgedrückt hat. Mit gleicher Naturnothwendigkeit erfindet er die Handlung. In demselben Augenblick, wo ihm die Wirkungen einer Scene nach der andern aufgehen und die heitere Arbeit des Schaffens ihn hebt, fühlt er sich auch durch die einzelnen Wirkungen gerührt und erschüttert, und doch schwebt über der wogenden Strömung in seiner Seele klar, bewußt und zweckvoll sein Geist, die geschäftige Empfindung leitend und Schritt für Schritt zu deutlichem Ziele führend. Jeder Dichter hat Stunden, wo er sein werdendes Werk zweifelnd mit kritischen Augen betrachtet. Vielleicht versagt jedem die schöpferische Kraft einmal gutwillige Ausführung einzelner Situationen, über anderes ist sie flüchtig weggehuscht, und er muß sich reflectirend klar machen, daß es hier und da fehlt, und muß den schöpferischen Trieb gewissermaßen zur Thätigkeit zwingen. In der Hauptsache aber wird ihm die freiste Beherrschung des Stoffes und das kräftigste Gestalten genau und völlig zusammenfallen. Deshalb wird den meisten Dichtern auch längere reflectirende Niederschrift über einen Stoff, für den sie warm geworden sind, widerstehen. Sie mögen vor der Arbeit historische Studien machen, bis die Charaktere und die Zeitfarbe in ihnen lebendig geworden sind; von diesem Augenblicke aber an wird das Gestalten selbst ihnen so sehr Hauptsache sein, daß alles weitere Erörtern der ästhetischen Grundsätze stört. Wer die Dramen Shakespeares, auch Goethes und Schillers betrachtet, dem wird zweifellos, daß sie frisch dem Quell, der aus geheimen Tiefen der Seele entsprang, vertrauten, und zu gleicher Zeit Kritiker und Schöpfer waren, ein kurzes oder ausgeführtes Scenarium vor sich.

Daß Otto Ludwig so sehr anders schuf und durch massenhaften Apparat dem Geheimniß dramatischer Gestaltung nachging, ist auch aus seinen Dramen und Novellen zu erkennen. Von höchster Poesie sind einzelne Situationen: die

Digitized by Google

feindlichen Brüder auf dem Thurme, von denen einer den andern hinunterstürzen will; die jüdische Mutter vor dem Tyrannen, der ihre Kinder tötet; der alte Förster, aus gekränktem Rechtsgefühl in blödes, finsteres Grübeln versetzt, das sind Momente von einer vielleicht unheimlichen, aber brennenden Farbenpracht. Und nicht sie allein, auch andere Situationen, die zu ihnen führen, sind mit bewunderungswürdiger Deutlichkeit und Energie geschaut. Aber nicht ebenso sicher der Lauf der gesammten Handlung. Fast in jedem Werke ist eine oder mehre Stellen, wo die große Wirkung des Einzelnen durch Undeutlichkeit, oder Mangelhaftigkeit der Motive gestört wird. Immer sind einige Charaktere mit wundervoller Tiefe empfunden, daneben stehen in bedeutsamer Stellung andere, arm an Farbe und Leben. Dies sind solche Theile und Charaktere der Handlung, welche in seine fast dämonische Bilderschau nicht aufgenommen waren, und die er sich mühsam durch verständiges Denken zurichtete. Und es ist ebenfalls bedeutsam, daß es ihm sehr schwer wurde, seine Einbildungskraft durch die Reflexion zu lenken.

Fassen wir, was hier angedeutet wurde, zusammen, so tritt uns das originelle Bild einer energischen Gestaltungskraft entgegen, welche deshalb nur in einzelnen Stunden das Höchste zu leisten vermochte, weil ihr naturgemäßes Schaffen vielleicht zu musikalisch, vielleicht zu malerisch, in der Hauptsache nicht rein dramatisch war, sondern episch. Die Gattungen der Kunst haben sich längst getrennt; jede fordert eine besondere Zucht der Phantasie, und besondere den Grundbedingungen der Kunst gemäße Anschauungen. Das Schaffen dieses Dichters aber war wie sein ganzes Wesen ähnlich der Art eines epischen Sängers aus der Zeit, wo die Gestalten dem Dichter lebendig, mit Klang und Farbe, in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt schwebten.

Solche Träume im Herzen lebte er still unter uns, als ein Dichter, dem seine Zeitgenossen nicht reiche Kränze zuwarfen, und doch eine starke und urdeutsche Künstlerseele. G. F.

Digitized by Google

Das Reihergelübde.*)

Ein politisches Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts.

Selten hat die Geschichte des Mittelalters einen so großartigen und folgenreichen Kampf zwischen zwei Königsgeschlechtern gesehen, als den zwischen dem Hause Valois von Frankreich und dem Hause Plantagenet von England. Es galt die Krone Frankreichs, und es galt die Entscheidung eines Erbfolgestreites, der in seinem Ursprunge doch rein juridischer Natur war.

Das Reich der Capetinger war bis zum König Louis Hutin stets in directer Linie vom Vater auf den Sohn vererbt. Louis starb 1316, und hinterließ nur eine Tochter, aber auch Brüder. Es entstand die Frage, ob jene Tochter oder der älteste dieser Brüder, Philipp, in die Krone Frankreichs succediren solle. Für jene sprach das gemeine Recht, für diesen das salische Recht, welches nach der einen Meinung den Weibsstamm ganz oder nach der andern Meinung so lange von der Erbfolge ausschloß, als noch ein erbfähiger Mannsstamm vorhanden war. Aber dieses salische Recht war obsolet, jedenfalls in Beziehung auf die Thronfolge in Frankreich nie in Frage gekommen. — Philipp berief die Barone nach Rheims, und er wurde hier, obwohl mit vielem Widerspruch unter den ersten Würdenträgern, 1317 als Philipp der Fünfte

*) Die folgende Mittheilung eines geehrten Correspondenten behandelt ein politisches Gedicht, welches öfter erwähnt, aber wenig gekannt ist. Es ist nicht nur von historischem, sondern auch von hohem culturgeschichtlichem Interesse, weil es eine eigenthümliche Form mittelalterlicher Gelübde darstellt. Unter den zahlreichen symbolischen Actionen, durch welche der Deutsche einem feierlichen Versprechen Festigkeit und bindende Verpflichtung zu geben suchte, sind zweierlei Arten Gebräuche besonders charakteristisch. Die eine Art war der Schwur bei festlichem Genuß. Auch er scheint aus dem Grundgedanken hervorgegangen zu sein, daß der Gelobende die Nähe des Gottes, welcher Hüter des Eides sein sollte, suchen müsse. Altdeutsches heidnisches Gelübde wurde über den Braukessel des Heerdes abgelegt; so schworen die Magen im Hause ihres Wirthes. Bei den Scandinaviern wurde über dem Juleber, dem großen Festbraten, geschworen; bei den Angelsachsen über festlich geschmückten Schwänen, wie im Frankenreich über dem Pfau. So suchte auch in der christlichen Kirche der Gelobende die Nähe des Heiligen durch Berührung der Altardecke oder der Reliquien. Eine andere Art, Gelübde bindend zu machen, war, daß man das Symbol eines Ringes oder Bandes um ein Glied des Körpers knüpfte und so lange trug, bis das Gelübde erfüllt war. Schon zur Zeit des Tacitus legten Krieger der Chatten einen eisernen Ring an, dessen sie erst nach Erlegung eines Feindes ledig wurden, andere Tapfere, die wahrscheinlich ihr ganzes Leben dem Kriegsgott geweiht hatten, legten den Ring gar nicht ab. Im Mittelalter trat an die Stelle des Eisenringes ein Band, das zuweilen die Dame dem Ritter umknüpfte. Noch bewahrt unsere Sprache in den Worten „sich binden“ und „von einem Versprechen lösen“ die Erinnerung an den symbolischen Brauch. Das Reihergelübde, wovon im Folgenden die Rede ist, wird z. B. erwähnt in J. Grimm, Rechtsalterthümer, S. 911 und in Ettmüller, Beowulf, S. 47.

Digitized by Google

gekrönt. Hier also war die erste Anerkennung des salischen Rechtes auf die Thronfolge Frankreichs.

Dennoch blieb die Frage fortan nicht unbestritten; man leugnete die fortdauernde Giltigkeit jenes Rechtes. Aber die allgemeine Ueberzeugung entschied, daß, wenn auch das Recht zweifelhaft sein sollte, doch die Nothwendigkeit einer kraftvollen Einheit des Reiches in dem mehr sicheren Mannsstamme entscheiden müsse. Hier lag also schon früh die Erkenntniß einer für Frankreich nothwendigen Centralisation der Macht zum Grunde. Froissart, der Zeitgenosse, sagt:

On s'écriait: le royaume de France est si noble, qu'il ne peut aller à femelle.

Die General-Staaten huldigten also dem Könige.

Er starb 1322. Nach demselben Princip wurden, da er nur Töchter hinterließ, diese von seinem Bruder Karl dem Vierten, dem Schönen, ausgeschlossen. Auch dieser starb 1328 nur mit Hinterlassung einer Tochter.

Hier nun beginnt jene Streitfrage mit England. Sie war diese: Philipp der Dritte hatte zwei Söhne 1) den König Philipp den Vierten und 2) Karl von Valois. Philipp der Vierte hatte jene zuvor genannten drei Söhne, Louis Hutin, Philipp den Fünften und Karl den Vierten, und eine Tochter Isabella. Diese letztere ward Eduard dem Zweiten von England vermählt, und ihr Sohn Eduard der Dritte von England stand sonach in directer Erbfolge von Philipp dem Vierten, dessen Enkel er war. Der gedachte zweite Sohn Philipp des Dritten, Karl von Valois, begründete eine Seitenlinie, und jetzt war ein Enkel von ihm, Philipp von Valois, vorhanden. Sonach standen sich beim Tode Karls des Vierten die beiden Prätendenten gegenüber: Eduard der Dritte, der Enkel Philipp des Vierten, aber von einer Tochter desselben, und Philipp von Valois, der Enkel Philipp des Dritten; für jenen war die directe Linie im Weibsstamme, für diesen die Seitenlinie, aber im Mannsstamme.

Der Streit entbrannte zuerst auf friedlichem Gebiete;*) man berief sich auf jenen Präcedenzfall von 1317, in welchem das salische Gesetz bereits Anerkennung gefunden habe. Die Barone und die Universität von Paris entschieden sich in diesem Sinn, und Philipp von Valois ward am 29. Mai 1328 als Philipp der Sechste zu Rheims gekrönt.

Die Könige von England waren als Herzoge von Guyenne Vasallen der Krone Frankreichs. Als solcher war der König Eduard der Zweite bei Philipp des Fünften Thronbesteigung 1317 zur Huldigung desselben geladen gewesen; er hatte schriftlich seine Huldigung eingesendet, damit also das damals bereits

*) Die aufgeregte Volksstimmung bezeugt Hénault durch die Thatsache, daß ein reicher Bürger in Compiègne, der sich öffentlich für das Recht Eduard des Dritten erklärt hatte, von dem Volke getödtet wurde.

Digitized by Google

in Frage stehende Princip der Erbfolge anerkannt. Er war inzwischen verstorben, und seine Gattin, die obengedachte Isabella, Regentin Englands Namens ihres minderjährigen Sohnes Eduard des Dritten, als der neue Thronwechsel in Frankreich eintrat. Sie protestirte zur Wahrung des durch ihre Person selbst begründeten Rechts ihres Sohnes gegen die Thronbesteigung Philipp des Sechsten. Aber in zahlreichen inneren Verwickelungen in England selbst, und den Verlust Guyennes fürchtend gab sie der Aufforderung Philipps nach, und sendete ihren damals siebzehnjährigen Sohn 1329 zur Huldigung, die mit großem Pomp in der Kathedrale zu Amiens erfolgte. So war also der Prätendent selbst durch ein feierliches Anerkenntniß gebunden.

Aber der junge König wuchs mit dem stolzen Glauben auf, daß dennoch ihm die Krone Frankreichs gebühre; er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er der Vasall dessen sein sollte, dessen Thron man ihm stets als das rechtmäßige Erbe seiner Mutter, und also als den seinigen bezeichnete. Sein ritterlicher Geist lehnte sich gegen diesen Gedanken auf; von Frankreich herüber tönte der Spottname: „roi trouvé", in welchem man die Nichtigkeit seiner Ansprüche gegenüber dem „roi de France" ausdrücken wollte.*)

Und es galt ein gewaltiges Wagniß. Das Haus Valois gebot über ein mächtiges Reich, über ein Volk, das einig war in der Ueberzeugung von dem Rechte seines Königs, das bereit war, die nothwendige Einheit der Macht seines Thrones zu vertheidigen; es hatte so die altbegründete Stellung des capetingischen Stammes gegenüber den Plantagenets für sich, die es seit anderthalb Jahrhunderten in der untergeordneten Vasallenstellung gehalten hatte. Was konnte das Haus Plantagenet dagegen einsetzen? Das Volk Englands in innerem Zwiespalt, in stets wiederholten Kämpfen mit Schottland; konnte man ihm die zu erwartenden unermeßlichen Opfer zumuthen, nur um seinem König eine zweite Krone zu gewinnen, die ihn dem Vaterlande entfremden, ja die das noch immer verhaßte normännische Element in England nur verstärken mußte?

So stand Eduard der Dritte zweifelnd vor einem Entschluß, der, mochte er es ahnen oder nicht, jedenfalls von der Geschichte als einer der folgenreichsten bezeichnet werden muß, den je der Herrscher eines Volkes gefaßt hat. Denn auf diesen Moment führt die Geschichte mit vollem Rechte die tiefe Scheidung zurück, welche beide Völker seitdem in so schweren Kämpfen, in stets feindlichen Gegensätzen einander gegenübergestellt hat. Der Kampf um die Krone Frank-

*) Die mehrfach aufgestellte Behauptung, daß Dante in diesem Streite die Partei des Hauses Plantagenet genommen, und daß sich darauf der gegen die Capetinger gerichtete Spott im Purgatorio c. 20: — — „Ugo Ciapetta Figlinol fui d'un beccajo di Parizi" beziehe, wird chronologisch widerlegt; aber das ist wichtig, daß man in dem Streit jener Tage diesen Spott des Dichters gegen Philipp von Valois benutzte.

Digitized by Google

reichs ist Jahrhunderte hindurch geführt; mächtige Siege haben das britische Nationalgefühl jetzt zuerst gehoben und gestählt: es sah an den Erfolgen, wessen es fähig sei; der innere Zwiespalt zwischen dem sächsischen und dem normännischen Stamme verschwand; die Flamme des mächtigen Kampfes, der alle Kräfte des Landes zu dem großen gemeinschaftlichen Zwecke aufbot, schmolz beide zu einem einigen Volke zusammen. Der Haß gegen den fränkischen Gegner übertrug sich auf dessen Sprache; die französische Sprache hörte am Hofe Eduards auf Hofsprache zu sein; der König befahl nun zuerst, diese Sprache in amtlichen Erlassen zu meiden und die Volkssprache anzunehmen; der normännische Adel folgte diesem Beispiel; er sagte sich nun völlig los von seinen in Frankreich fortlebenden Linien und ward nun echt englischer Adel; die Idiome verschmolzen sich, es begann die englische Sprache sich entschiedener zu bilden, und der erste Dichter in dieser Sprache, Chaucer, trat auf und ward an jenem Hofe eben deshalb geehrt. So bildete sich ein neues Volk in stolzem Selbstvertrauen und richtete von nun an mit den Siegen, die es außerhalb seiner Grenzen erfocht, den Blick zuerst und dauernd über die Meere hinaus, die es bisher in tiefer Abgeschlossenheit begrenzt hatten. Und nun jenes andre Volk, das französische; es sah bestritten und angegriffen, was es so einmüthig gewollt und begrüßt hatte, das Recht eines Königs aus altem ruhmvollen Geschlechte, und grade dieses Königs, der, nach vielen so anders, den echt französischen Geist in Ritterlichkeit, Pracht und Galanterie in edelster Erscheinung darstellte; es sah die Furien des Krieges mehr als ein Jahrhundert hindurch in seinem Schoße, seine Fluren zertreten, seine Städte verbrannt, sah sich niedergeworfen in schmachvollen Niederlagen, die noch heute seinen Stolz demüthigen, von dem Vasallen seines Königs, von dem verachteten Mischlingvolke jenseit des Meeres; seinen König als Gefangenen in dessen Gewalt; es sah das Elend und die Schmach so lange über seine Gauen gebreitet, daß der Fanatismus in die Brust der niedren Magd, der Jeanne d'Arc hinabstieg und mit gläubiger Begeistrung endlich die Fahne der Erlösung und der Befreiung in deren Hand legte. So in dem Kampfe der Jahrhunderte haben sich beide hassen gelernt.

Es ist wohl der Erforschung werth, wie endlich in der Brust des Königs Eduard des Dritten die lange gehegten Zweifel und Bedenken unterdrückt sind, und der weltgeschichtliche Entschluß, der so unermeßliche Folgen hatte, hervorgerufen ist?

Ein Gedicht aus jener Zeit giebt uns die Kunde darüber.

In England lebte ein hoher französischer Flüchtling, Robert der Dritte, Graf von Artois. Die flandrische Grafschaft Artois war von Ludwig dem Neunten von Frankreich seinem Bruder Robert verliehen. In einem Successionsstreite unter dessen Nachfolgern ward zu Unrecht von Philipp dem Vierten

Digitized by Google

von Frankreich gegen jenen Robert den Dritten zu Gunsten seiner Tante Mahaud (Mathilde) entschieden. Langdauernde gewaltsame Auflehnungen gegen diese Entscheidung folgten; das Parlament zu Paris entschied wiederholt gegen Robert, und als er endlich wegen des Verdachtes des Giftmordes und der Fälschungen von Urkunden in diesen Processen persönlich vor das Parlament geladen wurde, entfloh er nach England, wo er bei Eduard dem Dritten Schutz suchte und fand. Auch er war seines Rechtes durch eine falsche Anwendung der Gesetze beraubt, und seine Klagen mußten daher bei dem Könige, der sich in gleichem Falle befand, ein williges Gehör finden. Seine Bemühungen, Eduard zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen, sind geschichtlich vielfach bezeugt. „Eduard," so sagt Froissart, „ne disait mot, mais se pourpensoit sans cesse touchant ces paroles." Zahlreich waren die näheren Veranlassungen, die den König hätten zum Beginn des Krieges reizen können, Raubanfälle französischer Schiffe an Englands Küsten, die Unterstützung Schottlands durch Frankreich und andre; allein der König stand fort und fort zögernd vor dem gewaltigen Wagniß. Da ergriff Robert das letzte Mittel, er wollte den Stolz des Königs im Angesicht des ganzen Hofes demüthigen, indem er ihm öffentlich Mangel an Muth vorwarf.

Hier beginnt unser Gedicht aus jener Zeit. Es ist betitelt „Le Voeu du Héron", und einer alten Handschrift entnommen, die sich auf der Bibliothek zu Bern befindet; abgedruckt ist es bei La Curne de Sainte-Palaye: Mémoires sur l'ancienne Chevalerie. Nouvelle Edition par Nodier. Paris 1826.

Es beginnt also:

Ens el mois de setembre, qu'estés va à declin,
Que cil oisillon gay ont perdu lou latin*),
Et si sechent**) les vignes, et meurent li rosin,
Et despoillent li arbre, et coeuvrent li chemin;
L'an 1338; ainsi le vous affi,
Fu Edouars à Londres, en son palais marbrin;
Avecques lui séoient duc, conte, et palasin,
Et dames, et pucheles, et maint autre méchin***).

Das Gedicht erzählt nun folgendes:

Der König Eduard hielt im September 1338 seinen Hof in London. Es fand ein großes Fest statt. Der König saß in der Mitte seiner Barone und der Damen seines Hofes. Sein Blick war zerstreut; sein Haupt neigte sich nachdenkend auf seine Brust.

Um dieselbe Zeit zerstreute sich der Flüchtling Robert von Artois durch

*) leur langage.
**) sèchent.
***) jeunes gens.

Digitized by Google

die Jagd an den Ufern der Themse. Sein Falke stieg empor; er sah einen Reiher in der Luft, stieß ihn und brachte ihn seinem Herrn. Unwillig nahm Robert die gemeine Beute. Aber er überlegte bald, daß sie ihm für seine Pläne dienen könne. Er ließ den Vogel rupfen und rösten und auf eine silberne Schüssel legen. So zog er mit großem Gefolge von Rittern, Sängern und Sängerinnen nach dem Palaste des Königs. Eintretend in den Saal rief er:

„Oeffnet die Reihen, Ritter mit geringem Muthe; hier ist ein Gastmahl, das euch gebührt; ihr sollt über diesen Reiher die eures Muthes würdigen Gelübde ablegen. Er ist, wie ihr wißt, das furchtsamste Thier, dieser Reiher; denn er fürchtet seinen eignen Schatten. Darum will ich ihn zuerst dem Furchtsamsten der Menschen bringen."

So wendete er sich zum König und reichte ihm den Vogel als Preis und Sinnbild seiner Gleichgiltigkeit für eine Krone, die er so furchtsam in den Händen seines Gegners lasse. Der König erhob sich entrüstet über den frechen Vorwurf; aber er erröthete zugleich und rief zornig:

„Weil das Sinnbild der Feigheit hier vor mir aufgestellt wird, so ist nöthig, daß ich mich besser zeige, als dieses Sinnbild. Ich gelobe daher, daß ich, bevor ein Jahr verläuft, den König von Saint-Denis herausfordre, und über das Meer ziehe mit meinen Baronen, um meinen ewigen Feind, diesen Philipp von Valois, der das Zeichen der Lilien trägt, zu treffen, selbst wenn er mir ein zehnmal stärkeres Heer entgegensetzen sollte. Er denkt mich meiner Krone zu berauben; aber er irrt sich; denn, wenn ich ihm einst auch gehuldiget habe, so war ich doch nur erst ein Knabe, und solche Handlung hat keinen Werth. Ich schwöre also als König bei Saint-George und Saint-Denis, daß ich, Feuer und Schwert in der Hand, die Schmach rächen will, die mir geschieht: daß nie ein Krieger solche Beute gewonnen hat, als ich sie vor dem Jahre 1346 gewinnen will. Ich widerrufe also die Treue, die ich Philipp gelobt habe und verheiße feierlich, ihn ohne Erbarmen zu bekämpfen."

Robert brach bei diesen Worten in wilde Freude aus und rief:

„Bei Gott! wohl darf ich mich dieser Stunde freuen; denn ich bin aus dem schönen Frankreich verbannt, fern von meinen Freunden und meinem Erbe. Meine Kinder und mein Weib seufzen im Kerker. Das hat mir Philipp angethan, dem ich so treu und tapfer gedient habe. Aber nun werde ich, der Enkel des heiligen Ludwig, Frankreich wiedersehn und jenen Philipp wieder treffen, um an ihm Rache zu nehmen."

Nach diesen Worten ergriff er wieder die Schüssel mit dem Reiher, und ging weiter im Saal, gefolgt von seinen Minstrels. Diese stimmten einen Gesang an, der so begann:

„Je vais à la verdure, car amour me l'apprend."

Digitized by Google

Er wendete sich nun an die Ritter. Zuerst an den Grafen von Salisbury, der neben der schönen von ihm heiß geliebten Gräfin von Derby saß. Er lud ihn, den bravsten der Ritter, ihn der von Liebe erfüllt sei, ein, den andren ein Beispiel zu geben und auch seinerseits über diesem Sinnbilde sein Gelübde abzugeben.

Der Graf rief: „Ich diene der anbetungswürdigsten Dame auf dieser Erde. Wenn die heilige Jungfrau selbst hier stände, wenn sie sich ihrer Göttlichkeit entkleiden wollte, um mit dieser Dame um den Preis der Schönheit zu streiten, ich wüßte nicht, ob ich ihr den Vorzug geben würde. Wohlan! wo könnte ich anders, als in diesen Augen, einen mächtigeren und schöneren Anreiz finden, mich zur höchsten Tapferkeit zu erheben? Begierig, den Lohn zu empfangen, den sie mir so grausam für meine Liebe verweigert, bitte ich sie heute allein um die Gnade, mir den Finger ihrer weißen Hand zu leihen, um ihn auf mein rechtes Auge zu legen."

„Hier sind zwei," rief die schöne Gräfin, „es wäre unrecht, sie euch zu verweigern."

„Und so gelobe ich," sprach Salisbury, indem er diese Finger auf sein Auge legte, „bei dem allmächtigen Gott und der heiligen Mutter Gottes, daß dieses mein Auge sich nicht eher wieder öffnen soll, als bis ich den Boden Frankreichs betreten und das Heer Philipps in der Schlacht bekämpft haben werde."

Der tapfre Graf aber hat, wie der Dichter bezeugt, und wie das ganze englische Heer bezeugt, sein Wort gehalten, indem er sein rechtes Auge nicht früher, als er gelobt, geöffnet hat.

Roberts Auge aber erglänzte von neuer Freude bei diesem Gelübde; er wendete sich an die Gräfin Derby.

„Auch ihr, schöne Gräfin, habt nun billig euer Gelübde für die Rechte eures Königs darzubringen."

„Mit Freuden," rief sie. „Ich gelobe also, keinen Ritter, welcher es sei, zu erhören, bis und wenn der Graf von Salisbury sein Gelübde erfüllt haben wird; kehrt er dann glücklich heim, so gehöre ich ihm für immer."

Bei diesen Worten ward die Brust des Salisbury von hoher Freude und neuem Muthe erfüllt.

Robert aber ging weiter und reichte dem edlen Ritter aus dem Hennegau, dem Walther von Mauny, die Schüssel dar. Dieser, dessen Tapferkeit und kluger Rath eine Stütze des Thrones Eduards waren, erhob seine stahlgewappnete Hand über den Reiher und gelobte bei der heiligen Jungfrau, die erste Feste Frankreichs, Tournay, trotz ihrer Wälle und Mauern, in Asche zu legen und ihren Wächter, Godemars du Fay, mit seinen Mannen niederzuwerfen. „Im Uebrigen ergebe ich mich in den Willen Gottes, der allein meine Thaten segnen und mir mein Gelübde zu erfüllen helfen kann."

Digitized by Google

Robert rief darauf den Grafen Derby zur Nachfolge auf. Dieser sprach: „Wenn mein König uns auf den Boden Frankreichs führt, so werde ich dort den gefürchteten Grafen Louis von Flandern suchen, ihn, den das Volk des Usurpators Philipp so nennt; ich will ihn überall suchen und ihm im Kampfe persönlich gegenübertreten; bezwinge ich ihn nicht, so will ich wenigstens vor seinen Augen sein Land verwüsten."

Ihm zunächst schwört sodann der Graf von Suffolk, daß er in Frankreich den treuesten Genossen Philipps, den alten König Johann von Böhmen aufsuchen wolle, um ihn mit Lanze und Schwert zu bekämpfen und sein Roß als Siegesbeute heimzuführen.

Darob erhob sich Jean de Beaumont; denn der König Johann von Böhmen war ihm nahe verwandt, und er rief erzürnt: „Ich liebe ihn, diesen König, und werde ihn nie verlassen. Suffolk, wenn ihr auf euren Entschluß nicht verzichtet, so trete ich euch gegenüber und werde euch selbst zum Gefangenen machen. Das steht fest bei mir; seid dessen eingedenk."

Suffolk entgegnete begütigend:

„Erwarten wir das Loos des Krieges, der uns die Wege der Ehre und des Muthes eröffnet. Jeder möge dann vollbringen, was ihm der Ruhm und die Liebe der Frauen zu vollbringen heißt. Die Begegnung der Helden wird eine heiße sein, aber der Erfolg und der Sieg steht bei Gott."

Robert ließ heller das Lied seiner Minstrels ertönen, und die Damen erhoben sich, den Muth der Ritter anzufeuern.

Robert trat vor den unerschrockenen Fauquemont und rief auch ihn zum Gelübde neuer Thaten auf. Dieser tritt vor, und seine Stirn wird höher vor der feierlichen Versammlung.

„Was soll ich geloben", rief er bewegt, „der ich auf dieser Welt nichts besitze, als dieses Schwert, das mir bis zum Grabe folgen soll. Aber um euch, mein König, meine Treue zu beweisen, schwöre ich, daß, wenn ihr über das Meer nach Frankreich ziehet, ich stets der erste vor allen am Feinde, der erste im Sturm und in der Schlacht sein und die zerrissenen Fahnen und die blutigen Waffen des Feindes hieher in euren Palast bringen will."

Aller Augen wenden sich nun nach jenem Jean de Beaumont, berühmt durch seine Thaten. Ermüdet von dem Schauspiel um ihn und unwillig über die Ruhmredigkeit der Ritter, ermahnt er sie, ihren Muth und ihre Kühnheit für den Kampf selbst aufzusparen.

„Hier", sagt er, „vor den schönen Frauen, denen wir gefallen wollen, sind sie wohlfeil genug. Ich glaube gern, daß es unter euch der Olivier und Roland manche giebt. Aber bedenkt, daß auch diese Herren einst besiegt worden sind. Erwarten wir, ob sich das schöne Schauspiel eures Muthes hier, wo ihr keinen Feind vor euch habt, einst erneuern wird vor dem Feinde selbst.

Digitized by Google

Wie viele werden dann wünschen, lieber in diesen glänzenden Hallen zu weilen. Glaubt ihr aber, daß ich deshalb mein Theil an dem Kampfe verweigere?"

Zuletzt trat Robert vor die Königin Philippe, kniete nieder und bat sie, nun auch ihr Herz vor der Versammlung zu eröffnen.

Die Königin entgegnete:

„Vasallin meines Herrn und durch die heiligen Bande der Ehe ihm verbunden, vermag ich nichts zu geloben ohne seinen Willen und seine Gestattung."

Darauf trat der König an sie und sagte ihr:

„Macht ein Gelübde, wie es euch gefällt; ich genehmige es im Voraus und will es selbst erfüllen, wenn es mir möglich ist."

Da sprach die Königin mit erhobener Stimme diese schrecklichen Worte:

„Ich fühle, daß ich ein Leben unter meiner Brust trage. Gott und der heiligen Jungfrau weihe ich diese Frucht meines Schoßes; aber sie soll kein Leben gewinnen vor dem Tage, wo der König mich mit sich über das Meer geführt haben wird. Wird sie früher geboren, so soll dieser Dolch mein und ihr Leben beenden."

Ergriffen von diesem entsetzlichen Gelübde befahl der König dem Grafen Robert seinen Umgang zu enden. Er selbst aber ging, erfüllt von den Verheißungen, sein großes Werk zu beginnen.

So weit unser Gedicht, das wir nur in der Kürze wiedergegeben haben.

Es ist nicht ohne Interesse, zu fragen, ob und in wie weit der Erzählung Wahres zum Grunde liege? Dafür bietet sich allerdings hin und wieder ein Anhalt. Zuerst ist die Sprache durchaus die des vierzehnten Jahrhunderts; sie stimmt mit andern französischen Gedichten und mit Chroniken aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vollkommen überein. Das Gedicht scheint in Nordfrankreich entstanden zu sein. Es enthält sodann zahlreiche Andeutungen in Beziehung auf Personen und Begebenheiten, die damals gewiß bekannter waren; es enthält ferner eine nicht undeutliche Beziehung auf die Parteistellungen jener Zeit zu der großen Streitfrage, die beide Völker so gewaltig bewegte; das Ganze hat den Anschein, in dem Gewande der Poesie und durch die fast dramatische Darstellung eines denkwürdigen glänzenden Ereignisses an dem englischen Hofe, das die Leidenschaften der Zeit in großen Zügen zur Erscheinung brachte, eine Rechtfertigung für das Unternehmen des Königs geben zu wollen. Also ein Genosse jener Tage, und zwar ein reich begabter, war der Verfasser. Mag es sodann auch richtig sein, daß, wie besonders französische Chronisten und Geschichtschreiber in ihrem Hasse gegen den Verräther seines Vaterlandes behaupten, Roberts stete Anreizungen den König nach und nach zu seinem Entschlusse erweckt haben mögen, so ist es doch wohl mehr die Erfindung des Dich-

Digitized by Google

ters, daß der letzte feste Entschluß unmittelbar vor der That so plötzlich bei dem Feste des Hofes und auf so drastische Weise ins Leben gerufen sei. Nur das wird man glauben können, daß der schon entschlossene König nun gereizt seinen Willen verkündete und sein Gelübde that.

Das Gedicht setzt die Zeit der Begebenheit in den September 1338. Dies ist entschieden unrichtig und kann nur auf einen Irrthum des Verfassers oder des Abschreibers sich gründen. Was zuerst das Jahr selbst betrifft, so könnte man deshalb geneigt sein, die Begebenheit schon in das vorangegangene Jahr 1337 zu verlegen, weil nach Rymer IV. 798 schon am 21. August 1337 der königliche Herold zu Rochester die Kriegserklärung gegen Frankreich verkündet haben soll. Allein die um die Zeit erlassenen königlichen Proclamationen enthalten nicht sowohl eine solche Kriegserklärung schon, als vielmehr nur eine Darlegung der von Frankreich zugefügten Unbill, aus welcher die Nothwendigkeit, Geldmittel zu Rüstungen gegen Frankreich zu gewähren, vor dem Lande hergeleitet werden sollte. Abgesehn aber davon, so fällt die weiter unten zu erwähnende Geburt des Kindes, dessen Leben unter ihrem Herzen die Königin Philippe nach dem Gedichte bekennt, in den Monat November 1338. Nimmt man nun also auch das Jahr 1338 als richtig angegeben an, so ist doch jedenfalls die Angabe des Monats September unrichtig. Eduard schiffte sich bereits am 12. Juli 1338 mit seiner Gemahlin auf dem Schiffe Christophorus ein, um sich nach den Niederlanden zu begeben. Am 5. September hatte er in Coblenz die bekannte Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser Ludwig von Bayern; am 8. September war er in Bonn, am 13. in Antwerpen und blieb während des ganzen Jahres diesseits des Kanals, mit den Vorbereitungen zum künftigen Kriege beschäftigt. Hiernach kann die Begebenheit nur in den Zeitraum vom März (jene Geburt im November berücksichtigt) bis zum 12. Juli (dem Tage der Einschiffung) fallen. Und in der That giebt es eine Spur, aus welcher man selbst den Tag, an dem sie sich zutrug, anzugeben versucht sein kann. Am 24. December 1337 versprach nämlich Eduard dem Papst Benedict dem Zwölften, der vielfach bemüht war, den Bruch zwischen Frankreich und England zu verhüten, seine Expedition gegen Frankreich jedenfalls bis zum März des folgenden Jahres hinauszuschieben. Am 24. Februar 1338 ließ er sich bewegen, einen abermaligen Aufschub bis zum Johannistage, den 24. Juni, zu versprechen. Allein am 6. Mai 1338 widerrief er plötzlich dieses Versprechen. Hier muß ein besondrer, geschichtlich unaufgeklärter Anstoß dazu vorgelegen haben, da es sich um den Widerruf eines dem Haupte der Christenheit selbst gegebenen Versprechens handelte. Sollte die Annahme zu fern liegen, daß dieser Anstoß in der Begebenheit, die unser Gedicht erzählt, wenn sie überhaupt dadurch und durch die übrigen Umstände eine Beglaubigung findet, gelegen habe? Dann wäre

Digitized by Google

der 6. Mai oder einer der kurz vorhergegangenen Tage derjenige, an dem sie sich wirklich zutrug.

Merkwürdig aber ist die Uebereinstimmung des ganzen Bildes und seiner einzelnen Züge mit dem Geiste der Zeit, überhaupt mit den Sitten des Mittelalters. Die fränkisch-normännisch ritterliche Art, wie sie in Frankreich unter den Valois und in England unter Eduard dem Dritten hervortrat, ist in den einzelnen Zügen treu beurkundet.

Die Sitte feierlicher Gelübde vor großen, besonders kriegerischen Unternehmungen begann besonders zur Zeit der Kreuzzüge. Die Gelübde wurden oft urkundlich niedergelegt und bestanden in der Verheißung tapfrer Thaten und in der Weihe der Beute für bestimmte Zwecke. Man nahm äußerlich bindende Zeichen an, z. B. Ketten oder Bänder um den Arm, die vor der Erfüllung nicht abgelegt werden durften, und war das Gelübde Damen gegenüber verheißen, so befestigten diese das Zeichen um den Arm, wobei wohl ein Kuß, moitié oui, moitié non, wie Saintré berichtet, für den Ritter abfiel. Die Entfesselung war dann nach der Rückkehr ein Gegenstand besondrer Feierlichkeit. Zahlreiche Fälle solcher rein kriegerischer Gelübde, abgesehen von den frommen für religiöse Zwecke, werden uns in den sonderbarsten Formen berichtet. So allein von Bertrand Duguesclin (Ménard Histoire de B. D. p. 39. 55. 410. 455); er gelobte, bevor er die oder die That verrichtet, kein Fleisch essen, oder sich nicht entkleiden, oder in keinem Bette schlafen zu wollen, und zahlreiche ähnliche Dinge. Reich ist besonders Colombière, Théâtre d'honneur an solchen Erzählungen. Am meisten hergebracht und im höchsten Ansehn war nun die sonderbare Form der Ablegung des Gelübdes vor oder über einem Pfau, oft auch einem Fasan. Man hielt sie für diejenigen Gegenstände, welche durch schöne Gestalt und Reichthum an Farben und Ausstattung am besten als Sinnbilder der königlichen Majestät und ihres Schmuckes dienen könnten. Außerdem war es Sitte, daß die Damen sich der schönen Federn dieser Vögel bedienten, um die Ritter oder Troubadours damit zu schmücken. So wird von mehrern Seiten glaubhaft berichtet. (Ménéstrier, Traité des tournois p. 40. Duchesne histoire de la maison de Montmorency I. p. 29. 34). Man glaubte also durch jene Vögel die Würde des Königs, den Glanz seines Hofes und die Damen bei dem feierlichen Acte repräsentirt. Auch mochte wohl das altchristliche Symbol, welches in ihm das Sinnbild der Allwissenheit darstellte, zu seiner Wahl mit beitragen. So ward denn ein gebratener Pfau oder Fasan auf silberner Schüssel mit dem ganzen Schmucke seiner Federn in feierlichem Zuge in die Versammlung getragen, jedem präsentirt, um über ihm sein Gelübde abzulegen, und sodann zerlegt und gespeist. Erzählungen solcher Feierlichkeiten finden sich mehrfach und nach La Curne de Sainte-Pelaye befindet sich ein ähnliches Gedicht, wie das unsre, aber „Voeu du Paon" genannt, im

Digitized by Google

Manuscript auf der Bibliothek zu Paris, nur daß hier der Pfau als der würdigere Repräsentant erscheint. Robert von Artois hatte also diese damals allgemein verbreitete ritterliche Sitte vor Augen; aber er travestirte sie für seinen Zweck durch die Wahl eines Vogels, der als Sinnbild der Feigheit galt.

Froissart, der treue Erzähler der Begebenheiten jenes Krieges, erzählt nun, (I. c. 37), daß Walther de Mauny den Rittern und Damen des Hofes von England feierlich gelobt gehabt habe, der erste in dem Heere sein zu wollen, welcher den Boden Frankreichs betrete, und die erste Festung dort nehmen zu wollen; dies habe er gethan, indem er sofort dem Heere mit vierzig Gefährten vorangeeilt sei u. s. w. Daß Walther jenes aber gelobte, berichtet unser Gedicht.

Froissart erzählt ferner (I. c. 29), daß bei der Gesandtschaft, welche Eduard nach Valenciennes zur Eingehung des Bündnisses mit dem Grafen von Hennegau gesendet hatte, sich mehre junge Ritter befunden hätten, welche über das eine Auge eine Binde getragen, weil sie ihren Damen gelobt hätten, ihr eines Auge nicht eher zu öffnen, als bis sie diese oder jene That im Kriege vollbracht. Si en avoit chacun grand merveille, fügt der Chronist hinzu. So war aber jenes Gelübde des Grafen Salisbury, von welchem unser Dichter spricht.

Unnatürlich, wenn nur entfernt wahr, würde das Gelübde der Königin Philippe gewesen sein. Aber auch dies war in jener Zeit wunderbarer Sitten und Thaten, die unsren Anschauungen so fremd sind, nichts Ungewöhnliches. So erzählt Joinville in der Histoire de St. Louis, daß sich bei dem Kreuzzuge dieses Königs seine Gattin Marguerite, der Entbindung nahe, in Damiette befand, als dies von den Sarazenen belagert wurde. Da rief sie einen ihrer Ritter und forderte das feierliche Gelübde von ihm, daß er sie und ihr Kind tödten wolle, sobald die Sarazenen in die Stadt eindringen würden. Und der Ritter gelobte es, fügte aber hinzu, daß er es ohnedies auch gethan haben würde. Aehnliche Züge eines wilden Heroismus werden von andren Frauen berichtet.

Uebrigens hat unser Dichter auch in sofern richtig erzählt, daß die Königin guter Hoffnung war, und nicht in England, wie sie gelobt, geboren hat. Eduard und seine Gattin landeten am 22. Juli 1338 mit dem Heer in Antwerpen, und dort gebar die Königin am 29. November desselben Jahres einen Sohn, Lionel genannt, den später sein Vater zum Herzog von Clarence ernannte. Ist die Mutter in der Stunde seiner Geburt ihres heroischen Gelübdes eingedenk gewesen, so wurde es in der Gestalt dieses Sohnes gesegnet; denn er wurde der schönste Ritter seiner Zeit, von Allen bewundert, ein Riese an Gestalt, ein Roland im Kampfe, in dem er auch sein Leben verlor. Ein alter Dichter schildert ihn so:

Digitized by Google

In all the world there was no prince him like,
Of high stature and of all seemliness
Above all men within the whole Kingrike (Kingdom).
By the shoulders might be seen, doubtless,
In hall was he maid-like for gentleness,
In other places famed for rhetoric,
But in the field a lion marmorike.

Brief eines Fürsten.

In den letzten Wochen, in denen der Tod eines weisen Königs aus deutschem Stamme im Vordergrund des Interesse stand, hatte der Deutsche mehrfache Veranlassung der Jahre zu gedenken, in denen die Julirevolution sich vorbereitete und die Gründung des Königreichs Belgien möglich wurde. Die Achtung vor der gesetzlichen Regierung des verstorbenen Königs steigert sich, wenn man in die öden Jahre seiner Jugend zurückblickt, in die Jahre, welche von dem pariser Frieden bis zur Vertreibung der französischen Bourbonen auf Deutschland lagen. Niemand litt damals unter der Schwäche des deutschen Lebens mehr als die Regenten selbst, welche so eifrig bemüht waren, ihre Völker zu ruhiger Unterwürfigkeit zu zwingen. Vielleicht wird der Geschichtschreiber einer Zukunft an den besten Charakteren dieser Periode eine Stelle in ihrem Innern finden, wo sie krank wurden durch das Schweigen und die Unkraft ihrer Völker, auffallend tritt das Leiden jener Vergangenheit in einzelnen grotesken und zuchtlosen Fürstengestalten hervor, welche ihr Schicksal erreicht hat.

Dies zu erkennen wird der folgende Brief aus der Feder eines Souverains dienen. Der Mann, welcher ihn geschrieben, ist tot, dreimal tot für uns, und in seiner Veröffentlichung liegt keine Indiscretion. Sein Brief flog, als Manche noch nicht lebten, deren Auge auf diesen Blättern ruht, aus den Flammen des angezündeten Schlosses seiner Väter in das Volk. Aber die äußeren Verhältnisse des Schreibers und an wen er den Brief geschrieben, sollen hier nicht kümmern, alle Namen sind getilgt, die Zeilen beanspruchen nur deshalb ein

Digitized by Google

Interesse, weil sie lehren, wie es noch vor wenigen Jahrzehnten im Innern eines vornehmen Mannes aussehn konnte, wenn dieser ein arger Mensch war.

Der Brief lautet wortgetreu folgendermaßen:

. . . . . am 28. November 1826.

„Daß doch nicht alles gute Gefühl in mir erstickt ist, möge Dir der Schmerz bezeugen, mit dem ich Deinen letzten Brief las, liebe ....., in dem Du mir auf ewig Lebewohl sagst. —

In wiefern dieser für mich harte Spruch gerecht sein mag, überlasse ich Deinem eigenen Ermessen; es soll und muß mir genügen, daß er von einer so nahen Verwandtin und theuern Cousine (wenn ich sie noch so nennen darf, es ist ja vielleicht zum letzten Male) ausgeht, die selbst zu richtig und gut denkt und handelt, um irgend Jemanden, am wenigsten aber einen so nahen Verwandten ohne die triftigsten und bestimmtesten Gründe so hart zu kränken. Verzeih mir, daß ich Dir noch einmal wieder schreibe, da Du doch dieses, indem Du mich ungehört verurtheilt hast, nicht haben zu wollen scheinst, und erlaube mir, Dir in aller Unterthänigkeit für den Antheil zu danken, den Du mir bezeigt, und für die Offenheit, welche mir bei der ungemeinen Freundschaft, die ich für Dich empfinde, höchst werth sein muß. Durch das Auf dem Herzen behalten und hin und her hören und tragen geschieht ja das meiste Unglück auf der Welt; denn je weiter etwas kommt, je mehr wird es verdreht. Dies würde mich, wenn es nicht ohnehin schon als Regent meine Schuldigkeit wäre, immer noch mehr dazu bestimmen, nie eher über Etwas abzusprechen, als bis ich beide Theile gehört hätte.

Durch eine Reihefolge früherer Begebenheiten bin ich gezwungen worden, Schritte vor der Welt zu thun, die vielleicht Dir und Andern, die nicht näher mit den Ursachen derselben bekannt sind, wie freier losgelassener Wille vorkommen, und die doch nur die unabänderlichen Folgen des Obenerwähnten sind, Schritte, die mir noch unangenehmer sind, als sie es Dir nur scheinen können. Aber vorwärts muß ich, soll ich nicht vor meinem Gewissen (vor dem ich mich bis jetzt Gottlob! noch sehr gut verantworten kann) noch weit tadelhafter sein, als ich es Dir vorkomme. Meine Großmutter, die mich auch über Einiges ausgefragt hat und der ich geantwortet, hat mich nicht so hart, wie Du, sondern im Gegentheil beurtheilt. Wenn Du mich sprechen könntest, würde ich Dir manches besser auseinandersetzen können, als so schriftlich. Davon bin ich fest überzeugt, daß Gute bei uns fast immer als Schwäche und Dummheit ausgelegt wird, und das mag ein Andrer ertragen; ich bin es müde und werde es beweisen; es soll schon noch ganz besser kommen. Richten kann mich Niemand; ich stehe allein unter Gott und meinem Gewissen und vor beiden kann ich mich verantworten.

Digitized by Google

Uebrigens wird man gewöhnlich dadurch, daß man verkannt wird, gerade zu dem gebracht, wovon man durch Predigten abgehalten werden soll; denn man hält es am Ende für einerlei, etwas zu sein, für was man schon lange gegolten hat. — Wenn man alles verloren hat, hat man nichts mehr zu verlieren — auch keine Rücksichten mehr; man wird also durch das, was einen davor bewahren soll, in das sogenannte Verderben gestürzt.

Auf meine Jugend kann man wohl eigentlich nichts schieben; denn ich habe durch drei lange ganze Jahre hindurch gezeigt, daß ich im Stande sei, mich in jeder Rücksicht zu beherrschen, nur um zu beweisen, daß ich nicht zu früh mündig geworden sei. Während dieser Zeit stand ich auf jede Weise als ein vorzügliches Beispiel für meine getreuen Unterthanen mäßig da. Da ich jedoch gefunden habe, daß dieses mein exemplarisches Benehmen verkannt und die Bewegungsgründe aus andern Ursachen als den wahren hergeleitet worden, so habe ich mich bewogen gefunden, um ihnen diesen falschen Glauben zu nehmen, mein Benehmen zu ändern und einen andern Menschen anzuziehen. Von Strafbarkeit kann wohl gar nicht die Rede sein; denn zum Strafen gehört auch Einer, der es thut, und da findet sich bei mir ja Keiner, im Gegentheil eine Menge unterthäniger Diener, die sich eine besondere Ehre daraus machen, meine Befehle zu vollziehen. Bei so bewandten Umständen, jung, hübsch, reich, mächtig und gänzlich unabhängig, mir allein selbst überlassen, wäre es kein so großes Wunder, wenn ich etwas verdorben werde, und es wäre wohl mehr den Umständen, als mir selbst zuzuschreiben. Wenn Du mich wirklich etwas gern hättest, so solltest Du Dich freuen, daß ich nicht noch mehr verführt worden sei, was doch leicht der Fall hätte sein können, wenn ich allem dem gefolgt wäre, was ich auf meinen weiten großen Reisen gehört und gesehen habe und was dort zum bon ton apartenirt. —

Hier ist es langweilig für mich, besonders seitdem ..... fort ist. — Das bon peuple soll sich freuen, daß ich anfange zu handeln, weil es dadurch Hoffnung hat, mich längere Zeit hier zu sehen. Vielleicht wäre etwas rührendes, wahres aus mir geworden, wenn ich unter Deine oder ..... Hände gerathen wäre, die ich stets als schwesterliche betrachten werde. Jetzt sei es mir gestattet, mein langes Epistel zu schließen, das ohnedies schon lang genug geworden ist, indem ich mich unterzeichne

Dein

treugehorsamster Diener und Vetter

.....

Schicke mir diesen Brief der Merkwürdigkeit wegen doch wieder zurück."

Es sind deutsche Worte, es sind die modernen Formen höflichen Briefstils, aber dahinter birgt sich dieselbe Krankheit, welche einst dem Caligula

Digitized by Google

den Entschluß eingab, sein Leibpferd zum Consul zu machen, und den baulustigen Kaiser Nero antrieb, das alte winklige Rom anzuzünden. Der Leser thut einen tiefen Blick in ein gänzlich verwüstetes und dabei doch knabenhaftes Wesen. Der Schreibende ist Regent, er ist Herr, wer kann ihm etwas verbieten. Wenn er sich einmal ein Gelüst versagt, so ist das eine Gutmüthigkeit, auf welche die Welt keine Ansprüche hat, wenn er das Schlechte thut, eitel, lüstern, trotzig, so hilft er sich da, wo er etwa noch Rücksicht zu nehmen hat, mit einem Achselzucken heraus, indem er die Schuld auf seine Umgebung und böses Beispiel schiebt und die eigene Mäßigung lobt, da er ja noch weit schlechter sein könnte.

Aber noch auffälliger ist eine andere Eigenschaft des Briefstellers: die kühle Objectivität, mit welcher er sich selbst beurtheilt. Die Empfindung, daß etwas in ihm zerbrochen ist, fehlt ihm nicht ganz, aber es ist ein mit kindischer Eitelkeit versetztes Gefühl, ohne jede Spur von Reue, ohne jeden Wunsch anders zu sein; denn die Schlußworte sind doch nur eine höfliche Phrase. Daß ihm nachträglich der Gedanke kommt, wie auffällig sein Selbstbekenntniß ist, das beweist der Einfall, den er nach dem Schlusse ausspricht, der Empfänger möge ihm den Brief „der Merkwürdigkeit wegen" doch wieder zurückschicken. Dieses befremdende Begreifen seiner selbst ist vielleicht am unheimlichsten, es gleicht bereits dem Lächeln eines Vernunftlosen.

Es wäre nicht wohlanständig, aus dieser furchtbaren Lebensäußerung eines Einzelnen ein abschätzendes Urtheil über andere Zeitgenossen herleiten zu wollen. Wer aber die letzten Gründe sucht, aus denen ein zuchtloser Knabe, der auf einen Fürstenthron versetzt wurde, so kläglich verfiel, der wird sich doch sagen, weil seinem Leben zu sehr die Schranken fehlten, durch welche die Mitlebenden den Egoismus des Einen bändigen. Es existirte damals keine öffentliche Meinung, welche auf dem Throne imponirte, keine politische Umgebung, welche in Wahrheit einer rührigen und wachsamen Volkskraft verantwortlich war; den schlechten Neigungen eines Fürsten schmeicheln und durch seine Schwäche die Regierung behaupten war thunlich, ohne daß der intriguante Beamte des Hofes oder Staats ein verurtheilendes Gesetz zu fürchten hatte. Die Zustände, welche in solcher Zeit hier und da in Deutschland erlebt wurden, bewiesen unseren Vätern, wie groß das Unheil ist, welches durch ein persönliches Regiment hervorgebracht werden kann.

Allerdings, durch eine starke öffentliche Meinung, durch Beamte, welche ihre Verantwortlichkeit gegen das Gesetz, ihre Verfassung und das Volk in jeder Stunde gewissenhaft empfinden, wird ein sittenloser Jüngling nicht gut, ein unfähiger Fürst nicht tüchtig. Aber solche Beschränkung wehrt doch in der Regierung des Staates das Unrecht ab und sie zwingt auch das Privatleben des Fürsten zu Rücksichten, welche seiner Umgebung Unglück und Verbrechen, ihm selbst gänzlichen Verfall fern halten.

Digitized by Google

Die Zeit, in welcher der Verfasser jenes Briefes regierte, liegt hinter uns und das jüngere Geschlecht erlauchter Herrn fühlt bereits den Segen, welchen eine höhere Entwickelung der Volkskraft und eine gesetzliche Beschränkung persönlicher Willkür vor allem dem Fürsten selbst zutheilt. Aber noch ist den Fürsten und den Völkern heilsam, wenn sie in einem solchen unbefangenen Selbstbekenntniß aus früherer Zeit erkennen, was möglich war, bevor die Völker um ihre Verfassung kämpften, und was noch heut möglich ist, wo nicht das Urtheil der Zeitgenossen laut über die Höchsten der Erde erschallt, und wo nicht das Volk selbst zur Mitwacht für seine Sitte und sein Recht sich erhebt.

Geschichte der Revolutionszeit.

Von H. von Sybel.

Die dritte Auflage des berühmten Werkes liegt zur Hälfte vollendet vor uns. Als das Buch zuerst erschien, wurde es zwar von der Kritik mit hoher Achtung begrüßt, aber einige Zeit verging, bevor das Publikum erkannte, welchen Schatz es daran besaß. Das ist seitdem gut gemacht worden. Der Deutsche ist sich jetzt des Werthes wohl bewußt, den diese Arbeit nicht nur für quellenmäßige Kenntniß neuerer Geschichte, auch für das politische Urtheil unsrer Nation hat. Aus gründlicher archivaler Forschung hervorgegangen, von einem Gelehrten, dessen kritische Methode als von den besten anerkannt ist, bot das Werk auch in Stil und Darstellung dem Leser viel wohlthuende Schönheit. Aber als sein größter Vorzug gilt dem Deutschen doch der deutsche Sinn, in dem es geschrieben wurde, eine Gesinnung, die auf jedem Blatt der düstern Geschichte den Lesenden freut und erhebt.

Wenn ein Geschichtswerk im deutschen Sinne verfaßt ist, kann sich ihm nicht mit demselben Recht ein anderes Werk, das im französischen Sinn oder im englischen geschrieben ist, gegenüberstellen? Und ist solches Prädicat nicht ein zweifelhaftes Lob für die wahrhafte Gründlichkeit eines Gelehrten? Nun, wir Deutsche dürfen uns wohl rühmen, daß wir nicht, was unserer Eitelkeit

Digitized by Google

schmeichelt, was unserem nationalen Vorurtheil wohlthut und dem Selbstgefühl anderer Völker wehthut, als echt deutsch schätzen. Grade die höchste Eigenschaft unseres Volkscharakters ist offene, unbefangene, wahrhafte Auffassung der Ereignisse, und der sittliche Ernst, der unser Urtheil leitet. Ueberall wo solche Eigenschaften sich in der Seele des Historikers kräftig entwickelt zeigen, da wird uns wohl und heimisch; und wir freuen uns dann herzlich, wenn aus der warmen Farbe, mit welcher er die ehrlich gezeichneten Umrisse der Persönlichkeiten und Ereignisse belebt, auch in Liebe und Haß dasselbe Gemüth erkennbar wird, welches wir Leser zu dem Buche bringen.

Die deutschen Verdienste dieses Geschichtswerkes sind oft gerühmt. Nirgend waren vorher die socialen Leiden Frankreichs, welche die Revolution hervorriefen, so parteilos und mit so eingehendem Verständniß geschildert, nirgend das Urtheil über die schwachen Menschen, deren Zusammenspiel die blutige und klägliche Tragödie hervorbrachte, so unbefangen und nirgend dabei die Charakteristik so scharfsichtig und wahrhaft. Auch in Schilderung der deutschen und osteuropäischen Staatsverhältnisse war neben nicht gemeiner Kunst der Darstellung dasselbe freie und sichere Urtheil sehr wohlthuend, und während der Leser aus archivalen Forschungen den innern Zusammenhang der Thatsachen verstehn lernte, fügte er sich zu gleicher Zeit vertrauend dem sicheren, und dabei ruhig abwägenden Blick des Verfassers.

Seit Heinrich von Sybel die Revolutionsgeschichte schrieb, ist er durch vielfache wissenschaftliche, aber auch durch seine politische Thätigkeit in weiten Kreisen ein wohl berühmter Mann geworden. Er war schon zu Marburg, als er die Entstehung der französischen Revolution, den innern Zerfall Polens, die treulose Politik Oestreichs gegen das unsichere Preußen schilderte, ein verehrter Genosse der großen liberalen Partei, welcher auch dies Blatt zu dienen sucht. Treu hat er seine Ueberzeugungen in einer Hauptstadt des deutschen Südens bewahrt. Als er an eine Universität des preußischen Staates trat, von dem er, wie wir, trotz allem das Heil der deutschen Zukunft erwartet, da sollte ihm nicht vergönnt sein, die heitre Idylle eines Gelehrtenlebens fortzuführen; denn um ihn wogte ein erbitterter politischer Kampf, dem er sich nicht entziehn durfte. Es kamen für ihn Jahre ernster Erfahrungen und, wie wir mit Trauer vernahmen, auch körperlicher Leiden. Möge ihm, was er in dieser Zeit erlebt hat, das Vertrauen zu der Tüchtigkeit und der großen politischen Bestimmung unserer Nation nicht mindern, vor seinen Büchern wünschen wir ihm frische Kraft für die Fortsetzung des nationalen Werkes, die er uns verheißen. Er gehört jetzt zu den Männern, deren Geist und Tüchtigkeit die Deutschen sehr hochschätzen und die dazu berufen sind, die ideale Habe, die wir von den Vätern überkamen, nach Kräften zu mehren und in den Seelen eines jüngern Geschlechtes zu befestigen.

Digitized by Google

Indem wir die neue Auflage seines Werkes anmelden, grüßen wir auch ihn selbst, wir ersehnen seinem Leben ein rüstiges Schaffen und uns die reifen Früchte seiner Arbeit.

Vermischte Literatur.

Naturgeschichte der Sage. Von Julius Braun. München, Verlag von Fr. Bruckmann. 2 Bde. 1864 und 1865.

Wie der Verfasser uns früher einmal bewiesen, daß alle Kunst aus Aegypten stammt, so fährt er jetzt fort und beweist, daß das Nilland, und speciell Unterägypten, die Urheimath aller Sagen- und Mythenbildung ist.

Bis jetzt, sagt er, ist die Mythologie ein Gebiet gewesen, auf dem die Hypothese sich ohne Rücksicht auf die Forderungen des gesunden Menschenverstandes breit machen konnte. Man hat sich völlig unbegründete Vorstellungen von den alten Religionen und Sagen gebildet und den Schöpfungen des antiken Geistes Motive untergelegt, die sich mit den überall gleichen Gesetzen des Denkens nicht in Einklang bringen lassen. Die Gelehrten sind ferner auch insofern einen falschen Weg gegangen, als sie ihre Untersuchungen nicht auf das ganze Bereich der Culturgeschichte, sondern nur auf einzelne Gebiete derselben, einzelne Zweige des großen Baumes gerichtet haben, wo alle Erscheinungen unrein, vermischt und verstümmelt auftreten. Namentlich die Semiten und die Arier zu trennen, wie wenn dieselben jeder Theil für sich eigenthümliche Sprache, Religion und Sitte entwickelt hätten, war ein folgenschwerer Mißgriff.

Soweit die Kritik des Herrn Braun, und nun das Verfahren, wie er der Sache abhelfen will. Nichts leichter als das. Lassen wir alle Speculation bei Seite, sagt er, und folgen wir der Methode der Naturwissenschaft, die sich einfach an die verständig benutzte Erfahrung hält. Auf diesem Wege aber finden wir, daß der gesammte geistige Besitz der Menschheit in der ägyptischen Urzeit erworben und von dieser im Laufe der Jahrtausende den übrigen Völkern der Erde allmälig mitgetheilt worden ist. Dieses Ureigenthum an Ideen, dieser Stammschatz aller Mythen, Sagen und Religionen, muß sich, so fährt unser Mytholog fort, in seiner ältesten Gestalt wiederherstellen lassen, und einiges Nachdenken verhilft glücklich dahin. „Inmitten einer weltumfangenden Urgottheit unterschied man einen innerweltlichen Schöpfergeist und den Urfeuergott, die Göttinnen Himmel und Erde, die Göttinnen Oberer Raum und Unterwelt, einen Sonnengott und einen Mondgott. An diese Gottheiten, welche Theile der Welt sind, und aus welcher die Binnenwelt sich ohne Lücke zusammensetzt, hat als zweites Element eine Gruppe sagengeschichtlicher Figuren sich angehängt,

Digitized by Google

die ursprünglich rein menschlich und nichts Anderes sind, als ein vorhistorisches vergöttertes Königshaus mit all seinen menschlichen Schicksalen und Leiden, Schandthaten und Tugendproben. Beide Elemente, kosmische und sterbliche Götter, werden aneinandergereiht als Regenten der ägyptischen Urzeit in unmittelbarer Folge. Die ägyptische Patriarchengeschichte ist durch ägyptische Wanderung nach Chaldäa und viel später durch semitische nach Griechenland herübergebracht. Dann hat sie sich auch den Germanen, Indern und überhaupt allen Völkern vom Himalaya bis nach Island mitgetheilt. Die Grundformen aller Götter und mythischen Helden sind folgende sechs alte Aegypter nach griechischer Benennung: Agathodämon, Osiris, Kronos, Typhon, Ilithya und Rhea. Agathodämon, der König des goldenen Zeitalters der Aegypter, der von seinem Nachfolger Kronos Gestürzte und dann von der ehrfurchtsvollen Erinnerung des Volkes in den Urheber der Schöpfung Verwandelte, kehrte nach Brauns Meinung in dem babylonischen Oannes, in dem Uranos der Griechen, dem Adam, Ham, Henoch und Noah der Hebräer, in dem Ormuzd und Mithra der persischen, in dem Wischnu, Indra, Varuna und Manu der indischen, in dem Odhin, Wuotan, Thor und Mannus der germanischen Mythe sowie in zahllosen anderen griechischen Göttern und Heroen, z. B. in Okeanos, Zeus, Hermes, Odysseus, Kekrops, Menelaos, Agamemnon und Priamos wieder. Der kanaanitische Moloch, die Patriarchen Lamech und Kain aus der Genesis, Hephästos, Phaeton, Dädalos, die Dioskuren, die Centauren und Lapithen, die Cyklopen, Tiresias, Oedipus, Perseus, Achilles, Pelops, Ajas und Diomedes, die Nordlandsgötter Freyr, Balder und Loke nebst Wieland dem Schmied, Siegfried und Dietrich von Bern, der Slawe Swantowit und der alte Hindu Schiwa sind nichts Anderes, als verdorbene Nachgestaltungen des ägyptischen Typhon, der den Urkönig des Landes getödtet hat und später vom Volke in einen Gott des Feuers und der Unterwelt verwandelt wurde.

In dieser Weise geht es mit Behagen weiter, und mit gleichem Geschick und Erfolge bewegt sich der Verfasser auf dem Gebiet der Sprachvergleichung, die ihm bei seiner Beweisführung gute Dienste leistet. Man hat seiner Zeit sich billig verwundert, als Schelling (Gottheiten von Samothrace) in den deutschen Nibelungen einen Anklang an die hebräischen Nephilim finden wollte. Braun läßt solche Schüchternheit im Rathen weit hinter sich zurück und ist infolge dessen so glücklich, uns über eine ganze Anzahl griechischer, lateinischer und andrer Begriffsbezeichnungen ein neues Licht aufzustecken. Mit den ägyptischen Göttern sind auch eine Menge ägyptischer Worte in die Fremde gewandert, und überall, wo man eine Consonantenfolge trifft, welche mit der eines ägyptischen Wortes Aehnlichkeit hat, haben wir einen solchen Emigranten vor uns. Der ägyptische Cham oder Chemmis wiederholt sich in dem griechischen Namen Hermes, Harmonia und Hermione, in den Camönen, den Karamaniern und den Germanen, der ägyptische Menes in dem indischen Manu, dem griechischen Minos, dem deutschen Mannus, der ägyptische Bor-Seth in Perseus, den Persern, den Pheresitern der Bibel, den Preußen, Friesen und Britten, endlich im Namen der Stadt Paris — alles ganz natürlich, wenn auch alle Gesetze der Lautbildung dabei verleugnet werden müssen. Reim dich, oder — der Vers kommt nicht zu Stande. In der That, seit lange ist uns kein Buch vorgekommen, welches eine fixe Idee mit solcher Energie ausspinnt, kein Selbst-

Digitized by Google

gefühl, welches den Resultaten der gelehrten Forschung so geringschätzig begegnet.

Wir fragen, wie es gekommen, daß nur die Urägypter Mythen und Sagen herausbildeten, und erfahren, daß es ein Grundgesetz des menschlichen Denkens ist, nichts zu erfinden, wo man nachahmen kann, und daß jenes Urvolk allein nichts vor sich hatte und also allein erfand. Das ägyptische Delta war (weil in dessen Sümpfen „Lotos und Papyrus wuchs, also die Pflanzen, die mit ihren Wurzelknollen und ihrem Wurzelschaft durch alle Zeiten Volksnahrung bleiben") der geeignetste Boden, eine uranfängliche Menschenrace zu ernähren. Daß hier die älteste Cultur und Religion sich entwickelte, beweist der Verfasser aus Lucian, bekanntlich einer sehr schätzenswerthen Quelle für Urgeschichte. Daß neben oder doch kurz nach diesem Urculturvolk am Nil auch andere Völker sich bildeten, wird Braun zugeben, und daß dieselben eine geraume Zeit ebenfalls nichts vor sich hatten, also ebenfalls erfinden mußten, wenn sie überhaupt Menschen waren, sollte er auch zugeben. Da es aber dann mit der Götter- und Wörteremigration aus Afrika nach Asien und Europa übel aussehen würde, so stellt der Verfasser sich diese andern Völker als ideenlos, als leere Receptacula ohne schöpferischen Geist vor, die warten, bis ihnen der Import höherer Gedanken aus Aegypten kommt. Welche Ungeheuerlichkeit in solcher Vorstellung liegt, braucht nicht nachgewiesen zu werden.

Allerdings haben die Mythen der Völker gewisse gemeinsame Züge, diese weisen aber nicht auf einen gemeinsamen örtlichen Ursprung hin, sondern sind lediglich darin begründet, daß eben alle Völker unter den Begriff Mensch fallen, und daß alle Menschen erstens nach gleichen Gesetzen denken, zweitens in Urzeiten sich wenigstens in ähnlicher Weise der Natur gegenüber einrichten. Die besondere Charakterstimmung, das eigenthümliche Temperament der Völkerindividuen, die Art des Landes, in welchem sie wohnen, die Stellung derselben zu einander gestalten dann die Grundtypen bei den einzelnen verschieden. In der ältesten Zeit sind überall Naturmächte als Gottheiten verehrt, zunächst Himmel und Sonne, dann Sturm und Feuer und die nährende Erde, später in den Anfängen der Geschichte und weiterhin ethische Mächte, mit denen die alten Naturgötter sich verschmolzen. Gewiß haben hin und wieder Völker von andern Völkern Götter und Mythen angenommen, niemals aber eher, als bis ihnen ihre eigenen abhanden zu kommen anfingen, und das ist in der Urzeit, in welcher Brauns ägyptisches Evangelium zu den Nationen gelangt sein soll, keineswegs der Fall gewesen.

Aristoteles. — Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles. Von George Henry Lewes. Aus dem Englischen übersetzt von Julius Victor Carus. Leipzig, Brockhaus. 1865. 392 S. 8.

Soviel wir wissen, hat bis jetzt noch kein Gelehrter den Versuch unternommen, die naturwissenschaftlichen Leistungen des Aristoteles monographisch mit einiger Ausführlichkeit darzustellen. Meyers Schrift über die Thierkunde desselben behandelte nur ein Capitel dieses Gebiets. Lewes dagegen läßt uns in einer Analyse der sämmtlichen bis jetzt auf uns gekommenen naturwissenschaftlichen Abhandlungen des großen Stifters der Peripatetiker jenes Gebiet ganz überblicken, und er verfährt da-

Digitized by Google

bei nach rein historischer Methode, indem er die einzelnen Lehren, Behauptungen und Notizen genau so wiedergiebt, wie sie die Quellenschriften geben, sie weder in moderne Formeln bringt, noch die ihnen wesentlichen Irrthümer entfernt. Ein Gesammtbild also der Thätigkeit und der Bedeutung des Stagiriten auf dem Felde der Naturbetrachtung ist es zunächst, was uns hier geboten wird. Daran aber knüpft sich von selbst eine Kritik auf der Basis des modernen Wissens, und hier können wir uns dem Verfasser nicht überall anschließen. Lewes zeigt an zahlreichen Beispielen, daß Aristoteles den Ruhm eines großen Beobachters kaum verdient, daß er zwar viele Thatsachen zusammenbrachte, dieselben aber nicht prüfte. Er will damit keinen Tadel aussprechen; denn er weiß, „daß das bloße Vermögen der Beobachtung ein spätes Stadium in der Entwickelung unsrer Rasse bezeichnet und nicht etwa, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, die leichte und spontane Uebung menschlicher Fähigkeiten." „Die Alten versuchten nur selten complexe Erscheinungen in ihre Elemente aufzulösen, ahnten sogar selten, daß sie überhaupt complex waren, und wurde eine derartige Auflösung versucht, so geschah es stets ohne die Hilfe genauer Instrumente." Ohne solche war man auf scharfsinniges Errathen angewiesen, und so ist es nicht zu verwundern, daß man sich beständig dadurch täuschte, da man ideelle Unterscheidungen und verbale Analogien mit Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten in der Natur verwechselte, wogegen der moderne Forscher, unter dem Zwange strenger Methoden erzogen und zum Mißtrauen gegen alles nicht gründlich Bewiesene gebracht, sich bestrebt, seine Analysen immer genauer und die Werkzeuge für dieselben immer feiner zu machen.

So weit läßt sich nicht widersprechen, und auch die Zurückweisung der weitern Behauptung der Verehrer des Aristoteles, daß er vielfältig moderne Entdeckungen anticipirt habe, ist begründet. Im ferneren Verlauf seiner Kritik aber geht der Verfasser offenbar zu weit, ja er widerlegt sich in manchen seiner Ansichten selbst. Er nennt es unphilosophische Uebertreibung, welche die ganze Bedeutung der Geschichte untergrabe, wenn man sage, Aristoteles habe die Grundlagen gelegt zu irgendeiner Naturwissenschaft. „Er legte überhaupt gar keine Grundlagen. Er war kein Gesetzgeber. Weder durch seine Aperçus noch durch seine Methoden erhob er irgendeine Wissenschaft über die gemeine Kenntniß und constituirte dieselbe als solche, wie Hipparch die Astronomie, Archimedes die Statik oder Galilei die Dynamik constituirte." „Statt ihn als Gesetzgeber zu betrachten, müssen wir bekennen, daß sein directer Einfluß auf die physikalischen Wissenschaften unmerkbar war;" „*wir könnten die Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft beginnen, ohne ihn auch nur einmal zu nennen.*"

Dann aber lesen wir wieder: „Unter den großen Heroen der Humanität (hätte doch wohl mit „Heroen der Menschheit" übersetzt werden sollen) muß er stets eine hervorragende Stelle einnehmen. Er überragt Hunderte, welche unter glücklicheren Bedingungen wirkend doch die Wissenschaft nur mit werthlosen Details bereichert haben. Er steht höher als die meisten von denen, welche die Wissenschaft mit großen Ideen erleuchtet haben. Und diese Superiorität gründet sich nicht nur auf seine vielen Leistungen, sondern auch auf seine angeborene Kraft. Sein weiter Blick umfaßte das ganze Feld der Forschung, und wenn auch andere Philosophen (soll heißen:

Digitized by Google

Forscher auf dem Gebiete exacten Wissens), alte und neue, einen gleichumfassenden Standpunkt einnahmen, so hat doch keiner so wie er neue Pfade eröffnet. Er hätte aber noch umfassender und doch zu dem Ruhme, der seinen Namen jahrhundertelang umgab, nicht berechtigt sein können. Seine Größe stand über dieser Vielseitigkeit. Er hatte jene nicht leicht zu definirende und hauptsächlich aus ihren ungeheuren Resultaten zu schätzende Art intellectueller Kraft, welche in der Entwickelung der Menschheit Epochen gründet. Diese, Religionen und philosophische Systeme durch Umgestaltung der ganzen Anschauungsweise der Menschen gründende Kraft läßt sich nicht mit einem Maßstabe messen, den wir von Entdeckungen hernehmen, welche sich aus vorausgehenden Entdeckungen entwickeln. Sie ist vielmehr mit ihren unmittelbaren und ferneren Resultaten zu messen. Die Schaffung einer Methode ist unvergleichlich viel größer, als die brillanteste Anwendung dieser Methode selbst. Des Aristoteles Name ist groß, nicht weil er große Entdeckungen gemacht hat, sondern weil er in tiefer und ausgedehnter Weise den Geist der Entdecker beeinflußte."

Und weiter sagt der Verfasser, sich selbst widerlegend: „Wir, die wir unter dem Einfluß der Revolution aufgewachsen sind, die er veranlaßte, sind in keiner Weise in der Lage, sein Werk zu würdigen. So wenig wir völlig verstehen können, warum er in Bezug auf die Genauigkeit der Beobachtungen so nachlässig war, so wenig wir die Hindernisse erkennen können, welche sich zu seiner Zeit der Anwendung eines umsichtigen Skepticismus und einer beständigen Verification entgegenstellten, ebenso wenig sind wir im Stande, das richtig zu beurtheilen, was bei der Gründung einer wissenschaftlichen Methode die hauptsächlichste Schwierigkeit war. Uns mag nur gering erscheinen, daß er mit Consequenz theologische Erklärungen natürlicher Erscheinungen zurückwies, und daß er das bedeutendste Gewicht den Thatsachen als Grundlagen der Speculation beilegte. Es kann uns so scheinen, als hätte er keine andere Wahl gehabt. Wir können hierdurch für den Werth seiner Conception der Methode unempfindlich werden und seine gigantischen Anstrengungen, dieselbe nach allen Richtungen hin anzuwenden, unterschätzen; diese Unempfindlichkeit könnte uns dann nur seine Mängel hervortreten lassen." „Die Geschichte hat uns gelehrt, daß die fruchtbaren Keime einer so großen Umwälzung, wie sie je in die Entwickelung der Menschheit eingegriffen hat, in dem entschiedenen Absehen von jeder theologischen Interpretation, in dem den Thatsachen eingeräumten Uebergewicht und in dem Bestehen auf gradweiser Induction lagen."

Summiren wir, so hat man dem Verfasser für seine sorgfältige und allgemein verständliche Analyse der von ihm ins Auge gefaßten Schriften des Aristoteles Dank zu sagen. Auch die Hauptresultate, die er mit Prüfung derselben erreicht, sind anzuerkennen: wenn wir den Erfolg der Arbeiten des Aristoteles nach der Menge der Entdeckung positiver Wahrheiten auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften beurtheilen dürften, so würde er nicht bedeutend sein. Im Uebrigen geht der Verfasser mit der Betonung der Schwächen seines Autors zu weit und geräth in Widerspruch mit sich selbst. Er will zwischen der historischen und relativen und andrerseits der wissenschaftlichen oder absoluten Bedeutung einer Thätigkeit unterscheiden. Sehr wohl; da er jedoch die Ausbildung einer wissenschaftlichen Disciplin mit der Ent-

Digitized by Google

wickelung eines lebenden Wesens vergleicht, so müßte ihm auch historisch jeder Entwickelungszustand für jeden folgenden absolute Bedeutung haben. Er leugnet wiederholt, daß Aristoteles den Grund zu irgendeiner der Naturwissenschaften gelegt habe, zum Schlusse aber betont er aufs stärkste, daß derselbe eine Revolution hervorgerufen, eine neue Methode gefunden, neue Forschungswege gezeigt habe, wie niemand nach ihm, und so ist jene Leugnung eben nur eine formale.

Réflexions d'un Soldat sur les Dangers qui menacent la Belgique. Bruxelles, C. Muquardt, Librairie Européenne. 1865.

Vor einigen Monaten veröffentlichte der ehemalige belgische Minister des Auswärtigen, Dechamps, der zugleich einer der Führer der belgischen Klerikalen oder Ultramontanen ist, eine Schrift, die für Belgien in nächster Zukunft Unheil kommen sah. So oder anders, hieß es darin, in jedem Fall ist die Unabhängigkeit des Landes schwer bedroht. Entweder verständigen sich Preußen und Oestreich und reformiren den deutschen Bund in der Weise, wie es die frankfurter Fürstenconferenz bezweckte, und dann nimmt sich der Kaiser der Franzosen Belgien als Entschädigung für die durch solche Einigung Deutschlands herbeigeführte Beeinträchtigung des französischen Interesses am Gleichgewicht Europas. Oder, so fuhr Herr Dechamps fort, Preußen und Oestreich entzweien sich, und dann kauft sich der Kaiser Napoleon mit seiner Bundesgenossenschaft entweder in Berlin oder in Wien die Einwilligung in die Annexion Belgiens. Das klang sehr logisch, wäre aber doch leicht zu widerlegen, sobald man annehmen dürfte, daß eine Verständigung Oestreichs und Preußens über die Umgestaltung des deutschen Bundes im Sinne größerer Einigkeit möglich sei; denn käme eine solche Einigung zu Stande, so würde sie eine Annexion Belgiens an Frankreich in Paris zwar sehr wünschenswerth erscheinen lassen, dahin gehende Versuche aber in gleichem Maße weniger möglich machen. Die Neigung Belgien zu nehmen würde stärker, die Aussicht es zu bekommen schwächer werden. Das sind die Hauptgedanken, welche die oben angeführte Schrift (die beiläufig von dem belgischen Oberst Brialmont verfaßt ist) gegen den ultramontanen Exminister in elegantem Französisch und in zum Theil recht witzigen Wendungen ins Feld führt. Das Uebrige richtet sich gegen die Angriffe des Herrn Dechamps auf Italien, für welches der Verfasser in einem Schlußcapitel ein neues Vertheidigungssystem vorschlägt, dessen Mittelpunkt Piacenza sein würde.

Heinrich Heine und der Neuisraelitismus. Briefe an Adolf Strodtmann von Dr. Hermann Schiff. Hamburg und Leipzig, J. P. Fr. E. Richter. 1866. 106 S. 8.

Einige Notizen über Eltern, Geschwister und sonstige Verwandte Heines und ein Blick auf das Reformjudenthum in seiner Entwickelung aus der alten orthodoxen Glaubens- und Lebensweise, vorzüglich der Gemeinden in Hamburg und Altona.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Louise Mühlbach, Große Kurfürst nun vollständig!

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der große Kurfürst und seine Zeit.

Historischer Roman
von
Louise Mühlbach.

Drei Abtheilungen.

Erste Abtheilung: **Der junge Kurfürst.** 3 starke Bände.
Zweite Abtheilung: **Der große Kurfürst und sein Volk.** 4 Bde.
Dritte Abtheilung: **Der Kurfürst und seine Kinder.** 4 Bde.

Eleg. broch. Preis jeder Abtheilung 5 Thlr.

Neuer Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig.** Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Louis Napoleon.

Roman und Geschichte v. **Lucian Herbert.** 2. Aufl.

2. **Billige Volksausgabe** in 28 Lief. od. 5 Bdn. 4⅔ Thlr.

Das deutsche Volk hat dieser zusammenhängenden Darstellung des Lebens Napoleons III. eine so große Theilnahme entgegengebracht, daß die erste Auflage in kurzer Zeit verkauft wurde. Der billige Preis dieser neuen Volksausgabe erleichtert die Anschaffung des Werks.

Die 1. Lieferung mit Inhaltsverzeichniß und Vorrede ist in allen Buchhandlungen einzusehen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Cyth, Max, Boltmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler, in eleg. Cart. 1⅔ Thlr., fein geb. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr. M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.

Meyern, G. v., Ein Kaiser. Drama. Min.-Ausg. broch. 20 Ngr., eleg. geb. mit Goldschn. 28 Ngr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.

Temperley, Eduard, Mariengarn. 4. Aufl. M.-A. broch. 16 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr. Hie Welf hie Waiblingen. 2. Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden **Festgeschenken.**

Auf **Lucian Herbert's** neuesten, in Oesterreich spielenden Roman

Die todte Hand, 4 Bde. 5 Thlr.

(Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig)

sei hiermit die Aufmerksamkeit des Lesepublikums ganz vorzüglich gelenkt. Der nationale Conflikt, der Oesterreich zerklüftet und die Schilderung des kirchlichen Lebens in Oesterreich bildet die Unterlage des hochinteressanten, abwechslungsvollen und figurenreichen Buches, welches eigentlich den Titel führen sollte: **Oesterreich, wie es ist.**

Die „todte Hand" ist auch ein weiteres Bruchstück zu der Gallerie zeitgenössischer Romane **Lucian Herbert's,** in welchen sich die Geschichte unseres Jahrhunderts wiederspiegelt und deren Titel lauten: **Louis Napoleon.** (Volksausgabe in 5 Bänden oder 28 Lieferungen. 4⅔ Thlr.) **Napoleon III.** (8 Bände. Preis 10 Thlr. 20 Ngr.) **Carlo Alberto.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **Victor Emanuel.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **1830.** (Pariser Julirevolution 2 Bde. 2 Thlr.) **1831.** (Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr.)

Bei **J. W. Grunow** in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat

oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. C. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5¼ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. **Politik.** VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; **jeder Band wird auch einzeln abgelassen.**

Digitized by Google

Neuer Verlag von S. Hirzel in Leipzig
aus dem Jahre 1865.

Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. X. Band: Abhandlungen der philologisch-historischen Classe. IV. Band. Mit 2 Tafeln. hoch 4. 6 Thlr.
— XI. Band: Abhandlungen der mathematisch-physischen Classe. VII. Band. Mit 5 Tafeln. hoch 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Ammon, Fr. A. v., Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege. 12. verb. Auflage, durchgesehen von Dr. W. L. Grenser. Mit Titelvignette. 12. Geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Balther, R., Die Elemente der Mathematik. Erster Band: Gemeine Arithmetik, Allgemeine Arithmetik, Algebra. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Berichte über die Verhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Classe 1864. 3. Heft. gr. 8. 10 Ngr.
— Mathematisch-physische Classe 1864. gr. 8. 10 Ngr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften in München. Vierter Band: Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. Erster Band. gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Freytag, G., Die verlorene Handschrift. Roman in 5 Büchern. Dritte u. vierte Auflage. 3 Bände. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
— Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Elfte Auflage in 2 Theilen. Taschenformat. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedländer, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 1. Theil. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Grimm, Jacob und Wilhelm, deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von Dr. R. Hildebrand und Dr. K. Weigand. Fünften Bandes 2. und 3. Lieferung. Bearbeitet von Dr. R. Hildebrand. hoch 4. 20 Ngr.

Handbuch, kurzgefasstes exegetisches, zum Neuen Testament. Von Dr. W. M. L. de Wette. Dritten Bandes erster Theil: Briefe des Petrus, Judas und Jacobus. Dritte Auflage, bearbeitet von Dr. B. Brückner. gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hankel, W. G., Elektrische Untersuchungen. Sechste Abhandlung: Maassbestimmungen der elektromotorischen Kräfte. 2. Theil. hoch 4. 28 Ngr.

Hansen, P. A., Relationen einestheils zwischen Summen und Differenzen, und andertheils zwischen Integralen und Differentialen. hoch 4. 20 Ngr.
— geodätische Untersuchungen. hoch 4. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hirsch, Ferd., de Italiae inferioris annalibus saeculi decimi et undecimi. Dissertatio histor. critica. 8. 10 Ngr.

Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Leipzig 1863. gr. 8. 15 Ngr.

Köniğer, J., Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. Mit einer Karte. gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lehrs, K., de Aristarchi studiis Homericis. Editio recognita et epimetris aucta. gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ludwig, C., Die physiologischen Leistungen des Blutdrucks. Ein Vortrag gehalten beim Antritt des Lehramts zu Leipzig am 1. Mai 1865. gr. 8. 6 Ngr.

Molière's Lustspiele übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. In 3 Bänden. Erster Band. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Moß, H., über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. 8. 20 Ngr.

Nipperdey, K., die leges annales der römischen Republik nebst zwei Anhängen. hoch 4. 24 Ngr.

Overbeck, J., über die Lade des Kypselos. Mit 1 Tafel. hoch 4. 28 Ngr.

Prutz, H., Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern u. Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der Hohenstaufen. gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reyscher, A. L., Der Rechtsstreit über das Eigenthum an den Domänen des Herzogthums Sachsen-Meiningen. Gegen Zöpfl, Zachariä und eine anonyme Regierungsschrift. 8. 28 Ngr.

Schleicher, Aug., die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form. hoch 4. 24 Ngr.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Neunter Band: H. Baumgarten, Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Erster Theil. gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
— Zehnter Band: A. Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Zweiter Theil: Die österreichische Revolution. gr. 8. 2 Thlr.

Steiner, H., die Mutaziliten oder die Freidenker im Islam. Ein Beitrag zur allgemeinen Culturgeschichte. gr. 8. 25 Ngr.

Treitschke, H. v., Historische und politische Aufsätze vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte. Zweite Auflage. gr. 8. 2 Thlr.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 3.

Ausgegeben am 12. Januar 1866.

Inhalt:

Hans Holbein d. J. neueste Biographie . . . . . Seite 81
Die Sprachvergleichung und die Boppstiftung 94
Schwimmkunst in alter Zeit 103
Zwei deutsche Naturdichter 109

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Holbein d. J. neueste Biographie.

Zu keiner Zeit zeigte man sich so eifrig bemüht, die wissenschaftliche Erkenntniß aus einem Privatbesitz der Fachgelehrten zum Gemeingut aller zu machen, und die Resultate der Forschung zu populariſiren, als in der unsrigen. Wenn sich dieses Bestreben schon auf den Gebieten der strengsten Wissenschaften kundgiebt, um wie viel mehr auf demjenigen, welches dem allgemein gebildeten, wie dem ganz naiven Bewußtsein immer noch das zugänglichste sein wird, dem der Kunstwissenschaft und speciell der Kunstgeschichte. Wie sehr solche Arbeiten dem Bedürfniß und Verlangen entsprechen, beweisen hinlänglich die zahlreich und in rascher Folge nach einander erscheinenden derartigen Werke, alle jene „Handbücher“ und „Grundrisse der Kunstgeschichte“ im Ganzen, wie der einzelnen Kunstzweige, der Architektur, Plastik und Malerei, die wir seit zwanzig Jahren bei uns ans Licht treten sahen. Ihrem Wesen nach bietet unter diesen selbstverständlich die Malerei den willkommensten Stoff. Baukunst „ist hoch“, Sculptur „ist streng“; trotz der besten Absicht lassen sie sich dem „Gebildeten“ nicht so bequem und mundgerecht präpariren. Aber über die Malerei und ihre Meister läßt sich so hübsch sprechen und so behaglich und ohne besondere Kopfanstrengung lesen, was davon im Stil blühender und poetischer Schilderung vom Kunsthistoriker erzählt wird. Es ist in solchem Genre viel leichtfertiges Zeug fabricirt worden, aber das soll uns nicht ungerecht machen gegen die ehrlichen und fruchtbaren Arbeiten, die von tüchtigen Männern zu dem an sich sehr schönen Zweck geliefert worden sind, in dessen Erreichung sie ihren besten Lohn gefunden haben.

Alles Schildern und Berichten aber von Werken der bildenden Kunst schwebt gleichsam in der Luft, wenn es sich nicht auf die bestimmte sinnliche Anschauung des Geschilderten stützen oder berufen kann. Mit Recht hat man daher jene Handbücher immer reichlicher mit Illustrationen auszustatten unternommen. Doch konnten diese, meist durch das (durch Wohlfeilheit und Vervielfältigungsfähigkeit sich gleich sehr empfehlende) Mittel des Holzschnitts ausgeführt, nie jene

Digitized by Google

Genauigkeit in der Wiedergabe der Originale erreichen, welche so wünschenswerth ist, um dem mit letztern unbekannten Leser die volle Anschauung und die Möglichkeit eines eignen Urtheils über sie zu verschaffen. Da ist es denn ein sehr glücklicher Gedanke gewesen, welchen seit etwa sieben Jahren das durch seine Fachleistungen, wie durch seine Verlagsunternehmungen gleich rühmlich bekannte photographische Institut von Gustav Schauer in Berlin Schritt für Schritt vorgehend verwirklicht hat. Es ersetzte die gänzlich ungenügenden holzschnittlichen Bildbeigaben der seitherigen kunstgeschichtlichen Werke für das große „gebildete Publikum" durch treffliche Photographien der wichtigsten Gemälde und Zeichnungen, von welchen die Kunstgeschichte zu erzählen hat, und vertraute die Bearbeitung der betreffenden Texte den ersten und bewährtesten Kunstgelehrten Deutschlands an, welche es übernehmen wollten und konnten, nicht wie der Fachmann zum Collegen, sondern wie ihren Stoff und die Sprache gleich vollkommen beherrschende, durchgebildete Männer für einen Leserkreis zu schreiben, welchem die Düfteleien und Spitzfindigkeiten antiquarisch-kritisch-ästhetischer Gelehrsamkeit ziemlich gleichgiltig sind, während er sehr bereit ist, sich auf dem Wege einer angenehmen und unterhaltenden Lectüre die Resultate der ernsten, eifrigen Forschungen der neuern kunsthistorischen Wissenschaft zuführen zu lassen. Es ist seitdem ein immer ausgedehnterer Cyklus von solchen Arbeiten im Verlage des genannten Instituts erschienen.

Männer wie Hotho, Waagen, Eggers, Lübke, v. Blomberg u. a. haben theils auf Grund eigner selbständiger Forschung, theils der soliden Vorarbeit Andrer die Biographien und die Charakteristik des künstlerischen Schaffens der größten Meister der Malerei des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts geschrieben, und die Photographien der Hauptwerke derselben — bald nach den Originalen unmittelbar, bald nach den besten und getreusten Stichen mit technischer Vollendung und Präcision ausgeführt — welche die bildlichen Beilagen dieser Texte gaben, unterstützen und ergänzen in der schönsten Weise das schildernde Wort der letzteren. So stehen diese kunstgeschichtlichen Albums (ein fataler, aber leider unvermeidlicher Pluralis) in ihrer Art einzig da. Ihre Aufnahme hat dem wirklichen Werth des Unternehmens entsprochen, und indem die äußere glänzende Ausstattung und der Name der Autoren ihnen bereitwilligen Eingang verschafften, haben sie viel zur Erweckung tiefern künstlerischen Interesses und zur Verbreitung wirklich richtigen Wissens von den großen Perioden der Kunst und ihren Meistern beigetragen, grade in solchen Gesellschaftskreisen, wo Gleichgiltigkeit, Oberflächlichkeit des Urtheils und Unkenntniß der Thatsachen allgemein zu Hause waren.

In dem bisher erschienenen Cyklus dieser „Albums", so umfassend derselbe auch war, fehlte immer noch eine entsprechende Arbeit über einen der größten unter den großen Meistern der Renaissanceperiode, und zwar grade der deutschen

Digitized by Google

Malerei, den wir ungern in diesem ruhmvollen Kreise vermißten: Hans Holbein. Diese empfindliche Lücke ist seit einigen Wochen ausgefüllt durch das Erscheinen von Dr. Alfred Woltmanns Holbeinalbum. Der Verfasser ist wohl der jüngste unter unsern Kunstgelehrten. Erst nach längerem, durchaus wider Wunsch und Willen ergriffnen juristischen Studium zur Kunstwissenschaft übergegangen, hat er bereits nach wenigen Jahren in einer Reihe größerer und kleinerer kritischer und historischer Arbeiten auf diesem Gebiet bewiesen, daß er sich seines Lieblingsgegenstandes gründlich zu bemächtigen gewußt hat. Mit ganz besonderm Eifer ließ er sich frühe schon das Studium Holbeins angelegen sein. Manche bisher unbekannte und unbenutzte Quelle gelang es ihm in Augsburg, Basel und Luzern aufzuspüren, aufzudecken und für die Feststellung des Lebensganges des Künstlers, über welchen bislang so viel Ungewißheit und Unrichtigkeit verbreitet war, zu benutzen. Diese Forschungen, diese Urkunden- und Bilderprüfungen unternahm Herr Dr. Woltmann als Vorarbeiten für ein größeres umfassendes Werk über Holbein. Doch noch vor des letzteren wirklicher Ausführung veranlaßte ihn der Antrag des genannten Verlagsinstituts in einem „Holbeinalbum“ gleichsam einen Extract des von ihm entworfenen Buchs zu geben, in gedrängter knapperer Form mit Ausschluß breiterer Entwickelung und strengeren kritischen Apparats den Gegenstand zu gestalten und für das Publikum dieses ganzen Albumcyklus genießbar zu machen. In solcher Form liegt uns seine Arbeit nunmehr vor, und schon so ist sie eine sehr dankenswerthe.

Denn seltsamerweise steht die Anzahl, die Sicherheit und Genauigkeit der Nachrichten von dieses Meisters Leben und Schaffen in gar keinem Verhältniß zu seiner alles überragenden Größe in seiner Kunst. Es ist als ob Dürers Gestalt im Bewußtsein der Zeitgenossen wie der Nachkommen die uns eigentlich viel näher stehende seines Landesgenossen gänzlich in den Schatten gedrängt hätte. Der große Unterschied in dem Lebens- und Entwicklungsgange beider hat auch dazu beigetragen. Dürer, bei aller Größe der Begabung und allem Reichthum der Phantasie doch durchaus handwerklich bürgerlich, während seines ganzen thätigen Lebens seßhaft in der Vaterstadt Nürnberg, selbst mittheilsam, Aufzeichnungen aller Art schreibend und hinterlassend, mußte wohl ganz natürlich in der Anschauung seines Volkes zu einer viel bestimmteren, persönlicheren, fester umrissenen, menschlich wirklicheren Gestalt werden und in solcher dem Bewußtsein jeder folgenden Generation überliefert werden, als der unruhige, seltsame, genialische Meister von Augsburg, den es in der ersten schwäbischen Heimath so wenig duldet, als in der zweiten neugewonnenen schweizerischen, in welchem die vorwiegendste nationale Eigenschaft der Deutschen, das Familiengefühl nicht mächtiger ist, wie das des Vaterlandes, der Weib und Kind, Stadt und Land schmerzlos verläßt, um fern in der Fremde, in

Digitized by Google

England ein glänzenderes Glück zu finden, und der endlich dort, der Erinnerung seines Volkes fast entrückt, in wenig erfreulicher äußerer Lage stirbt. Grade dieses ruhelose Leben und Wesen des Mannes hat uns die positiven Nachrichten über dasselbe so verkürzt und eingeschränkt, daß es keine geringe Aufgabe war, darüber einige Klarheit zu schaffen. Und doch ist es eigentlich wunderlich, daß sich seither noch so wenige zu dieser Forschermühe angeregt fühlten. Denn seines künstlerischen Geistes Art, wie sie aus seinen Werken, seinen Bildern, Holzschnitten und Zeichnungen zu uns spricht, ist so mächtig anziehend, so geheimnißvoll lockend und zugleich unserm modernen Sinn und Verständniß so verwandt und erfaßbar, wie keines, wenigstens seiner deutschen, Zeitgenossen. Wir unterschreiben jene Sätze, in welchen Dr. Woltmann sein Urtheil über Holbein am Schluß seines Textes noch einmal kurz zusammenfaßt, Wort für Wort; sein ganzes Wesen ist aufs glücklichste darin charakterisirt: „Ist Holbein nicht so erhaben wie Dürer, so ist er deshalb wahrer; ist er nicht so überwältigend, so doch menschlicher; alles besitzt er, was jenem fehlt: das fein abgewogne Stilgefühl und die glänzende Herrschaft über die Farbe, den freien Aufschwung zur höchsten Schönheit und den kräftigen Frohsinn, der frisch ins volle Leben greift. Vor allem aber vereint er mit volksthümlicher deutscher Art jene durchaus moderne Richtung des Geistes, durch welche er uns bis auf diese Stunde weit mehr als Dürer nahe steht."

Wenn oft genug die spätere geistige Eigenthümlichkeit großer Künstler in dem Gepräge schon gleichsam vorgebildet erscheint, welches der Ort ihrer Geburt, die heimische Stadt trägt, von welcher sie ihre ersten sinnlichen Eindrücke empfingen, so gilt das in vollem Maß von Hans Holbein. Der Verfasser stellt dessen Geburtsstadt Augsburg, wo er 1495 zur Welt kam, in sehr geschickter und treffender Vergleichung Nürnberg, der Heimath Dürers, gegenüber, und es mag gelten, wenn er dieser Stadt den vorwiegend mittelalterlichen, den kirchlich-gothischen Charakter vindicirt, während ihm Augsburg als der Sitz einer heitern, reichen und stattlichen Weltlichkeit, als wesentlich moderne Stadt, als eine glänzende Vertreterin der Renaissance auf deutschem Boden erscheinen will, welcher ursprünglich italienischen Culturentwicklungsform die Lage und die lebhaften und innigen Beziehungen Augsburgs zu Italien hier leichtern, freiern und stärkern Zugang und Einfluß verschaffen mußten, als anderswo diesseits der Alpen.

Auf die in dieser Reichsstadt geübte Kunst der Malerei machten sich zunächst indeß solche südliche Einwirkungen nicht geltend. Im Gegentheil sehn wir die ersten bedeutenden Meister der schwäbischen Schule, Fritz Herlen und Martin Schongauer aus der Lehre der altflandrischen, speciell des großen Rogier van der Weyden hervorgehen und sich zu einer Kunstrichtung entfalten, „welche mit dem gesunden, fröhlichen Naturgefühl der Niederländer die zarte Idealität und

Digitized by Google

tiefe Seeleninnigkeit der frühern deutschen Malerei verband." In dieser Schule der Kunst zählten Holbeins nächste Vorfahren von Vaters wie von der Mutter Seite zu den Tüchtigsten. Vater und Vaters Bruder, Hans und Siegmund, die Söhne des „Lederers" Holbein sind geschätzte und beschäftigte Maler zu Augsburg, und des ersten Eheweib ist die Tochter des Thoman Burgkmaier, ihres Kunstgenossen, welcher auch dem großen Hans Burgkmaier, dem Zeichner des Maximilianszuges, das Leben gab. Man sieht, der junge Hans ist in guter Lehre und Gesellschaft aufgewachsen; in keiner bessern und geeigneteren Lebensluft konnten sich seine reichen natürlichen Gaben entwickeln, und keine andre hätte wie die dieses Hauses ihre Entwicklung zumal zu so erstaunlicher Schnelligkeit zu fördern vermocht. Den merkwürdigsten und zugleich unabweislichsten Beweis für letztere geben uns die Zeichnungen jenes berühmten „Augsburger Skizzenbuchs", dessen im berliner Kupferstichkabinet aufbewahrte Porträtzeichnungen ich in diesen Blättern vor einigen Monaten eingehend zu schildern versucht habe. Unbestreitbar von des jüngern Hans Holbein Hand geschrieben, dessen eignes Bildniß zusammen mit dem seines ältern Bruders Ambrosius die Zeichnung laut Unterschrift darstellt, trägt das eine Blatt die Jahreszahl 1509. Wir haben es daher in diesen ganz unvergleichlichen, reifen, in jedem Sinn vollendeten Meisterwerken der Menschenauffassung wie der künstlerischen Mache mit den leichthingeworfnen Arbeiten eines vierzehnjährigen Knaben zu thun. Jeder, und zumal jeder Künstler, der etwas vom Bildniß und von dem, was Zeichnen heißt, versteht und diese Köpfe gesehn hat, wird mir zugestehn, daß diese Thatsache jedes Wunder künstlerischer Frühreife, welches die Kunstgeschichte von Rafael, von Mozart, von Schubert zu berichten hat, recht gut aufwiegt. — Dr. Woltmann hat sich der sehr dankenswerthen Mühe unterzogen, über die Originale vieler dieser Porträts authentische Nachrichten aufzusuchen und beizubringen. In allen diesen Fällen tragen dieselben nur bei, unsre Bewunderung für den Zeichner zu vermehren; las man doch schon das Wesentliche, wie die feineren Züge ihres Lebens und Charakters, wie beides uns die beglaubigte Localgeschichte erzählt und schildert, klar und deutlich aus der lebendigen Schrift seiner jugendlichen Meisterhand. — Eine große Zahl der Bildnisse stellen bekanntlich Obere und Mönche des St. Ulrichklosters zu Augsburg dar. Von diesem erzählt der Verfasser, daß es eben damals eine Pflanzstätte der neuen humanistischen Bildung gewesen, und daß der große Reichthum des Klosters in der prächtigsten Schmückung seiner Kirche durch fromme Kunstarbeit jeder Art eine schöne Anwendung gefunden habe, wovon leider bei den späteren Bilderstürmen alles bis auf die letzte Spur zerstört worden sei. Nur die erhaltnen Annalen, welche der Bruder Wilhelm Witterer zusammengestellt, gäben noch einen Begriff von den ehemals dort zusammengehäuften künstlerischen Schätzen. Bei den wohl weniger frommen als gelehrten,

Digitized by Google

kunstfreundlichen und lebenslustigen Mönchen, welchen ihr oft gezeichneter Abt Johannes Schrott in allen diesen Eigenschaften mit glänzendem Beispiel voranging, muß der junge Holbein eine bereite Aufnahme und einen für seine ganze Bildung wichtigen anregenden Umgang gefunden haben. Wenigstens lassen die vielen Bildnisse des Abts und mancher bedeutenderen seiner Klosterbrüder auf ein nahes vertrautes Verhältniß des jugendlichen Meisters zu ihnen schließen.

Von den frühesten Gemälden des letztern nennt Woltmann einige in der augsburger Galerie, welche ursprünglich zwei auf beiden Seiten bemalte Altarflügel ausmachten, von denen wenigstens theilweise anzunehmen ist, daß sie noch bei dem Vater bestellt und von diesem dem Sohn zur Ausführung überlassen sein mögen. Es sind dies der Tod der heiligen Katharina, „St. Anna selbdritt" d. h. Anna mit Maria und dem Kinde; und eine Scene aus der Legende des heiligen Ulrich. Bei ihrem charakteristischen künstlerischen Werth sind diese Arbeiten auch dadurch interessant, daß Holbein außer der Jahreszahl 1512 auch sein eignes Alter auf siebzehn Jahre angiebt in der lateinischen Inschrift auf dem Buch in der heiligen Anna Hand: „Auf Befehl der würdigen und frommen Mutter Veronika Welser aus Augsburg im Alter von siebzehn Jahren." In eine etwas spätere Zeit setzt der Verfasser des reifern Charakters und der freiern Formengebung wegen das holbeinsche Votivgemälde, welches von der Wittwe des 1498 hingerichteten Bürgermeisters Schwartz dem Andenken ihres Mannes gestiftet worden sein mag und sich heut im Besitz einer augsburger Familie befindet.

Wie gern ich aber bereit bin, dem Studium, den Kenntnissen und dem oft genug treffenden Urtheil des Herrn Dr. Woltmann alle Anerkennung zu zollen, so wenig kann ich ihm in Bezug auf ein von ihm lebhaft gepriesenes Bildchen beistimmen, das sich im Besitz des Pfarrers Schmitterzug zu Ragaz befindet und freilich in sehr deutlicher Schrift den Namen Hans Holbein und die Inschrift (welche uns warnen sollte?) trägt: „Carpet aliquis cicius quam imitabatur." Ich hatte in diesem Sommer Gelegenheit, das betreffende Bild in Berlin zu sehn, wo es behufs seiner Photographirung für das Holbeinalbum hingesandt war, und nach genauster Prüfung kann mich weder jener Name noch Dr. Woltmanns Versicherung, genau die gleiche architektonische Umrahmung wie um diese Madonna mit dem Kinde um eine authentische Porträtzeichnung von Holbeins Hand, ferner die Studie zur Hand der Maria in Wien gefunden zu haben, und die Meinung, daß der ursprüngliche Charakter sehr durch unkundige Restaurationen gelitten habe, überzeugen, daß derselbe Künstler, welcher jene Porträtzeichnungen und wenige Jahre später das herrliche Meisterwerk des heiligen Sebastian schuf, zu irgendeiner Zeit seiner Entwicklung sich zur Malerei dieses ganz und in jeder Hinsicht armseligen und nichtigen Products habe ver-

Digitized by Google

irren können, in welchem Dr. Woltmann dagegen alle möglichen zarten Reize und charakteristischen Schönheiten entdeckt haben will.

Das Altarbild vom Tode des heiligen Sebastian, mit seinen vier Flügelbildern, das heut die Galerie der Pinakothek zu München bewahrt, wird neben der Madonna mit dem Bürgermeister von Basel unter den gemalten Tafelbildern Holbeins als die großartigste Hauptschöpfung gelten müssen. Mehr noch als das frische dramatisch bewegte natürliche Leben in der Composition der Tafel selbst imponiren mir immer die herrlichen Gemälde auf den Flügeln: die Verkündigung Mariä auf deren Außenseite, die heilige Barbara und Elisabeth auf deren innerer. Die deutsche Kunst jener großen Zeit hat keine Frauengestalt geschaffen, die sich bei aller individuellen Bestimmtheit der Erscheinung an idealer Hoheit und Großartigkeit und zugleich hinreißender süßer Anmuth mit dieser heiligen Barbara des jungen Meisters messen könnte.

Es war das letzte Bild, welches er der Vaterstadt hinterließ, 1516 finden wir ihn bereits in Basel thätig. Daß, wie man wohl angenommen hat, sein Vater mit der ganzen Familie dorthin übersiedelt sei, kann der Verfasser aus dem augsburgischen Malerbuch widerlegen. Wanderlust und seines Oheims Siegmund Beispiel, welcher sich in Bern Haus und Wohlstand gegründet hatte, mögen ihn in die Schweiz geführt haben. Durch die von Basels unternehmenden Buchdruckern gebotne Möglichkeit leichten lohnenden Kunsterwerbs durch Holzzeichnungen für Bücherillustration glaubt Woltmann ihn dort festgehalten. Bis Luzern ist er noch gewandert, aber 1519 finden wir ihn wieder in Basel in die Malerzunft aufgenommen und — den nur zu häufigen, verhängnißvollen Unbedacht manches Künstlers in alter und neuer Zeit theilend — im vierundzwanzigsten Jahre verheirathet mit Elisabeth Meyer aus Bern, deren, nach ihrem Bildniß zu schließen, gründliche Häßlichkeit und wahrscheinlich sehr bescheidnes Maß von Liebenswürdigkeit ihm wohl bald genug das ehrwürdige Institut der Ehe in einem Lichte erscheinen ließen, welches ihm seine spätere Trennung von der basler Heimath nicht grade erschwerte.

Diese selbst bot ihm, wenn auch nicht die kunstreiche Pracht des augsburger Lebens, so doch das stattliche stolze Wesen einer bedeutenden städtischen Gemeinde voll bürgerlichen Selbstgefühls und rüstiger Tüchtigkeit, und damit auch einen gesunden Boden für sein Kunstschaffen. Das Museum zu Basel bewahrt heut noch die wichtigsten und zahlreichsten Denkmale desselben zum Theil in den, wenn auch oft nur noch fragmentarisch erhaltnen, abgeschlossenen Werken selbst, zum Theil in den köstlichen Handzeichnungen und Entwürfen zu denselben.

Unter jenen figuriren Ausführungen der verschiedensten Aufgaben aus der ersten Zeit seines basler Aufenthalts: die Reste eines Schildes, welches der junge Malermeister 1516 für das Haus eines Schullehrers zu malen hatte; das demselben Jahr entstammende Bildniß des Bürgermeisters Meyer zum Hasen

Digitized by Google

und seiner Gattin Anna; das meisterliche Brustbild seines nahen gelehrten Freundes Amerbach, dessen reiche Sammlung, 1661 von der Regierung Basels angekauft, den Grund zum Reichthum jenes Museums an holbeinschen Arbeiten legte; das des berühmten Verlegers und Buchdruckers des großen Erasmus von Rotterdam, Frobenius. In dessen von dem gefeierten Humanisten alljährlich besuchten Hause machte Holbein die Bekanntschaft des letztern, die ihm von so großer Wichtigkeit werden sollte. Von ihren Beziehungen zu einander zeugt außer der Zeichnung von Erasmus Porträt das im Museum aufbewahrte Exemplar von dessen „Lob der Narrheit", das der Maler mit höchst geistreichen Randzeichnungen schmückte, zu des Autors großem Vergnügen. Die unschätzbare Sammlung großer Porträtköpfe in Silberstift, theils auch mit der Feder und leichter Pastelltönung gezeichnet, ebendaselbst, ist seit ihrer photographischen Vervielfältigung und Herausgabe Gemeingut der Kunstwelt und uns eine stets frische Quelle wahrer Erbauung geworden. Eine Auswahl des Vorzüglichsten war unter ihnen, den durchweg gleich werthen, nicht möglich. Von einem großen religiösen Gemälde Holbeins aus dieser Periode, einer Madonna mit mehrern weiblichen Heiligen neben dem „Brunnen des Lebens" in einer mit prächtiger Renaissancearchitektur ausgestatteten Landschaft, konnte der Verfasser nur nach einer Photographie erzählen, welche von dem nach Lissabon verschlagnen Original in die Sammlung des herzoglichen Schlosses zu Gotha gelangt ist, und von der es wiederum gestattet wurde, für dies Album eine photographische Copie zu nehmen. So weit diese urtheilen läßt, kann man den Gestalten des Bildes den hohen Adel, den schönen Gesichtern ihr individuelles Gepräge, ihr Leben und ihre Mannigfaltigkeit, welche der Verfasser rühmt, wohl zuerkennen. Das Ganze der Composition bleibt aber doch eine ziemlich bunte und unruhige Zusammenstellung nicht völlig verschmolzener Einzelstücke.

Ausführlich geht Herr Woltmann die fernern Arbeiten des baseler Aufenthalts durch, das Passionsbild, das nach seiner Ansicht seinem großen Ruf nicht ganz entspricht, die gewaltigen Zeichnungen aus der Passionsgeschichte für Glasgemälde, die Altarflügel in der Universitätskapelle des freiburger Münsters; den todten Christus von 1521, dessen absichtlich bis zur widrigen Häßlichkeit getriebne Todeswahrheit kaum den Maler erkennen läßt, der so frei über die höchste Schönheit und Anmuth gebietet; das Abendmahl, in dessen spärlichen, uns noch in Basel erhaltnen Fragmenten Herr Woltmann den überzeugenden Beweis finden will, daß Holbein Leonardos Abendmahlsbild in Mailand selbst gesehen, eine italienische Studienwanderung gemacht habe, deren wirkliches Stattgefundenhaben sich dennoch so wenig wird erweisen lassen, als Grund zum Bestreiten ihrer Möglichkeit vorliegt, endlich die Orgelflügelbilder des basler Münsters. Mehr noch als die vielfach beschädigten braun in braun gemalten Tafeln derselben im dortigen Museum

Digitized by Google

geben die unbeschreiblich geistvollen Zeichnungen dazu von Holbeins Hand einen rechten Begriff von diesen Wunderwerken phantasiereicher Erfindung, Schönheitsfülle und künstlerisch weiser Raumbenutzung. Als eine der dankenswerthesten Bildbeilagen des Albums bringt dasselbe deren getreue Photographie. Besonders angelegen hat Herr Woltmann sich es sein lassen, uns, so weit es die spärlichen Reste, die Entwürfe und Copien überhaupt noch gestatten, eine Vorstellung von einer andern und eigenthümlichen Gattung von Kunstschöpfungen zu verschaffen, in welchen Holbeins Genie einen ganz vorzüglich imposanten und durchaus originellen Ausdruck fand. Es sind dies die von ihm in Luzern und Basel gemalten Häuserfaçaden. Die schöne Sitte eines solchen Schmucks war während der Renaissance in den reichen süddeutschen und schweizer Städten so allgemein, wie in denen Norditaliens. Aber je Bedeutenderes hier wie dort diesem Gebrauch entsprang, um so beklagenswerther ist die Vergänglichkeit, welche grade solcher Arbeiten sichres Schicksal sein mußte, auch wenn die Barbarei der Menschen dem natürlichen zerstörenden Gang der Dinge nicht zu Hilfe gekommen wäre, wie es z. B. bei dem Hause des Schultheiß von Hartenstein zu Luzern der Fall gewesen ist, dessen sämmtlicher äußerer und innerer Wandbilderschmuck von Holbeins Hand bis zu Anfang dieses Jahrhunderts erhalten war, wo er durch einen neuen Besitzer des Hauses seinen Untergang fand. Als das Schönste in dieser Art preist der Verfasser die Façadenmalerei des basler Hauses zum Tanz. Nach seiner auf Holbeins Originalskizzen im dortigen Museum, die ich nicht kenne, gegründeten eingehenden Schilderung muß hier freilich in der Kunst architektonischer Composition, in der prächtig strömenden Fülle poetischer Erfindung, üppig-heitrer und großartiger Gestaltenbildung ein Außerordentliches geleistet worden sein. — Die 1523 von Holbein ausgeführten Wandmalereien im basler Rathhaus, gleichfalls längst der Zerstörung verfallen, lernen wir wenigstens ihrem Inhalt und ihrer allgemeinen Anordnung nach kennen, soweit die geringen Reste und Skizzen von diesen symbolisch-historischen Compositionen großen Stils eine Anschauung gewähren. Glücklichere Geschicke, als über diesen Werken monumentaler Malerei, haben über dem herrlichsten Tafelbilde gewaltet, das Holbein in Basel geschaffen, über der Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Meyer. So sehr, daß wir sogar zwei vollkommen erhaltne Exemplare von diesem Meisterwerk seines ganzen Lebens besitzen, das in der dresdner Galerie und das im Besitz der Prinzessin Karl von Hessen zu Darmstadt befindliche. Keines ist eine Copie des andern. Nach gewissenhafter Prüfung glaubt Herr Woltmann letzteres als das erste und ursprüngliche, ersteres als eine hier und da veränderte Wiederholung von Holbeins Hand erklären zu können. Daß er sich die Mühe giebt, die vielverbreitete thörichte Sage aus innern Gründen zu widerlegen, welche in dem Kinde auf dem Arm der Gottesmutter das kranke, von

Digitized by Google

ihr geheilte Kind des Stifters sehn will, war wohl überflüssig. Ebenso müßte es erscheinen, wenn wir hier noch eine Schilderung, ein Lob dieses Werks hinzufügen wollten, in welchem die deutsche Kunst ihren höchsten Triumph feiert, die in ihm, und freilich nur in ihm allein, dem rafaelschen Ideal der Gottesmutter eins gegenüberstellt, das denselben Inhalt zwar in andrer, national bestimmter Form, aber mit kaum minder eindringlicher Gewalt, in anders gearteter, aber nicht geringerer Kunstschönheit ausdrückt; dies Werk, in dem sich mit der feinen und scharfen Charakteristik der dem tiefsten Gemüth entquollenen weihevollen Anmuth die höchste malerische Meisterschaft paart, welche nach Hubert van Eyck innerhalb des germanischen Kunstprincips überhaupt erreicht ist.

Man pflegte seither den Ursprung des Bildes in die Zeit des zweiten holbeinschen Aufenthalts in Basel zwischen der ersten und zweiten Reise nach England ins Jahr 1530 zu setzen, Woltmann führt es dagegen, ohne weitere Begründung, unter den Arbeiten der ersten basler Periode mit auf.

Der Empfehlungsbrief, welchen der große Erasmus dem Meister an seinen antwerpner Freund, den berühmten Reisenden Petrus Aegidius mitgab, spricht die Beweggründe klar genug aus, welche Holbein 1526 veranlaßten, dem längst gehegten Plan einer Reise nach England an den glänzenden üppigen Hof Heinrich des Achten auszuführen. „Hier frieren die Künste; er geht nach England, um ein paar Engel zusammenzukratzen;“ wie es ihm van Dyck ein Jahrhundert später mit gutem Erfolg nachgemacht hat. Von der Reise her stammen die köstlichen Bilder des basler Museums: die Venus mit dem Amor und die als Lais Corinthiaca bezeichnete Courtisane, meisterliche delicate Kabinetstücke der ausführenden Malerei, in welchen einem antwerpner Fräulein von Offenburg eine etwas räthselhafte und nicht unbedingt beneidenswerthe künstlerische Verherrlichung geworden sein soll. Ferner sieht der Verfasser wohl mit Recht die große Zeichnung des „Seeschiffs“, diesen bewundernswerthen Schatz der Sammlung des städelschen Instituts zu Frankfurt a. M., als ein unter den Eindrücken der Ueberfahrt nach England entstandnes Product dieser Künstlerreise an.

Des Erasmus nachdrückliche Empfehlungen halfen dem Freunde zu einer guten Aufnahme in England, zunächst bei einem der Besten seines Landes und seiner Zeit, bei Thomas Morus, in dessen Hause Holbein drei Jahre lang einer schönen Gastfreundschaft genoß. Der berühmten Schilderung des Erasmus von dem Hause und dem Familienleben jenes trefflichen Mannes, welcher das ehrenvollste Leben mit dem glorreichsten standhaftesten Märtyrertode schloß, den ein Tyrann über ihn verhängte, entspricht durchaus jene Federskizze Holbeins im basler Museum, welche er zu dem für Erasmus gemalten und später verschollenen Familienbilde des Thomas Morus entwarf. Er mag beides 1529 bei seiner Rückkehr nach Basel mitgebracht haben. Genaue Forschun-

Digitized by Google

gen in den Archiven haben es in neuster Zeit noch nach der Abfassung dieses Albums festgestellt, daß er bis zum Jahr 1531 daselbst verweilte. Es mag die trübste Zeit seines Lebens gewesen sein; denn 1529 fanden die längst schon gährenden Volksleidenschaften in dem wüthenden Bildersturm ihren Ausbruch, in welchem mit so zahlreichen unersetzlichen Köstlichkeiten der Kunst und des Kunstgewerbes auch manche Arbeit seiner eignen Hand dem brutalsten Fanatismus zum Opfer gefallen ist. Er kehrte nach England zurück. Noch einmal hat er von dort aus 1531 Heimath und Familie wieder besucht, als er nach Burgund reiste, um die Herzogin Christina von Mailand für Heinrich den Achten zu malen. Aber die glänzenden Anerbietungen des Raths konnten ihn hier nicht mehr fesseln. Gern überließ er seiner Gattin und den beiden Kindern das Anrecht auf die stattliche Erbschaft des Onkel Siegmund in Bern, welche sie 1540 antreten durften, und wandte sich wieder nach London.

Nur ein großartiges Werk monumentaler symbolischer Malerei hat er dort noch geschaffen: für das Gebäude der Genossenschaft der deutschen Hansa, den sogenannten Stahlhof, den Triumph des Reichthums und der Armuth. Das Werk selbst ist zu Grunde gegangen, die Originalskizzen im britischen Museum aber sollen sich an „durchbildetem Stil, an Schönheit und Anmuth nur dem großen Urbiner vergleichen lassen". Desto größer ist die Zahl der herrlichsten Bildnisse, deren Originale theils den Kaufleuten jener Genossenschaft, theils der englischen Aristokratie angehörten. Es sind in den meisten derselben die nie übertroffnen ewigen Musterwerke der Gattung geschaffen. Glücklicherweise können wir, auch wenn wir nicht durch die auf Anregung des Prinzen Albert herausgegebnen Photographieen der holbeinschen Porträtzeichnungen des Kensington-Museums unterstützt würden, durch die nach Deutschland gelangten Werke dieser seiner reifsten Periode erkennen und würdigen, was er dort geleistet. Die Bildnisse des Geryck Tyler im wiener Belvedere, des Kaufmanns Georg Gyzen im berliner Museum, des Sir Bryan Tucke Miles in der münchner Pinakothek, vor allem des Goldschmidts Mr. Morvitt in der dresdner Gallerie (lange Jahre hindurch hartnäckig als ein Bild von Leonardo da Vinci bezeichnet!) bekunden eine Größe und Feinheit der Natur- und Charakterauffassung und eine letzte Vollendung malerischer Kunst, welcher sich auch unter dem Besten, was die Besten aller Zeiten auf diesem Gebiet geschaffen, nur sehr weniges an die Seite stellen läßt.

Der Schlußabschnitt des Albums ist Holbeins Zeichnungen für den Holzschnitt gewidmet, aus denen die ganze Größe und Tiefe seines Geistes vielleicht am unmittelbarsten zu uns redet, wo die simpelsten derbsten Linien ihm genügten, um der Menschen Seelen in seiner wie in jeder spätern Zeit im Innersten zu ergreifen und zu erschüttern. Jedenfalls schon vor der ersten englischen Reise entworfen, läßt sich vor 1538 ihr Erscheinen nicht nachweisen.

Digitized by Google

Die Frage, ob er nur auf den Stock gezeichnet oder auch selbst geschnitten, oder ob die meisterliche Arbeit des Schnitts durchweg Hans Lützelburger zuzuschreiben sei, wird wohl eine offne bleiben müssen. Eine große Zahl dieser Holzzeichnungen ist polemischer, satirischer Natur, eingreifend in den großen Kampf der Zeit zwischen Humanisten und Obscuranten, zwischen Reformation und Römerthum, und der geistesrüstige Künstler steht immer auf der Seite der Geistesfreiheit, deren Gegner mit vernichtendem Spotte geißelnd. Aber alle diese Blätter treten zurück gegen die gewaltigsten Schöpfungen im kleinsten Raum, welche das alte Thema des „Todtentanzes“ zum Vorwurf wählen. Den Stoff fand er zumal in Basel bereits vielfach zu Wandgemälden in Klosterkreuzgängen gestaltet vor; aber er faßte ihn an, wie keiner zuvor mit einer Vertiefung des Gedankens, mit einem grauenvoll erhabnen Dämonismus und mit einer mächtigen Gestaltungskraft ohne Gleichen. Von den vierzig kleinen simpel behandelten Blättchen, von denen doch eine so markerschütternde Gewalt ausgeht, bringt das Album treffliche Photographieen nach den vorzüglichsten Abdrücken im berliner Kupferstichkabinet, darunter den über alles grandiosen „Ritter“. Herr Woltmann hat das Wesen dieser Compositionen echt und tief erfaßt, wenn er darüber sagt: „Mit dem grauenhaft Phantastischen der mittelalterlichen Vorstellung hat sich hier die moderne Ironie verbunden, die in Holbeins Todesbildern wie in Shakespeares Tragödien lebt. Von der christlichen Auffassung, die in Hoffnung auf ein jenseitiges Heil dem unvermeidlichen Schicksal getrost entgegensieht, ist hier keine Spur. . . . . Aber grade in diesem bittern Ernst der Auffassung, dieser Schadenfreude des Todes, der sich durch keinen irdischen Glanz und Schimmer blenden, keinen gleißnerischen Schein bethören läßt, grade die Macht und Hoheit, wo sie sich am größten fühlen, zu stürzen und den Sünder, der keine irdische Strafe fürchtet, mitten im Frevel zu packen weiß, lebt, wenngleich das religiöse fehlen mag, ein tief sittliches Element.“

Und doch hat Holbein diese Zeichnungen in einer spätern Behandlung des gleichen Stoffs noch weitaus überboten. Er componirte einen Todtentanz als Vorbild für die Reliefs auf einer Dolchscheide. Diese Handzeichnung in schwarzer Tusche besitzt das berliner Beuth-Schinkelmuseum. Diese hinreißende schwungvolle Kühnheit der Composition, diese wunderbar schöne harmonische Einheit und Geschlossenheit bei der erbarmungslosen Furchtbarkeit des Inhalts und des Ausdrucks, besonders der zu grauenvoller Lebendigkeit beseelten Todesgestalten, ist auch in jenen Holzschnitten nicht erreicht.

Professor Otto, der bekannte Porträtmaler in Berlin und frühere Kupferstecher, war in den dreißiger Jahren mit einem Facsimilestich dieser unschätzbaren Handzeichnung beauftragt. Der leidenschaftliche Künstler, schon fanatisch für Holbein entflammt, eine zu düsterm mystischen Grübeln neigende Natur, nach-

Digitized by Google

dem er dies Blatt erst einmal mit der Lupe geprüft hatte, versank so gänzlich in die geheimnißvolle Wunderwelt, die sich ihm in dieser Composition, Formengebung und Arbeit aufthat, daß er Auftraggeber, Zeit und Umgebung völlig vergaß und Jahre einer Art der Facsimilirung opferte, die auch ohne Gleichen in der Technik des Kupferstichs ist. Durch gerichtliche Procedur entwanden die ungeduldigen Besteller dem Künstler Original und immer noch unvollendete Platte, die dann von Lüderitz in seiner Weise zum Abschluß gebracht wurde. Von diesem Abdruck giebt die Photographie des Albums ein treues Bild. Sie würde es auch von der Originalzeichnung geben, hergestellt in wenig Minuten. Ist es nicht ein frohes Bewußtsein, durch diese köstliche Erfindung nicht nur alles Sichtbare, alles Schöne in Natur und Kunst im treusten Abbild in aller Hände gebracht, sondern auch die Möglichkeit eines solchen Märtyrerthums, wie es jener begeisterte Künstler damals erprobte, all seinen künftigen und jetzigen Genossen erspart zu sehn?!

Holbeins in neuerer Zeit aufgefundenes Testament bestätigt, daß er 1543 an der Pest zu London schnell und plötzlich verstorben sei.

Seinem Vaterlande während so langer Zeit entfremdet, ist er ohne Einfluß auf dessen weitere Kunstentwickelung geblieben, für welche der so segensreich hätte werden können, da er neben dem germanischen Realismus, neben der volksthümlichen Gesinnung alles besaß, was der deutschen Malerei noth that, den größern von Kleinlichkeit und Dürftigkeit freien Stil der Composition und Zeichnung, das erlesenere feinere Gefühl der Schönheit und Anmuth der Form, und Sinn und Farbe des großen Coloristen. Aber er ging dahin und blieb ohne Schüler und Nachfolger; und eines langen Entwickelungsganges der nationalen Bildung hat es bedurft, bis wir ihn, unsern größten Meister, wieder erst erkennen und würdigen als den, der er ist. Dr. Woltmanns in jeder Hinsicht gediegene, prächtig und zweckentsprechend ausgestattete treffliche Arbeit wird zweifellos viel dazu beitragen, diese gerechte Würdigung immer allgemeiner zu machen.

Digitized by Google

Die Sprachvergleichung und die Boppstiftung.

Im Jahre 1816 erschien ein kleines Werk unter dem Titel: „Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache von Franz Bopp". Dies unscheinbare Buch, welches noch der Einführung durch einen Mann bekannteren Namens (Windischmann) zu bedürfen glaubte, eröffnete eine neue Epoche der Sprachwissenschaft, indem es zuerst eine wissenschaftliche Vergleichung des Baues verwandter, wenn auch unter einander sehr verschiedener Sprachen gab. Wohl hatte man längst gefühlt, daß die griechische Sprache mit der lateinischen, daß beide mit der deutschen eine gewisse Verwandtschaft hätten, wohl hatte man einzelne in die Augen fallende Aehnlichkeiten zwischen dem Deutschen und Persischen beachtet; aber die zerstreuten, unmethodischen Zusammenstellungen hatten zu keinem wissenschaftlich festen Resultate geführt, zumal da man gemeiniglich von ganz falschen Gesichtspunkten ausging und z. B. das Lateinische nicht als Schwester-, sondern als Tochtersprache des Griechischen ansah. So kann es denn nicht befremden, daß man, nach blos zufälligen Aehnlichkeiten haschend, auch wohl einmal eine der genannten Sprachen mit ganz fremdartigen, wie der hebräischen oder ungarischen, als eng verwandt zusammenstellte. Seit die Eroberungen der Engländer im vorigen Jahrhundert Indien allmälig aufschlossen, lernte man hier die alte heilige Sprache der Brahmanen, das Sanskrit, kennen, deren durchgreifende Aehnlichkeit in ihrem ganzen Bau mit den bekannten Sprachen, namentlich mit der griechischen, so in die Augen fiel, daß sie keinem, der sie gründlich studirte, entgehen konnte, am wenigsten dem scharfsinnigen, wissensdurstigen, für den Orient begeisterten William Jones. Aber nirgends versuchten die englischen Kenner des Sanskrit eine wissenschaftliche Durchführung der Vergleichung dieser Sprachen. Diese war einem Deutschen vorbehalten.

Franz Bopp, geboren im Jahre 1791 zu Mainz, hatte sich in Paris durch eifriges Studium eine gründliche Kenntniß des Sanskrit angeeignet. Ihn fesselte weniger der mystische Reiz der indischen Literatur, welchen die beiden Schlegel in romantischer Schwärmerei so hoch priesen, sondern mit klarem Blick erkannte er die außerordentliche Bedeutung der indischen Sprache für die Wissenschaft, namentlich die eigentliche Linguistik. Ohne den Anspruch machen zu können, die Ursprache, die Mutter der europäischen oder die vollkommenste aller Sprachen zu sein, hat das Sanskrit doch ohne Zweifel eine Menge ursprünglicher Züge aus der gemeinschaftlichen vorhistorischen Muttersprache beibehalten welche in allen übrigen Schwestersprachen schon frühzeitig verwischt

Digitized by Google

sind, und zeigt durchgängig in seinen Formen eine weit größere Durchsichtigkeit der Bildung als jene; es erhellt daraus, wie epochemachend eine durchgeführte Vergleichung der grammatischen Formen dieser Sprache mit denen der verwandten sein mußte. Eine solche ist nun zuerst in dem oben genannten Werke klar und scharf gegeben. Hätte Bopp nie ein anderes Buch geschrieben, den Ruhm, die vergleichende Sprachwissenschaft gegründet zu haben, würde ihm dies Werkchen allein sichern. Die Willkürlichkeit, welche blos zufällige Lautähnlichkeiten beachtet, wird verbannt; bestimmte Gesetze für die Wandelung der Laute und Formen werden nachgewiesen, und ein allgemeiner Plan wird entworfen, die Methode wird festgestellt, nach welcher die Untersuchung der zahllosen Einzelheiten vorgenommen und der Bau der Sprachvergleichung seiner Vollendung entgegengeführt werden kann.

Bopp hat die Vergleichung des gesammten Baus der mit dem Sanskrit verwandten Sprachen, welche man, wenigstens in Deutschland, die indogermanischen zu nennen pflegt, mehrmals mit immer größerer innerer und äußerer Vollständigkeit in großen Zügen mit der ihm eignen Klarheit durchgeführt; nach und nach sind die allmälig ans Licht tretenden ältern Dialekte Persiens, ferner die slavischen, lithauischen und keltischen Sprachen in die Vergleichung hereingezogen, und jede neu verglichene Schwestersprache hat der Wissenschaft zwar neue Räthsel aufgegeben, aber auch dazu beigetragen, alte Räthsel aufzulösen; denn das ist eben eins der wichtigsten Ergebnisse dieser Vergleichung, daß jede einzelne indogermanische Sprache gewisse Züge der Mutter ursprünglicher und also deutlicher aufbewahrt hat, als andere, während jede wieder ihre ganz individuellen Eigenheiten aufweist.

Bopp hat sich nicht mit dem Ruhm begnügt, die Gesetze der Sprachvergleichung im Ganzen und Großen nachgewiesen zu haben; er hat auch zahlreiche Einzeluntersuchungen geführt und den Ausbau des von ihm gegründeten Gebäudes mit eigner Hand sehr wesentlich gefördert; dazu hat er noch die specielle Kenntniß des Sanskrit durch mündlichen Unterricht wie durch vortreffliche Werke aufs eifrigste verbreitet. Auf beiden Gebieten, dem der allgemeinen Sprachvergleichung, wie dem der speciellen Sanskritphilologie hat er die Freude gehabt, eine Reihe der begabtesten und eifrigsten Schüler zu finden, welche die von ihm durch directe Belehrung wie aus seinen Schriften gelernten Grundsätze der Forschung mit dem größten Erfolge zur Förderung der Wissenschaft anwandten. Kaum einer von ihnen hat sich ganz auf eines der beiden Gebiete beschränkt, wenn auch die meisten je eines derselben zu ihrem Lieblingsfache machten.

Es ist der Stolz des deutschen Volkes, daß fast alle bedeutenderen Vertreter der indogermanischen Sprachvergleichung ihm angehören. Männern wie Pott, Benfey, Böhtlingk, Roth, Weber, Kuhn und vielen andern hat Frankreich nur

Digitized by Google

den einen, freilich großen Namen Eugen Burnoufs entgegenzustellen. England, in dem die Kenntniß der indischen Literatur durch W. Jones, den großen Colebrooke und H. H. Wilson aufs glänzendste vertreten war, hat auf dem Gebiet der Sprachvergleichung verhältnißmäßig wenig geleistet, jedenfalls weniger, als unsre nordischen Nachbarn, zumal wenn wir nicht blos den in Deutschland gebildeten Dänen Westergaard, sondern auch den ganz in Deutschland eingebürgerten Norweger Lassen zu ihnen rechnen. Deutsche Gelehrte vertreten die Sprachvergleichung aufs würdigste in England: es genügt, Max Müller, Goldstücker und Aufrecht zu nennen. Deutsche Gelehrte haben die Sprachwissenschaft nach dem Mutterlande der Sprache, von deren Kenntniß jene ausging, nach Indien getragen. Die einheimischen Vertreter der indogermanischen Sprachvergleichung und der Sanskritphilologie in Frankreich, England, Holland, Amerika und Italien haben durchgängig direct oder indirect ihre Bildung aus Deutschland bezogen und sind also als Schüler Bopps zu betrachten.

Die Resultate dieser sprachvergleichenden Studien sind allerdings nicht der Art, daß wir, selbst wenn wir dazu im Stande wären, den Lesern dieser Blätter ein Bild derselben entwerfen dürften. Vieles und Wichtiges entzieht sich dem Auge jedes, der nicht den speciellsten Detailstudien nachgeht. Aber auch der Laie muß ein Gefühl von der Bedeutung dieser Wissenschaft bekommen, wenn ihm einzelne ihrer Hauptergebnisse vorgeführt werden. So viel auch noch im Kleinen nachzuforschen ist, so unsicher selbst noch die Anwendung mancher wichtigen Gesetze, und die Beantwortung mancher Fragen ist, auf deren Beantwortung grade der Nichtkenner das größte Gewicht zu legen pflegt, so ist doch die Thatsache unumstößlich nachgewiesen, daß die Vorfahren der Inder (d. h. des im eigentlichen Indien herrschenden Culturvolks) der Iranier im weitesten Sinne des Worts (Perser, Meder, Baktrier, Afghanen, Kurden, Armenier, Osseten u. s. w.), Griechen, Italer, Slaven, Lithauer, Germanen und Kelten — abgesehen von einigen längst untergegangenen Völkern, z. B. den Phrygern — im grauen Alterthum ein einziges Volk bildeten, dessen Sprache sich zwar nicht in allen Einzelheiten, wohl aber in den wesentlichsten Zügen wissenschaftlich reconstruiren läßt. Das Material zu dieser Reconstruirung giebt eben die sorgfältig methodische Vergleichung der einzelnen Sprachen, deren individueller Bau selbst wieder durch jene eine ganz neue Beleuchtung erhält. Durch diese Vergleichung ist es erst möglich geworden, Sprachen wieder zu verstehen, hinsichtlich welcher die Tradition entweder ganz abgebrochen oder doch durch die Länge der Zeit und besondere Verhältnisse sehr verdunkelt und irreleitend geworden war. Wohl hatte lange vor Bopps Auftreten der glänzende Scharfsinn Grotefends die Inschriften persischer Könige in Keilschrift mit nur geringer Sprachkenntniß im Ganzen richtig entziffert, aber ein wirklich sichres Verständniß wurde erst durch Anwendung der neuen Grundsätze der Sprach-

Digitized by Google

vergleichung von Lassen begründet.*) Wohl kannte man die heiligen Schriften der Parsen durch Anquetil, aber erst der neuern vergleichenden Sprachwissenschaft wurde es möglich, nachzuweisen, daß nicht blos Anquetil, sondern auch sein priesterlicher Lehrer die Schriften in so zahllosen Fällen falsch verstanden, daß sie ein beständiges Quid pro Quo geben. Zwar ist das Verständniß dieser Bücher noch durchaus kein sicheres, und der unerquickliche Hader der Gelehrten, welche sich mit ihnen beschäftigen, ist noch weit davon entfernt in Fried und Einigkeit über gleichmäßige Resultate zu enden, aber das ist doch nicht zu läugnen, daß seit Burnouf diese dunklen Schriften in ein ganz neues Stadium des Verständnisses getreten sind und zwar durch die Anwendung der Mittel, welche die Sprachvergleichung an die Hand giebt. Auch die heiligen Schriften der Inder, namentlich die Hymnen des Veda, werden mit Hilfe dieser Mittel schon jetzt weit besser verstanden, als wenn man allein der traditionellen Auslegung der Brahmanen folgen müßte, und selbst Homers Gedichte empfangen durch sie vielfach eine neue Beleuchtung. Die einzigen Denkmäler der Sprachen, welche vor den Eroberungen der Römer und noch geraume Zeit nachher fast ganz Italien beherrschten, die oskischen, umbrischen, volskischen u. s. w. Inschriften werden mit Hilfe der indogermanischen Sprachvergleichung viel sicherer gedeutet, als wenn man alles aus der, freilich am nächsten verwandten lateinischen erklären müßte. Durch die sprachvergleichende Methode ist es möglich geworden, das einzige sprachliche Denkmal der alten Preußen, eine Uebersetzung des lutherischen Katechismus, zu verstehen und darin die Grundzüge der jetzt lange verschollnen Sprache, einer Schwester der lithauischen, zu erkennen. Und so hat die Sprachvergleichung das Verständniß der Sprachen und Literaturen europäischer und asiatischer Völker auf das erfreulichste begründet und gefördert.

Durch das genauere Verständniß der alten Sprachen und ihrer gemeinschaftlichen Mutter sind aber auch noch andere Ergebnisse gewonnen. Je mehr es gelingt, den Wortvorrath genauer zu bestimmen, welcher den indogermanischen Sprachen von Anfang an gemeinschaftlich war, desto mehr gelingt es auch, ein ungefähres Bild von dem Culturzustand unsrer Vorfahren in Zeiten zu entwerfen, an welche keine geschichtliche Ueberlieferung reicht. Erkennen wir z. B., daß nicht nur die Namen der wichtigsten Hausthiere, sondern auch allerlei Ausdrücke, die sich auf den Ackerbau beziehen, in allen oder den meisten indogermanischen Sprachen dieselben und deshalb als Bestandtheile der indogermanischen Ursprache anzusehen sind, so lernen wir zugleich, daß unsre Vorfahren schon damals den Ackerbau kannten, als sie noch mit denen der verwandten Völker im fernen Asien eine einzige Nation bildeten. Der Leser wird begreifen, daß

*) Es handelt sich hier natürlich nur um die Keilschrift der einfachsten Gattung, welche jetzt so sicher gelesen werden kann, wie irgendeine beliebige griechische Inschrift, so daß man den Steinmetzen selbst zufällige Versehen nachweisen kann.

Digitized by Google

diese Studien nur mit der äußersten Vorsicht gemacht werden dürfen, da die Entlehnung von Wörtern aus einer verwandten Sprache in die andre, die unabhängige Bildung ähnlicher Wörter aus gemeinschaftlichen Wurzeln und noch allerlei andere Umstände den Forscher leicht irre führen, und wirklich ist man hier mitunter zu weit gegangen und hat zu voreilig genaue Darstellungen der urindogermanischen Zustände geben wollen: aber es ist doch unläugbar, daß schon eine große Zahl völlig sicherer Daten über die Lebensverhältnisse jenes Urvolks in vorgeschichtlicher Zeit ermittelt ist. Auch über seine geographische Heimath und die Wanderung der einzelnen Völker in die Wohnsitze, in denen wir dieselben in geschichtlicher Zeit finden, ist schon manches mit Hilfe der Sprachvergleichung gefunden.

Besonders wichtig ward diese Wissenschaft für die Erkenntniß der religiösen Anschauungen unsrer asiatischen Voreltern. Nicht nur ergiebt sie selbst manche Ausbeute in dieser Hinsicht, sondern vornehmlich ist hier die Anregung zu beachten, welche sie dem Streben gab, mit Hilfe der zum Theil durch sie erst aufgeschlossnen oder doch in ein neues Licht gestellten ältesten religiösen Schriften eine vergleichende Mythologie der Indogermanen zu schaffen. Bedeutende Forschungen sind auf diesem Gebiet gemacht, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die vergleichende Mythologie noch weit davon entfernt ist, die Festigkeit der Methode und die Sicherheit der Resultate zu erreichen, welcher sich die eigentliche Sprachvergleichung schon jetzt erfreut.

Wir könnten noch mancherlei andere vergleichende Studien nennen, welche durch die von Bopp geschaffene Wissenschaft angeregt sind, wir wollen uns aber kurz fassen und nur noch einen der wichtigsten Punkte hervorheben, nämlich die Einwirkung, welche die indogermanische Sprachvergleichung auf die Sprachwissenschaft im Allgemeinen gehabt hat. Wenn wir oben die Sprachvergleichung für einen ganz neuen Wissenszweig erklärten, so war das allerdings nur in dem Sinne richtig, als es sich um die Zusammenstellung weit verzweigter, zwar urverwandter, aber im Lauf der Zeit stark auseinandergegangener Sprachen handelte. Auf beschränkteren Gebieten war allerdings auch schon früher eine wissenschaftlich strenge Vergleichung von Sprachen und Dialekten versucht und zum Theil glücklich durchgeführt. Namentlich gilt dies von den semitischen Sprachen, deren Verwandtschaft unter einander freilich so eng ist, daß sich die Gleichartigkeit ihres Baus bei der ersten Betrachtung aufdrängen und sich ein ungefähres Verständniß ihres gegenseitigen Verhältnisses der ernsten wissenschaftlichen Bemühung erschließen mußte, wenn auch immerhin mancherlei Umstände, besonders das theologische Vorurtheil über die Ursprünglichkeit des Hebräischen, hinderlich waren. Aber solche Sprachvergleichung auf beschränktem Gebiet hatte doch nicht die Kraft, die Sprachwissenschaft im Allgemeinen zu befruchten und auf den rechten Weg zu weisen. Ein Zeugniß davon ist der

Digitized by Google

Umstand, daß zum Theil die tüchtigsten Kenner der semitischen Sprachen ganz abenteuerliche Vorstellungen über den Zusammenhang derselben mit europäischen Sprachen hatten. Es war aber ein großer Gewinn für die gesammte Sprachwissenschaft, daß kurz vor Bopps Auftreten die semitischen Forschungen einen neuen Aufschwung genommen hatten. Die hebräischen Studien deutscher Theologen hatten in Wilhelm Gesenius ihren glänzenden Ausgangspunkt, der zugleich den Anfang einer neuen Epoche bezeichnete, und in Frankreich gab Silvestre de Sacy, der französische Klarheit mit deutscher Gründlichkeit vereinigte, dem Studium des Arabischen zuerst eine wirklich solide Grundlage. Die Schüler dieser beiden Männer, welche zum Theil noch jetzt rüstig wirken, sind nur zum Theil auch unmittelbar durch die Schule der indogermanischen Sprachvergleichung gegangen, aber so weit sie wirklich Bedeutendes geleistet haben, sind sie doch stark durch dieselbe angeregt und beeinflußt, und noch mehr gilt das von dem jüngern Nachwuchs.

Wohl noch wichtiger ward es für die gesammte Sprachwissenschaft, daß wenige Jahre nach Bopps erstem Werk Jakob Grimms deutsche Grammatik erschien, welche, durchaus auf unabhängigem Studium beruhend, ein allerdings beschränkteres Feld in seinen tiefsten Tiefen erforschte und die erste wahre Grundlage einer eingehenden Erkenntniß der germanischen Sprachen schuf. So verschiedenartig die beiden großen Forscher waren, der echt wissenschaftliche Geist war beiden gemein, und die Nachfolger Grimms konnten, wenn sie seine Forschungen wahrhaft fortsetzen wollten, nicht umhin, sich mit dem Stoff und der Methode der boppschen Schule bekannt zu machen.

Noch unmittelbarer ist die Einwirkung der allgemein indogermanischen Sprachvergleichung auf die Behandlung von allerlei speciellen, wie allerlei ferner liegenden Sprachgebieten. Die wirklich wissenschaftlichen Durchforscher romanischer und slavischer, türkischer, finnischer, afrikanischer und anderer Sprachen stehen alle unter dem Einfluß der boppschen Sprachvergleichung und verdanken ihr die Ausrüstung zum sichern Erreichen ihrer Erfolge. Wo dieser Einfluß fehlt, da sehen wir durchgängig nur Anhäufung von unverarbeitetem Stoff oder dilettantisches Spielen. Und wo, wie es allerdings auch vorgekommen ist, Sprachforscher der neueren Schule im Streben, vor der Zeit Resultate zu erlangen und Dinge ergründen zu wollen, die vom jetzigen Standpunkt der Wissenschaft aus noch nicht zu ergründen sind, Entferntes voreilig verbinden und Sprachgruppen als verwandt nachweisen wollen, die wir noch streng auseinanderhalten müssen, da ist ein Abfall von den wahren Principien der boppschen Forschung.

Die wissenschaftliche Erforschung der verschiedensten Sprachen hat nun die Folge gehabt, daß auch über das Wesen der Sprache in abstracto richtigere Ansichten zur Geltung gekommen sind. Während die frühere „allgemeine Gram-

Digitized by Google

matik" mit einigen theils der formalen Logik, theils der griechischen und lateinischen Sprache entnommenen Formeln alle Sprache a priori erbaute, erkennt die neuere Wissenschaft die große Mannigfaltigkeit an, mit der sich die Völker ausdrücken, nicht gemäß den unabänderlich gleichen Principien der strengen Logik, sondern den nach individueller Verschiedenheit des Volkscharakters verschiedenen Arten der Anschauung.

Keine Wissenschaft kann in neuerer Zeit so sehr als eine deutsche angesehen werden, wie die Sprachwissenschaft. Wie schwer auch die Namen Burnoufs und de Sacys wiegen, wie sehr auch die Bedeutung manches andern tüchtigen Forschers in Frankreich, England und andern Ländern anzuerkennen ist: das ist eine Thatsache, daß Deutschland die eigentliche Werkstätte dieser Wissenschaft ist, und daß die Bedeutung der deutschen Linguisten weit größer ist, als die aller andern Länder insgesammt.

Deutschland hat also wohl Ursache, den Mann zu feiern, welcher so bedeutende wissenschaftliche Erfolge selbst errungen, bewirkt oder doch befördert hat. Es war daher ein glücklicher Gedanke einiger hervorragender Schüler Bopps, den fünfzigjährigen Gedenktag des 16. Mai 1816, von welchem die Vorrede des grundlegenden Werkes datirt ist, dadurch würdig zu begehn, daß man dem Jubilar eine durch Beiträge von Fachgenossen und Verehrern gesammelte Summe zu einer Stiftung übergäbe, welche seinen Namen tragen und der Förderung seiner Wissenschaft dienen sollte. Es bildete sich ein Comité, an welchem sich erfreulicherweise nicht blos eigentliche Schüler Bopps, sondern auch andere bedeutende Sprachforscher betheiligten. Vor allem ist es anzuerkennen, daß der größte classische Philolog Deutschlands, der greise Böckh, in den Ausschuß eintrat; der Zufall der alphabetischen Ordnung hat es mit sich gebracht, daß sein Name auch äußerlich als der erste unter den Comitémitgliedern erscheint. Außer ihm und den beiden bedeutendsten berliner Vertretern der indogermanischen Sprachvergleichung, Weber und Kuhn, haben noch Kirchhoff, Lepsius, Müllenhoff, Petermann, Rödiger, Steinthal und Trendelenburg den vom 16. Mai 1865 datirten Aufruf unterzeichnet. Wir legen besonderes Gewicht darauf, daß der Ausschuß aus solchen Männern besteht, weil ihnen die nähere Bestimmung über die Stiftung überlassen werden muß. Denn da sich von vorn herein durchaus nicht übersehn ließ, wie groß etwa die gesammelte Summe werden möchte, so war es unmöglich, schon mit einem bestimmteren Plan über die Verwendung derselben hervorzutreten.

Da es leider eine Thatsache ist, daß nur ein sehr kleiner Theil der deutschen, theils an Universitäten, theils an Gymnasien und sonst wirkenden Sprachforscher, auf deren Beisteuer doch in erster Linie zu rechnen war, in günstigen Vermögensverhältnissen lebt, so wagten wir beim Erlaß des Aufrufes nicht, unsre Hoffnungen hoch zu spannen, und rechneten nur auf eine sehr bescheidene

Digitized by Google

Summe. Glücklicherweise scheint der Erfolg ein bedeutend günstigerer zu werden. Der erste, vom 5. November 1865 datirte Bericht des Comités giebt zu der Hoffnung Anlaß, daß eine namhafte Summe zusammenkommen wird. Gleich nach dem Erlaß des Aufrufes sind außerhalb Berlins 1000 Thaler in ungefähr achtzig Einzelbeiträgen gezeichnet. Fast auf allen Universitäten zeigt sich eine rege Theilnahme an der Sache. Namentlich ist hier die Universität Göttingen hervorzuheben, an welcher sich die Vertreter der Sprachvergleichung und der orientalischen Studien (neben Ewald und Benfey noch Wüstenfeld und Bertheau) mit sämmtlichen Professoren der classischen Philologie (E. Curtius, v. Leutsch, Sauppe, Wieseler) zu einem Comité für das nordwestliche Deutschland zusammengethan haben. Vermuthlich hat Böckhs Vorgang auf die letzteren gewirkt. Nachdem sich die classische Philologie so vielfach stolz und spröde gegen die neuere Sprachwissenschaft bewiesen hat, ist dies Zusammenwirken um so erfreulicher. Wir erblicken darin die Anerkennung der Dienste, welche diese jener schon geleistet hat und noch immer mehr zu leisten bestimmt ist, wie andrerseits die classischen Studien der Sprachvergleichung immer eine wesentliche Stütze und ein Muster sein müssen.

Auch im Auslande hat die Sache vielfachen Anklang gefunden. In Paris hat sich aus den Herren Bréal (einem Schüler Bopps und Webers), unserem Landsmann J. Mohl, Egger, Regnier, Reinaud, Renan ein Ausschuß gebildet; in England, Holland, Belgien, Italien, Schweden, Finnland, Amerika, selbstverständlich auch in der Schweiz und unter den Deutschen Rußlands wird für die Boppstiftung gesammelt, und selbst aus Indien hofft man auf Beiträge.

Bei den finanziell günstigen Bedingungen einiger der genannten Länder ist kaum daran zu zweifeln, daß die Beiträge des Auslandes eine bedeutende Höhe erreichen werden. Da es sich um eine deutsche Nationalsache handelt, so wäre es wahrlich zu bedauern, wenn die Beiträge Deutschlands hierzu in keinem richtigen Verhältniß ständen. Nach den jetzt vorliegenden Anzeichen ist dieser Fall allerdings wohl nicht zu befürchten. Auch in weiteren Kreisen hat das Unternehmen Anklang gefunden. Bopps Vaterstadt Mainz ist in Begriff, den Ruhm des Sohnes durch reichliche Beisteuer würdig zu ehren. In Leipzig haben mehre Buchhändler ansehnliche Beiträge gezeichnet. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Stand, der in der engsten Beziehung zur deutschen Wissenschaft steht, dieser so viele Beförderung hat angedeihn lassen, dafür ihr aber auch wesentlich mit seine Blüthe und sein Ansehn verdankt, diesem Vorgang in größerem Umfange folgte, zumal er in der Lage ist, es zu können.

Als ein besonders erfreuliches Beispiel verdient es Erwähnung, daß König Johann von Sachsen seine Verehrung für Bopp, die er auf Grund früheren Studien gewonnen hat, durch einen Beitrag von 200 Thalern zur Stiftung aus eignem Antriebe bethätigt hat. Mögen auch andere Freunde und Gönner

Digitized by Google

der Wissenschaft dem fürstlichen Vorgange folgen, ein jeder nach seinen Kräften. Das Comité wünscht dringend, daß die Beiträge bis Ende März 1866 eingehen mögen, da wesentlich nach Maßgabe der am 1. April verfügbaren Summe die Bestimmung über die Verwendung getroffen werden soll, wenngleich natürlich auch jeder später ankommende Beitrag noch gern angenommen und überhaupt die Vermehrung des Stiftungscapitals immer offen gehalten wird. Die Beiträge werden von denen, welche kein Localcomité in der Nähe haben, am zweckmäßigsten an Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Berlin, Wilhelmsstraße 86) oder an eines der Mitglieder des Comités gesandt.

Ueber die Verwendung der Stiftungsgelder liegen bis jetzt vier Vorschläge vor, welche sich den dazu nöthigen Mitteln nach in aufsteigender Reihe folgendermaßen ordnen:

1) ein Stipendium für einen oder mehre Studirende an der berliner Universität;

2) ein Stipendium für einen jungen Gelehrten, welcher seine Universitätsstudien absolvirt hat, zur fernern Ausbildung, wo es auch sei;

3) Preisaufgaben;

4) Preise für Abhandlungen oder größere Werke, oder Druckunterstützung dazu.

Es versteht sich von selbst, daß sich alle diese Unterstützungen und Belohnungen auf die Gebiete des Sanskrit und der vergleichenden Sprachforschung mit besonderer Berücksichtigung der indogermanischen Sprachen, beziehen würden. Die schließliche Bestimmung über die Verwendung der Gelder und die Festsetzung der Statuten wird natürlich in Gemeinschaft mit dem Jubilar getroffen; es wird dann auch bestimmt werden, wie weit die berliner Universität oder die Akademie der Wissenschaften um ihre Beihilfe für die zukünftige Verwaltung der Stiftung anzugehn sein wird. Die Veröffentlichung der getroffnen Bestimmungen sowie die Rechnungsablage wird dann seiner Zeit stattfinden.

Die Beitragenden können den Männern, welche die Sache in die Hand genommen haben, mit Vertrauen die nähere Bestimmung über die Stiftung überlassen; sicher wird dieselbe zur Förderung der Wissenschaft dienen. Wir hoffen aber nicht für unbescheiden gehalten zu werden, wenn wir die bis jetzt vorliegenden Vorschläge einer unmaßgeblichen Beurtheilung unterziehen. Wir glauben, daß man sich am zweckmäßigsten entweder für den zweiten Vorschlag oder die zweite Hälfte des vierten entscheiden würde. Ob ein Studirender in einem so rein wissenschaftlichen Fach, wie dem Studium des Sanskrit und der Sprachvergleichung, mit Erfolg arbeiten werde, darüber läßt sich in der Regel erst gegen das Ende seiner Universitätszeit etwas sicherer urtheilen, und eine voreilig gewährte Unterstützung kann leicht dazu beitragen, einen an sich strebsamen und tüchtigen Jüngling auf ein falsches Gebiet zu lenken. Dagegen

Digitized by Google

ist der Fall nicht selten, daß ein junger Mann, der sich auf der Universität ganz allmälig durch den Reiz eines besondern Faches von dem anfänglich ins Auge gefaßten Brodstudium hat abziehen lassen, sich plötzlich am Ende der drei oder vier Jahre, zu einer Zeit, wo die eigne wissenschaftliche Thätigkeit erst beginnen soll, von allen Mitteln entblößt und daher in der Nothwendigkeit sieht, entweder die härtesten Entbehrungen auf sich zu nehmen oder seiner Wissenschaft zu entsagen. In solchen Lagen können derartige Unterstützungen manche frische Kraft erhalten, und mancher junge Anfänger kann ferner dadurch in den Stand gesetzt werden, sich durch wissenschaftliche Reisen eine Ausbildung zu erwerben, deren er sonst entbehren müßte und deren Mangel er in spätern Jahren durchaus nicht ersetzen könnte. Preisfragen mögen manches für sich haben, und es ist gewiß gut, daß deren in Deutschland, Frankreich und andern Ländern jährlich eine gute Menge gestellt wird, aber es läßt sich doch auch nicht verkennen, daß sie manchen Nachtheil mit sich führen und daß das Urtheil gelehrter Körperschaften, welches doch durchgängig in Wirklichkeit nur das Urtheil eines oder einiger ihnen angehörender Fachmänner ist, nicht immer von der Folgezeit bestätigt wird. Aehnliche und noch andre Gründe sprechen gegen die Belohnung schon gedruckter Werke. Dagegen ist eine Beihilfe zum Druck wissenschaftlich bedeutender Arbeiten ein höchst verdienstliches Werk; jeder Fachmann weiß, wie klein im Allgemeinen das Publikum ist, welches streng sprachwissenschaftliche Bücher kauft, und wie schwer, ja oft unmöglich es daher wird, für derartige Werke einen Verleger zu finden.

Mit dem Wunsche, daß diese Zeilen einen oder den andern Leser bewegen mögen, sich an der Boppstiftung zu betheiligen, verbinden wir zum Schluß noch den, daß es dem würdigen Meister vergönnt sein möge, seinen Ehrentag und den ganzen übrigen Lebensabend in möglichster Rüstigkeit des Körpers und Geistes zu erleben.

Schwimmkunst in alter Zeit.

Auch die Leibesübungen, welche durch den modernen Turnunterricht in unsere Jugenderziehung aufgenommen sind, haben unter uns Deutschen eine lange Geschichte. Manche Technik, welche durch die Begründer des Turnens neu eingeführt wurde, war schon in der Römerzeit von den Deutschen mit Eifer

Digitized by Google

getrieben worden. Mit Vorliebe suchte Jahn und seine Genossen die alten kräftigen Gliederbewegungen auf. Gerwurf, Sprung, Steinwurf und Steinstoß sind wie das Ringen, welches unter Alemannen und Burgunden der Schweiz bis heut volksmäßig dauert, Uebungen, welche die Germanen wahrscheinlich schon zu festem Brauch ausgebildet aus Asien herüberbrachten. Wenigstens sind dieselben Uebungen den Griechen ebenso national.

Zu diesen Fertigkeiten, den Vorübungen für den Krieg, gehörte auch das Schwimmen. Schon Tacitus erzählt von dem häufigen Baden der Deutschen in kaltem und warmem Quell, und von je tauchte die Jugend beider Geschlechter neben einander die Glieder in die kalte Fluth, ohne daß dies als eine Verletzung der Sitte und des Schamgefühls erschien. Die Germanenkrieger sind geübt, auch unter den Waffen Ströme zu durchschwimmen. Dann hilft der Schild, aus leichtem Lindenholz gefertigt, den Schwimmer und sein Geräth tragen.

Aber seit dem frühen Mittelalter ist in Deutschland daneben das Bad in der Wanne und im gewärmten Wasser üblich, schwerlich als eine Nachahmung römischen Brauches. Selten fehlt einem Grundstück auf dem Lande das kleine Badehaus, auch in den Städten gehört die warme Badestube zur vollständigen Einrichtung eines Hauses. Wer nicht selbst eine Badestube besitzt, geht zu einem der städtischen Bäder, wo ihm auch an glückbringenden Tagen nützliche Tränke gereicht, zur Ader gelassen und Schröpfköpfe aufgesetzt werden konnten. Die öffentlichen Badestuben der Städte waren aber nicht gut beleumdet, sie waren Hauptstätten des Stadtklatsches und zuweilen auch der Unsitte. Bis zum dreißigjährigen Krieg galt in Stadt und Land das warme Bad aller Welt für ein nothwendiges Element der Gesundheitspflege, erst seitdem kam es ab, die Geistlichen eiferten dagegen, und die künstliche Staffage der Kleidung, wie das falsche Haar machten Aus- und Ankleiden während des Tages sehr unbequem. Wahrscheinlich war durch den Gebrauch der warmen Bäder schon im Mittelalter das kalte Flußbad in vielen Landschaften Deutschlands aus der Mode gekommen. Die Schwimmkunst erhielt sich nur hier und da, an der See und am Rande größerer Flüsse, aber sie war wenigstens zur Zeit der Reformation im innern Deutschland eine seltene und auffallende Fertigkeit.

Das wird deutlich aus dem Inhalt eines kleinen, ausnehmend seltenen Büchleins über die Schwimmkunst, welches unter dem Titel Kolymbetes (der Taucher) im Jahr 1538 zu Augsburg gedruckt wurde und in lateinischem Dialoge unter anderem erstaunt berichtet, daß zu Zürich in der Schweiz die Jugend das Schwimmen mit Meisterschaft übe. Die ergötzliche Stelle des Gespräches ist der Mittheilung werth, weil sie auch noch andere Züge aus dem Leben der Vorfahren überliefert. Sie folgt hier wortgetreu übersetzt mit aller pedantischen Eleganz, womit der humanistische Schulmeister seine Darstellung verkraust. Der Dialog beginnt folgendermaßen:

Digitized by Google

Pampinus. Da ich noch als Knabe zu Zürich in Helvetien mich aufhielt, gingen unser oft 20 bis 30 Schüler zusammen in das Schilfwerk am Seeufer.

Erotes. Was wolltet ihr da machen?

P. Jener Ort ist ungefähr 1000 Schritte von der Stadt entfernt.

E. Weiter.

P. Dort fertigte sich jeder aus dem Schilfe, das in der Seebucht eine bedeutende Höhe erreicht, ein Bündel, befestigte es um den Leib, so daß er mit vorgestrecktem Kopf und Hals einer Gans ziemlich ähnlich sah; an das Bündel knüpfte er sein Hemd — denn die übrigen Kleider ließen wir gewöhnlich zu Hause — und so, von unsern Rohrbündeln getragen und nur mit den Füßen rudernd, schwammen wir in Reih und Glied in den See hinaus.

E. Die Verwegenheit dieser Knaben in einem so tiefen See hätte wohl der Lehrer mit einer guten Ruthe züchtigen dürfen.

P. Draußen im See, 40 Schritte vom Ufer, war eine sehr große steinerne Bildsäule des heiligen Niklaus, die auf einem mächtigen Fels ruhte.

E. Besser hätte da der heilige Christoph hingepaßt.

P. Nachdem wir den Heiligen in geordneten Reihen dreimal umschwommen und pflichtgemäß gegrüßt hatten, da er doch der Jugend gütiger Schutzpatron ist, kehrten wir um und steuerten grade der Stadt zu.

E. Auf so weitem Wege?

P. Allerdings. Jeden, der aus der Reihe gewichen wäre, traf die Strafe, daß er zu Hause sein Pferd (?) verlieren sollte.

E. Eine schwere Büßung.

P. In geordnetem Zuge schwammen wir unter dem Wasserthor der Stadt durch, da wo die Limmat aus dem See zu fließen beginnt. Dann stimmten wir ein bekanntes Lied an und schlenderten fröhlich mitten durch die Stadt nach Hause.

E. Ich bin ganz erstaunt. Aber wie? Lerntet ihr Knaben alle schwimmen ohne irgendwelche Hilfe?

P. Ganz gut.

E. Woher lernen denn dort die Knaben so geschickt schwimmen?

P. Du weißt, was gute Lehrer in jeder Kunst ausrichten können und was eine anhaltende Uebung, die beste Lehrmeisterin, vermag; dazu kommt als neuer Reiz ein herrlicher Fluß und der nahe See. Man möchte behaupten, daß die Kinder die Kunst mit ihrer Geburt fast spielend erlernen.

E. Die Kunst der Enten meinst du, nicht der Menschenkinder.

P. Der Unterricht in dieser Fertigkeit geht gleichsam von einer Hand in die andere. Kurz, du könntest da, wie das Sprichwort sagt, die echten Schwimmer aus Delos sehen. Und nicht nur Knaben, sondern auch Mädchen würden dir ein angenehmes Schauspiel bieten.

Digitized by Google

E. Mädchen, sagst du?

P. Ja freilich. An hellen Sommerabenden, wenn das Wasser durch die Sonne des Tages erwärmt worden, baden sie schaarenweise nach dem Nachtessen; man möchte glauben, daß Delphine im Wasser spielten.

E. Es ist nicht zu verwundern, wenn alle Seegötter und Göttinen als Schutzgeister des Ortes da wohnen möchten.

P. Von den Erwachsenen lernen die Knaben und es giebt auch hierin gewisse Lehrer; wie wir von den Delphinen lesen, daß sie ihren Jungen einen bejahrten Meister anweisen, von dem sie lernen können, was ihnen einst zum schnellen Erhaschen der Beute von Nutzen sein wird.

E. Glaubst du, daß dies wahr sei?

P. Gewiß ist es wahr. Doch ich will zu meinem früheren Gegenstande zurückkehren.

E. Ganz recht.

P. Vom frischen Bade gehen sie meistens bald schlafen ohne Kleider.

E. Die zärtlichen Asiaten.

P. Wir sahen so oft Paare gleichsam im Wettstreite weite Strecken hinausschwimmen, Manns- und Frauenspersonen, ähnlich wie zwei zusammengespannte Rosse.

E. Was höre ich?

P. Was ich sage.

E. Was sagst du, Pampinus?

P. Was du hörst, vielmehr wie es wirklich zugeht.

E. Wie, schämen sich jene nackten Mädchen denn nicht?

P. Sie tragen Hemden, die hierzu bequem eingerichtet sind.

E. Ich glaube, daß Mädchen, wenn sie einmal die Fertigkeit sich erworben haben, in dieser Kunst mehr Gewandtheit zeigen als Männer.

P. Ueber den feinen und trefflichen Mann! Glaubst du das wirklich? Wärst du nicht ein wenig neugierig?

E. Wenn ich nicht irre, pflegt man wohl unter dem Baden süße Gespräche, wofern nicht traute Umarmung gestattet ist.

P. Ja bisweilen wird auch eine Vermählung geschlossen, nicht mit dem Beistand der Juno, nur der Nereiden.

E. Nach Art der Frösche! Es sind völlige Amphibien, wahrlich wie in der Fabel.

P. So etwas siehst du kaum anderswo.

E. Wer lehrt denn die Enten, Gänse, Wasserhühner und Taucher sogleich schwimmen, wie sie geboren sind? denn über die Fische wundere ich mich nicht.

P. Die Natur.

E. Aber wie schwimmen sie denn so leicht einher?

Digitized by Google

P. Ihre breiten, biegsamen Füße gebrauchen sie ganz bequem wie die untern Enden der Ruder. Sie breiten sie aus und falten sie beim Zurückziehen wieder zusammen. Denn die Federn, welche bei diesen Vögeln nur wenig benetzt werden, in nichts hindern und eher in die Höhe heben als senken. Ja, du kannst das an mehren Vierfüßern bewundern.

E. So ist also der Mensch das einzige Geschöpf, das unglücklich und in allen diesen Dingen unwissend zur Welt kommt?

P. So will es unser, der Sterblichen, Loos. Aber noch mehr würdest du dich wundern, wenn du sähest, wie man sich von hohen Brücken herabstürzt, was auch in Basel und Constanz geschieht. Es giebt in Zürich eine schöne Kirche, welche gleich einem Schiffschnabel in die Limmat hinausgebaut ist und nach dem Wasser genannt wird.

E. Und weiter!

P. Ringsum ist dieselbe von Wasser umgeben, außer da, wo auf schmaler Strecke eine kunstvolle Brücke an die Kirche angebaut ist.

E. Erzähle weiter.

P. Da könntest du im Sommer einen merkwürdigen Wettkampf der jungen Leute sehen. In diesem Umkreise folgen sie einander schnellen Zuges gegen den äußern Theil der Kirche hin, wo wie am Vordertheil eines Schiffes die Strömung des Flusses anprallt und nach beiden Seiten sich theilt.

E. Und dann?

P. An dieser Stelle stürzen sie sich in die Tiefe des Flusses und zwar nach der Reihe. Es ist vom Rathe erkannt, daß, wer im Begriffe herabzustürzen, den nächstfolgenden nicht beim Namen ruft, oder wer nicht aus der Tiefe irgendein Zeugniß, z. B. ein Steinchen oder etwas Anderes mit sich heraufbringt, dadurch gestraft werden soll, daß er mit angezogenem Hemde von andern herabgeworfen wird.

E. Eine harte Bestimmung.

P. Dir, mein Crotes, wäre das wohl unerträglich. Da sähest du zuerst geflügelte Knaben, dann Forellen, zuletzt Grundeln; denn der Fluß ist durchsichtig wie Glas.

E. Man dürfte sich nicht wundern, wenn sie im Herabstürzen mit dem Kopf gefährlich auf den Grund aufstießen.

P. Sie werfen sich nieder mit vorgehaltenen Händen.

E. Warum nicht mit den Füßen voraus?

P. Willst du das wissen?

E. Allerdings.

P. Es ist weniger Gefahr dabei. Denn nicht gering ist diese, daß wenn du mit ausgebreiteten Füßen herabspringst, dich das heftig strömende Wasser mitten durchschneide, was anderswo nicht nur einmal begegnet ist.

Digitized by Google

E. Du sprichst da von unerhörten Dingen. Etwas so Weiches soll einen Körper verletzen können?

P. Verletzen? Wisse, das Wasser, welches in seiner Strömung aufgehalten wird, ist etwas so Gewaltsames, daß wenn du die beste Klinge eines Schwertes hineinstößest, diese schneller bricht, als ein noch so harter Stein.

E. Du erzählst von einer wunderbaren Eigenschaft des Elementes.

P. Wenn ich noch etwas werde beigefügt haben, werde ich von den Zürichern Abschied nehmen, was vielleicht schon früher hätte geschehen sollen.

E. Sei versichert, daß mir alles, was du erzählest, sehr angenehm war.

P. Wir sahen in jenem See einmal einen Schulherrn, der unglücklich aufgefangen wurde.

E. Wie so?

P. Da er allein schwamm, widerfuhr ihm, daß er mit seinen etwas zu tief gestreckten Füßen in Wasserkräuter sich verwickelte; nachdem er lange vergeblich sich zerarbeitet hatte, sank er zuletzt müde zusammen. Als einige Fischer dies bemerkt und ihn mit Mühe aufgefunden hatten, zogen sie ihn mit einer Stange heraus. Nachdem er ans Ufer getragen worden war, wurde er auf Befehl einer abergläubischen alten Frau, nutzlos, aus dem kalten in ein warmes Bad getragen.

E. Eine unangenehme Waschung war das.

P. Damit er, denke ich, durch die Wärme erquickt wie eine Feldgrille wieder neu auflebe. Etwas Aehnliches ist daselbst einer Schwimmerin von schöner Gestalt begegnet, wie ich mit eigenen Augen gesehen.

E. Meinst du eine Wasserschlange?

P. Nein, sondern ein hübsches Mädchen, eine Nymphe, würdest du sagen.

E. Warum bist du denn nicht mitleidig der zu Grunde Gehenden zu Hilfe gesprungen?

P. Was sollte ich thun, da ich noch Knabe war.

E. Das herrlich schöne Mädchen starb in der ersten Blüthe ihrer Jahre eines traurigen Todes.

Digitized by Google

Zwei deutsche Naturdichter.

Es soll hier von Dichtern aus dem Volk die Rede sein, von zwei kleinen Singvögeln eigener Art, bescheidenen Zaunschlüpfern.

Da nun die Kritik aus gutem Grunde sich enthalten wird, auf die Kehlen dieser Sänger los zu fahren, so möge man verstatten, daß sie angebornen Grimm nach andrer Richtung kundgebe, und ihre Krallen zuerst gegen das Wort Naturdichter ausstrecke. Diese landesübliche Bezeichnung für solche Dichter aus dem Volke, welche nicht mitten in dem tiefen Strom unsrer Bildung stehen, ist unpassend erfunden. Denn unsre Cultur soll die poetische Naturkraft nicht dämpfen, sondern ihr grade Licht und Luft zu gesunder Entfaltung geben. Wer den Segen unsrer Bildung nur unvollständig für sich gewonnen, dem wird, so lehrt die Erfahrung, die angeborne Kraft keineswegs freier und ungebundner arbeiten, sie wird im Gegentheil nur mangelhaft zur Erscheinung kommen. In diesem Sinne hat bei uns der Unterschied zwischen volksmäßiger und kunstvoller Poesie längst aufgehört. Allerdings hat er durch fast anderthalb Jahrtausende bestanden. Es hat sehr entfernte Zeiten gegeben, wo alle Poesie volksmäßig war; nach dem Eindringen des Christenthums in die deutsche Seele andre Jahrhunderte, wo die Poesie der Gebildeten Deutschlands gar nicht deutsch war, sondern lateinisch; dann die Hohenstaufenzeit, in welcher eine volksthümliche und gebildete Poesie getrennt nebeneinanderliefen, so zwar, daß jede die andre beeinflußte, aber für das Ohr der Zeitgenossen doch sehr verschieden in Melodie, Versmaß, in Methode der Schilderung und in dem Gebiet der Stoffe. Dann kamen wieder Jahrhunderte, wo die anspruchsvolle Kunst der Hochgebildeten in den Stuben der zünftigen Handwerker zum behaglichen Besitz des Volkes umgeformt wurde, wo alle poetische Kunst gering wurde und auch der alte Volksgesang seine feine Gesetzlichkeit verlor. Seit endlich die neuhochdeutsche Schriftsprache durch Luther und die Reformation die Gedanken der Menschen in ihre Satzbildung und ihren Wortschatz zwang, ist allmälig nach manchem Kampfe die Sprache der Gebildeten der einzig schriftmäßige Ausdruck für Gedanken und Gemüthszustände auch des Volkes geworden. Selbst wer im Dialekt dichtete, that dies in der Regel nur dann mit Erfolg, wenn er ein gebildeter Mann war, der mit Bewußtsein das Charakteristische des Dialekts, die Klangfarbe, Wortfülle und naive Frische zu künstlerischer Wirkung benutzte.

Nun ist unsere Cultursprache noch weit davon entfernt, für das gesammte Empfinden der Nation vollen Ausdruck darzubieten. Ihr Wortreichthum ist begrenzt, fast zahllos ist die Menge schöner, alter Wörter, welche nur in der Sprache der einzelnen Stämme lebendig blieben, und welche Schattirungen der

Digitized by Google

in die Schriftsprache aufgenommenen Wortbegriffe bewahren, solche Nebenbedeutungen, wie sie grade der Dichter am schmerzlichsten entbehrt. Unsere Schriftsprache enthält ferner nur den Niederschlag unserer bisherigen Cultur, sie ist vorzugsweise durch Gelehrte und die poetischen Richtungen der letzten Jahrhunderte, außerdem durch die Bedürfnisse des Geschäftslebens gestaltet worden. Die Wucht politischer Beredsamkeit, die Grazie feinen, geselligen Verkehrs, die Kraft des Humors sind ihr nur selten zu gut gekommen, und sie ist nach mancher Richtung ungelenk und arm, zuweilen noch pedantisch, in Energie und Fülle der Stärkung bedürftig. Auch besteht neben ihr in jedem deutschen Stamm eine Volkssprache, welche schöne Besonderheiten bewahrt hat, und außer eigenen Wörtern und Dialektformen auch noch ein anderes Sprachgefühl zu verwenden gewöhnt ist. Denn während die alte bildliche Bedeutung zahlloser Wörter in der Schriftsprache fast verschwunden ist, und Worte wie abgegriffene Münzen nur zur Bezeichnung eines vergeistigten Begriffes dienen, bewahrt das Volk in vielen Fällen noch eine Empfindung für die ursprünglich sinnliche Bedeutung der Wörter und gebraucht dieselben bedeutsamer und bildlicher als der Gebildete. Bei dem Wort Ausschweifung sieht der Mann aus dem Volke noch das Bild des geraden Weges vor sich, um welchen der Ausschweifende seine Bogen beschreibt, mit dem Wort „Schwermuth" bezeichnet er noch den Druck einer geheimnißvollen Last, welche auf dem Gemüthe liegt, vor dem Wort „Bündniß" hat er noch dunkle Erinnerung an ein Band, welches symbolisch zwei Zusammengehörige aneinanderschließt, bei dem Wort „Schluß" steigt in ihm noch die Nebenvorstellung der Kette oder des Riegels auf, welche eine Thür zusperren. Deshalb verwendet unser Volk seine Sprache noch mit einem gewissen poetischen Genuß, welcher der Rede des Gebildeten fehlt. Wer einmal zuhört, wie Landleute einander schrauben und welchen Werth sie darauf legen, neckendem Angriff durch behende Gegenrede zu antworten, der wird beobachten, daß dieses Witzspiel der Rede zum großen Theil auf dem Hervorheben der alten, sinnlichen Wortbedeutungen beruht und in seinen Feinheiten dem Gebildeten nur verständlich wird, wenn er sich in die alte volksthümliche Auffassung der Wörter zu versetzen vermag. — Sogar ein eigenthümliches rhythmisches und Melodiengefühl ist unserem Volke noch nicht geschwunden. Denn in den Weisen der Volkslieder, welche noch gesungen werden, und in den Versen, welche in neuer Zeit alten Liedern eingedichtet wurden, erkennt man noch ein unsicheres Gefühl für die Hebungen und Senkungen und die Versaccente der mittelalterlichen Dichtung, in entschiedenem Gegensatz zu der neuen Versbildung, welche seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts durch die Gelehrten unter dem Einfluß lateinischer Metrik in die Sprache geleitet wurde.

Aber diese Verschiedenheit des Sprachsinns und Klanggefühls in volks-

Digitized by Google

mäßiger und gebildeter Sprache kommt dem Dichter aus den kleinen Kreisen des Volkes kaum noch zu Gute. Denn auch für seine Empfindung ist die Schriftsprache des Gebildeten die vornehme geworden, welche er bei gewählter Rede zu gebrauchen verpflichtet ist. Sie ist es, welche seine Seele während der Lectüre jedes Buches, beim Anhören jeder Predigt, beim Singen jedes Gesangbuchverses mit Wort und Ausdruck für solche Stimmungen versieht, welche er in der Rede des Tagesverkehrs auszusprechen nicht geübt ist. Am tiefsten empfindet grade der talentvolle Sohn des Volks den Drang nach dieser Bildung, welche ihn in den großen Verkehr der Welt einbürgert. Grade ihm erscheint deshalb die landläufige Sprechweise seiner Umgebung als gewöhnlich und unpoetisch, und er ist sorglich bemüht, in seinen Gedichten die Gewandtheit gebildeten Ausdrucks zu erweisen. Deshalb ist natürlich, daß grade der sogenannte Naturdichter sich weniger natürlich und unbefangen ausdrückt, als der Gebildete. Auch nicht mehr die alten Volksweisen klingen bestimmend in seiner Seele, sondern die Verse des Gesangbuches, der Gedichtsammlungen, der geselligen Lieder, welche ihm gedruckt vorliegen. Nach ihrer Weise schafft er; den kernigen Ausdruck seiner Volkssprache vermag er mit der Feder nicht leicht festzuhalten; aber poetische Phrasen, welche uns alltäglich sind, machen ihm noch den Eindruck des Erhabenen, er ringt in der ihm nicht ganz heimischen Sprechweise mit dem Ausdruck und wird Flickwörter und matte Stellen schwerlich vermeiden. Deshalb hat die sogenannte Naturpoesie für unsre Kunst nur selten eine Bedeutung, und es ist keine Aussicht, daß dies jemals anders werde. Nur hohe und freie Bildung vermag noch die Sprache, welche wir verwenden, poetisch zu idealisiren und dem geistigen und gemüthlichen Inhalt unseres Volksthums reichen Ausdruck zu geben.

Aber ein anderes menschliches Interesse wird durch jedes poetische Streben im engbegrenzten Kreise lebhaft in Anspruch genommen. Mit warmer Theilnahme beobachten wir das geistige Schaffen eines Mannes, der unter dem Druck der Noth und kraftzermalmender Arbeit sich die innere Freiheit und Heiterkeit rettet, welche der poetischen Gestaltung nothwendig sind. Ihm ist die Poesie noch in andrer Weise als uns die schöne Göttin, welche die enge Wohnung mit überirdischem Glanze schmückt; sie giebt seinem innern Leben Reichthümer, die wir kaum zu schätzen wissen, und mit heimlichem Stolz trägt er den unsichtbaren Kranz, den sie auf sein Haupt drückt, in seinem Hause und unter den Genossen seiner Arbeit. Sein ganzes Leben fühlt er durch den Verkehr mit seiner Muse geadelt, und die Freude, mit der er dichtet, ist wahrscheinlich das idealste Gefühl seines Lebens. Gelingt ihm einmal, seiner wogenden Empfindung originellen Ausdruck zu geben, so wird auch sein Gedicht für uns besonderen Reiz erhalten.

Vor uns liegen zwei kleine Gedichtsammlungen, deren Verfasser verdienen,

Digitized by Google

daß die Leser d. Bl. einige Augenblicke mit Antheil darüber verweilen. Der Titel des ersten Bändchens ist:

Poetische Bilder aus dem Leben von Fr. Jacob Müller. Im Selbstverlag des Verfassers. Ohrdruf, in Commission bei Aug. Stademann jun. 1866.

Der Dichter lebt zu Rauendorf bei Ohrdruf, ist in einem kleinen Dorfe an der Saar geboren, nur mit der dürftigen Schulbildung, welche eine Landschule gewähren kann, ausgestattet, seit seinem dreizehnten Jahre als Porcellandreher in einer Fabrik thätig. Seine Arbeit zerstört die Gesundheit, in einer Zuschrift an den Referenten äußert er, daß ein Porcellandreher selten älter als vierzig Jahre werde, er habe nicht mehr weit bis zu diesem Jahre, da sei ihm eilig, Leser und Freunde zu gewinnen, denn ihm sei eine gute Frau und mehre Kinder bescheert, denen er freundlichen Antheil werben möchte. Und er meine wohl, es sei etwas an seinen Gedichten; denn sie hätten ihm viel große Stunden gemacht, bei seiner anstrengenden Berufsthätigkeit habe er seit frühster Jugend den Drang, sein Gefühl in Versen auszudrücken. Man möge die Sache prüfen, urtheilen und ihm die Belege zuschicken. — Dem Bändchen sind auch, damit man von der Wahrheit seiner Darstellung überzeugt werde, empfehlende Zeugnisse des Herrn Superintendenten, des Herrn Bürgermeisters und des thüringschen Dichters Adolf Bube beigefügt, durch welche bekräftigt wird, daß der Dichter ein gemüthvoller und wackrer Mann sei, der auch nach Kräften die Bildung des Arbeiterstandes zu fördern suche, der Bürgermeister verfehlt nicht, als löblich beizufügen, daß die vorliegende Arbeit aller Politik fern stehe und sich nur „mit rein sittlichen, Hebung des Gemüthes abzweckenden Gegenständen beschäftige." So erscheint Müllers Poesie nach alter deutscher Weise durch Eidesbelfer, sichere Männer aus dem lieben gothaischen Lande bestätigt. Der Verfasser beginnt mit den Worten:

Dem armen Vogel gleich, der sich gefangen — Im engen Raume eines Käfigs sieht: — So singe ich voll Sehnsucht und Verlangen — Nach Geistesfreiheit auch mein schwaches Lied. — Man mustere den Inhalt: Lied auf die Hoffnung, die treuste Freundin der Armen, Anbetung Gottes, des liebenden Allvaters, der allen Menschen derselbe sei, Frühlingsgefühle und Naturgenuß, die Freiheit der Berge gegenüber dem Dampf der Erde; wehmüthige Erinnerung an die geschiedenen Lieben und an sein Heimathdorf Mettlach an der Saar, gute und schön empfundne Lehren des Vaters an sein Kind, Wahrheit und Recht, Vorwärts, Haß gegen dummen Geldstolz und Muckerthum, Lob der Turnerei und Festgedichte und überall warmes Familiengefühl. Es ist die ideale Habe eines Arbeiters, genau der Kreis von Interessen ist idealisirt, welche dem intelligenten Sohne des Volkes in der Gegenwart nahe liegen. Man sieht ein ernstes Streben nach Bildung, fleißige Lectüre und ein gutes Gemüth,

Digitized by Google

welches lange nach innerer Freiheit gerungen hat und wohlberechtigt ist, mit Selbstgefühl den gewonnenen Besitz zu überschauen. Wo der Verfasser im Detail schildert, was ihn umgiebt, gewinnt seine Empfindung auch anziehenden Ausdruck. Wenn hier als Probe das Gedicht abgedruckt wird, in welchem er Stunden seines eigenen Lebens schildert, so sind wir überzeugt, daß den Lesern d. Bl. solches Gedicht noch in anderer Weise das Gemüth bewegen wird, als „durch die Poesie seines Ergusses:"

Feierabend.

Winkt am Abend mild und labend
Mir der Ruhe süßes Glück,
Dann enteile ohne Weile
Ich dem Staube der Fabrik.

Alle Sorgen bis auf morgen
Mögen sie verschoben sein;
Mein Geleite sei für heute
Ruh' und Frohsinn nur allein.

Dann zu meinen lieben Kleinen,
Zu der Gattin zieht's mich hin;
Wo mich grüßet und umschließet
Nur der reinsten Liebe Sinn.

Komm' ich näher, stehn die Späher
Ganz gewiß schon, wie's Gebrauch,
Voll Verlangen zu empfangen
Ihren lieben Papa auch.

Bin ich endlich ihnen kenntlich,
Stürzen sie zugleich hervor;
„Sieh' Mamachen, hier Papachen!"
Schreien sie im vollen Chor.

Mich umringet und umschlinget
Rasch der ganze Kinderhauf',
Klein und Große auf dem Schooße
Schauen froh zu mir herauf.

Das Gezupfe und Gerupfe
Hier am Ohr, und dort am Kinn,
All das Fragen, Wiedersagen,
Her und hin und wieder hin!

Nun heißt's reiten, Bilder deuten,
Häuser bau'n und Peitschen drehn,
Turnen, springen, Lieder singen,
Exerzieren, Schildwach' stehn.

Digitized by Google

„Gott im Himmel, welch' Getümmel."
Spricht Mamachen wohl dazu,
„Seid gelinder doch, ihr Kinder,
Laßt dem Papa endlich Ruh'!"

Doch das Stören, all das Wehren
Selten nur zu wirken pflegt;
Bis das Kosen, Schrei'n und Tosen,
Langsam sich von selber legt.

„Nun das Essen nicht vergessen",
Mahnt der Mutter ernstes Wort.
Doch die Kinder, ich nicht minder,
Schäkern ruhig weiter fort.

„'S ist doch schändlich", ruft mir endlich
Ernstlich bös' mein Frauchen zu;
„Bitte, höre doch und wehre,
Daß die Kinder halten Ruh!"

Ihren Willen zu erfüllen,
Wird nun der Tumult gestillt;
Denn uns Allen kein Gefallen
Ist es, wenn die Mutter schilt.

Wir bequemen uns und nehmen
Nach der Reihe, Groß und Klein,
Nun auf's Frische dann am Tische
Die gewohnten Plätze ein.

Giebts zum Mahle mit der Schale
Auch Kartoffeln nur und Brod,
Gerne lassen wir das passen,
Leiden wir nur keine Noth.

Kurz bemessen nach dem Essen,
Ist den Kindern nun die Zeit,
Um die Wette geht's zu Bette,
Das für sie schon längst bereit.

Dem Papachen und Mamachen
Giebt vorher, nach altem Brauch,
Jedes Schätzel noch ein Schmätzel,
Wie dabei ein Händchen auch.

Nun ergreife ich die Pfeife,
Drücke mich auf's Kanapee,
Wo ich schmauche dann und rauche,
Oft zu Weibchens Ach und Weh!

Digitized by Google

Wie sich ringend und verschlingend
Rasch verschwindend zieht der Rauch,
So die Schranken der Gedanken
Lösen, — ketten sie sich auch.

Rein und helle fließt die Quelle
In mein Herz, — die Poesie! —
All mein Leben, Thun und Streben,
Löst sich auf in Harmonie!

Froh und heiter dring' ich weiter
Ein ins Reich der Träumerei'n;
Laß' die Bilder immer milder
Der Erinnrung mich erfreu'n. —

Daß mein Träumen nicht den Räumen
Sich der Wirklichkeit entzieht,
Dafür scheinen meine Kleinen
Oft durch Schreien recht bemüht.

Doch so wonnig, warm und sonnig,
Wie's mir in der Seele glüht,
Hör' ich leise dann die Weise
Von der Mutter Wiegenlied:

„Kindlein du, das immerzu
„Engel nur umschweben:
„Schlaf, ja schlaf in süßer Ruh'
„Du mein einzig Leben;
„Dich bewacht bei Tag und Nacht
„Treue Elternliebe,
„Sorglich nur darauf bedacht,
„Daß dich nichts betrübe.
„Engelsbild, mein Kindlein du,
„Schlaf, ja schlaf in süßer Ruh,
„Du mein einzig Leben.

„Schlafe ja, daß es Papa
„Wieder nicht gelüste,
„Daß er fragt: „Wer schreit denn da?" —
„Doch dabei dich küßte. —
„Schließe du die Aeuglein zu,
„Lächle mir entgegen,
„Daß die Mutter sich zur Ruh'
„Auch kann niederlegen.
„Engelsbild, mein Kindlein du,
„Schlaf, ja schlaf in süßer Ruh'
„Du mein einzig Leben.

Digitized by Google

Wohl gesungen und verklungen,
Ist das Lied in Klang und Wort,
Doch das Schöne seiner Töne,
Lebt in meinem Herzen fort. —

Alles schweiget, und es steiget
Auf zum Himmel mein Gebet,
Das vom Höchsten Glück und Segen,
Für die Theuren mein erfleht.

Der dies schrieb, hat nur in einer Dorfschule dürftigen Unterricht erhalten, er ist seit seinem dreizehnten Jahre Fabrikarbeiter, er weiß, daß der demantharte Staub, den er athmet, seine Lungen zerstört, er weiß, daß man achselzuckend sagt, seinesgleichen werde selten über vierzig alt, und er zählt sechsunddreißig Jahre, darunter dreiundzwanzig in weißem Staube, der ihm jeden Werkeltag Antlitz und Kleid mit bleichem Totenglanz überdeckt. Und doch singt er wie ein Vogel des thüringer Waldes. Wenn ihm die Sorge um Weib und Kind das Herz bedrängt, dann feiert er den allgütigen Vater in wohlgefügtem Verse und holt sich Muth aus dem eigenen Liede; wenn ein hochmüthiger Geldkauz auf ihn herabsieht, hebt er stolz sein Haupt und denkt, er kann doch keine Zeile erdichten; und wenn ihm eine warme Empfindung das Herz gehoben hat, so eilt er an seinen Schreibtisch und hebt sie schriftlich auf, und so oft er das Blatt, worin er sie verzeichnet, wieder hervorzieht, kehrt ihm die schöne Stunde wieder, und ein goldiger Schein zieht über seinen Arbeitstisch, die Wände der engen Stube, um sein Haupt und die Häupter seiner Lieben.

Der andere Dichter ist ein Landsmann Jacob Müllers, um einige Jahre älter und darum auch bereits berühmter. Ein stattliches Bändchen seiner Gedichte liegt schon in zweiter Auflage vor, unter dem Titel:

Gedichte von Peter Zirbes, wanderndem Steinguthändler aus Niederkrail, Kreis Wittlich, Regierungsbezirk Trier. Zweite Auflage. Selbstverlag des Verfassers. 1865.

Peter Zirbes ist wie Jacob Müller aus der Saargegend, auch er ist mit irdener Waare beschäftigt, während die Göttin der Dichtkunst ihm gütig zulächelt, auch sein Talent arbeitete sich aus der Noth eines engen Lebens herauf, er verkauft jetzt neben Glas und Steingut seine Gedichte.

Schon sein Vater und die Eltern seiner Mutter trieben Hausirhandel, Vater und Mutter bekamen bei der Verheirathung ein Leintuch und einen Eßlöffel als Ausstattung mit. Die jungen Gatten borgten ihre Porcellanwaaren in der Fabrik, dazu irgendwo einen Esel und begannen mit 40 Thalern Schulden ihren Erwerb. Im Sommer zogen sie durch das Land, zum Winter kehrten sie in das Heimathsdorf zurück; dort verstärkte gleich im ersten Jahre der kleine Peter den Haushalt durch sein irdisches Auftreten. Die Eltern brachten

Digitized by Google

sich doch etwas vorwärts, sie konnten sich sogar ein Häuschen bauen. Wenn das Frühjahr kam, wurden die kleinen Kinder mit auf die Wanderschaft genommen. Durch Unwetter und Sonnenbrand zogen sie bald auf dem Arm der Eltern, bald auf dem Rücken des Esels, zwischen Gläsern und Töpfen von Dorf zu Dorf. Wenn im Winter die Mutter mit den Kindern zu Hause blieb, da führte der Vater doch seinen Esel durch den Schnee nach Verdienst. Von solcher Fahrt kam er einst auf den Tod erkältet heim, eine schwere Krankheit warf ihn auf das Lager; als er im Frühjahr genas, war das Eselein verkauft, das Haus tief verschuldet, kein Brod im Hause und bei den Verwandten keine Hilfe. Wenn die Gläubiger in das Haus traten, ihr Geld zu fordern, so gingen sie beim Anblick der Noth, ohne ein Wort zu sagen, wieder fort. Ein gutmüthiger Verwandter schaffte den Hungernden endlich den Rest seiner Winterkartoffeln ins Haus, heimlich vor seinen Leuten, welche auch Ansprüche darauf machten.

Von neuem begann der Kampf um das Leben, wieder wurde ein Esel und irdene Waare geborgt und mit neuer Hoffnung zog wieder die Familie hausirend durch das Land. Und wieder kam sie etwas herauf.

Als Jacob sieben Jahre alt war, lief er in die Schule, nur im Winter, weil er im Sommer wandern mußte, und auch dann nur, wenn er nicht grade krank war. Er war aber ein zartes Kind und die Landstraße im kalten Herbst machte ihn oft für die nächsten Monate elend. Früh regte sich in dem Kinde die geschäftige Phantasie; das Rechnen gedieh ihm nicht, aber Bücher zu lesen hatte er Heißhunger. Die Bilder zahlloser Märchen und Geschichten füllten ihm den Kopf, was er gelernt hatte, bewahrte er in treuem Gedächtniß, am liebsten Verse. Gern zeichnete er und übte sich, wo er konnte; auf der Flöte versuchte er selbst blasen zu lernen, und es gelang, aber er hatte niemand, der ihm die Noten lehren konnte, nur ein alter Kirmesmusikant, der seine Kunst nach dem Gehör übte, brachte dem Knaben einige Tänze und Lieder bei.

Der Knabe wuchs heran. Seine Eltern hatten unterdeß ein wenig Ackerland, ein Wiesenstück erbandelt, auch einen kleinen Karren für die Waare und statt des Esels ein Pferd. Jacob half treulich im Geschäft, aber ihm war traurig zu Muth. „Alle Thüren zu einem höhern Erkennen waren mir verschlossen.“ Da fand er einen jungen Mann aus den gebildeten Ständen, der sich seiner zuweilen annahm, die Fehler seiner Zeichnungen corrigirte und ihm fleißig Bücher lieh, durch ihn lernte der Jüngling zuerst gute Gedichte kennen. Und hingerissen von ihrer Schönheit versuchte er selbst die geheimnißvolle Kunst.

Als Jacob dem Herrn Pfarrer und später dem Herrn Landrath auf ihr Begehren seine poetischen Versuche zeigte, wollte man nicht glauben, daß er der Verfasser sei und daß er auch die Randzeichnungen dazu gefertigt, und behandelte ihn, wie das vornehmer Theilnahme wohl in solchen Fällen begegnet, als Betrüger. Für sein Leben hatte das kühle Wohlwollen seiner Gönner weiter

Digitized by Google

keine Folge. Nur einmal, als er von der Militärcommission wegen mangelndem Maß zurückgestellt war, richtete der Major, durch den Landrath aufmerksam gemacht, die Frage an ihn, ob er in eine Schule treten wollte, deren fremde Bezeichnung der Jüngling nicht verstand. Er stotterte heraus, daß seine Eltern ihn schwer entbehren würden, und wurde entlassen. Das war die Gelegenheit, die ihm das Leben bot, sich festere Bildung zu erwerben, sie kehrte nicht wieder. Es kamen die unruhigen Jahre 1848 und 1849, er blieb wandernder Steinguthändler.

Einen kurzen Abriß seiner Biographie schließt er mit den Worten: „Was mir blieb, war meine innere Welt. — Bringe ichs denn in der Welt nicht weiter, so will ich auf den Trümmern meiner gescheiterten Hoffnungen Gott einen Altar bauen und ihm danken, daß ich als armer, wandernder Steinguthändler, wenn auch ein kümmerliches, so doch ein selbstverdientes Stücklein hartes Brod esse."

Wenn man aber die Gedichte liest, ohne zu wissen, auf welchen Seitenpfaden der Verfasser sich die Bildung der Sprache erwarb, und wie er in dem Empfindungskreise moderner deutscher Lyrik heimisch geworden ist, wird man schwerlich ahnen, daß der Dichter nicht den gewöhnlichen Weg der Schule und Universität gegangen ist. Seine Verse sind nach dem Maßstabe unsrer Kunst gemessen, nicht ganz correct, er elidirt z. B. nicht das stumme E vor Vocalen, und setzt wohl auch einmal stark betonte Silben in die kurzen seines Daktylus, aber wenn sein rhythmisches Gefühl auch nicht fein gezogen ist, es erweist sich in der Strophenbildung immer noch kräftiger als in vielen Gedichten moderner Lyriker, welchen der Vorwurf gemacht werden muß, daß sie ein halbes Jahrhundert nach Goethe und Schiller das Gehör für reinen Klang fast ganz verloren haben. Seine Sprache ist die eines gebildeten Mannes, ja sein Wortschatz ist nicht klein, er hat Freude an originellem Ausdruck und weiß mit Bewußtsein seltne Wörter zu poetischer Färbung zu verwenden. Auch sein poetisches Empfinden ist so völlig das eines gebildeten Dichters, daß sich bei ihm der ganze herkömmliche Vorrath von poetischen Bildern und Anschauungen und von Variationen goethescher Ideen findet, welche den Gedichtsammlungen der meisten modernen Dichter gemeinsam sind. Er hat ein frommes Gemüth, die lyrischen Stimmungen, welche dem Christen in der Natur aufgehen, sind ihm vorzugsweise gelungen, in manchen Strophen gewinnt innige Empfindung auch schön gehaltenen Ausdruck. Auch wo er die Natur betrachtet, ist es ganz in unsrer gebildeten Weise. Grundton ist auch ihm die uralte heimische Stimmung: Freude über das Erwachen im Frühling und Herzbeklemmung über das Welken im Herbst: Röslein, Waldbach, Bergruine, Morgen und Abend fehlen nicht.

Daß er ein weiches Kind aus dem Volke ist, erkennt man zumeist aus

Digitized by Google

seinen Balladen und Romanzen, in denen er Sagen seiner Landschaft durch Verse erzählt. Auch hier ist der gebildete Romanzenton herrschend, aber die Freude an sentimentalem Schluß bewirkt, daß er tragische Ausgänge gern zu plötzlich und unvermittelt einführt. Nur einige Mal klingen diese Gedichte in Maß und Ton an die alte volksmäßige Darstellung an.

Was aber die innere Freiheit seiner Bildung wohl am meisten charakterisirt, ist der Umstand, daß er einige Mal auch im Dialekt seiner Heimath gedichtet hat. Wer diese Art von poetischen Wirkungen sucht, der hat bereits einen behaglichen Genuß am Dialekt, wie er erst durch sichere Bildung innerhalb des Bereichs der Schriftsprache zu kommen pflegt. Ebenfalls lehrreich ist, daß er selbst da nicht grade volksmäßig spricht, wo er reale Zustände seines eignen Lebens schildert, z. B. in dem Gedicht: „Meinem alten Pferde". Hier ist das Maß eine Strophe, die er sich aus vier Alexandrinern gebildet hat, und die Sprache hat einiges von der Rococofärbung des vorigen Jahrhunderts, die ihm irgendwie durch Lectüre in die Seele kam.

Auch aus dieser Gedichtsammlung werden als Beleg für das Gesagte zwei kleine Gedichte mitgetheilt, nicht weil sie die besten der Sammlung wären, sondern weil sie sein Talent nach zwei Seiten bezeichnen; das eine zeigt ungefähr den Reichthum an Anschauungen, welchen er zu verwenden weiß, das andre, wie weit er mit dem rhetorischen Element der Verse, z. B. Antithesen, Haus zu halten versteht:

Beim Herannahen des Herbstes.

Der kalte Wind des nahen Herbstes wehet
Durchs Stoppelfeld, und traurig steht der Wald,
In dem nicht mehr aus röthlich gelben Zweigen
Das Lied der muntern Sänger schallt.

Am fahlen Grashalm bebt im Spinngewebe
Demantenschmuck im Morgensonnenschein;
Des Berges Haupt, auf dem die Geister hausen,
Hüllt schon der Nebelschleier ein.

Ein Buchelregen rauscht im dürren Laube,
Wenn leis der Wind des Baumes Haupt bewegt;
Am Hagedorn erglänzen rothe Beeren,
Der dort den Wiesenrand umhegt.

Der Landmann zieht die Furchen mit dem Pfluge,
Beherrscht der Rosse wildes Paar;
Vertraut die Saat dem dunkeln Schoos der Erde
Und all sein Hoffen für ein Jahr.

Die Nuß entfällt der niedern Haselstaude,
Am Weinstock dort die reife Traube glänzt;
Froh eilt der Winzer zu dem reichen Segen,
Den Hut mit Rebenlaub umkränzt.

Verschwunden sind die Blumen aller Farben,
Zeitlose nur noch auf der Wiese blüht,
Schwermüthig klingt herüber aus der Ferne,
Des Hirtenknaben letztes Lied.

Digitized by Google

Der Ritterfeste morsche Trümmer blicken
Vom Fels ins Thal, zerstört vom Sturm der Zeit,
Sie lehren uns, daß alles, was hier blühet,
Anheim fällt der Vergänglichkeit.

Der Kranich zieht in langen graden Linien
Der fernen, mildern Heimath fröhlich zu,
Das Leben stirbt allmälig und bald herrschet
Rings um mich stille Grabesruh.

Und doch, Natur, wie schön im Sterbekleide,
Ich lausche träumend deinem Schwanensang;
Denn auf der Töne Wellen schwimmt dein Leben
Dahin, wie ein verwehter Klang.

Fragen und Antwort.

Wer singt im öden Kämmerlein
Beim Wasserglase vom goldnen Wein? —
Wer, nagt der Schmerz tief in der Brust,
Singt doch von Wonne und Lebenslust? —
Wer, schmachtend in heißer, brennender Qual,
Preist dennoch der Liebe holdseligen Strahl? —
Wer rühmet die Freude und preiset das Glück,
Mit Kummer im Herzen und Thränen im Blick? —
Wen wirft oft mit Kränzen ein jubelnder Schwarm
Und läßt ihn dann hungern und sterben vor Harm?
Wen, spreitet der Winter sein flockiges Vließ,
Umblühet ein lachendes Paradies? —
Wer ist's, der den Himmel im Busen trägt,
Wenn nieder ein tückisches Unglück ihn schlägt?
Ist das nicht der Dichter? und trög mich der Schein,
So wüßt' ich, bei Gott! nicht, wer's dann sollte sein.

Es ist wohl nicht mehr nöthig, die Entschuldigung des Lesers dafür zu erbitten, daß in diesem Blatt, welches manche werthvollere Poesie unerwähnt zu lassen genöthigt ist, die bescheidene Kunst zweier Arbeiter aus dem Volk weitläufig besprochen wird. Nicht vorzugsweise die poetische Bedeutung der Gedichte fesselt die Theilnahme, auch nicht allein die Erdenstellung der Verfasser. Denn noch eine andere elegische Stimmung bleibt zurück, wenn man diese Bogen durchblättert hat. In beiden Gedichtsammlungen erkennt man ein stilles, tiefes Schmerzgefühl der Dichter, das ihnen durch den harten Kampf mit dem Leben in die weiche Seele gedrungen ist. Was sie erweisen, ist doch am Ende keine frohe Kraft, sondern theils wehmüthige, theils unwillige Resignation. Schwer und lang ist uns Deutschen das Ringen um den äußern Bedarf des Lebens, mühsam der Weg zu freier Bildung. Wohl ziemt uns, immer daran zu denken, welche Kraftanstrengung für den kleinen armen Mann nöthig ist, um des Schönen habhaft zu werden, das unser Leben schmückt, und Theil zu gewinnen an den großen Gedanken, welche uns Glücklicheren die Seele adeln. Wer diesen langen und schweren Bildungsproceß unter Hindernissen durchgemacht hat, wie die beiden genannten Männer, der ist aller Ehre werth.

Und auch schmerzlicher Theilnahme. Denn was sie an Bildung gewonnen haben, macht sie allerdings in einzelnen Stunden sehr glücklich, in andern aber traurig. Darin liegt für uns alle eine Mahnung. ♀

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz** und **Karl Frenzel.**

Der Preis des „Deutschen Museum" ist von 12 Thlr. auf 10 Thlr. ermäßigt worden, um die Aufnahme desselben in Lesecirkel und öffentliche Locale, denen das „Deutsche Museum" als eine die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden kann, sowie das Abonnement seitens einzelner Privaten zu erleichtern.

Neben Professor Dr. **Robert Prutz** ist Dr. **Karl Frenzel,** der bekannte Novellist, Kritiker und Feuilletonist, in die Redaction eingetreten und hat die specielle Leitung des Blattes übernommen, da ersterer durch seinen leidenden Zustand an Führung der Redactionsgeschäfte verhindert ist.

Das „Deutsche Museum", welches mit 1866 den sechzehnten Jahrgang beginnt, hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter seinen Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 2½ Thlr., halbjährlich 5 Thlr., jährlich 10 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Bestellungen auf den ganzen Jahrgang oder auf ein Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist als Probenummer in allen Buchhandlungen gratis zu haben

---

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** erschien soeben:

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

VON

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM

FORTGESETZT

VON

DR. RUDOLF HILDEBRAND UND DR. KARL WEIGAND.

V. BANDES III. LIEFERUNG.

KEIN — KIND.

BEARBEITET VON DR. R. HILDEBRAND.

15 Bogen. Preis 20 Ngr

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eyth, Max, Boltmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler, in eleg. Cart. 1⅔ Thlr., fein geb. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.

Meyern, G. v., Ein Kaiser. Drama. Min.-Ausg. broch. 20 Ngr., eleg. geb. mit Goldschn. 28 Ngr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.

Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 4. Aufl. M.-A. broch. 16 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr. Die Welf die Waiblingen. 2. Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden **Festgeschenken.**

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 4.

Ausgegeben am 19. Januar 1866.

Inhalt:

Die berliner Bildhauerschule. 1. . . . . Seite 121
Ein Pfarrhaus im Kriege 133
Aus Schwaben 146
Zur preußischen Thronrede 154
Literatur 157

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die berliner Bildhauerschule.

1.

In der Kunstproduction einer wirklich großen Stadt, des Centralpunkts eines bedeutenden Staatslebens, läßt sich nur in sehr seltnen Fällen ein so gemeinsamer Charakterzug erkennen und nachweisen, daß man berechtigt wäre, die producirenden künstlerischen Kräfte unter der Gesammtbezeichnung der Kunst- oder Künstlerschule derselben zusammenzufassen. Ein durchgängiges einheitliches Gepräge erhält die Kunstleistung eigentlich nur in kleinen Städten, in welchen unzersplittert und unbeeinflußt durch die unendlich mannigfachen und widersprechenden Lebensäußerungen, Richtungen, wechselnden geistigen Strömungen und Interessen größerer Gemeinwesen, die Künstlerschaft sich enger in sich zusammenschließt, sich als besonderes Ganze der außenstehenden Welt gegenüber fühlt. In solcher Gestalt nimmt dann leicht die Art ihres Schaffens eine gewisse Gemeinsamkeit der Physiognomie an, welche die Lehre oder das Beispiel eines oder weniger hervorragender, den schwächern imponirender Männer, jenen selbst fast unmerklich, mittheilte und auch Werke der verschiedensten Kunstgattungen und Talente immer noch als die einer bestimmten Schule erkennen läßt. Die Geschichte der deutschen und italienischen Renaissance giebt uns dafür die Beispiele so gut wie die der neuesten Kunst. Wir haben eine ganz bestimmte Vorstellung, wenn wir von einer düsseldorfer und einer münchner, aber keineswegs, wenn wir von einer berliner oder pariser Malerschule sprechen. Aber jener Eingangs ausgesprochne und hierdurch wieder bestätigte Erfahrungssatz hatte, für lange Zeit wenigstens, in Berlin seine Giltigkeit für die Schwesterkunst, die Plastik, verloren. Während unter den hiesigen Malern der ältern Generation, welche sich nach den Freiheitskriegen entwickelt, in den dreißiger und ersten vierziger Jahren die ihnen vergönnte Höhe der Meisterschaft erreicht hatten, sich doch kaum einer befand, dessen Kraft und Kunst danach geartet gewesen wäre, der Kunstübung auch nur seiner nächsten Schüler, geschweige den nach allen Richtungen hin gekehrten dieser ganzen Stadt ihren charakteristischen Stempel zu geben und eine „berliner Malerschule" zu schaffen; während

Digitized by Google

später Cornelius, der eigentlich zu einem derartigen Zweck hierherberufene, trotz der Großartigkeit seines künstlerischen Wesens nie dazu gelangt ist, aus den hiesigen disparaten Elementen einen fest um ihn geschlossnen Schülerkreis zu formen, der sich zum Träger seiner Principien und Lehren gemacht hätte — konnten wir in der Plastik einen ganz entgegengesetzten Verlauf beobachten. Die größte „Schulen bildende Kraft" fällt nicht immer mit der größten künstlerischen Schöpferkraft zusammen, und selbst beide vereinigt würden noch keine eigentliche Schule ins Leben rufen, wenn ihnen nicht die Gelegenheit zur Bethätigung in großen Arbeiten würde, bei deren Ausführung allein sich Schüler an des Meisters Beispiel und Lehre heranbilden können. Alles traf bei Christian Rauch in seltenstem Maße zusammen. Die Geburtsstätte einer eigentlichen berliner Bildhauerschule haben wir erst in seiner Werkstatt zu suchen. Sein Talent und Können war mächtig und imponirend, seine Persönlichkeit war es in mindestens gleichem Grade, und ihm wurde das Glück zu Theil, daß seinem in langem Studienaufenthalt in Rom völlig gereiften künstlerischen Vermögen von der Rückkehr in die Heimath an bis zum letzten Lebenstage die umfassendsten und würdigsten Aufgaben geboten wurden. „Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken"; diese sind der berliner Plastik während der langen Friedensperiode seit der Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joch reichlich gestellt worden, und so ist sie, geleitet von ihrem großen Meister, gewachsen an Kunst und Ehren und hat reiche und gesunde Frucht getragen.

Ehe wir aber an die Betrachtung des Entwicklungsganges und der Leistungen dieser neuern berliner Bildhauerschule gehen, ist es nöthig, einen Rückblick auf die Meister zu werfen, welche ihr zunächst vorangingen und, wenn auch in geringerem Grade als Rauch, durch das, was sie und wie sie schufen, doch immer einen nicht zu verkennenden Einfluß auf sie geübt haben. Diese Männer sind sämmtlich Schüler Gottfried Schadows. Daß dieses ihres Meisters beste Lebensjahre grade in die Zeit des vaterländischen Elends und des allgemeinen Kriegs fielen, in welchen von großen Aufgaben für die deutsche Sculptur keine Rede sein konnte, war für die frühe Erstarkung ihres Talents nicht günstig. Außer Schadows eignem so schön begabten Sohn Rudolf (geb. 1786), dem schon in früher Jugend, im Beginn einer schon damals von glänzenden Erfolgen begleiteten Laufbahn Verstorbenen, sind hier Friedrich Tieck und die Gebrüder Wichmann, Karl Friedrich und Ludwig Wilhelm, vor allen zu nennen. Von diesen dreien ist Tieck unzweifelhaft der Bedeutenste gewesen. Geboren 1776 zu Berlin, ein Jahr vor Rauch, hatte er als Knabe eine etwas harte und mechanische Künstlerschule bei dem unbedeutenden alten Bildhauer Bettkober durchzumachen, zu welchem er vom Vater in die Lehre gegeben war. Wenn hier eine freiere allseitige Geistesbildung gewaltsam zurückgedrängt und das Streben nach derselben unterdrückt wurde, so riß ihn das spätere Zusammen-

Digitized by Google

leben mit seinem von der Universität zurückgekehrten Bruder, dem Dichter, vielleicht zu sehr in eine entgegengesetzte Richtung. Er genoß noch Schadows Unterricht und durfte in Paris seine Studien (auch zeichnend und malend in Davids Werkstatt) fortsetzen, wo er bis 1801 blieb. In Weimar 1802, später in Italien und die letzten vier Jahrzehnte seines langen Lebens in Berlin ist er dann lernend, schaffend und lehrend thätig gewesen. Aber trotz dieser Lebensdauer, trotz seines feinen, am classischen Alterthum gebildeten Geistes und seines großen Talents ist er nie zu einer productiven Thätigkeit gelangt, deren Resultate nicht von denen der Arbeit Rauchs in Schatten gestellt würden. Die Hauptsumme seiner Werke; wenn wir von den zahlreichen Büsten und einzelnen der allegorischen Statuen am Kreuzbergmonument absehn, findet sich an und in dem von Schinkel erbauten Schauspielhause auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin zusammen, seine besten wie die schwächsten, dem Greisenalter angehörigen Schöpfungen. Zu jenen zählen in erster Reihe einige ganz vorzügliche Musengestalten, welche als Karyatiden unter der Decke des bekannten Concertsaals angebracht sind, und die Marmorstatue Ifflands im Vorzimmer dieses prächtigen Raums. Der Meister der mimischen Kunst ist hier sitzend dargestellt in völlig idealer Tracht, mit nacktem Oberkörper und umgeschlungenem, frei geordnetem Mantelgewand, eine Gestalt, der es bei großer Feinheit der Charakteristik nicht an edler Würde und Hoheit gebricht. Auf der Spitze des vordern obern Giebeldachs desselben Schauspielhauses ist die schön und schwungvoll bewegte Gestalt des Apoll in der von geflügelten Greifen gezogenen Biga, im Giebelfelde darunter eine Reliefbearbeitung der Niobidengruppe, die sich ziemlich nahe an das berühmte antike Werk anschließt, im nördlichen Seitengiebel der Triumph des Bachus mit Ariadne, im südlichen Orpheus im Tartaros um Eurydices Rückkehr werbend von Tieck modellirt. Diese hoch herausgearbeiteten Reliefcompositionen sind von reicher poetischer Erfindung und einer großartig stilisirten Gestaltung. Aber für dasselbe Schauspielhaus modellirte er auch später die beiden unglückseligsten Gruppen, welche uns von moderner Plastik bescheert wurden, jenen Löwen von einem Flöte blasenden Genius und jenen Tiger von einem Laute spielenden geritten und durch der Töne Macht gebändigt, Gruppen, welche in Bronce gegossen auf den beiden Treppenwangen des Gebäudes ihre Aufstellung fanden. In beiden giebt sich ein trauriger Verfall der ehemals bedeutenden Kraft ihres Autors kund, ein Verfall, von dem auch die Marmorstatue Schinkels in der Vorhalle des Museums den Beweis liefert. Selten hat die plastische Kunst und das Bestreben des Bildhauers, gewisse von der Antike abgesehene Manieren auf die Darstellung einer äußerlich so widerstrebenden Persönlichkeit anzuwenden, einem bedeutenden Manne so übel mitgespielt, als es hier dem Erbauer dieses Museums selbst ergangen ist. Besser war es Tieck mit der Kolossalstatue des Kopernikus für Thorn ge-

Digitized by Google

lungen. Von durchgreifender Wirkung, zum Vorbild und Muster für Zeitgenossen und Nachfolger ist aber keine seiner Schöpfungen geworden.

Seines Altersgenossen Karl Friedrich Wichmann (geb. 1775 zu Potsdam) Thätigkeit ist vornehmlich auf das Bildniß gerichtet gewesen. Wenigstens gehören die von seinen Zeitgenossen am meisten gepriesenen Werke dieser Gattung an; wie die berühmte 1814 modellirte Gruppe der Königin Luise mit ihrer Schwester der Fürstin von Solms und später die Marmorstatue der Kaiserin Alexandra von Rußland (1831). Grazie der Bewegung, Delikatesse des Ausdrucks und eine geschickte glatte Behandlung des Marmors machten seine Arbeiten Bestellern und Publikum ihrer Zeit sehr willkommen und angenehm. 1836 starb er zu Berlin. Das Talent seines jüngern Bruders Ludwig Wilhelm, geboren 1785 zu Berlin, war dem seinigen nahe verwandt. Er ist einer der vertrautesten Lieblingsschüler Schadows, der ihn um 1800 ganz in Haus und Werkstatt aufnahm, um ihn mit dem eignen Sohn Rudolf zusammen zum Bildhauer zu erziehen. Dann hat er von 1807 an längere Zeit in Paris studirt, auch bei David gezeichnet, ist 1813 nach Rom gegangen und auch dort zu Thorwaldsen in nahe Beziehungen getreten. Ungemein zahlreich wie seines Bruders sind auch seine Büsten, in denen sich sein eigenthümlichstes Talent ausgesprochen hat. Das Individuelle wußte er mit großer Feinheit zu erfassen und das durchgeistigte moderne Menschenantlitz mit wirklicher Meisterschaft in Thon und Marmor zu bilden. In seinen freien Schöpfungen blieb die naive Schönheit, die rechte gesunde Kraft von ihm unerreicht. Decorativen Figuren, wie die weiblichen Karyatiden an den Prosceniumslogen des berliner Opernhauses verlieh er eine ansprechende Zierlichkeit. Ueberhaupt bewegte er sich am besten in einem gewissen lächelnden, ideal-zierlichen Genre, das seiner Zeit so viel Beifall fand, wie das von seinem Bruder bearbeitete. Die bekannte „Wasserschöpferin" ist wohl sein populärstes Product dieser Gattung; auf seine Schloßbrückengruppe, welcher die Grundrichtung seines künstlerischen Wesens nicht grade zuträglich geworden ist, komme ich später noch zurück. Es ist eine Arbeit seines letzten Jahrzehnts. Die Statue Winkelmanns, ebenfalls in dieser Zeit seines Lebens modellirt, — in Bronce zu Stendal, im letzten Jahr in Marmorausführung in der Vorhalle des berliner Museums aufgestellt, — erhebt sich nicht über das Durchschnittsniveau solcher Werke, wenn er auch von so unglaublichen Verirrungen und Geschmacklosigkeiten frei bleibt, wie sie in der tieckschen Schinkelstatue (in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft) verkörpert sind.

An diesen kurzen Angaben über den künstlerischen Charakter dieser Männer und ihrer Wirksamkeit möge es hier genug sein. Sie gehören doch mehr der Vorgeschichte unsers specielleren Gegenstandes an. Rauchs eignes Schaffen haben wir in diesen Blättern noch ganz vor Kurzem gelegentlich des Berichtes über das Rauchmuseum ausführlicher behandelt. Die berliner Bildhauerschule,

Digitized by Google

welche das Thema dieser Aufsätze bilden soll, hat an ihnen theils mitgearbeitet, theils ist sie an ihnen zu kräftiger Selbständigkeit gereift. Auseinandersetzungen über ihren Grundcharakter, allgemeinen Betrachtungen über ihr Verhältniß zur „Idee" der plastischen Kunst, über ihre Stellung zu andern Bildhauerschulen Deutschlands und des Auslands, Betrachtungen, aus welchen doch niemand eine lebendige Anschauung gewinnt, wollen wir zunächst entsagen. Die Schule besteht aus Schülern. Wenn wir zu zeigen versucht haben werden, wie diese zu Meistern geworden sind, was diese geschaffen und geleistet, und welcher Geistesart sie waren und sind, so wird daraus sich ein viel richtigerer, inhaltvollerer Begriff von der „Schule", die sie bilden, von selbst ergeben, und etwaige allgemeine Folgerungen ruhen dann erst auf festem und realem Grunde.

Rauch war, seit er 1813, während seines zweiten römischen Aufenthalts, die Grabstatue der Königin Luise, die er zwei Jahre zuvor in Berlin modellirte, im Marmor vollendet hatte, durch dies eine Werk der gefeiertste Bildhauer Deutschlands geworden. Als es galt, den Helden des Krieges, welche dem Vaterlande Freiheit, Frieden und Größe zurückgebracht, die höchsten künstlerischen Ehren zu geben, mit welchen die Dankbarkeit des Königs sie zu feiern gedachte, war der Meister des Luisenmonuments der fast selbstverständlich dazu Berufene und Auserwählte. Bereits 1815 entwarf er die Statuen Bülows und Scharnhorsts mit den Reliefs ihrer Postamente, 1820 das Denkmal Blüchers für Breslau und das andere für Berlin. Zwei Jahre später wurden jene, in Marmor vollendet, neben dem neuen Wachtgebäude am Opernplatz aufgestellt, 1826 der Erzguß beider Blücherstatuen glücklich ausgeführt. In diesen Jahren der rüstigen Arbeit an großen, den Künstler in doppeltem Sinn begeisternden Aufgaben traten fast gleichzeitig die jungen Männer als Lehrlinge in Rauchs Werkstatt, welche wir heut als die später viel bewährten Aeltesten, als die an der Spitze seiner Schülerschaft Vorstrebenden kennen: Kalide, Drake, Kiß, Rietschel, Wredow. Die vor ihnen dort thätigen sind namenlos geblieben, oder es waren wohl meist Italiener, die Rauch sich von Rom behufs seiner Marmorarbeiten mitgebracht hatte, eine Technik, für welche er in Berlin damals schwerlich eingeborne geschickte Gesellen finden mochte.

Es war eine strenge Schule, welche jene zum Theil fast noch knabenhaften Jünglinge damals nach einander aufnahm, und eben darum grade die wünschenswertheste. Ihrer innersten Natur nach kann eine Bildhauerwerkstatt als Lehranstalt junger Künstler kaum solchen Mißgriffen und solchem Unverstand verfallen, wie wir sie bei der künstlerischen Erziehung der modernen Maler täglich begehen und walten sehen können. Jede wahrhaft gesunde Kunst hat ihren Ausgang vom Handwerk zu nehmen, und Handgeschick und technische handwerkmäßige Uebung desselben ist für jeden Künstler eine unendlich bessere Vorbereitung für das höhere Kunststudium, als die sorglichste Gymnasial- oder Uni-

Digitized by Google

versitäts- oder sonstige allgemeine literarisch-ästhetische Bildung. Rauch nahm grundsätzlich kaum einen Schüler an, welcher nicht aus jener Art Vorschule zu ihm kam: junge Gießer- und Formerlehrlinge, Bergeleven, Metalldrechsler, auch Tischler und Klempner, und er wußte sehr wohl, was er damit that. So, nicht reflectirend über ästhetische Fragen und das Wesen der Kunst, nicht sich mit kühnen Ideen tragend, sondern ganz naiv und vor dem strengen Meister in heiligem Respect, gut mittelalterlich wie die größten Genien der alten Kunst es gethan, als geplagte Lehrburschen und Gesellen Thon knetend, Eisen biegend, Gips formend und raspelnd und freilich unablässig dabei nach der nackten Natur und der Antike studirend, erlernten diese jungen Leute die Bildhauerei in den gipsbestaubten Werkstatträumen des Lagerhauses und wuchsen künstlerisch heran, ohne den schlimmen Conflict des vorgeschrittenen Bewußtseins mit dem schülerhaften Ungeschick der Hand zu erproben, geistiges Erkennen und praktisches Können in gleichem Verhältniß ausbildend und erweiternd. Vier von dieser ersten Serie der rauchschen Schüler sind nicht mehr unter den Lebenden. Berges starb in den fünfziger Jahren zu Berlin, Rietschel 1861 zu Dresden, Kalide 1863 zu Berlin, Kiß im März des vorigen Jahres ebendaselbst. Von den andern beiden scheint der eine nun sechszigjährige in rastloser steliger Production weiter schaffend mit jedem neuen Werk noch eine immer höhere Stufe der Meisterschaft und Kunstvollendung zu erklimmen; der andere an der längst erreichten behaglich und ohne treibenden Schaffensdrang sich genügen zu lassen. Von Berges ist nicht viel mehr zu erzählen, als daß er ein tüchtiger Hilfsarbeiter für Rauch, ein guter lustiger Genosse für seine Mitschüler gewesen ist, selbständig kaum etwas von hervorragender und dauernder Bedeutung geschaffen hat und als Professor von zahlreichen Freunden aufrichtig beklagt gestorben ist, von seinem Meister überlebt. Rietschels glänzende Künstlerlaufbahn gehört bekanntlich nur zum allergeringsten Theil Berlin an, und dennoch darf die berliner Schule den Anspruch auf ihn als einen der besten von den Ihrigen nicht fallen lassen.

Im Jahre 1802 zu Pulsnitz in der Oberlausitz geboren, kam er 1826 nach Berlin und in Rauchs Werkstatt. Von körperlich schwächlicher Natur, entsprach er während seines ganzen Lebens wenig der Vorstellung, die wir uns unwillkürlich von einem rechten Bildhauer, dem Bemeisterer des sprödesten Kunstmaterials bilden. Aber seine feine Geistigkeit verhinderte nicht, daß er sein technisches Vermögen zu vollendeter Ausbildung brachte. Rauch scheint er sehr nahe gerückt zu sein. Schon damals als Jüngling war er ein trefflich geschickter Zeichner. Als Bildhauer aber muß er auch bald genug die Geheimnisse seiner Kunst erfaßt haben, denn Rauch nahm ihn 1829 mit nach München, wohin er, der Einladung des Königs Ludwig folgend, zuerst 1826 übersiedelt war, um an Ort und Stelle das Denkmal für den König Maximilian

Digitized by Google

auszuführen. Ein Jahr später hat Rietschel seine italienische Reise angetreten, und als er 1831 wieder nach Berlin zurückkehrte, um an dem Kolossaldenkmal der beiden ersten christlichen Polenkönige Boleslaus und Mieceslaus mitzuarbeiten, war es auch nicht zu längerem Aufenthalt, denn bereits 1832 folgte er dem Ruf nach Dresden, wo eine ehrenvolle Stellung und große Aufgaben seiner warteten. Seine fernere glänzende Laufbahn bis zu seinem vielbeklagten Tode inmitten der gewaltigsten Arbeit seines Lebens ist bekannt. Die von Rauch mit so consequenter Energie und so vielem Erfolg in all seinen Monumentalwerken angestrebte Versöhnung und Verschmelzung der classischen Stilgesetze der plastischen Kunst mit den unabweislichen Forderungen des modernen Realismus, hat er vielleicht noch inniger vollzogen als sein Meister selbst. Die Strenge und meist etwas kühle Correctheit Rauchs erhielt durch ihn den Beisatz eines zarten und seelischen Elements, das in der Plastik am seltensten zu finden ist. Bei edler und gesunder Formengebung erreichte er in seinen Gebilden doch eine feine Vergeistigung, gab ihnen einen undefinirbaren, man möchte sagen musikalischen Hauch, der sie unter allen Werken auch der trefflichsten Kunstgenossen heraushebt. Diese besondere Art der Begabung berief ihn vorzugsweise zum Darsteller des Individuellsten und Persönlichsten, des durchgeistigten Menschen der neuern Zeit, und jenes tiefern im Gesichtsausdruck und der feiner motivirten Stellung und Bewegung sich sinnlich äußernden innigen Gefühls- und Gemüthslebens. Wo es sich darum handelte, decorative Aufgaben mit edlem Schönheitssinn in harmonisch gegliederten Compositionen zu lösen, wie in dem Giebelfeld des dresdner Theaters und in dem des berliner Opernhauses, hat er mustergiltige Werke geschaffen. Aber seines Genies rechte Eigenart ist doch erst in Arbeiten jener andern Gattung zur vollen Geltung gekommen: in den ganz unvergleichlichen Büsten, in den Bildnißstatuen seiner spätern Periode, den Lessing, Schiller und Goethe, Weber, denen des Lutherdenkmals und in dem, — auch im Hinblick auf die berühmtesten und erhabensten Schöpfungen älterer und neuer Zeit scheue ich vor dieser Bezeichnung nicht zurück, — am tiefsten aufgefaßten, seelenrührendsten Sculpturwerk, welches der christlich-religiösen Anschauung und Empfindung überhaupt je erblüht ist, der Pieta, deren Marmorausführung die Friedenskirche zu Sanssouci schmückt. — Die Statue Lessings war eine wahrhaft revolutionäre That in der deutschen Monumentalbildnerei und ist als solche auch enthusiastisch genug anerkannt worden. Was Rietschel dort that, einen modernen Menschen in der „unplastischen" Tracht seines Jahrhunderts, verzichtend auf jene bis dahin unentbehrliche Hilfe zur Wirkung, Abrundung und Völligmachung der Erscheinung, welche die umhüllende traditionelle Manteldraperie gewährt, einen großen Geisteshelden in Frack, frisirtem Haar, Schoßweste und Kniehosen ohne jedes weitere Requisit in einfachster natürlichster Haltung hinzustellen, war eine zuvor

Digitized by Google

noch kaum gewagte Kühnheit. Aber selten ist ein künstlerischer Sieg vollständiger gewesen, als der hierdurch errungene. Während die ganze geistige und leibliche Persönlichkeit des herrlichsten deutschen Mannes in erschöpfender treffendster Weise und Vollständigkeit hier zu künstlerischer Verkörperung kam, mit all seiner Rüstigkeit, schlagfertigen Mannhaftigkeit, seiner schlichten, unverschnörkelten Tüchtigkeit, weltmännischen Freiheit und Sicherheit und der heiligen Begeisterung für Wahrheit und Schönheit, wußte er zugleich der einfachen Gestalt einen Aplomb der plastischen Erscheinung, eine Wucht und ruhige Größe der monumentalen Wirkung zu geben, die von keinem der berühmtesten „Mantelträger" in dem großen Heer moderner Monumentalstatuen übertroffen wird. Dies glänzende Gelingen auf dem Wege der anscheinend rein realistischen Behandlung hat auf Rietschels Meister und auf die berliner wie auf die andern Bildhauerschulen Deutschlands vielfach bestimmend zurückgewirkt. Freilich nicht immer zum Heil: „Wie er sich räuspert und wie er spuckt", hat man dem Autor des Lessing abgesehn, aber oft genug unfähig eines großen Mannes Natur zu erfassen und ihr Bild aus dem Kern ihres Wesens heraus plastisch zu gestalten, wie er es hier gethan, hat man das Geheimniß jenes ungeheuern Erfolgs in dem Aufgeben des Mantels gesucht, und so sind wir mit einem schlimmen Segen der allerlangweiligsten, dürftigsten und magersten Standbilder überschüttet worden, deren innere Armseligkeit sich doch unter dem Mantel einigermaßen hätte verstecken können, während sie uns in der kümmerlichen Garderobe des modernen Fracks und Ueberrocks in ihrer ganzen Kläglichkeit direct gegenübertritt.

Die fast noch über die Lessingstatue hinaus gepriesene, in tausendstimmigem Lobhymnus gefeierte Schiller-Goethegruppe Rietschels in Weimar kann ich nicht als eine gleich vollkommene Lösung der Aufgabe anerkennen, wie jenes vorangegangene Werk. Wenn zwei Gestalten durch eine und in einer rein symbolischen, also idealen Action vereinigt, plastisch dargestellt werden sollen, so ist es ein innerer Widerspruch, sie selbst in vollständig realer Erscheinung, wie sie ihrer Zeit (und zwar einer uns so naheliegenden) unter uns umherwandelten, zu veranschaulichen. Wo der symbolische Lorbeerkranz mitspielt, hat der Hoffrack und der Ueberrock keine Berechtigung mehr. Von den größten Geisterheroen der Nation, den Dichtern, in deren Zusammenstellung zugleich ihr geistiges Verhältniß zu einander versinnbildlicht werden sollte, wünschte man denn doch auch „ausgestoßen jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit", und giebt es einen schlimmeren Zeugen derselben als die Arbeit des modernen Schneiders?! So herrlich die Köpfe gelungen sind, so tief und scharf das Wesen der beiden Männer erfaßt und ausgesprochen ist, als Monumentalwerk bleibt das Ganze mager und entschieden hinter der Größe des Gegenstandes zurück.

Digitized by Google

In dem letzten großen Werk seines Lebens, dessen Vollendung selbst im Modell der Meister nicht mehr erleben sollte, dem kolossalen, viel umfassenden Lutherdenkmal für Worms, hat er sich in den einzelnen Gestalten, besonders in der des Haupthelden, der den Mittelpunkt des Ganzen bildet, wohl zur höchsten Höhe seines künstlerischen Vermögens aufgeschwungen. Das Ganze aber erscheint mir immer vielmehr als eine äußerliche Zusammenstellung, Aneinanderreihung trefflicher Einzelgebilde, denn als organisch in sich gegliedertes einheitliches Monumentalwerk, und darum wird es trotz seiner ungewöhnlichen Ausdehnung doch nie zu der Macht und Nachhaltigkeit der Wirkung gelangen, wie z. B. das in seinen Dimensionen so mäßige Denkmal des großen Kurfürsten auf der langen Brücke in Berlin.

Etwas früher als Rietschel war der zwei Jahre ältere August Kiß (geb. 1802 in Partogran im Fürstenthum Pleß in Oberschlesien) nach Berlin und in Rauchs Werkstatt gekommen. Mehr aber noch, wie als dessen Schüler kann er als der Friedrich Tiecks gelten, an dessen öffentlichen Arbeiten er frühe schon beschäftigt war. Zur Ausbildung als Modelleur und Ciseliter war er von der gleiwitzer Gießerei nach Berlin zum Gewerbinstitut gesandt worden, und seine technische Handfertigkeit, sein praktisches Geschick war, als er sich der reinen Bildhauerei zuwandte, so ausgebildet, als es seine Meister hier nur wünschen konnten. Für Tieck modellirte er zuerst die beiden kolossalen Rossebändiger auf den Dachecken des hiesigen Museums, freie Nachbildungen derer vom Monte Cavallo in Rom. An dieser Arbeit mag sich sein außerordentliches Talent der Pferdebildnerei zuerst entwickelt haben.

In dem vor Kurzem in diesen Blättern gegebenen Artikel über die St. Georgsgruppe im berliner Schloßhof und ihren Autor haben wir über dessen fernere Entwicklung und das, was er der berliner Schule geworden, was er im Lauf eines glücklichen und ungemein thätigen Lebens in seiner Kunst geschaffen, ausführlich genug berichtet, um uns hier mit einer Hinweisung darauf begnügen und auf weitere Ausführungen darüber verzichten zu dürfen. In der Darstellung feuriger Bewegtheit von Mensch und Thier war er Rauch unzweifelhaft überlegen; nach dieser Richtung hin erweiterte er das von ihm Ueberkommene. An strenger Correctheit und stetiger solider Tüchtigkeit, an Ernst und Größe des monumentalen Charakters, an reiner (wenn auch immer kühler) Schönheit kann er sich mit dem Meister nicht messen. Wichtig für die berliner Schule, wie für seinen eigenen Ruhm ist von allen seinen Werken die Amazonengruppe geworden. Die hat unsere Plastik auf Wege und Ziele hingewiesen, welche außerhalb ihres zuvor beherrschten Gebietes liegen; sie hat zum gründlichen Studium, zur immer reicheren Erkenntniß des Pferdes, der Schönheit des wilden Thieres als Gegenstand der Bildhauerkunst bedeutend angeregt, wenn sie selbst auch in ihrer Art von Andern noch unerreicht geblieben ist.

Digitized by Google

Zu beklagen bleibt immer, daß der Name ihres Urhebers zugleich auch mit so offenbar schwachen Werken in Berlin verknüpft bleibt, wie die Statue Beuths (in deren Postamentreliefs Friedrich Drakes großes und liebenswürdiges Talent seinen originellsten Ausdruck gefunden hat), wie die beiden Gruppen von Garde du Corpsreitern mit ihren Pferden in Charlottenburg, wie die neuen Broncestatuen der Helden Friedrichs des Großen auf dem Wilhelmsplatz. Jene realistische Tendenz, welche, als Rietschel ihr Folge gab, zu so glücklichen Resultaten führte, hat in diesen Werken die ganz entgegengesetzten hervorgebracht und die moderne Bildhauerei Berlins damit ziemlich pietätlos gegen die Denkmale einer höchst achtungswerthen Vergangenheit wie gegen die charakteristische Schönheit der Erscheinung eines unserer öffentlichen Hauptplätze einen nicht gut zu verwindenden Schlag geführt. Warum durften die interessanten Marmorstatuen aus dem letzten Jahrhundert, jene Arbeiten Tassärts und Schadows mit den prächtigen, echt malerischen Postamenten und den reichen Gattern darum nicht bleiben, wo und wie sie waren?! Daß ihr Marmor in freier Luft dem sichern nahen Verderben entgegenging, dieser zumeist angeführte Grund konnte kein stichhaltiger sein, da die von ihrem alten Ort entfernten Denkmale nun doch ebenfalls in freier Luft, im Hof des Cadettenhauses, und, wie man behauptet, nunmehr gegen zerstörende Einflüsse von Luft und Wetter völlig gesichert, ihre Aufstellung gefunden haben. Wahrscheinlich ist die Annahme, daß man an dem römischen Zopfcostüm, wie es das Rococo erfand und liebte, bei zweien dieser Statuen, Schwerin und Winterfeld, Anstoß nahm und, da diese geändert werden sollten, die andern in die allgemeine Beseitigung mit hineingezogen wurden. Nun haben wir die Helden freilich alle im treusten „Zeitcostüm", nach dem man so eifrig verlangt, ja: das der nach Kißens ganz eignem, neuem Modell gegossenen mag wohl noch genauer und richtiger sein, als das der vier Broncecopieen nach Schadows und Tassärts bereits ursprünglich in echte Uniform gekleideten Statuen. Die Stoffe, Stickereien, Schärpen, Knöpfe, Stiefeln, Degen sind so präcis und correct gegeben, wie es nur Rauch von seinen Schülern verlangte. — Aber welche Menschen sind die Träger dieser Tracht, wie stehen sie, wie bewegen sie sich! Und um des Uebels Maß voll zu machen, durch welche kahlen, knappen, nichtssagenden blankpolirten Granitwürfel ersetzte man die originellen Postamente mit ihrer reichen malerischen Profilirung, ihren aus Speeren und Lictorenstäben gebildeten Gittern! Man kann den schönen gartenähnlichen Platz, aus dessen Rasen- und Lindengrün sonst die wettergrauen Marmordenkmale so erfreulich, so glücklich zu der Umgebung stimmend, hervorschimmerten, nicht mehr passiren, ohne den alten bittern Aerger über die traurige Wandlung dieses ganzen Bildes, welche eine wohlweise, besser wissende Neuzeit hineingebracht, immer wieder zu empfinden.

Theodor Kalide, Land- und ursprünglich Gewerks- wie später Kunst-

Digitized by Google

genosse von Kiß (geboren zu Gleiwitz 1801), eine der echtesten und ursprünglichsten Künstlernaturen in der berliner- und speciell der rauchschen Bildhauerschule, ist nie vom Glück begünstigt gewesen wie jener und hat sein großes Talent nur an einer weit geringeren Anzahl bedeutender Werke zu bewähren Gelegenheit gefunden. Sohn eines Inspectors im königlichen Hüttenwerk zu Gleiwitz, erwählte er den väterlichen Beruf auch als den seinigen. Bei der Eisengießerei dieses Orts, in den Modellirwerkstätten derselben wurde aber seine Neigung zur Bildhauerkunst frühe genug angeregt, und in Berlin ins Gewerbeinstitut eingetreten, äußerte sich bald sein Talent im Modelliren so entschieden, daß Schadow selbst ihn veranlaßte, sich gänzlich der Kunst zu widmen. Mit großer praktischer Vorbildung, mit vielgeübtem mannigfachem technischen Geschick bereits ausgerüstet, kam er dann in den ersten zwanziger Jahren in Rauchs Werkstatt. Nach kurzer Lehrlingszeit konnte ihm der Meister schon zwei bedeutende monumentale Arbeiten zur selbständigen Ausführung übertragen, welche gewöhnlich unter Rauchs Werken aufgeführt werden, aber in jedem Sinne Kalides Schöpfungen sind: der ruhende und der schlafende Löwe, beide in Eisen gegossen, dieser für das Grabdenkmal Scharnhorsts auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin, jener für das in Gleiwitz errichtete Denkmal der im dortigen Feldlazareth an ihren bei Bautzen erhaltenen Wunden Verstorbenen. In diesen beiden Thiergestalten zeigte sich bereits seine mächtige eigenartige Gestaltungskraft und das besondere Talent, Thierformen zu plastischem Adel, Größe und ewiger Giltigkeit zu erheben, ohne darüber die individuell charakteristische Bestimmtheit zu opfern. Das königliche Thier dort oben über dem Grabhügel des edelsten deutschen Helden, wie es seine dräuenden Glieder im Schlafe reckt und müde das gewaltige Haupt sinken läßt, wirkt auf unser Empfinden immer mit der Macht einer erhabnen Symbolik, und es ist doch nichts Abstractes darin, jede Form und Linie vollendete Natur. Aus Kalides eigner selbstgegründeter Werkstatt ging während der ersten dreißiger Jahre die schöne Broncevase für Friedrich Wilhelm den Dritten hervor, ein Meisterwerk edler Gefäßform und ebenso phantasievoller als harmonisch sich anschmiegender sinnentsprechender Ornamentik. Kleinere Arbeiten jener Zeit übergehend, haben wir dann vor allem das Hauptwerk seines Künstlerlebens, das ihm trotz aller spätern Verirrungen den schönsten Ruhm in der Geschichte der modernen Plastik sichern wird, die Gruppe des „Knaben mit dem Schwan" zu nennen. Mit vollendeter Kunst ist hier einer idealen Phantasieanschauung das realste Leben, der kühnen Laune der Einbildungskraft die überzeugende Möglichkeit und Wahrheit der Natur gegeben. Wie glücklich ist hier die harmonische Verbindung so contrastirender Formenelemente, wie sie Schwan und Knabe bieten, zur einheitlichen, in jeder Linie geschlossenen Gruppe durchgeführt; welch bewundernswerther Verein von gewagter Kühnheit der Bewegung und feiner Grazie und

Digitized by Google

Anmuth, die solche Verwegenheit aufs reizendste bändigt; und welches Verständniß, welche plastische Beherrschung, welche Durchbildung der Form in Vogel und Knaben! Dies Meisterwerk hat auch noch vor andern Broncearbeiten unsrer Zeit den großen Vorzug, daß sein Urheber selbst den Guß leitete und die Bronce eigenhändig ciselirte, so daß keines fremden mechanischen Handwerkers Feile die zarte Oberhaut geschädigt hat. Hier in diesem Werk hielten sich Kalides stürmisches Naturell und edles künstlerisches Maß noch völlig das Gleichgewicht. Aber leider sehen wir ihn von da ab mehr und mehr den Lockungen des ersteren nachgeben und die Grenzen des künstlerisch Schönen und Rechten gewaltsam verletzen. Schon trifft dieser Vorwurf die höchst geniale Schöpfung seiner Bachantin mit dem Panther, die er 1844—51 nach einer kurzen römischen Reise in Marmor meißelte. Die üppige nackte Gestalt des jungen Weibes wälzt sich in ausgelassenem Uebermuth auf dem Rücken eines Panthers, der wollüstig aus einer von ihren Fingern niederhängenden Schale das süße Gift zu lecken strebt, das seine Herrin berauschte. Die seltsamsten, gewaltsamsten Gliederstellungen, die complicirtesten Linien mußten sich aus der so gestellten Aufgabe ergeben; aber dabei fand sein Talent Gelegenheit, in der Darstellung des Nackten, speciell in der plastischen Behandlung des Fleisches den höchsten Triumph zu feiern. Hierin überbot er seinen Meister und seine Studiengenossen weitaus. Die strenge Zucht, das tactvolle Maßhalten der Schule hatte er aber für immer abgeworfen. Sein 1850—51 modellirtes Standbild des Ministers Grafen Reden für Königshütte, ob auch großartig im Entwurf, blieb von einer gewissen Rohheit und Incorrectheit nicht frei; in der Gruppe des Knaben mit dem Ziegenbock (1853) verfiel er völlig ins Outrirte, Gewaltsame, absichtlich Absonderliche, so prächtig auch darin wieder die Behandlung der Thierformen sich zeigte; und die in Marmor ausgeführte Madonna mit dem Kinde für die katholische Kirche in Miechowitz, das letzte fertig gewordne Werk seines Lebens, bezeichnet mit ihrer zerflossenen Drapirung, eine gänzliche Verirrung seines Geschmacks und das Verlieren jedes festen künstlerischen Haltes in der Sculptur. Wo er sich in den letzten Lebensjahren an den Denkmalsconcurrenzen betheiligte, geschah es ohne Erfolg. Verbittert von solchen, wie von sonstigen peinlichen Lebenserfahrungen, fand er keinen neuen Aufschwung mehr. Ein plötzlicher Tod raffte ihn im August 1863 in seinem Geburtsort Gleiwitz dahin. Seine großartig angelegte leidenschaftliche Natur, die viel Verwandtes im Stil mit der manches berühmten Meisters der Renaissance hatte, brachte ihn mit den complicirten modernen Verhältnissen oft genug in Conflicte, die denn auch auf seine Kunstübung zurückwirken mußten, und so behauptete er in späterer Zeit nicht mehr jene Stellung innerhalb der berliner Schule, zu welcher ihn die Schöpfungen seiner früheren Jahre erhoben hatten.

Digitized by Google

Ein Pfarrhaus im Kriege.

Als vor einigen Jahren die Regierung des Herzogthums Gotha auch in den Dörfern laufende Chroniken über interessante Erlebnisse der Ortschaften einrichtete, wurden die alten Acten, welche der Zufall, oft nur mangelnde Gelegenheit des Verkaufes, in den Dorfarchiven bewahrt hatte, dazu die Einzeichnungen der Geistlichen in Kirchenbücher und die etwa vorhandenen Urkunden aus dem Mittelalter einiger Beachtung theilhaftig. Es ergab sich dabei, daß in mehren Dörfern Aufzeichnungen früherer Geistlichen vorhanden waren. Sie sind für die Sittengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts nicht ohne Interesse. Leider reichen sie wohl nirgend aus, Material für die Geschichte des einzelnen Dorfes zu geben, die Continuität fehlt überall, die ergänzenden Dorfacten und Flurbücher aus früheren Jahrhunderten sind meist in traurigem Zustande.

Und doch hätten die Schicksale eines kleinen Ortes in zweckmäßiger Darstellung ganz besonderen Werth, sie würden das Leben der Kleinen in den großen Leiden und politischen Ereignissen alter Zeit uns ganz anders nahe legen, als die Geschichte vermag. Wir würden aus der Flureintheilung, dem Bau des Dorfes, den Dorfsagen, den Abgaben der Dorfbewohner, dem Verhältniß zur Gutsherrschaft, aus Beschreibung der Seuchen, Unglücksfälle, sowie der Dorfgebräuche und Feste in Verbindung mit den geschichtlichen Ereignissen des Ortes ein schönes Bild von dem Stillleben, den Leiden und Freuden des deutschen Landmannes in früherer Zeit gewinnen. Solche Arbeit, welche, mit gutem historischen Wissen ausgeführt, das Gemeingiltige kräftig hervorhebt, wird vielleicht immer ein frommer Wunsch bleiben.

Begreiflich haben unter den etwa erhaltenen Aufzeichnungen der Dörfer die des letzten Jahrhunderts für das größere Publikum geringes Interesse. Schon deshalb, weil hier andere, reichere Quellen der Erkenntniß des Volkslebens zu Gebote stehn. Namentlich die Aufzeichnungen aus den Kriegsjahren vom siebenjährigen Kriege melden doch in der Hauptsache nur das immer wiederkehrende Leid: Lieferungen für die Heere, Pressuren durch die Einquartierung, Leiden und Gefahr der Landleute, die alten Drangsale des Krieges, welche unsere Väter fast in jedem Theile Deutschlands ertragen haben, deren Nachwirkungen bis in die gegenwärtige Generation fühlbar geworden sind.

Wenn hier doch eine solche Aufzeichnung aus dem Anfang dieses Jahrhunderts mitgetheilt wird, so bescheidet sich dieselbe allerdings, wenig Neues zu bringen. Aber man wird der lebendigen Schilderung durch einen treuherzigen Berichterstatter doch mit Antheil folgen und die Perspective beobachten, welche

Digitized by Google

große geschichtliche Katastrophen im Horizont eines Dorfes erhalten. Der Bericht ist Auszug aus einer Chronik, die der Pfarrer des gothaischen Ortes Kleinfahner, über seine und seiner Gemeinde Erlebnisse in den Kriegsjahren von 1806 und 1813 verfaßt hat. Er beginnt:

Nach dem siebenjährigen Kriege blieb es im Ganzen ruhig bis 1806 im September, während im Ausland theilweise schwere Jahre waren, durch das französische Revolutionswesen und Napoleon. Aber im September 1806 kündigte der Preuße dem Franzosen einen Krieg an, wie es hieß deswegen, weil der Franzose seine Truppen nicht von deutschem Grund und Boden wegziehen wollte. Preußen erschien mit vielen Truppen in hiesiger Gegend, die immer hin- und herzogen und oft schnell und kurz einquartirt wurden. Es war, wie man berichtet wurde, der linke Flügel des preußischen Heeres unter Rüchel, welcher sich dem Kurfürsten von Hessen anschließen sollte, aber als dieser die Betheiligung an dem Kriege gegen Napoleon abgelehnt hatte, zur Verstärkung der preußischen Hauptmacht zurückkehrte.

Den 10. October erhielten wir in Kleinfahner gleichfalls eine große Menge Preußen ganz unvermuthet; es war seit langer Zeit die erste Einquartierung im Dorfe, und die Leute liefen verwundert zusammen, Alt und Jung, und erstaunten über die Menge Reiter und Pferde. Ich bekam 2 Lieutenants mit 5 Personen und 14 Pferden, die alle zur Equipage der beiden Lieutenants und ihrer bedienenden Leute und Dragoner gehörten. Diese beiden Herren Lieutenants redeten, bis sie im Bette lagen, immerzu davon, wie sie in wenig Tagen die Franzosen klopfen würden. Und eben an diesem Freitag waren leider die Preußen schon bei Saalfeld von den Franzosen geschlagen. So ist das Leben voll von Täuschung.

Sie marschirten Sonnabend nach Erfurt über Bienstädt ab, und nun hörte man einige Tage nichts mehr von Soldaten. Aber wir sahen jetzt, daß der Krieg nahe war. Man lebte in der bängsten Erwartung bis zum 17. desselben Monats, an welchem wir grade unsre Kirmse feierten. Kaum war die Kirche aus, als viele Menschen zum Thor hinaus und auf den Kirchberg liefen, wo man nach Jena zu stark schießen hörte. Ich ging gleichfalls auf diesen Berg, um mich genau davon zu überzeugen, und hörte in der Ferne den Kanonendonner und das Feuern aus dem kleinen Gewehr. Indem ich mit vielen Gemeindegliedern so dastand und nach jener Gegend traurig hinsah, wurde ich auf der Straße nach Erfurt, die durch unsere Flur hingeht, eine Kutsche mit sechs Pferden bespannt gewahr. Um sie und auf beiden Seiten, hinten und vorn, sah ich Reiter, deren gezogene Schwerter ihren Glanz bis zu uns herwarfen. Ich vermuthete gleich, daß dies die fliehende Königin von Preußen sein möchte, von der ich wußte, daß sie sich bei ihrem Gemahl in Erfurt und zuletzt in Weimar aufgehalten hatte, und wirklich war sie es gewesen, wie ich Nachmittag

Digitized by Google

von Großfahner aus erfuhr, wo sie, ihr Schnupftuch vor die Augen drückend, nur so lange hatte anhalten lassen, bis ihr ein Glas frischer Brunnen zum Trinken hatte gereicht werden können. Sie hatte dann schnell ihren Weg über Langensalza wieder fortgesetzt. Wir sahen dem Wagen nach, so lange wir konnten. Ich konnte meinen um mich stehenden Beichtkindern keinen andern Trost geben, als den sehr traurigen, daß sie dort die Königin von Preußen, so jung und schön, fliehen sähen und die Schlacht für die Preußen verloren sein müsse. Das Unglück hatte die Großen getroffen, es sollte auch über uns kommen.

Der Nachmittag ging traurig vorüber, und es wurde an keine Kirmselustigkeit gedacht, der Abend kam heran, ohne daß man weiter etwas sah oder hörte. Meine Frau und Kinder gingen zur Veränderung auf den Gutshof zum Pachter, ich blieb auf meiner Studirstube.

Gegen neun Uhr kam meine Magd aus der untern Stube herauf und meldete mir, daß sie am Fenster ein großes Lärmen im Felde höre und mitunter Licht wahrnehme. Ich ging an das Saalfenster und sah und hörte es gleichfalls. Im Orte hatten sich vermuthlich die meisten Einwohner aus Kummer und Angst ins Bette gelegt, denn ich sah kein Licht in der ganzen Gasse; ich hieß also wecken und erinnern, man möchte auf seiner Hut sein, die Thurmuhr stille stehen lassen, damit sie nicht schlüge und die Hunde einsperren, damit sie nicht bellten, und damit die Soldaten nicht hörten, daß in der Nähe ein Dorf sei. Als die Meinigen nach Hause kamen, ging mein Sohn, der Arzt, der eben von Gotha mich zu besuchen gekommen war, mit einigen Burschen nach der erfurtschen Straße hin, wo der Lärm am größten war, und indem er sich so nahe geschlichen, als er in der Dunkelheit konnte, so bemerkte er, daß es nur Fuhrwerk war, das von der Armee der Preußen retirirte. Wie es endlich Tag wurde, hatte sich der Troß und Haufen verstärkt; es kamen nun auch Soldaten zu Fuß und zu Pferde, verwundete und gesunde, und alles ging in schnellster Eile in zwei, drei Zügen nebeneinander auf der Straße fort. Es war erbärmlich anzusehen, ich hatte mich gegen acht Uhr hinausgewagt und Erkundigung von ihnen einziehen wollen, aber man antwortete mir kaum.

Als ich wieder um zehn Uhr nach Hause kam, fand ich einen andern Zug, aber nur von Soldaten zu Pferde und zu Fuß und Packpferde, der von Erfurt über Töttelstädt herab durch den hiesigen Ort zog und zum Theil sich in die Häuser einquartirte, wo und wie viel sie konnten, manche mit Vorsätzen zu plündern, was ihnen wohl der nachsetzende Feind nicht zuließ. Essen und Trinken mußte ihnen aber gegeben werden, und das gab man auch gern.

Ich fand mein Haus voll, meistentheils von Bedienten mit einigen Packpferden der Herren Offiziere, die ich im Quartier gehabt hatte, von deren einem ich auch erfuhr, daß er gleich anfangs in der Bataille geblieben sei. Dieser

Digitized by Google

Zug machte Anstalt, durch den Garten und das Haus einzubrechen, und hatte zu dem Ende die Staketen niedergelegt, was ich aber durch meine Erscheinung im Garten verhinderte.

In dieser Verwirrung kam auch mein Freund, der Herr Legat.-Rath ..... zu mir geflohen mit drei Pferden und einer Kutsche, klagte und weinte, daß Weimar angesteckt sei und sein Comptoir wohl nun gänzlich in Asche liegen würde; er sei entflohen, sowie der Feind der Preußen eingedrungen sei.

Nach 1 Uhr hörten die Durchzüge der Flüchtigen auf, es waren aber noch viele zurückgeblieben und hatten sich in den Häusern, Scheunen und Ställen versteckt. Nun aßen wir etwas in voller Angst und verschlossen unsere Thüren am Hause und im Hofe. Auf einmal hörten wir das Geschrei von laufenden Einwohnern: jetzt kommen die Franzosen von der Windmühle her! Ich sah zum Saalfenster hinaus und wurde 10 bis 12 Chasseurs gewahr, die angesprengt kamen, ihre Augen von ferne schon auf die Pfarrwohnung richteten, und als sie näher kamen, riefen: Geld, Geld — das einzige Wort, so sie deutsch deutlich auszusprechen wußten.

Da sie sich alle unter dem Fenster versammelten und durcheinanderreitend mit großem Lärmen jene Worte wiederholten, so wagte ich es endlich, ging hinunter in die große Stube und sagte ihnen zum Fenster hinaus, daß ich kein Geld hätte. Sie schlugen alsogleich ihre Gewehre auf mich an, und einer hieb das Fenster ein. Hierauf hieß ich sie ruhig bleiben und versprach ihnen welches zu suchen, holte, was ich hatte und fing an auszutheilen. Nachdem ich ihnen etwa 40 Thaler in 20 Kreuzer-Stücken ausgetheilt hatte, so sagte ich ihnen abermals, daß ich nun kein Geld mehr hätte. Da ging der Lärm aufs neue an. Ich gab ihnen also auch, was ich noch an Conventions- und Laubthalern und 1 Louisdor in einem seidenen Beutel hatte und 10 Thaler in Silber, zusammen über 80 Thaler. Sie kamen einer nach dem andern unter das Fenster geritten und empfingen es wie die Jungen, die das Neujahr singen. Als ich ihnen nun kein Geld mehr geben konnte, sprangen fünf bis sechs von ihren Pferden und stießen mit ihren Karabinern an die Hausthüre, um sie aufzusprengen. Ich rief ihnen zu, sie sollten es sein lassen, ich wollte aufmachen, und ich that es. Gleich fielen vier bis fünf mit aufgehobenen Säbeln über mich her und wollten mich niederhauen, wenn ich ihnen nicht noch 30 Louisdor gäbe. Diese Wuth brachte mich beinahe zur Verzweiflung. Ich antwortete ihnen in starkem Ton, daß ich ihnen gegeben, was ich gehabt hätte, ich hätte weiter nichts als mein Leben, wollten sie das, so sollten sie zuhacken. Bisher hätte ich geglaubt, die Franzosen wären brave Krieger, sollte ich dieses fortglauben, so möchten sie mich nicht mißhandeln. Unter diesen Reden hatte ich bemerkt, daß einer von ihnen, der auf der Seite stand und sich ganz stille betrug, vielleicht ein Unteroffizier sei, ich wendete mich also an diesen und sagte: ich hielte ihn für einen

Digitized by Google

raisonnablen Mann, er möchte mich gegen seine Kameraden in Schutz nehmen. Er antwortete mir zwar nichts darauf, aber ein Wink machte seine Kameraden mäßiger in ihren Forderungen. Sie stimmten sich auf 10 Louisdor herab, dann auf einen, und endlich auf Wein. Da ich ihnen sagte, daß ich keinen habe, so forderten sie Branntwein. Ich gab ihnen daher eine Bouteille in Vorrath habenden Kirmsebranntwein zum Besten. Unterdessen er im Keller geholt wurde, wurde friedlicher gesprochen und ich demonstrirte ihnen, daß wir keine Kursachsen wären, die Truppen bei der preußischen Armee hatten, und also nichts Feindseliges gegen sie unternommen, folglich noch ihre Freunde wären." — Nun fingen sie an vertraulicher zu werden, tranken ihren Branntwein, schwangen sich aufs Pferd und ritten weiter ins Dorf. Der Gute tummelte noch sein Pferd ein paarmal vor der Pfarre herum, kam an die Treppe zurückgeritten, reichte mir die Hand und nahm freundlichen Abschied.

Eben da dieser fort war, sprengte ein Trupp anderer mit wildem Geschrei und vorgehaltenem Säbel heran. Ich ließ geschwinde meine Hausthüre zumachen und blieb in der Gasse, wo ich Abschied von jenem genommen hatte. Der erste sprengte heran als wollte er mich über den Haufen reiten und konnte kaum sein Pferd, wie es vor mir stand, zurückhalten. Als er seine Forderung „Geld" wiederholte, so sagte ich ihm, das Geld hätten mir jene abgenommen, wie er noch würde gesehen haben. Er schwieg also, und nachdem der ganze Trupp mit gezogenen Schwertern sich um mich versammelt hatte, wurde ich gefragt, wer ich wäre. Ich verdeutlichte ihnen dieses, und da ich mich in ihrer Sprache mit ihnen verständigen konnte, so waren sie sehr zufrieden. Weil mich mein Nachbar gegenüber, der Gerichtsschöppe, so friedlich mit ihnen unterhandeln sah, so kam er herzu, aber gleich forderten sie von ihm Geld und Branntwein. Er lief an des Schulmeisters Fenster, der sich hinter den Vorhängen zurückhielt und forderte Branntwein von ihm für die Chasseurs. Darüber erhielt er mit der flachen Säbelklinge einige Hiebe auf den Rücken, nach welchen er auf einmal verschwand, und nun ging alles über den Schulmeister her, der die Hausthüre öffnete und vermuthlich zu mir treten wollte, es hieb aber einer nach ihm, daß er zurücksprang und die Thüre wieder zuschlug. Seine Mutter aber kam zur Hofthür heraus und holte eine Bouteille Branntwein auf dem Gutshofe. Während dieser Zeit hatten mich die Chasseurs in der Mitte und sprachen mit mir über Allerhand. Einer von ihnen, dessen Pferd sehr unruhig war, ließ aus seinem Mantel, den er in der Mitte des Leibes umgürtet hatte, einen schönen großen silbernen Potagelöffel fallen, den ich ihm bekümmert wieder aufheben mußte und den er wieder an den vorigen Platz steckte, wo ich aus dem Gerassel hören konnte, wenn das Pferd sprang, daß noch viel dergleichen Waare daselbst vorhanden war. Diese hatten schon viel gemauft, und waren fast satt und deswegen nicht von den Aergsten.

Digitized by Google

Endlich kam einer von den Ersten zurück, trank im Reiten an einer Bouteille Branntwein, gab auch den Anderen und dann ritten alle fort. Nun sahen wir für heute keine Franzosen mehr.

Die Inwohner waren fast alle ins Holz geflüchtet und kein Mensch mehr im Orte als ich, der Pachter und der Schulmeister. Ueber alle diese Begebenheiten war es Nacht geworden. Ich setzte mich mit meinem Freund, der sich beständig im Hause gehalten hatte, tief bekümmert nieder, um ein wenig Nachtbrod zu essen, was ohne Gefahr gegen 8 Uhr geschah. Auf einmal hörten wir wieder ein großes Pferdegetrappel. Ich lief ans Saalfenster, konnte aber wegen Dunkelheit der Nacht nichts erkennen und erfuhr einen Augenblick nachher, daß es zwei Escadrons preußische Reiter waren, von welchen ich 2 Lieutenants und 8 Reiter ins Quartier bekam. Mein Freund meinte, dieses wäre ein sehr gutes Ereigniß, ich hielt es aber für ein sehr böses. Denn es waren die heutigen Chasseurs vor ihnen, und in Witterda waren, wie ich wußte, auch Franzosen. Sie konnten Nachricht davon erhalten und in der Nacht die Preußen hier angreifen, dann gab es ein Gefecht in der Pfarre, was kein friedlicher Mensch wünschen konnte. Die Preußen hatten sich von Erfurt aus hierher verirrt, und waren über Töttelstadt zu uns herabgekommen. Sie waren erstaunt und voll Sorge, so daß auch die Offiziere durch den Wachtmeister keinen Reiter bewegen konnten, vor dem Thore Wache zu halten. Die Offiziere nahmen kein Bett, sondern legten sich mit ihren Reitern auf die Streu, die ich für alle in der kleinen Stube mußte machen lassen und befahlen den andern Morgen Punkt 2 Uhr geweckt zu sein. Da ich dieses keinem von meinem Gesinde überlassen konnte, so blieb ich selbst auf. Ich ging in meiner Stube auf und ab, sah in die Nacht hinaus und hörte nach jedem Geräusch, ich dachte über den Weltlauf und befahl uns alle Gott, auch die armen müden Preußen unter mir. Dadurch erwehrte ich mich des Kleinmuths und ging mit dem Glockenschlag zwei hinab. Als ich sie fest schlafend und schnarchend antraf und daher mit einer etwas starken Stimme rufen mußte: meine Herrn, es hat zwei geschlagen, so stand gleich die Reihe großer langer Männer wie von einer Stahlfeder in die Höhe geschnellt vor mir auf den Beinen. Sie fütterten, aßen das Morgenbrod und ritten 5 Uhr, da es kaum Morgen werden wollte, nach Fahnern zu fort. In Fahnern hatten sie nur unsere Chasseurs des vorigen Tages angetroffen, einige erschossen und die andern zersprengt, sich aber nicht lange damit aufgehalten.

Einige preußische Infanteristen, die bei der gestrigen Retirade Vormittags hier in die Häuser gedrungen und sich zu essen und zu trinken hatten geben lassen, waren in dieser Nacht selbst ihren einquartirten Kameraden, den Reitern, unbemerkt geblieben, und erst diesen folgenden Tag durch das Holz entwichen. Sechs bis acht, die sich gestern noch bei einem Nachbar befunden hatten, als

Digitized by Google

die Chasseurs angesprengt kamen, hatten ihre Gewehre nach Soldatengebrauch niedergelegt und sich zu Gefangenen ergeben wollen. Allein der Franzos war fortgeritten, hatte sie nicht haben wollen, und sie waren sachte durchs Holz entwichen.

In solcher jämmerlichen Unordnung verging dem Dorf die Kirmse. Den dritten Kirmsetag, Donnerstag, war es ganz ruhig bis nach drei Uhr und man vermuthete, daß alles vorüber sei, mir war es aber nicht so. Ich hatte daher gleich früh einen Boten mit einem Brief nach Gotha gesandt, gemeldet, wie es uns gestern gegangen wäre und um Schutz gebeten. Der Bote war kaum zurück, als die Leute abermals von der Windmühle hergelaufen kamen und neue Züge von Franzosen zu Fuß von Witterda her ankündigten. Alles floh wieder ins Holz: Weiber, Kinder, auch die Männer und das Vieh. Ich verriegelte meine Thüre und erwartete am Fenster, was bevorstand. Es waren leichte Truppen, die man damals Voltigeurs nannte; sie kamen auch unordentlich durcheinander ins Dorf gesprungen, Menschen in Röcken von allen Farben und Mustern, schlecht und zerlumpt gekleidet. Die ersten, die immer auch die ersten vor der Pfarrwohnung waren, wie bei diesen Menschen unchristlicher Brauch ist, forderten aufzuthun, und da ich dieses verweigerte, schlugen auch sie ihre Flinten gegen das Fenster an, wo ich stand. Ich machte also, nachdem meine Leute geflohen waren, die Thür auf; ich wollte mit ihnen reden, allein sie hielten nicht Stand, gingen, ohne mich anzusehen, auf die im Hause stehenden Schränke los, öffneten sie, da grade die Schlüssel darin steckten, drangen in Stuben und Kammern und wollten Kommoden und Koffer zerschlagen. Um dieses zu verhindern, öffnete ich und meine Frau alles und ließ nehmen was sie wollten. Es ging jeder fleißig über Wäsche, Kleider, seidene Tücher her. Die vordersten nahmen das Beste, die andern wühlten heraus, was sie noch brauchen konnten. Stets waren dieser Menschen zwanzig bis dreißig in allen Stuben, Kammern und Kellern, und was sie in den Kellern fanden, war ihnen das Allerliebste, weil sie es genießen konnten. Wenn ein Transport fort war, so kam ein anderer, und so ging es bis auf den Abend. Da erschien ein Trupp Reiter von fünfzehn bis sechszehn Mann mit einem Offizier vor dem Hofthor, sie sprangen ab und führten ihre Pferde ein und brachten sie unter, wo sie konnten, kamen herein und forderten Essen, jagten aber die Voltigeurs weg, riegelten die Thüren zu und ließen keinen mehr herein.

Da die Vorigen alles, was zu genießen war, genommen hatten, so konnte diesen Neuen weiter nichts als Kartoffeln angeboten werden. Diese wurden daher gekocht und zum Theil so gegessen, zum Theil in Suppen gerührt. Sie selbst hatten dreizehn Hühner mitgebracht, schwerlich waren diese bezahlt; deren mußten gleich fünf gekocht werden, und daraus bestand ihre Mahlzeit. Kaum hatten sich diese Menschen nach neun Uhr niedergelegt, als

Digitized by Google

entsetzlich an die Thür geklopft wurde. Wie ich aufmachte, stand ein Soldat mit Ober- und Untergewehr von einem regulären Regimente als Schildwache vor mir und sagte mir, daß drei Offiziere von dem Regiment, welches soeben eingerückt wäre, bei mir Quartier nehmen würden. Sogleich erschien der Vornehmste, welches ohngefähr ein Capitän war, besah die untersten Stuben und wie sie alle voll waren. Er fragte, ob ich mit diesen Leuten zufrieden wäre, ohne Zweifel, daß sie hätten weichen müssen, wenn ich gesagt haben würde, nein! ich sagte aber ja und bot ihm, wenn der Offiziere nicht mehr als drei wären, eine Stube im obern Stocke an. Nachdem er diese angesehen, blieb er und die Andern kamen auch, und nun forderten sie auch Essen. Da ich ihnen aber sagte, daß alles aufgezehrt sei, wie sie wohl vermuthen könnten, und nur noch einige bereits gesottene Kartoffeln vorhanden wären, so mußten diese gebracht werden. Während sie aßen, fragten sie nach Mehl; da dieses vorhanden, so mußten ihnen Pfannkuchen in dickem Rahm gebacken werden und Kartoffelsalat dazu, und hinterdrein noch Kaffee, und mit solchem Küchenzettel brachten sie bis gegen ein Uhr in der Nacht zu. Unterdeß hatte ihr Bedienter die übrigen Hühner der Reiter in der Küche zurecht machen sehen und gefragt, ob diese für seine Herren sollten. Da ihm geantwortet, sie gehörten den Reitern, so hatte er gedroht, wenn seine Herren nicht noch dergleichen bekämen, so würde ein großes Unglück entstehen. Ich ließ daher zwei Puthühner aus dem Hühnerhause nehmen, abschlachten und mit jenen Hühnern braten. Mit dieser Arbeit hatten sich die Meinigen die ganze Nacht beschäftigt. Früh sechs Uhr war alles auf, aß Suppe und trank Kaffee; die Reiter setzten sich zu Pferde und hatten eine von den Puthühnern der Offiziere mitgenommen und ein miserables Huhn liegen lassen. Das sollte ehrlich sein.

Ich hatte bei meinen eigenen Sorgen mich nicht viel um die Anderen bekümmern können, aber mein Gott! welche Verwüstung im Orte. Ein einziges Mal trat ich an das Saalfenster und erblickte in der Ferne ein Feuer, dessen Flamme bis an die Wolken zu schlagen schien. Ich hielt es für einen Brand in Tonna, allein es war, wie ich den andern Morgen vernahm, zwischen hier und Gierstädt gewesen, wo der Theil von den 20,000 Mann, die der Marschall Ney commandirte, und die nicht in den Dörfern hatten unterkommen können, ein Bivouac gehabt hatte. Solch einen Zustand hatte ich auch in dem sogenannten siebenjährigen preußischen Krieg mit Oestreich, den ich ganz erlebte, nicht gesehen. Man sah ein Lager unter freiem Himmel. Dazu waren keine Zelte gebraucht worden. Man hatte die Einwohner von hier und in Gierstädt gezwungen, ihr Geschirr anzuspannen und ihre Erntefrüchte in ihren Scheuern, Korn, Weizen, Gerste, Hafer ꝛc. aufzuladen und dahin zu fahren. Von diesen Garben hatte man erst Schauer gegen den Wind gemacht, indem man die Garben in doppelten Reihen rund herum in die Höhe gestellt hatte; von den übrigen

Digitized by Google

hatte man theils ein Lager gelegt, auf welchem man sehr weich ruhte, theils Feuer, theils den Pferden zum Fressen vorgeworfen, die es zerstampft und zertreten hatten. Wo man Hafer, Korn ꝛc. auf den Böden gefunden, hatte man es eingesteckt, mit fortgenommen und den Pferden so vorgeschüttet auf die bloße Erde. Hierher war alles geschafft worden, was man aus Küchen, Kellern, Vorrathskammern, Kuh-, Schaf-, Schweine- und Hühnerställen hatte fortbringen können. Dieses alles war in diesem Lager geschlachtet worden, und zwar auf die Art, daß man den Thieren blos den Kopf abgehauen, das Fell herabgerissen, Keulen und Stücke Fleisch abgetrennt, an Degen gesteckt und so gebraten. Man fand dergleichen noch halb und ungar gebraten umherliegen, was man nicht hatte genießen können und wieder weggeworfen; man fand die abgezogenen Schaffelle in ganzen Haufen aufeinanderliegen; bei einem Inwohner in Gierstädt hatte man allein etliche dreißig Schafe genommen; ihre Köpfe, Eingeweide, Schweins-, Hühner-, Gänse-, Enteköpfe, Butter, Mus, Fett- und Käsetöpfe lagen umher. Um das Feuer zu unterhalten, hatte man aus den Häusern Tische, Schränke, Stühle, Bänke geholt; ich sah auch noch Ueberbleibsel von einem Leinweberstuhl, Bohlen und Bretter hatte man ins Feuer geworfen und verbrannt, Karren und Wagen, auf welchen man das alles nebst ausgehobenen Hofthoren und Hausthüren beigeschafft hatte, hatte man zuletzt ins Feuer geschoben und zum Theil halb, zum Theil ganz verbrannt. Mein Gartenhäuschen unterm gierstädter Kirchenholz nebst der großen Baumschule, die ich auf dem dabeiliegenden Acker hatte, war verwüstet und die jungen Bäumchen mit ihren Pfählen in das Feuer geworfen und zusammen verbrannt.

Es war erbärmlich anzusehen, wie ein Lager wilder Kannibalen. Nachdem die letzten Voltigeurs nichts mehr in der Pfarre gefunden, so ihnen anständig war, so zogen sie mir noch einen neuen Oberrock von Tuch aus, und ich mußte in der bloßen Jacke gehen. Sie hatten gewartet, bis ich die Treppe herunterging; zwei gingen hinter mir drein, zwei standen unten vor der Treppe und zwei in der Mitte, alle mit Gewehr und aufgepflanzten Bajonnetten. Die letzten griffen mich an. Wie ich sah, daß ich so eingeschlossen wär, so zog ich den Oberrock selbst aus und gab ihnen denselben mit den Worten: Da mir alles genommen wäre, so möchten sie dies auch noch hinnehmen. Meiner Frau, die stets an meiner Seite war, kehrten sie noch die Taschen um und nahmen ihr die paar Pfennige, die sie darinnen hatte. Diese Plünderung und der Schade, den ich dabei erlitten hatte, kam über 500 Thaler, wie ich ihn hernach auf Befehl der Obrigkeit berechnen und einsenden mußte, sowie auch alle thun mußten, die der Plünderung in hiesiger Gegend unterworfen worden waren.

Man hatte von Jena aus über Erfurt bis in unsere Gegend scharmuzirt, und selbst in unserer Flur geschah es noch. Ich sah von meinem Saalfenster

Digitized by Google

aus, wie unten an der Straße französische Chasseurs und ein Trupp preußischer Reiter, der die Bedeckung von einer Kanone und Pulverwagen bildete, aufeinander schossen. Einige von den Preußen und auch ein französischer Husar sind dabei geblieben und liegen in unserer Flur begraben. Obige Kanone und Pulverwagen hatten die Preußen an der Straße stehen lassen, welche hernach die Franzosen holten, nachdem die hiesigen Einwohner viel Pulver vorher daraus genommen hatten. Viele Mantelsäcke, Betten, Packte, Kleider und Gewehre waren weggeworfen, wovon solche, die es wagten, hinunter an die Straße zu gehen, sich etwas zueigneten; das Meiste aber hatten die Witterdaischen und Dachwicher geholt.

Am Tag nach der Kirmse, den Freitag, erschien ein salvus conductus, den ich von dem damaligen Prinz Murat in Erfurt ausgewirkt hatte, der den französischen Truppen alles Plündern in gothaischen Landen untersagte. Aber immer kamen noch Nachzügler, die Miene zum Plündern machten, und ich selbst hatte noch mit zwei Reitern einen Streit darüber, und mußte ihnen erst die gedruckte Ordre von Prinz Murat vorlesen, davon auch mir ein Exemplar zugesendet worden war, worauf sie mit Unwillen fortritten.

Im Orte war kein Bissen Brod mehr, es mußte daher den ganzen Tag gebacken werden. — Darauf wurde es wieder still, das Kriegsgetümmel hörte auf, die Leute gingen traurig umher, sie dachten an den großen Schaden und suchten sich zu helfen, so gut sie konnten.

Seit dem tilsiter Frieden kamen schwere Jahre, das unaufhörliche Hin- und Herziehen der französischen Truppen brachte in unser Dorf stets neue Einquartierung; wir mußten die Soldaten umsonst aufnehmen und ernähren. Wir alle wurden arm und die Zucht im Dorfe wurde schlecht. Wie auch, aus den Kirchenbüchern zu sehen. In der Geschichte Deutschlands wird aufgezeichnet werden, unter welchen Vorwänden wir gedrückt wurden. Als der Napoleon gegen die Russen zog, wurden auch aus unserem Orte mehre meiner jungen Beichtkinder ausgehoben; sie zogen in die Eiswüste und keiner kam zurück.

Im Jahre 1813 ging es bis zum October mit einzelnen Truppenzügen fort wie bisher. Man hörte vieles aus der großen Welt, wer durch das Dorf kam, wurde ausgefragt, es war stark auf die Franzosen gemünzt. Lange bevor die große Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde, merkten wir deutlich, was kommen würde. Wir hatten hier im September polnische Lanciers von der französischen Partei, die Napoleon als Reserve hatte nachrücken lassen; mir saß ein Obristlieutnant vierzehn Tage lang im Hause, dessen Tafel ich mit Wein und Braten und was so ein Mann forderte, unabläßig versorgen mußte, auch eine Einquartierung von sogenannten Depots, das waren aber Flüchtlinge von Jüterbogk, wo die Franzosen sehr gelitten hatten, aber sie sollten nicht so heißen.

Digitized by Google

Sie steckten die Köpfe zusammen und die Lanciers sprachen furchtsam von den Russen, daraus schlossen wir, daß sie keine guten Briefe hatten.

Es war wieder eine traurige Kirmse gewesen, wir erfuhren während derselben von einer großen Schlacht bei Leipzig und die Leute redeten von nichts anderem. Da kamen am 22. October fremde bärtige Reiter in das Dorf. Sie eilten, wie sie alle am liebsten thaten, vor die Pfarre, ihr Oberster stieg ab, trat in das Haus und nahm nebst seinem Adjutanten eine Erfrischung zu sich; seine Kosaken aber ließ er alle in der Dorfgasse halten, es war übrigens ein sehr artiger, guter Mann. Er zog eine Karte vom gothaischen Lande heraus und ich mußte ihm die nächsten Dörfer zeigen, auf welche er mit seinen Kosaken zuritt.

Da merkte ich deutlich, daß er den Franzosen, welche stark retirirten, den Paß verhauen wollte; und so war es auch, denn am andern Morgen, Sonnabend Vormittag, den vierzehnten post Trinit., brachten diese Kosaken 600 gefangene Franzosen bei dem Dorfe vorbei. Sie kamen aber nicht herein, jedoch mußte die Gemeinde viel Brod, Wurst, Speck, Branntwein vor das Thor schaffen, die Gefangnen aber erhielten wenig davon.

Das war der Anfang, er war noch erträglich, aber es wurde schlimmer, denn auf unserer Straße kamen die Russen heran, während die verbündete Armee in drei Colonnen das gothaische Land durchzog. Es war am Abend gegen 8 Uhr, da hörte ich von meiner Stube aus auf dem Weg hinter dem Pfarrgarten ein großes Getrappel; ich schlich an das Saalfenster und bald kam ein Reiter gesprengt, der vor den Fenstern des Schulmeisters, wo helles Licht war, still hielt und von ihm Licht forderte und Oeffnung des Hofthors. Wie er aber den engen Bezirk des Hofes beim Schulmeister gewahr wurde, blickte er um sich und erkannte das Pfarrthor. Er ritt also herüber, leuchtete über das Thor hin und wurde nach seiner Meinung einen großen Platz gewahr; sogleich sprengte er wieder zum Dorf hinaus, aber er kehrte auf der Stelle zurück und mit ihm eine ungeheure Menge Menschen, die alle in den Pfarrhof eindrangen und durch die Hinterthür ins Haus. Alles schrie durcheinander, bald hörte ich deutsch, bald französisch, bald eine Sprache, die ich nicht beurtheilen konnte. Als ich in das Haus kam, tönten mir hundert Stimmen in allen Sprachen entgegen: Wasser, Brod, Bier, Fleisch! Es waren 400 gefangne Franzosen, darunter 20 Offiziere, die sich gleich der großen Stube bemächtigten, gegenüber in die kleine Stube traten bewaffnete russische Offiziere, obgleich darin meine arme Frau an einem Nervenfieber gefährlich krank lag. Um die Pfarre hielten 30—40 Kosaken alle Ausgänge besetzt. Kein Mensch kann glauben, wie bedrängt ich war; alle wollten haben. Im Augenblick war alles Genießbare aufgezehrt. Der Brunnen im Hofe mußte beständig gezogen werden, um den Durst dieser Menschen zu stillen, allerlei Gefäße, auch die

Digitized by Google

Kammertöpfe, die zum Auslüften daſtanden, wurden zum Schöpfen und Trinken gebraucht. Am Tage hatte ich zwei Wagen weiße Rüben einfahren laſſen, die noch im Hofe vor dem ſogenannten Halbkeller oder Tunk lagen. Auch dieſe wurden verzehrt. Die ruſſiſchen Offiziere, darunter ein General, forderten durch einen ihrer Dolmetſcher eine ordentliche Mahlzeit, ſie forderten nur immer Rack und Fiſche. Endlich mußten ſie ſich doch begnügen laſſen und ſchliefen ein. Alle Einwohner des Dorfes waren wieder ins Holz geflüchtet und ich war allein in meiner Noth. Aber welchen Greuel wurde ich gewahr, als ich einen Augenblick Ruhe fand und zu meinem Kammerfenſter hinausſah. Da hatten ſie mir meine Getreidegarben aus der Scheuer getragen und ſich auf dem Hofe Lagerſtätten davon gemacht. Erſt hatten ſie viele derſelben in die Pfützen gelegt und den Hof trocken gemacht, dann andre Garben oben darauf gebreitet und ſich gelagert. Was nicht dort Platz hatte, war in der Scheuer zwiſchen die Frucht gekrochen, ſo tief als ſie hatten kommen können. Viele hatten ſich auf dieſe Weiſe verſteckt und waren wirklich den Morgen darauf zurückgelaſſen worden. Andre hatten ſich auf den Futterboden, in die Ställe und ſogar in das Hühnerhaus gelegt. Ihr Erwachen am Morgen in der Dämmerung war eine wahre Auferſtehung von den Todten, wie ſie Ezechiel beſchreibt.

Kaum brach der Tag an, ſo wollten wieder alle Gefangne Eſſen haben, am gröbſten bedrängten mich die ruſſiſchen Offiziere. Der Hauptmann zog den Säbel gegen mich und nöthigte mich in Pantoffeln mitten durch den Moraſt des Fahrwegs zu ſpringen, um ihm, wie er ſagte, Kochfleiſch zu ſchaffen. Zum Glück ſchickte mir der Pachter vom Hofe einen kalten Haſenbraten entgegen, den ich nahm und wieder zurückging. Kaum konnte ich ihn behalten, denn die wachhaltenden Koſaken wollten ihn mir nehmen, allein der Hauptmann ſtand an der Thür und blickte mir entgegen, da ſcheuten ſie ſich doch etwas. Nun war es gut, die Offiziere aßen und tranken Wein; um 8 Uhr früh ging es fort auf Langenſalze zu. Dieſe ganze Nacht war das Dorf in größter Gefahr, angeſteckt zu werden. Vor der Schule und den Nachbarhäuſern loderten große Feuer, deren Flamme bis unter die Dächer leckte. In meiner Küche brieten die Koſaken ihre geraubten Schöpſe, daß das Feuer bis in die Stube ſchlug. In die Häuſer und die Stuben hatte man Stroh und Garben geſchleppt und ſich darauf gelegt und überall brannten Lichter. Auch in dem Holzſchuppen hatte man ein Feuer angemacht, das beinahe an den Boden der daneben befindlichen Kammer anſchlug; das alles mußte man anſehn und durfte nichts wehren.

Am Morgen wurde an kein Kirchengehen gedacht, aber am Nachmittag hielt ich Kirche und vor dem Altar eine Dankrede, nachdem ich den Pſalmen: Gott iſt unſre Zuverſicht, verleſen hatte. In den nächſten Tagen ging es in ähnlicher Weiſe fort. Große Züge Koſaken! immer brachen ganze Trupps ein,

Digitized by Google

ließen sich Essen und Trinken geben und plünderten nachher doch. An einem einzigen Tage hatte ich nach und nach 20 Kannen Schnaps bei dem Pachter holen lassen. Immer war die Pfarrei das erste Haus, das in die Augen fiel, wo sie forderten und nachher plünderten. Einer von diesen Trupps machte es gar zu arg. Es mußten ihnen Schränke und Kommoden, wenn man sie nicht wollte zerschlagen lassen, aufgemacht werden, und sie nahmem alles weg, was ihnen anstand. Endlich kamen sie auch an den eisernen Kirchkasten, in welchem nebst den Obligationen etwa 100 Thaler an Gelde und die Vasa sacra sich befanden. Einer von den Kosaken ergriff ein Beil und wollte ihn erst aufbauen, er besann sich aber anders und forderte von mir und meinem Knecht die Schlüssel. Auf mich hielt er die Pistole, besann sich aber auch da anders und nahm die Knute. Ich gab also die Schlüssel her, weil ohne die anderen, die der Kirchenrechnungsführer hatte, der Kasten doch nicht aufgehen konnte. Er gab sie meinem Knecht zum Aufschließen. Da aber dieser es nicht vermögend war, so schlug er ihn mit dem umgekehrten Beil auf den Rücken, daß ich meinte das Rückgrat wäre entzwei. Der warf ihm die Schlüssel vor die Füße, die er aufhob und selbst aufschließen wollte. Er drehte aber, da er alle Stärke anwandte, den Kamm ab; wie er das gewahr wurde, warf er die Schlüssel hin und ging fort.

Mehr als einmal, wenn sie kamen und sahen, daß alles offen stand und nichts mehr zu nehmen war, haben sie mich durchfühlt und das Halstuch mir abgethan, weil sie glaubten, ich hätte Geld darin versteckt. Meiner armen kranken Frau ging es ebenso. Sie mußte oft aus dem Bette, die Betten wurden herausgeworfen und durchsucht und ich mußte meine Frau indessen auf den Schooß nehmen. Gern hätte sie einen neuen Oberrock von gutem Tuch gerettet, sie hatte ihn darum zu sich ins Bette genommen, man fand ihn aber und ging damit auf und davon. Alle Hühner und Gänse waren fort, alles war leer. Ein Trupp Baschkiren fand noch in einem Schranke Butter, davon nahm jeder einen Weck und aß ihn zum Brode, indem er wechselsweise bald in die Butter, bald ins Brod biß. Sie trugen hohe spitzige Mützen von Schaffellen und hatten Pfeile und Bogen.

Endlich den 27., als den Mittwoch, erschienen preußische Ulanen aus Schlesien, zwei Escadrons unter dem Commando eines Herrn Major von Blacha. Wir hatten eine große Freude, weil wir nun von eigentlichen Deutschen mehr geschützt zu sein glaubten. Leider gingen sie schon den 28. wieder fort, weil sie zum Belagerungscorps von Erfurt bestimmt waren. Da noch immer viele Kosaken vorbeizogen, so erbat ich eine Sauvegarde vom Herrn Major und sehr gefällig gab er mir zwei Ulanen; und da sie niemand ins Quartier nehmen wollte, so nahm ich sie in die Pfarrwohnung. Doch blieb nur einer, und dieser forderte, daß ich die Einwohner bewegen möchte, bei der Hand zu sein, wenn irreguläre Einfälle von den Russen geschehen möchten, denn man müsse sich im

Digitized by Google

Fall der Noth auch in Activität ſetzen. Ich ließ daher alle Mannsperſonen vor die Pfarrwohnung kommen und überzeugte ſie von der Nothwendigkeit dieſer Maßregel. Und das war gut, denn gleich den Freitag Vormittag erſchienen 20 Mann Bauernkoſaken, forderten 30 Viertel Fourage und fielen zugleich in die Häuſer und wollten plündern, allein es wurde ſogleich geſtürmt und alle Mannsperſonen verſammelten ſich mit tüchtigen Prügeln vor der Pfarrwohnung und andere zwanzig kamen von Gierſtädt. Dieſes verſchaffte der Sauvegarde Reſpect, ſie begehrten daher nur noch 20 Viertel Hafer und weiter nichts; dieſe mußten ihnen aber nach Bienſtädt von hieſigen Pferden nachgefahren werden, von da haben ſie ſolche mit nach Eiſenach genommen. Dort haben die Eigenthümer Karren und Pferde verlaſſen und kamen leer zurück. Vorher aber hatten die Ruſſen auch ſchon mehre Pferde mitgenommen.

Von da aus wurde es ziemlich ruhig, nur ich mußte die Sauvegarde noch drei Wochen im Quartier behalten, weil ihn kein Menſch haben wollte, da er ein ſehr zorniger Kerl war. Er hieß Münzer und ſtammte, wie er ſelbſt zu beweiſen ſuchte, von dem berüchtigten Münzer im Bauernkriege des 16. Seculi ab.

Endlich kam wieder preußiſche Infanterie und von jetzt wurde Ordnung gehalten. Doch mußten wir immer noch liefern. —

Dies iſt hier für unſere Nachkommen im Dorfe Kleinfahner aufgezeichnet zum Gedächtniß an die ſchwere Zeit. Jeder Chriſtenmenſch aber bete, daß der liebe Frieden uns und unſern Kindern erhalten bleibe. Denn der Krieg frißt, wie ein grimmiger Löwe das Gut des Landmanns weg.

Aus Schwaben.

Während in unſerm Nachbarland zur Rechten noch die Donner nachgrollen, mit welchen ſich das Gewitter über den fahrenden Sänger der Zukunft entladen hat, und die Vorgänge am Hof Veranlaſſung zu einer lebhaften politiſchen Bewegung geworden ſind, liegt auch für die ſchwäbiſche Correſpondenz die Verſuchung nahe, ihren Bericht mit eigenthümlichen Reſidenzverhältniſſen zu beginnen. Denn ein neuer Hof macht immer von ſich reden, und der unſrige iſt ja noch um ein paar Monate jünger als der bayriſche. Nur tritt ſofort der Einwand entgegen, daß, was von hier zu berichten wäre, an Inter-

Digitized by Google

esse sich lange nicht mit den nachbarlichen Vorgängen messen läßt, und insbesondere, daß ihm nicht die mindeste politische Seite abzugewinnen ist. Vor allem fehlt hier jener Reiz des Romantischen, der dort den jugendlichen Fürsten umgiebt, der ungebrochenen kühnen Idealität, die sich über das Herkömmliche hinwegsetzt, von entgegengesetzten Seiten ein größeres Maß von Hoffnungen und Befürchtungen hervorruft und damit von selbst ein gesteigertes Interesse in der Bevölkerung, eine wirkliche Parteinahme erweckt. Alles bewegt sich bei uns ungleich gemessener, nüchterner, in engeren, dem Herkommen möglichst angepaßten Verhältnissen. Unbekannt ist bei uns jene ideale Energie, die dort auf dem Gebiet der Kunst kleine Erfolge hervorzaubert, und auch wenn man ein geschworner Feind der Zukunftsmusik ist, so ist doch verzeihlich der Neid, mit welchem wir z. B. die Kunde von der Pflege des höheren Dramas zu Isar-Athen vernehmen. Der Thalkessel des Nesenbach ist nie eine günstige Stätte für die Musen gewesen, ein eigener Unstern hat sie hier immer verfolgt, und grade bei vereinzelten Anläufen zum Besseren hat sich dies jederzeit bewährt. Es scheint in unsern Hofkreisen das Bedürfniß wohl gefühlt und guter Wille vorhanden zu sein, eingerissenen Mißständen und Vernachlässigungen abzuhelfen, wie denn überhaupt der gute Wille des Königs von keiner Seite in Zweifel gezogen wird. Aber daß wirklich Eingreifendes geschehe, verhindert theils der Mangel an nachhaltigem eigenem Interesse, theils, wie es scheint, die Unzulänglichkeit der Rathgeber. Und weil nun so nichts Bedeutendes, auch innerhalb der Grenzen, die dem kleinen Staate gesteckt sind, geschieht, heftet sich Spott oder Abneigung an das Kleinliche, welches wirklich zu Tage tritt, an die Mißgriffe, die vielleicht unbeachtet blieben, wenn sie durch größere Bestrebungen aufgewogen würden. Manches in dieser Richtung hat bekanntlich eine unwillkommene weite Verbreitung gefunden und die Witzblätter aller Orten herausgefordert. Leicht ließe sich eine artige Blumenlese zusammenstellen, wenn nicht grade die Kleinlichkeit der Vorgänge es verböte und zugleich die Galanterie gewisse Pflichten auch dem Publicisten vorschriebe. Aber erklärlich ist es unter solchen Verhältnissen, wie das Tagesgespräch und die Fama geschäftig dieser Stoffe sich bemächtigt und von ihnen zehrt. Wo größeren Interessen nur dürftige Nahrung gegeben ist, macht sich die Medisance breit, und üppig blüht wieder wie in früheren Zeiten jene Gesinnung auf, die nach vorn die tiefsten Bücklinge macht und sich hinterher durch eine heimliche boshafte Kritik entschädigt, Dankadressen votirt und Kränze windet, und nachher die herablassenden Worte, durch die man sich beglückt gefühlt hatte, vielleicht gar als Gegenstand des Spottes weiter trägt, eine Gesinnung, die der Sache der Monarchie schwerlich zuträglich ist, aber vor allem nachtheilig auf den Volksgeist selbst zurückwirkt.

Ein solcher Zustand ist nun freilich nur möglich bei der Apathie gegen die

Digitized by Google

nationalen Angelegenheiten, die sich der Bevölkerung bemächtigt hat. Es ist der natürliche Rückschlag der hochtönenden Phrasen, die vor zwei Jahren im Schwunge waren, die natürliche Folge des Gangs der Ereignisse, der dieser Phrasen gespottet hat. Damals wäre jedermann aufgebraust bei dem Gedanken, daß die würtembergische Regierung sich von der augustenburgischen Sache und der sogenannten Bundestagsmehrheit trennen und ins Lager der verhaßten Großmächte überlaufen könne. Jetzt ist diese Mehrheit längst zur Minderheit geworden, die Minderheit selbst hat förmlich abdicirt, und Herr v. Varnbüler hat durch seine Abstimmung vom 18. November seinen lange vorbereiteten Uebergang zu den Großmächten vollzogen, — und kaum hat jemand Notiz davon genommen. Man ist froh, daß man der preußischen Machtsphäre noch weit entrückt ist, und läßt im Uebrigen die Dinge gehen wie sie gehen. Vielfach ist dabei freilich das Aufdämmern einer richtigen Einsicht in die Macht der kleineren Staaten wirksam, und Hr. von Varnbüler hat diese Saite immer mit berechneter Bescheidenheit glücklich anzuschlagen gewußt. Aber die fatalistische Ergebung in das Unvermeidliche ist dabei doch stärker als gewonnene Ueberzeugung im Sinn der wirklichen nationalen Interessen. Der vielbesprochene Artikel der Allgemeinen Zeitung: Rasche oder schleichende Annexion der Herzogthümer, hat wirklich einer in Süddeutschland sehr verbreiteten — Stimmung muß man eher sagen, als Ueberzeugung, Ausdruck gegeben. Indem er die Annexion nicht als ein wünschenswerthes, aber unvermeidliches Ziel darstellte, indem er offenbar aus einer Stimmung heraus geschrieben war, welche die unangenehm gewordene Sache endlich einmal abschütteln möchte, war er für Süddeutschland ein fast in ähnlicher Weise befreiendes Ereigniß, wie Treitschkes erstes Hervortreten für die liberale Partei im übrigen Deutschland war: er hatte offen ausgesprochen, was Viele gedacht, aber klugerweise bei sich gehalten hatten, bis es unter der schützenden Aegide des augsburger Blatts sich hervorwagen konnte.

Ganz ungestraft sollte indessen unsere Regierung mit ihrer Fahnenflucht am Bundestag doch nicht davonkommen, und zwar waren es die verlassenen Bundesgenossen selbst, welche ihr eine jener kleinen Schlappen beibrachten, wie sie das besondere Vergnügen und der Triumph der Erfindungskraft des Herrn v. Beust sind. Es war eine ziemliche Verlegenheit für Hrn. v. Varnbüler, als er, nichts ahnend, eines Tages plötzlich aus dem Zeitungsblatt erfuhr, daß Bayern und Sachsen das Königreich Italien anerkannt hätten. Nicht blos dem wiener Cabinet galt dieser kleine Streich der Rache, sondern auch der treulos gewordene Bundesgenosse zu Stuttgart sollte überrascht werden, und wirklich war für Hrn. v. Varnbüler das Gefühl, in dieser Frage isolirt zu sein, um so empfindlicher, als er früher einmal in der Kammer mit Nachdruck geäußert hatte, niemals werde er eine Macht anerkennen, welche die Hand verlangend

Digitized by Google

nach Venetien und Wälschtirol ausstrecke. Ob er nun inzwischen von Seiten des florentiner Cabinets in dieser Beziehung beruhigende Zusicherungen erhalten hat, muß dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß er auch diesmal mit Grazie sich ins Unvermeidliche geschickt hat. War die aufregende Kühnheit, mit der Bayern und Sachsen vorgegangen waren, nicht nach seinem Geschmack, so wollte man doch die wenig beneidenswerthe Rolle, die von der Wiederherstellung des Zollvereins noch unvergessen war, nicht zum zweiten Male spielen. Man drängte sich nicht vor, man gefiel sich aber auch nicht in einer aussichtslosen Hartnäckigkeit wie Hannover: still und geräuschlos that man, was man nicht lassen konnte.

Solche Erfolge der auswärtigen Politik sind immerhin zweifelhafter Natur; es giebt innere Erfolge, auf welche Herr v. Varnbüler um so stolzer sein darf. Man erzählte, er habe sich das besondere Vertrauen des Königs vor allem dadurch erworben, daß er diesen darauf hinwies, wie zahm das einst gefürchtete Organ der Demokratie, der Beobachter, seit seiner Amtsführung geworden sei. Nun repräsentirt dieses Blatt freilich nur einen Theil und nicht den größeren Theil unserer Demokratie, aber mit der Zähmung hat es allerdings seine Richtigkeit, wenn es auch nicht erst Herr v. Varnbüler ist, der die Brauchbarkeit der föderalistischen Theorien für die dynastischen Zwecke entdeckt hat. Diese Föderalisten haben sich freilich auf der äußersten Linken postirt, ihre Ideale liegen in der Schweiz und jenseit des Oceans, aber nur um so werthvoller wird dadurch ihre Bundesgenossenschaft. Denn wenn sie auch in ihren Doctrinen den kühnsten Abstractionen sich überlassen, so ist das überaus ungefährlich; dagegen ist es sehr nützlich, daß sie durch ihre nunmehr ganz ungescheute Polemik gegen die nationale Einheit der Sache des Detailfürstenthums einen populären Nimbus verleihen. Was sie in Sachen der Theorie leisten, ist durchaus harmlos. Selbst die verblümte Drohung mit der Revolution, die sich zuweilen hervorwagt, ist ungefährlich; unverblümt hat ja doch das k. k. Einladungsschreiben zum Fürstentag die Revolution an die Wand gemalt; und warum z. B. an den mit beneidenswerther Ausdauer endlos ausgesponnenen Artikeln über die schweizerische Heeresverfassung, welche die stehenden Lückenbüßer sind, den mindesten Anstoß nehmen! Was sie dagegen wirklich leisten, konnte nicht willkommener sein, die emsige Schürung des Preußenhasses, die systematische Bekämpfung der Einheitstendenz, die Polemik gegen die politische Centralisation, welcher sie in nicht mehr ungewöhnlicher, sei es bewußter oder unbewußter Weise, das Schreckbild der administrativen Centralisation unterschieben, oder endlich die poetische Verherrlichung der gemüthlichen Existenz eines Kleinstaats mit seiner Kerubevölkerung, seinen traulichen Ortschaften, rauschenden Wäldern und der niedlichen Verfassung.

Den Werth einer solchen Partei weiß ein unbefangener Staatsmann wie

Digitized by Google

Herr v. Varnbüler natürlich zu schätzen. Unbezahlbar ist die Ausdauer, mit der sie einen Kantönligeist zu pflanzen, den Sinn des Volks in einen kleinlichen Gesichtskreis festzubannen sucht, und was damals niemand begreifen konnte, als sie vom Verlangen nach einer That beseelt im Frühjahr 1864 mitten von der Schleswigholstein-Bewegung hinweg sich als eigene Partei zu constituiren versuchte, erwies sich als eine nicht übel angelegte Berechnung. Sie that was an ihr war, den Patriotismus zu localisiren, den Sinn für die großen Momente in der Herzogthümerfrage zu ersticken und was als eine nationale Angelegenheit im höchsten Sinne und vor allem als eine Machtfrage des Vaterlands zu werthen war, herabzudrücken zu einem Handel, bei dem die Behauptung der provinziellen Autonomie, der Widerstand gegen die Einheit die Hauptsache war.

Daß eine solche Richtung auch auswärts einige wenigstens verwandte Elemente fand, daß sie bei der gegenwärtigen Regierung in Preußen selbst dort eines vereinzelten Beifalls sich erfreuen durfte, ist erklärlich. Aber ein Anderes war es nun, diese Elemente zu einer Partei zusammenzuschließen, so daß sie mit einigem Anspruch, in öffentlichen Dingen gehört zu werden, auftreten konnte. Eine Partei ist nicht denkbar ohne gemeinsame positive Zielpunkte. Was aber die Föderativdemokraten in und außerhalb Schwaben zusammenhielt, war nur ein Negatives, der Haß gegen Preußen, außerdem unklare phantastische Ideale. Darauf eine Partei zu gründen, war ein schwieriges Unternehmen, das noch nicht hat gelingen wollen. Seit zwei Jahren ist es „die Organisation der Partei", welche die Kosten unzähliger Leitartikel und verschiedener Versammlungen trägt, immer wieder nichts als die „Organisation der Partei", ein Beweis, daß es eben mit dieser Organisation nicht vorwärts will. Bewundernswerth ist die Kunst der Reclame, unermüdlich der zudringliche Eifer, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und so lange schon reden sie dem Publikum vor, daß sie eine Partei seien, daß man es ja endlich herzlich gern glauben möchte, wenn es nur wahr wäre.

Mit Heiterkeit hat man bei uns die Nachricht vernommen, daß die Versammlung der Volkspartei zu Bamberg ihren Vorort von Nürnberg nach Stuttgart verlegt habe. Man weiß, daß bis jetzt jeder Versuch scheiterte, die neue Partei unter den Hut eines Programms zu bringen. In Darmstadt war das Triasprogramm der Stuttgarter durchgefallen, und es schrieb sich daher eine gewisse Spannung zwischen Herrn Eckardt, dem Redacteur des deutschen Wochenblatts, und den Herren vom Beobachter. Letztere waren überhaupt verstimmt. In Bamberg glänzten sie sogar durch ihre Abwesenheit; Eckardt machte hier den Versuch mit einem neuen Programm, das auf die Föderativrepublik lautete, aber auch dieses fiel durch, indem, wie glaubhaft verlautet, nur drei Stimmen für dasselbe sich erhoben. Unterdessen scheint Herr Crämer von Doos des

Digitized by Google

Spiels müde geworden zu sein, er näherte sich infolge der bayrischen Vorgänge wieder seinen Freunden von der Fortschrittspartei, vielleicht mochte ihm auch bei den Wirkungen seiner Ausfälle gegen „diese Norddeutschen" nicht recht geheuer sein. Unter diesen Umständen blieb wohl nichts übrig, als die Schmollenden zu versöhnen und die Würde des Vororts einzupacken und via Nördlingen und Bopfingen nach dem Nesenbach zu verschicken, wo der Eifer des Beobachters wenigstens unvermindert ist und doch am ehesten zu vermuthen war, daß mindestens ein lokaler Anhang der Partei gesichert sei.

Letzteres trifft nun freilich nicht in dem Maße zu, wie wohl auswärts angenommen wird und nach den Trompetenstößen der betheiligten Presse anzunehmen wäre. Mit großer Wichtigkeit ist auch innerhalb unsres Landes fortwährend von der „Organisation der Partei" die Rede, ohne daß es recht mit ihr flecken will. Die anerkannten Führer der Demokratie halten sich, wenige ausgenommen, grundsätzlich fern und ziehen sich endlich, gedrängt durch das Vorgehen der Gegner, eine abgegrenzte Fortschrittspartei heran. In der Hauptstadt haben die Gemeindewahlen der jüngsten Zeit über das numerische Verhältniß der Volkspartei jedermann die Augen öffnen können, und auf dem Lande, wo der Einfluß des Beobachters allerdings größer ist, schon weil seine Doctrinen dem Volk gänzlich unverständlich sind, hat es mit der Organisation gute Wege. Macht zu schaden hat die Volkspartei freilich. Man sah es bei zwei Abgeordnetenwahlen, die im December vorzunehmen waren. Jeder liberale Candidat, der nicht auf das föderalistische Programm des Beobachters schwört, hat künftig nicht blos die conservative Regierungspartei gegen sich, sondern wird auch vom Beobachter dem Landvolk als ein heimlicher Anhänger Bismarcks denuncirt und unbarmherzig auf die preußische Spitze gespießt, wie dies eben bei jenen Wahlen einer der ersten volkswirthschaftlichen Capacitäten des Landes, Gustav Müller, passirte, der freilich den schlimmen Makel auf sich sitzen hatte, zu einer Zeit für den französischen Handelsvertrag offen eingetreten zu sein, als Moritz Mohl noch eine Autorität war. Für die Kammer ist die Nichtwahl Müllers ein entschiedener Verlust, und so wird wohl in Zukunft überhaupt die Wahl tüchtiger Persönlichkeiten einen doppelt schweren Stand haben. Auch von dieser Seite her hat die Regierung alle Ursache, mit Wohlgefallen auf die neue Partei zu blicken.

Für diejenigen bei uns allerdings noch weit verbreiteten Kreise aus der alten Schule, welchen die nationalen Fragen durchaus hinter den Fragen des Liberalismus zurücktreten, ist dieser Stand der Sache natürlich ein steter Gegenstand der Klage, und von Zeit zu Zeit vernimmt man noch elegische Stimmen über den traurigen Zwiespalt in der demokratischen Partei, zumal da man ihn vielfach nur auf persönliche Motive und Antipathien zurückführt. Allein so unläugbar wirklich persönliche Motive einen Antheil an der Trennung haben, war

Digitized by Google

sie doch zugleich eine politische Nothwendigkeit. Jene selbst hätten sich nicht so verschärfen können, wenn nicht ein tieferer politischer Gegensatz zu Grund läge zwischen einer Richtung, welche wesentlich die Einheit will, und einer solchen, die vor allem an einer doctrinären Form festhält, welche noch überdies das Gegentheil der Einheit ist. Es stände ohne Zweifel um unsere Fortschrittspartei besser, wenn sie die Weite dieses Gegensatzes früher erkannt und energischer darnach gehandelt hätte.

In der neuesten Zeit nun hat die Volkspartei abermals einen ihrer energischen Anläufe zur „Organisation der Partei" genommen und in einer geheimen Volksversammlung am 6. Januar „ernst und gehoben" Resolutionen für die Ausbreitung von Volksvereinen im Lande gefaßt. Es geschah dies, wie verlautet, in Ausführung eines Beschlusses der bamberger Versammlung und ist im Uebrigen eine Reminiscenz aus dem Jahr 1848. Aber eben diese Naivetät, ein Agitationsmittel, das sich in Zeiten der Bewegung ganz von selbst macht, künstlich ins Werk zu setzen, beweist den doctrinären Charakter dieser Bewegung und ihre Unfähigkeit, etwas Ernsthaftes zu treiben. Fragt man nach dem Zweck dieser Parteiorganisation, so ist kein anderer erfindlich als eben der, daß die Partei organisirt werde. Die ganze Wichtigthuerei ist rein Selbstzweck. Als auf dieser stuttgarter Versammlung ein Mann vom Lande, der noch so harmlos war, Ernsthaftes hinter der Sache vorauszusetzen, vorschlug, die Volkspartei möge sich die Verbreitung populärer Schriften angelegen sein lassen, erwiderte einer der Leiter: Ganz gut, und als erste solcher Volksschriften würde ich empfehlen eine Schrift — über die Bildung von Volksvereinen! Sonst ist nur noch zu erwähnen, daß die verlegene Waare des Triasprojects, die sonst immer mit dabei sein mußte, aus dem allerneusten Programm dieser stuttgarter Volkspartei endlich beseitigt worden ist und damit seine letzte Burg verloren hat.

Noch habe ich von einer kleinen nichtpolitischen Agitation zu berichten, die mit dem neuen Jahr sich bei uns eingestellt hat; schon um deswillen, weil sie das erste Anzeichen ist, daß die kirchliche Frage auch in Schwaben Einlaß begehrt. Am 3. Januar tagte in Stuttgart eine Versammlung von Geistlichen und Laien, welche die Einführung einer Synodalverfassung besprach und Resolutionen in diesem Sinne faßte. Die Vortrefflichkeit unsrer Kirchenverfassung ist es keineswegs, was die bisherige Abwesenheit jeder kirchlichen Bewegung erklärt. Im Gegentheil, wir haben ein Consistorialregiment, das als Muster der unnatürlichen Verbindung von Kirche und Staat gelten kann: unsere Landeskirche ist eine ganz gewöhnliche Staatsanstalt, die wie andere Zweige des öffentlichen Dienstes von königlichen Dienern besorgt wird. Dieses Regiment hat sich aber so sehr bei uns eingelebt, seine Wirkung auf die Ertödtung des kirchlichen Gemeindelebens ist so vollständig gewesen, daß es als etwas ganz Natürliches, Selbstverständliches hingenommen wurde, und noch jetzt die auf

Digitized by Google

Beseitigung desselben gehenden Bestrebungen vereinzelt und nicht eigentlich populär sind. Der Druck desselben ist auch für die Geistlichen selbst empfindlicher als für den einzelnen Laien. Dort ist allerdings eine geisttödtende Uniformität erzielt worden, die mit der wissenschaftlichen Bewegung, welche eine Zeit lang von der tübinger Hochschule ausging, im schneidendsten Gegensatz steht. Es verstand sich ganz von selbst, daß die jungen Leute, wenn sie vier Jahre lang Hegel, Strauß und Baur studirt hatten, mit dem Amtsrock auch einen neuen Geist anzogen; mochte jeder sehen, wie er damit fertig wurde. Dagegen war andrerseits die Kirchenleitung human und weitherzig genug, die Laien in keiner Weise zu incommodiren, und eben daher kommt es, daß diese so wenig Interesse an der Aenderung eines Systems zeigen, das sie nicht genirt, ja das sie vielleicht nur straffer angezogen zu sehen fürchten, wenn es der Selbstleitung der Kirche anheimfiele. Daß die Dinge so liegen, muß man wohl beklagen. Bei dem Einfluß, den die Kirche unläugbar auf große Bevölkerungsmassen ausübt, kann es niemand gleichgiltig sein, wie sie regiert wird. Eine auf Wahlen der Gemeinden beruhende Vertretung der Kirche würde in jedem Fall ein Verhältniß der bürgerlichen und der kirchlichen Sphäre einleiten, wie es den richtigen Principien des Staats sowohl als der Kirche entspricht. Officiellen Aeußerungen zufolge sollen wir auch wirklich mit einer Landessynode beschenkt werden; nur würde ohne Zweifel die Institution von Anfang an kräftiger und lebensfähiger ausfallen, wenn sich eine stärkere öffentliche Meinung dafür geltend machte. Dem Cultusminister ist früher einmal die Aeußerung entschlüpft, daß er kein Freund der „experimentirenden" Kirchenpolitik im badischen Nachbarland sei, und wenn es in seiner Absicht liegt, dem unverändert fortbestehenden Consistorium die Synode als controlirende und berathende Behörde beizugesellen, so dürfte es sich für den Anfang um wenig mehr als um eine Scheinconstitution handeln. Indessen die Hauptsache ist, daß die Kirche überhaupt eigene Organe ihrer Wahl besitze, und daß sie, indem sie in ihren Organen dem Laienthum seine Stelle gewährt, aufhöre eine Geistlichkeitskirche zu sein. Besitzt sie diese Organe, so hat sie an ihnen auch die Mittel, um weitergehende Ziele zu verfolgen. Die Synode wird danach streben ihre Competenz zu erweitern, mindestens Einfluß auf die Besetzung des Consistoriums zu erlangen, sie wird die Abschaffung der Staatsdekanate fordern, und dies sind lauter Schritte auf dem Weg zur Trennung von Kirche und Staat. Es wird ferner nicht ausbleiben, daß, wenn eine öffentliche Tribüne vorhanden ist, die theologischen Richtungen sich individualisiren und schärfer abzeichnen, es werden sich Parteien bilden, die mit gleichem Recht auf einem gemeinsamen Boden sich gegenüberstehen, und die Oeffentlichkeit der Debatte, die Bildung von Parteien kann schließlich der Sache des theologischen und kirchlichen Fortschritts nur förderlich sein. Gedeckt durch die Partei, der ein legitimer Boden gesichert ist, wird auch der Einzelne freier

Digitized by Google

mit seiner Ueberzeugung hervortreten können. Vielleicht, daß dann auch das Mißtrauen in den Protestantenverein und die verwandten Bestrebungen sich hebt, welche bisher, wesentlich aus den oben schon berührten Gründen, in Schwaben nicht das mindeste Echo gefunden haben. *y.*

Zur preußischen Thronrede.

Die Regierung wie die Opposition in Preußen haben in dem letzten Jahre Veranlassung gehabt, zu erkennen, wie verhängnißvoll der innere Conflict auf die auswärtige Politik des Staates zurückwirkte. Es ist ein ernster Anruf des preußischen Patriotismus, mit welchem die Thronrede schließt, und wohl ziemt der liberalen Presse, darauf zu antworten.

Wenn die Thronrede eine Verständigung über die Heeresorganisation nicht erwartet und doch eine Verständigung über wichtige Gesetzvorlagen und Creditforderungen in Aussicht nimmt, so wünschen auch wir, daß das Abgeordnetenhaus sich durch den ungesühnten Zwist nicht abhalten lasse, die vorgelegten Gesetzentwürfe unbefangener Würdigung zu unterziehen. Aber das gegenwärtige Ministerium weiß auch sehr wohl, daß nicht die Militärfrage allein seine Verständigung mit dem preußischen Volk verhindert. Es ist fast nur Zufall, daß diese Frage als Erisapfel zwischen Volk und Krone geschleudert ward; würde sie heute erledigt, so würde morgen unter dem gegenwärtigen System eine andere, nicht weniger aufregende, ein neues Schisma hervorrufen, die Frage über Militärgerichtsbarkeit, über Zusammensetzung des Herrenhauses, über die ministerielle Methode, administrative Gesetze in Liebe und Haß zu interpretiren, und vieles Andere. Der Kampf geht nicht um eine einzelne Organisation, es ist ein tiefer und unsühnbarer Gegensatz und dieser heißt: hier persönliches Regiment, dort verfassungsmäßige Regierung. Nur ein gründlicher System- und Personenwechsel vermag dem preußischen Staat den innern Frieden zurückzugeben. Wer noch anderes hofft, verkennt die Größe des Conflictes und die Erbitterung der Menschen.

Vorsichtig rührt die Thronrede auch an die schleswig-holsteinische Frage. Die Erfahrungen des letzten Halbjahres sind dazu angethan, dieselbe Vorsicht auch den Abgeordneten zu empfehlen.

Daß der Vertrag von Gastein eine verhängnißvolle Maßregel war, welche widerwärtige Schwierigkeiten dadurch beseitigt hat, daß sie eine Reihe von

Digitized by Google

größeren schuf, wird jetzt nur noch Wenigen zweifelhaft sein. In der Frage der Herzogthümer gehen immer noch, auch in Preußen, die Ansichten auseinander, nicht über das Wünschenswerthe, wohl aber über das gegenwärtig Erreichbare. Aber wir Liberalen der preußischen Partei sehen doch, was unsere Pflicht ist, klar vorgezeichnet.

Wir sind vor allem Preußen. Wie wir auch über die Persönlichkeit des Ministerpräsidenten und die Wege, welche er eingeschlagen hat, denken mögen, alles, was er gethan, fällt nicht nur auf sein Haupt zurück, auch auf den Staat. Was er in Schleswig-Holstein wagt, ist für Preußen; was ihm fehlschlägt, droht auch Ehre und Macht des Staates zu beeinträchtigen. Es mag ein schweres Unglück sein, daß es so ist; wir aber dürfen uns dieser Consequenz nicht entziehen. Ein Weg ist betreten, Preußen hat sich engagirt, und kein Preuße, wer er auch sei, und wie er auch persönlich in dieser Frage empfinde, hat noch das Recht, direct oder indirect dem entgegenzuarbeiten, was bereits zur Thatsache geworden.

Soweit sind wir alle gebunden. Wie weit der einzelne Liberale die Politik des Ministeriums thätig unterstützen wolle, wird seinem Gewissen überlassen bleiben. Die Regierung aber darf nicht befremdet sein, wenn viele tüchtige und bewährte Männer der liberalen Partei sich verhindert erachten, eine persönliche Einwirkung im Interesse der Regierung und leider auch in einem bestehenden Interesse des preußischen Staates auszuüben. Solche thätige Theilnahme ist einem Patrioten sehr schwer gemacht, auch wenn er in dieser Frage die Ueberzeugung der Regierung theilt und an die Möglichkeit eines guten Erfolges ihrer Schritte glaubt. Denn eine kräftige Aufregung der liberalen Sympathien in S.-H. ist unmöglich, und die Versuche des Einzelnen sind nur warmherzige Sisyphusarbeit, so lange irgendeine Maßregel der Herren v. Manteuffel und v. Zedlitz das durch die mühsame Arbeit von vielen Einzelnen gewonnene Terrain im Augenblick wieder den Gegnern preisgiebt, und so lange jede Post, welche aus Preußen in die Herzogthümer geht, durch die Berichte über die innern Zustände Preußens den Anstrengungen preußisch gesinnter Patrioten in den Herzogthümern entgegenarbeitet.

Dagegen ist es Zeit, eine andere Forderung auszusprechen. Auch der Presse, sowohl der preußischen Regierungsjournalistik, als den Blättern Holsteins, wünschen wir größere Mäßigung bei Vertretung ihres Standpunktes. Zu viel Persönlichkeiten sind in diesem Zeitungskampf ausgetauscht worden, sie haben auf beiden Seiten erbittert, keinem von beiden Theilen genützt. Es hilft wenig, daß die officiöse Presse immer wieder die Ansprüche des augustenburgischen Hauses ausstreicht und für einen längst überwundenen Standpunkt erklärt. Diese Ansprüche sind doch vorhanden, und jedermann weiß, daß sie, im Fall der Widerstand des Auslandes für Preußen unbesiegbar sein sollte, der preußischen

Digitized by Google

Politik die einzige Basis werden würden, auf welcher ein Etabliren der höchstberechtigten Ansprüche Preußens an die Herzogthümer durchführbar wäre. Wozu sich selbst immer neue Barrièren auf der einzigen sichern Rückzugslinie schaffen! Ebenso hat die Presse des Herzogthums Holstein in kurzsichtigem Eifer Schädliches gegen die Interessen ihrer Parteisache gethan. Wenn sie seit einem Jahre beflissen ist, alles, was in dem preußischen Staat unfertig ist und unweise geschieht, mit Behagen hervorzuheben, um dadurch die Opposition gegen Preußen zu stärken, so haben die Leiter dieser Richtung bereits den Nachtheil zu tragen, daß nicht nur die gegenwärtige Regierung Preußens, sondern das ganze preußische Volk darin eine häßliche Methode der Agitation empfindet, welche die Seelen empört. Was frommt eine solche feindselige Agitation, durch welche die Liberalen Preußens grade so verletzt werden, wie die Conservativen? Man kann auch Preußen nicht ausstreichen aus der Reihe der europäischen Staaten; eine Zukunft der Herzogthümer ohne vorwiegenden Einfluß Preußens ist ganz unmöglich; wozu hat man einen Haß gesäet, der dem Fürsten, welchen man sich wünscht, sehr erschweren muß, irgendwelche Concession an Preußen bei dem eigenen Lande durchzusetzen, und der ihn bei der größern Hälfte Deutschlands in den Ruf gebracht hat, ein erbitterter Feind des Staates zu sein, welchen wir doch einmal nicht entbehren können. Denn Preußen ist in Wahrheit gar nicht mehr ein Stück von Deutschland, sondern es ist bereits Deutschland selbst, wenn auch in sehr unvollkommener Organisation.

Es wird grade jetzt Zeit, daß man in Berlin wie in Kiel der Presse andere Stimmung gebe. Noch besteht der feindliche Gegensatz der Interessen, aber beide Theile haben Ursache daran zu denken, daß bei veränderter Sachlage eine Versöhnung möglich werde, und der Weg dazu ist für beide nicht ein Brüskiren und Herabziehen der Gegner, sondern anständige Behandlung.

Unterdeß bleibt bei dem Weg, auf welchem die preußischen Interessen in den Herzogthümern geleitet worden sind, für Preußen nur noch die letzte Aussicht, daß das Provisorium lange genug daure, um den Bewohnern der Herzogthümer ein besseres Verständniß von dem Werth preußischer Unterstützung zu geben.

Die schwere Aufgabe, welche das Abgeordnetenhaus in dieser Session hat, wissen wir Deutsche wohl zu würdigen, und warmer Antheil wird ihrer Thätigkeit nicht fehlen. Es ist eine schwere Lehrzeit, welche der jungen Kraft unserer Volksvertreter beschieden ist; wir vertrauen, sie wird ihnen selbst und dem Lande einst zum Segen sein! Sie sind von dem Tage, an welchem sie zusammentreten, in der That die Führer der liberalen Partei in Deutschland. Sie werden um so sicherer das politische Leben der Deutschen bestimmend leiten, je stolzer und fester sie ihre Aufgabe erfassen, Preußen zu sein. ♀

Digitized by Google

Literatur.

In mehren neuern Geschichtswerken und Zeitschriften findet man in Betreff der Betheiligung der preußischen Landwehr an den glorreichen Befreiungskämpfen Angaben, die zum nicht geringen Theil nur mit Vorsicht aufzunehmen sind. Wir schicken hier voraus, daß wir die große Tapferkeit und edle Hingebung dieser Truppen in keiner Weise verkennen und ihre hohen Verdienste schmälern wollen. Will man aber gerecht und unparteilich sein, so darf ein solches Hervorheben der Landwehr nicht auf Kosten der anderen Waffengefährten in der Linie geschehen, sei das nun infolge eines Uebersehens, einer nicht hinreichenden Kenntniß auf diesem Gebiete, oder gar einer absichtlichen Einseitigkeit. So muß denn infolge dieser Mängel mancher in der Kriegsgeschichte jener Zeit weniger Kundige zu der Annahme veranlaßt werden: daß die Landwehr, wenn auch nicht alles, doch das Meiste in jenem Vaterlandskriege gethan und der größere Theil dieser Kämpfer freiwillig um das vaterländische Banner sich geschaart habe.

In jüngster Zeit wirkten besonders zwei Factoren in der Presse, die Landwehr und ihre Leistungen in das glänzendste Licht zu stellen: nämlich die erste Feier nach fünfzigjähriger Vergangenheit, zum Gedächtniß der Kämpfer und ihrer Errungenschaften und dann die beabsichtigte preußische Heeresorganisation, wobei man eine allmälige Beseitigung oder mindestens ein Zurückdrängen der Landwehr aus dem bisherigen Heerverbande befürchtet. Ein drittes Motiv dürfte noch von der Seite her in Betracht zu ziehen sein, von wo auf das entschiedenste dahin gewirkt wird: die stehenden Heere als zu kostspielig und nicht mehr zeitgemäß zu beseitigen und statt ihrer es mit Volksheeren zu versuchen. Da nun die preußische Landwehr in ihrer bisherigen Organisation und ihren Elementen mehr der letzteren zuzuzählen ist, so mußten sich ihr alle die Sympathien derer mehr oder minder zuwenden, die sich als Gegner der stehenden Heere erklären.

So konnte es denn nicht wohl ausbleiben, daß auch weniger Berufne, dagegen aber für das System desto mehr Eingenommene thätig zum Verherrlichen der preußischen Landwehr mitwirkten und sich so bei Darstellung kriegsgeschichtlicher Momente mehr oder weniger dem Vorwurf der Einseitigkeit oder gar der Parteilichkeit preisgaben. Dagegen finden wir aber auch Schriften anerkannt tüchtiger Männer von Fach, in denen der Gegenstand auf das gründlichste behandelt wird, die aber leider den Weg in das größere Publikum weniger finden, als das, was als leichtere Waare diesem in billigen und vielgelesenen Zeitschriften aufgetischt oder sonst nach dem Geschmack der Massen auf den Büchermarkt gebracht wird.

Digitized by Google

Zu den gediegensten Schriften, die diesen Gegenstand behandeln, zählt unstreitig die des preußischen Premierlieutenants R. Bräuner, unter dem Titel: „Geschichte der preußischen Landwehr. Historische Darstellung und Beleuchtung ihrer Vorgeschichte, Errichtung und späteren Organisation.“*) Dieses Werk, auf das fleißigste und sorgfältigste Quellenstudium basirt, ist dabei klar und ohne alle Parteilichkeit oder Vorurtheile geschrieben; denn der Verfasser ist weit davon entfernt, das, was die Landwehr in jenen Kriegsjahren geleistet, zu verkennen.

Wir finden hier zunächst nachgewiesen, daß die preußische Landwehr nicht erst im Jahre 1813 als etwas Neues geschaffen wurde, sondern daß eine solche bereits 200 Jahre früher unter dem großen Kurfürsten bestand. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten findet man bereits eine Landmiliz, die in ihrer Art der 1813 gebildeten sehr ähnlich war. Diese wurde später in vier Landregimenter umgewandelt, die aber 1794 eingingen. Aber schon 1803 tauchte der Plan wieder auf, für die Dauer eines Krieges 50,000 Landmilizen zu errichten, worüber die Generale Courbière und Rüchel, besonders aber der damalige Major (spätere General) Knesebeck Vorschläge beim Gouvernement einreichten, die in ihren Grundzügen sich der Verfassung von 1813 sehr annäherten. Letzterer schlug schon damals die allgemeine Wehrpflicht, sowie eine Armeereserve vor. Doch in den sich steigernden kriegerischen und politischen Wirren ruhte das Angeregte, bis 1807 der geniale Scharnhorst diese Idee wieder auffaßte und mit seiner bekannten Klarheit hinzustellen wußte. Aber erst nach mehren harten Jahren des Unheils und der Schmach sollte die Landwehr ins Leben treten und zwar zunächst in Ostpreußen, der ersten von der Fremdherrschaft befreiten Provinz, und auf Kosten derselben.

Infolge der am 13. Februar 1813 erlassenen königsberger Festsetzungen, über Landwehr und Landsturm in Litthauen, Ost- und Westpreußen, sollten 20,000 Mann Infanterie aufgeboten werden, aber nicht als permanenter Theil des Heeres, sondern als außerordentliche Landesbewaffnung und lediglich zur Vertheidigung der Provinz. Alle Männer vom 18.—45. Jahre sollten zu dieser verpflichtet sein. Der Bedarf sollte zunächst durch Freiwillige gedeckt, was aber etwa am Etat noch fehlte, durch Losung gestellt werden. Durch spätere königliche Verordnung wurde auch noch Landwehrcavallerie errichtet.[1] Durch eine weitere königliche Ordre vom 12. Juni wurde bestimmt: daß auch die Landwehr mobil gemacht und der Feldarmee zugetheilt werden sollte.

Weite Verbreitung hat die Annahme gefunden, daß, namentlich infolge des Aufrufs des Königs an Volk und Heer (vom 17. März 1813) die gesammte

*) Der Verfasser steht im ersten schlesischen Grenadierregiment Nr. 10. Das Werk erschien bei Mittler und Sohn in Berlin.

Digitized by Google

oder der größere Theil der Landwehr freiwillig zu den Waffen geeilt sei. Nach der Angabe des Verfassers war die Anzahl der Freiwilligen sogar eine geringe und je nach den Provinzen verschieden. In Ostpreußen betrug dieselbe $^1/_{10}$, in den Marken etwa $^1/_8$, in Pommern und Schlesien kaum $^1/_{20}$ der einzustellenden Mannschaften. Der größere Theil mußte daher durch Losung und Aushebung zusammengebracht werden, welche Maßregel aber nicht selten auf unerwartete Hindernisse stieß, und wobei es in einzelnen Districten, namentlich in Westpreußen, Oberschlesien und Westfalen, sogar zu Widersetzlichkeiten kam. Aber nicht einmal der bereits Zusammengebrachten war man sicher, indem bei nächster Gelegenheit ein Theil wieder desertirte. Es mögen hier Zahlen das Nähere beweisen.

Von 139 Ausgehobenen aus dem Dorfe Lingen in Westfalen stellten sich nur 13, von denen 12 sogleich wieder davonliefen. Im Paderbornschen brachte man knapp die Hälfte zusammen und vom 4. westfälischen Landwehrregiment desertirten in den ersten 5 Tagen gegen 100 Mann, auf einem Marsche nach Wesel aber nicht weniger als 17 Unteroffiziere, 6 Spielleute und 631 Gemeine, also fast in der Stärke eines ganzen Bataillons. — Die Mennoniten in Ost- und Westpreußen waren vom Militärdienst gänzlich befreit und den Juden war auf wiederholtes Ersuchen gestattet worden, statt der Mannschaften Geld zu geben.

Eigenthümlich war es mit Besetzung der Führerstellen. Trotzdem viele ehemalige Offiziere eingetreten waren, so war doch noch bedeutender Mangel daran. Mit diesen besetzte man zunächst die Stellen der Regiments- und Bataillonscommandeure, so wie der Compagnie- und Schwadronschefs. Daher mangelte es zunächst in der Region der Subalternen. Der Mangel war so fühlbar, daß in Oberschlesien Stellen zwangsweise besetzt wurden. Nicht minder fehlte es an gedienten Unteroffizieren. Der Verfasser sagt (S. 186) unter Anderem: „Bezüglich der Besetzung der Führerstellen müssen wir hervorheben, daß sich unter 237 höheren und Stabsoffizieren der Landwehr nur 5 bürgerliche befanden, auch über 90 Procent dieser Gesammtzahl ehemalige Offiziere waren. Letztere befanden sich ebenfalls noch sehr zahlreich unter den Capitäns. Durch diese Zahlen wird die Ansicht bekämpft: es hätten Adel und Armee im Jahr 1806 den Staat zu Grunde gerichtet und das Bürgerthum ihn durch Kampf im Jahre 1813, dem der Adel fern geblieben, wieder hergestellt. Es ist ersichtlich, daß grade der Adel für die Landwehr ein fast ausschließliches Contingent zur Besetzung derjenigen Stellen geliefert hat, von deren Tüchtigkeit auch die der Landwehrtruppen abhing. — Sodann zeigt es sich, daß die Ausbildung der Landwehr überhaupt nur durch die in den Capitäns- und Majorsstellen vorhandenen ehemaligen Offiziere der Armee von 1806 ermöglicht worden ist."

Digitized by Google

Interessant ist die Zusammenstellung der Anzahl von Landwehr und Linie in den verschiedenen Gefechten und Schlachten. Demnach focht nur bei Luckau (am 28. August 1813) die Landwehr allein; dann war sie in nur noch zwei Gefechten in der Mehrzahl, namentlich bei Hagelsberg (am 27. August) mit circa $^5/_7$ und dann bei Zahna (am 5. October 1813). Bei Goldberg, am 23. August 1813, sowie bei Belle-Alliance, am 18. Juni 1815, betheiligte sich die Landwehr ungefähr als Hälfte, bei Wartenburg (3. October 1813) als $^5/_{12}$, bei Ligny (18. Juni 1815) als $^3/_8$, und bei Dennewitz (6. September 1813) sowie bei Leipzig (18. October d. J.) als nahe an $^2/_5$, in den übrigen Gefechten aber nur bis zu $^1/_4$, $^1/_6$ und $^1/_{10}$ im Verhältniß mit der Stärke der Linie, wie diese im Gefecht angenommen wurde. Damit ist jedoch noch keineswegs gesagt, daß sämmtliche dabei anwesende Landwehren auch am Kampfe wirklich Antheil genommen haben. Dann machten diese aber bei den Belagerungstruppen der verschiedenen Festungen den Hauptbestandtheil mit aus.

Erst infolge der Verordnung vom 3. September 1814 sollte die Landwehr fortan einen integrirenden Bestandtheil der preußischen Wehrkraft bilden. Sie wurde nun bei den vier Armeecorps im Felde in folgender Stärke angenommen:

1. Armeecorps: 30,831 Mann, davon 10,400 M. Landwehr, also circa $^1/_3$; 2. Armeecorps: 31,758 M., davon 9,900 M. Landwehr, ebenfalls $^1/_3$; 3. Armeecorps: 23,980 M., davon 12,000 M. Landwehr, also $^1/_2$; und beim 4. Armeecorps 30,328 M., davon 18,500 M. Landwehr, also circa $^3/_5$; im Ganzen mithin 116,897 M., davon 51,000 M. Landwehr, also circa $^4/_9$.

Die Landwehr hatte bereits im Verlaufe der beiden vorhergehenden Jahre an Tüchtigkeit sehr gewonnen, weshalb sie auch in den engeren Heerverband aufgenommen wurde und so nicht mehr wie ursprünglich ein unter ungewöhnlichen Umständen angewendetes außerordentliches Mittel blieb. Aber der Verfasser macht — und das nicht mit Unrecht — einen Unterschied zwischen Gefechtstüchtigkeit und Kriegstüchtigkeit und sagt, daß letztere die Landwehr nie ganz erreicht habe. (S. 338). Schließlich bemerkt er noch: „Die Landwehr hat alles geleistet, was sie leisten konnte, und die Erwartungen weit übertroffen; aber auf Kosten des stehenden Heeres sie vergrößern zu wollen, zeigt Unkenntniß oder das Vorhandensein schlimmerer Absichten. Die alten kriegstüchtigen, zum Theil sogar kriegserfahrnen Regimenter haben vornehmlich die herrlichen Siege erfochten und die Landwehr hat ihnen nach Kräften dabei getreulich geholfen."

Von Herzen wünschen wir diesem Wehrinstitute einen weiteren ungeschmälerten Fortbestand. Es ist dieses viel zu sehr mit den Erinnerungen und den Sympathien des größeren Theils des preußischen Volkes verwachsen, als daß man solches an maßgebender Stelle unberücksichtigt lassen sollte. Hat die Landwehr als junge, man kann sagen eben zusammengeraffte Truppe die Feuerprobe so glänzend bestanden, hat sie in schwerer Zeit dem bedrängten Vaterlande so wesentliche Dienste geleistet, so ist jetzt ein Gleiches geeigneten Falles, wo sie umgekehrt aus den ältesten, mithin bestgeschulten Mannschaften der Wehr besteht, um so mehr zu erwarten.

M. v. B.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Von der Monatschrift

„Ergänzungsblätter zur Kenntniss der Gegenwart“

erschien soeben die **Februar-No. (I. Bd., 8. Heft)** — Subscriptions-Preis 6 Sgr. — folgenden Inhalts:

Philosophie: Dühring, der Werth des Lebens.

Geschichte: Geschichte der Republik Bolivia, von *Hugo Reck*.

Biographie: Ferdinand Redtenbacher. — Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy, von *Otto Gumprecht*. — Graf Christoph Rutger Ludwig Manderström, von *Edmund Lobedanz*. — Babbiner Dr. Ludwig Philippson.

Literatur: Walther von der Vogelweide, von *Karl Altmüller*.

Kunst: Das Musikalisch-Schöne, von Prof. Dr. *R. Zimmermann*. — Die Illustration als nationales Bildungsmittel, von Dr. *Max Schasler*.

Geographie: Wien. — Bevölkerung Polens. — Die Klementiner, von *A. Leist*. — Ostsibirien. — Die Kolonien der Holländer in Amerika. — Australien, neue Arealbestimmung. — Der Kriwitz in der Walachei, von *A. Leist*. — Seen.

Physik: Aneroid-Barometer. — Brechung des Lichts. — Elektrisches Tönen. — Galvanoplastik. — Magnesium. — Meerwasser.

Meteorologie: Fortbewegung des Luftdrucks. — Jährlicher Gang der Wärme in Europa. — Das Weinjahr 1865, von Dr. *Dellmann*.

Chemie: Wasserstoffsuperoxyd. — Chlorwasser. — Salzsäure. — Kohlensaurer Kalk. — Chromsaventurin. — Uebermangansaures Kali. — Kohlenhydrate.

Astronomie: Kleine Planeten. — Doppelsterne, von Dr. *Engelmann*.

Zoologie: Rinderpest, von Prof. Dr. *May*. — Fauna von Hochasien, nach *R. v. Schlagintweit*. — Schwelnemilch.

Botanik: Diklinie. — Dichogamie. — Dimorphismus. — Trimorphismus, von Dr. *Fr. Thomas*.

Mineralogie: Phosphorit. — Graphit. — Bernstein. — Tellurerze.

Volkswirthschaft und Statistik: Liebigs Lehre von der Bodenerschöpfung, von Dr. *Dühring*. — R. Dulon, Aus Amerika, über Schule etc., von Dr. *Dühring*. — Brauereien in Preussen. — Sparkassen. — Grossbritannieus und Irlands öffentliche Schuld. — Kindermord in London.

Landwirthschaft: Die Zusammenlegung der Grundstücke, von Dr. *Ditz*. — Die Tragkraft der Weinberge. — Bergamasker Schafe. — Das Abschneiden des Kartoffelkrauts. — Maschinendrusch. — Saatgemenge.

Berghau: Das Silberbergwerk Kongsberg.

Technologie: Ein Apparat zur Wasserhebung. — Wassertelescop. — Guanovoil-Steine. — Torfkohle. — Fischguano. — Fischmehl und Fischbrod. — Fleisch. — Briquettes.

☛ Zu beziehen durch alle **Buchhandlungen und Postämter** (Vierteljahrs-Abonnement 18 Sgr.)

Bibliothek ausländischer Klassiker.

(¾ Sgr. der Bogen.)

Es erschienen davon bis jetzt 27 Bände, die Uebersetzung folgender Meisterwerke enthaltend:

Shakespeare.

Macbeth, von W. Jordan. 5 Sgr. — Romeo und Julie, von W. Jordan. 6 Sgr. — König Lear, von W. Jordan. 8 Sgr. — Hamlet, von Ludw. Seeger. 9 Sgr. — Timon von Athen, von Ludw. Seeger. 7 Sgr. — König Johann, von Ludw. Seeger. 6 Sgr. — Wintermärchen, von K. Simrock. 7 Sgr. — Viel Lärmens um Nichts, von K. Simrock. 6 Sgr.

Robert Burns.

Lieder und Balladen, deutsch von Karl Bartsch. 2 Theile. 13½ Sgr.

Lord Byron.

Belagerung von Korinth. Der Gefangene von Chillon. Die Insel. Deutsch von W. Schäffer. 6 Sgr.

Walter Scott.

Das Fräulein vom See. Romantische Dichtung, übersetzt von Heinrich Viehoff. 8 Sgr.

Esaias Tegnér.

Die Frithjofs-Sage, deutsch von Heinrich Viehoff. 6 Sgr.

Björnstjerne Björnson.

Bauernnovellen (Arne. Ein fröhlicher Bursch. Kleine Erzählungen). Aus dem Norwegischen übertragen von Edmund Lobedanz. 2 Theile. 12 Sgr.

Molière.

Charakter-Komödien. Im Versmasse des Originals übertragen von Adolf Laun. 3 Theile. I. Der Misanthrop. 6 Sgr. II. Der Tartüff. 7 Sgr. III. Die gelehrten Frauen. 6 Sgr.

Rudolf Töpffer.

Rosa und Gertrud. Eine Genfer Novelle, aus dem Französischen übertragen von Karl Eitner. 10 Sgr.

George Sand.

Ländliche Erzählungen, deutsch von Aug. Cornelius. 2 Theile. I. Der Teufelssumpf. 5 Sgr. II. Franz der Champi. 7½ Sgr.

Beaumarchais.

Figaro's Hochzeit oder Ein toller Tag, übersetzt und eingeleitet durch Fr. Dingelstedt. 6 Sgr.

Bernardin de St. Pierre.

Paul und Virginie und Die indische Hütte, übersetzt von Karl Eitner. 8 Sgr.

Dante Alighieri.

Die göttliche Komödie. In Jamben übertragen von Karl Eitner. 3 Theile. 25 Sgr.

Homer.

Die Odyssee. Im Versmasse der Urschrift übersetzt von F. W. Ehrenthal. 2 Theile. 19 Sgr.

Unter der Presse:

Shelley.

Ausgewählte Werke, von A. Strodtmann.

Björnson.

Dramen (Hulda, König Sigurd), von E. Lobedanz.

Byron.

Don Juan, I. und II. Gesang, von W. Schäffer.

Leopardi.

Ausgewählte Gedichte, von Robert Hamerling.

Kalidasa.

Sakuntala, indische Dichtung, von Ernst Meier.

Sophokles.

Sämmtliche Dramen, von H. Viehoff.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

☛ Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 5.

Ausgegeben am 26. Januar 1866.

Inhalt:

Der mecklenburgische Landtag des Jahres 1865 . . . . Seite 161
Zur Genesis der Parteien in Spanien 167
Reformansichten auf dem Gebiet des Gefängnißwesens 191
Die gegenwärtige Situation in der schleswig-holsteinischen Frage . 197

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der mecklenburgiſche Landtag des Jahres 1865.

Zwiſchen dem Feudalismus und den Anforderungen des modernen Culturlebens giebt es keine Vermittelung. Da, wo der Feudalismus ſich als Princip der Staatseinrichtungen zu behaupten vermocht hat, wie in Mecklenburg, hat derſelbe nur die Wahl, entweder auf die Fortſchritte des Culturlebens zu verzichten oder in eine Neugeſtaltung der Staatseinrichtungen einzuwilligen, in welcher er ſelbſt keine Stelle mehr findet. Zu letzterem, zu der erneueten Aufrichtung des im Jahre 1850 der feudalen Reaction geopferten conſtitutionellen Staates, ſind zur Zeit weder die Regierung noch die Stände in Mecklenburg geneigt. Aber beide nehmen doch in neueſter Zeit zu den an ſie herantretenden Aufgaben eine weſentlich verſchiedene Stellung ein. Die Regierung kann ſich der Einſicht nicht verſchließen, daß die dermaligen Inſtitutionen des Landes in vielfacher Beziehung eine geſunde Entwickelung hemmen, daß Gewerbe und Induſtrie unter der Herrſchaft des feudalen Syſtems nur kümmerlich ihr Leben friſten, daß die Bevölkerung ſich vermindert, die Arbeitskräfte abnehmen, der Wohlſtand ſchwindet und mancherlei ſociale und ſittliche Nothſtände immer tiefer einwurzeln und eine immer weitere Verbreitung gewinnen. Die Regierung erkennt es daher für ihre Pflicht, bald hier bald da mit Reformanträgen vorzugehen. Da ſie aber dabei von der Anſicht geleitet wird, daß unter allen Umſtänden die feudale Grundlage der Landesverfaſſung nicht aufgegeben werden dürfe und nur durch einige Erweiterung des Spielraums bureaukratiſcher Regierungskunſt zu temperiren ſei, ſo würde ſie mit ihren Reformbeſtrebungen ſelbſt dann, wenn ſie damit durchzudringen vermöchte, nichts Gedeihliches ſchaffen oder doch höchſtens die Bahn ebnen, um zu etwas Beſſerem zu gelangen. Die Stände aber wiſſen ſehr wohl, daß jede tiefer greifende ſociale Reform mit den feudalen Inſtitutionen in Conflict treten und deren Beſtand erſchüttern muß. Sie haben nur einmal, unter ganz beſonderen Einflüſſen, deren Natur noch immer nicht ganz aufgeklärt iſt, und von der Regierung überrumpelt, ſich eine Reform gefallen laſſen, welche der Ritterſchaft überdies durch manche materielle

Digitized by Google

Vortheile annehmbar gemacht werden mußte: die Reform eines Theiles der bisherigen Steuerverhältnisse. Aber sie bereuen dies schon sehr und leisten seitdem allen Reformvorschlägen, mögen diese von der Regierung ausgehen oder von den wenigen liberalen Mitgliedern, welche sie in ihrer Mitte zählen, nur einen um so ernstlicheren Widerstand. Besonders hat der letzte Landtag diesen lediglich verneinenden Standpunkt der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft in ein helles Licht gesetzt und dadurch nicht wenig zur Verbreitung der Ueberzeugung beigetragen, daß selbst ein feudales Gouvernement mit der im Jahre 1850 provisorisch wiederhergestellten alten Landesverfassung nicht lange mehr wird auskommen können. Leerer an Ergebnissen, verhärteter gegen die bescheidensten Reformanträge, beharrlicher an dem Princip der unveränderten Conservirung aller bestehenden Verhältnisse festhaltend und entschiedener auch dem nothwendigsten Fortschritt widerstrebend, darum aber auch innerlich unberechtigter zur Vertretung der Gesammtheit der Bevölkerung, hat sich kaum ein anderer Landtag seit der gewaltsamen Beseitigung des im Jahre 1849 publicirten, beschworenen und in anerkannte Wirksamkeit getretenen constitutionellen Staatsgrundgesetzes gezeigt. Zugleich haben die feudalen Landstände wiederholte Veranlassung gefunden, ihre veralteten Anschauungen über wichtige Staatsaufgaben zu offenbaren, und der Gewinn, welchen diese positive Selbstcharakteristik für die schärfere Ausprägung des öffentlichen Urtheils über den Werth der bestehenden Verfassung hat, dient dem Eindruck der in der bloßen Negation sich darlegenden politischen Impotenz zu wesentlicher Ergänzung und Verstärkung.

Von den beiden Anträgen, welche der Rittergutsbesitzer Manecke-Duggenkoppel mit seltener Beharrlichkeit nun schon seit einer Reihe von Jahren auf jedem Landtage erneuert, betrifft der eine die Wiederherstellung des constitutionellen Staatsgrundgesetzes von 1849. Der Antrag war auch diesmal, wie dies schon öfter sich zutrug, von dem Engeren Ausschusse, der geschäftsführenden Behörde der Stände in der Zeit zwischen den Landtagen, in seinem Bericht über die Eingänge gar nicht erwähnt worden, und als Herr Manecke sich mit einer solchen Art der Escamotirung von Schriftstücken nicht zufrieden geben wollte und den Antrag noch einmal direct an die Landtagsversammlung einschickte, erhielt er denselben von dem dirigirenden Landrath v. Rieben mit dem Bemerken zurückgesandt, daß das Landtagsdirectorium sich nicht habe veranlaßt sehen können, den Antrag der Landtagsversammlung vorzulegen, weil in demselben deutlich ausgesprochen sei, daß der Antragsteller die Landesverfassung nicht als zu Recht bestehend anerkenne. So soll jeder Gedanke an eine Verfassungsänderung im Keime erstickt werden. Mit Begeisterung wurde dagegen für ein Denkmal des Großherzogs Friedrich Franz des Ersten (1785—1837), zu welchem die Anregung von zwei adligen Rittern ausgegangen war und welches den ausgesprochenen Zweck hat, den verstorbenen Fürsten als Erhalter

Digitized by Google

der alten ständischen Verfassung zu feiern, aus einer öffentlichen Kasse die Summe von 10,000 Thlr. bewilligt, und viele Einzelne erhöheten diese Summe noch um ein Bedeutendes durch Zeichnung von Privatbeiträgen.

Der andere, auf jedem Landtage sich wiederholende Antrag Maneckes, betreffend den Anschluß Mecklenburgs an den deutschen Zollverein, war zwar in die Registrande des Engeren Ausschusses aufgenommen, wurde aber in der üblichen Weise, ohne Verlesung und ohne Vorprüfung durch einen Ausschuß, mit dem Beschlusse abgefertigt, daß man denselben auf sich beruhen lassen wolle. Ein dritter Antrag desselben Mitgliedes der kleinen Fortschrittspartei in der Ritterschaft, auf Herbeiführung einer Landessynode als legislativer Kirchenbehörde gerichtet, wurde gleichfalls ohne vorgängige Prüfung und Begutachtung zurückgewiesen. Man fand darin einen Angriff auf die bestehende Kirchenverfassung und das herrschende Kirchenregiment, welche die Stände zu schützen berufen seien, und man stellte die Behauptung auf, daß die im Jahre 1849 ertheilte Verheißung einer Landessynode, an welche der Antragsteller erinnert hatte, in der damals durch das Staatsgrundgesetz aufgerichteten Trennung zwischen Kirche und Staat ihr alleiniges Fundament gehabt habe, während es doch notorisch ist, daß Kliefoth, Krabbe und andere Säulen der lutherischen Orthodoxie in Mecklenburg im Jahre 1849 die Nothwendigkeit einer auf dem Gemeindeprincip ruhenden Kirchenverfassung aus dem Wesen und Bedürfniß der Kirche, ganz unabhängig von deren Verhältniß zum Staat, deducirten, und der Erstgenannte durch seinen Eintritt in die zu diesem Zwecke geschaffene Kirchencommission die persönliche Verpflichtung übernahm, die Hinüberleitung der Landeskirche in die Synodalverfassung zu bewirken. Damals freilich fand selbst ein Kliefoth kein Bedenken, die Veranstaltung einer kirchlichen Feier der Verkündigung der deutschen Grundrechte zu sanctioniren. Aber die Zeiten sind andere geworden, und die orthodoxen Herren lassen sich jetzt nicht gern an ihre damaligen Anschauungen und Grundsätze erinnern. Einer der ritterschaftlichen Führer der herrschenden Kirchenpartei, der Landrath v. Oertzen-Woltow, erhob sogar bei der Verhandlung über den Antrag auf Herbeiführung einer Landessynode seine Stimme, um die Verbindung einer mißbilligenden Aeußerung mit dem ablehnenden Beschluß der Landtagsversammlung zu empfehlen, damit dieselbe nicht immer von Neuem von derselben Seite durch so widerwärtige Anträge behelligt werde.

Eine der größten Schattenseiten unserer Zustände liegt in der niedrigen Culturstufe des Schulwesens im Ritterschaftlichen. Eine Hebung desselben bezweckte ein von dem Rittergutsbesitzer Bock-Gr.-Weltzien gestellter Antrag, welcher in der geltenden Schulordnung von 1821 namentlich folgende Punkte als einer Reform bedürftig hervorhob: die mangelhafte Ausbildung der zum Schulamt sich meldenden Personen, die bei deren Prüfung gestellten geringen

Digitized by Google

Anforderungen, die dürftige pecuniäre Stellung der Schullehrer, die Bestimmungen über die Sommerschule. Er rügte, daß für die Ausbildung der ritterschaftlichen Schullehrer keine Vorkehr getroffen sei, da das Seminar zu Dobbertin eine viel zu kleine Anzahl und auch diese nur ungenügend ausbilde. Die Prüfung durch den Präpositus gebe nicht die geringste Gewähr für die Lehrfähigkeit. Die Normen für das Einkommen seien deshalb in dem Gesetz so niedrig gegriffen, weil vorausgesetzt werde, daß der Schullehrer ein Handwerk betreibe und aus diesem einen wesentlichen Theil seines Einkommens ziehe. Folge davon sei, daß die Lehrer in die größte Versuchung gerathen, die Schule als Nebensache zu betrachten; auch die Prüfung müsse an Strenge verlieren, wenn sie zu berücksichtigen habe, daß der Lehrer gezwungen sei, einen wesentlichen Theil seines Unterhalts aus der Betreibung eines Handwerks zu erwerben. Es sei demnach auf Wegfall des Handwerksbetriebes der Schullehrer und Erhöhung ihres Lehrereinkommens hinzuwirken, auch dafür Sorge zu tragen, daß letzteres den insgesammt auf halbjährige Kündigung angestellten Lehrern nicht nach Willkür geschmälert oder durch Kündigung ganz entzogen werden könne. Endlich wird es getadelt, daß der Schulbesuch im Sommer auf vier Stunden wöchentlich beschränkt sei, wobei Schulkinder und Lehrer nur Rückschritte machen könnten, und der auf dieses alles gestützte Reformantrag dahin formulirt: daß für die ritterschaftlichen Schulen tüchtige Lehrer seminaristisch ausgebildet werden; daß dieselben nur angestellt werden, wenn sie ein Zeugniß des Seminars über genügende Kenntnisse und Lehrfähigkeit und über ihre sittliche Führung besitzen; daß ihre pecuniäre Stellung verbessert und gesichert und die Sommerschule auf mindestens vier Stunden täglich erweitert werde. Bei dem Allen sind die Forderungen des Antragstellers hinsichtlich des Schulziels nichts weniger als hochfliegend, indem er den Unterricht im Rechnen und Schreiben nur für „dringend wünschenswerth", für unbedingt erforderlich aber nur die Ausbildung bis zum fließenden Lesen und für die Hauptsache den Religionsunterricht erklärt, jedoch einen solchen, wo nicht blos ein mechanisches Auswendiglernen des Katechismus, sondern eine Aneignung des Wortes Gottes mit dem Gemüth als Aufgabe vorschwebe. Daß die gewöhnlichen Handwerker-Schullehrer nicht im Stande sind, den Unterricht in diesem Sinne zu leiten, dafür beruft sich Herr Bock auf den Umstand, „daß die Kinder aus vielen Schulen zur Zeit der Confirmation kaum eine Frage beantworten können, die nicht im Katechismus steht".

Anders dachten über diesen Gegenstand die fünf Ritter und sechs Bürgermeister, welche das sogenannte „Polizeicomité" des Landtags bildeten, zu dessen Ressort auch die Schulsachen gehören. Der auf Grund der Prüfung des Antrags von ihnen einstimmig ertheilte Rath ging dahin, daß Ritter- und Landschaft beschließen möchten, den Antrag auf sich beruhen zu lassen. Daß der

Digitized by Google

Unterricht auch in den ritterschaftlichen Schulen eine genügende Vorbereitung für die Confirmation gewähre — worauf es allein ankomme — ergiebt sich nach diesem Ausschußbericht daraus, daß die Kinder in der Regel mit dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre zur Confirmation gelangen. Ueber den Betrieb eines Handwerks Seitens der Schullehrer bemerkt derselbe, daß, wenn man ihnen diesen Betrieb entziehe und folglich ihr Einkommen anderweitig entsprechend erhöhe, dadurch nicht nur die Gutsherrschaften eine drückende und unnöthige pecuniäre Last sich aufladen, sondern auch den Schullehrern viele müßige Stunden geschaffen und sie zur Ueberhebung über den ihnen weislich und naturgemäß angewiesenen, der Stellung ihrer Schulkinder und der Eltern derselben entsprechenden Standpunkt verleitet würden.

Noch deutlicher traten die Gründe der Abneigung gegen jede Hebung des ritterschaftlichen Schulwesens in der Verhandlung selbst hervor. Herr v. Oertzen-Kittendorf eröffnete dieselbe mit der Bemerkung: ein guter Unterricht komme aus dem Herzen, nicht aus dem Verstande, und über das, was in der Bibel stehe, hinaus brauchten die Kinder nichts zu wissen. Als weitere bemerkenswerthe Aussprüche über diesen Gegenstand mögen noch folgende verzeichnet werden: Herr Landrath v. Rieben: im Preußischen seien die Schullehrer zwar besser besoldet als in Mecklenburg, aber dies beruhe auf dem höheren Schulgelde, welches selbst von Unbemittelten ohne Barmherzigkeit beigetrieben werde. Herr Klosterhauptmann v. Maltzan: Die Lage der Schullehrer müsse überall so weit verbessert werden, daß sie wenigstens einem gut situirten Hoftagelöhner gleichständen. Herr Landrath v. Plüskow: Die Handwerker seien die besten Schullehrer, und es sei überhaupt mit dem Schulwesen in der Ritterschaft vortrefflich bestellt. Herr Klockmann-Hoppenrade: Er müsse sich dagegen verwahren, daß „seine Kinder" (er meinte die Schulkinder seines Gutes) dümmer seien, als die Kinder in den großherzoglichen Domainen. Herr Landrath Graf v. Bassewitz: Ein berühmter Mann in Preußen (der Name blieb verschwiegen) habe den richtigen Grundsatz aufgestellt, daß die Schullehrer immer in derselben Stellung sich befinden müßten wie die Eltern der von ihnen unterrichteten Kinder. Dadurch daß man in Preußen die Lehrer über den gemeinen Mann erhoben habe, hätten jene ihren Einfluß auf die arbeitenden Classen verloren und sei der Glaube und das religiöse Bewußtsein immer mehr geschwunden.

Im Einklang mit diesen Aussprüchen feudaler Weisheit ward mit 64 gegen 36 Stimmen der Beschluß gefaßt, den bockschen Antrag auf sich beruhen zu lassen und das Schulwesen im Ritterschaftlichen auch noch fernerhin in dem wahrhaft kläglichen Zustande zu erhalten, von welchem alljährlich die Procentsätze der nicht rechnen, nicht schreiben und nicht lesen könnenden Recruten aus der Ritterschaft ein so unwiderlegliches Zeugniß geben.

Während die Ritterschaft sich der Hebung des Schulwesens versagte, fand

Digitized by Google

die Landschaft Veranlassung, im Namen der Zunft- und Bannrechte der Städte der Entwickelung des Gewerbebetriebes auf dem Lande entgegenzutreten. Eine Eingabe von 92 ländlichen Schmiedemeistern, theils aus den Domainen, theils aus der Ritterschaft, enthielt die Bitte, daß, unter Aufhebung der entgegenstehenden Bestimmungen des Erbvergleichs zwischen Landesherrschaft und Ständen vom Jahre 1755, künftig auch den Landschmiedemeistern gestattet sein möchte, einen Lehrburschen zu halten und auszulehren. „Die allgemeine Klage über Mangel an Arbeitskräften," heißt es in dieser Eingabe, „trifft auch unser Handwerk. Davon ist die Folge, daß die Gesellen oft einen so hohen Wochenlohn beanspruchen, daß wir nicht im Stande sind, ihnen denselben zu geben. Dazu kommt noch, daß der Geselle fast ohne Ausnahme mehr Lust hat bei einem Stadt- als bei einem Landmeister zu arbeiten, wenigstens arbeitet er selten längere Zeit in einer Landschmiede. Hierdurch kommen wir oft in die größte Noth, unser Handwerk muß fast ruhen; denn Gesellen sind oft schwerlich wieder zu bekommen, Burschen dürfen wir uns nicht halten, und allein können wir unser Geschäft nicht verrichten. Hiervon ist wieder die Folge, daß wir nicht im Stande sind, unsere Kunden zu befriedigen, und auch bei dem besten Willen nicht das tägliche Brod für uns und unsere Familien wie auch die gesetzlichen Abgaben herbeizuschaffen. Daß diese Noth nicht blos einzelne, sondern mit nur wenigen Ausnahmen sämmtliche Landschmiedemeister trifft, beweist die nicht kleine Zahl der mitunterschriebenen Handwerksgenossen." Sie sprechen die Hoffnung aus, daß die Stände ihre Klagen für begründet erkennen werden, da die aufgeführten Uebelstände ihr Handwerk oft so beschwerlich und lästig machten, daß, wenn keine Abhilfe komme, mancher von ihnen die Lust zum ferneren Betriebe desselben verlieren müßte und sie ihre Söhne vor Erlernung des Schmiedehandwerks nur warnen könnten. Von der Regierung, an welche sie sich zunächst gewandt hatten, waren sie auf den Landesvergleich verwiesen worden, welcher die Gewährung ihrer Bitte nicht zulasse. Auf dem Landtage wurde von einzelnen Mitgliedern der Ritterschaft der vermittelnde Vorschlag gemacht, den Landschmiedemeistern statt der drei Gesellen, welche das Gesetz ihnen als Maximum zugesteht, zwei Gesellen und einen Lehrburschen zu gewähren. Aber, vorzüglich auf Betrieb der städtischen Vertreter, entschied der Landtag sich für unbedingte Ablehnung des Gesuchs.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Zur Genesis der Parteien in Spanien.

Wieder einmal hat die Gährung in Spanien eine jener Blasen emporgetrieben, welche durch ihre rasche Aufeinanderfolge erkennen lassen, wie stark das revolutionäre Ferment in diesem Staate ist. Eine Zeit lang konnte man in der Ferne meinen, die Ordnung im Innern sei leidlich gesichert, ein Fortschritt, der alle Parteien, die Extreme ausgenommen, zufriedenstellen werde, sei angebahnt. Wer den Dingen näher stand, wußte, daß dies nur Schein war. Jetzt hat das Pronunciamento Prims auch andern gezeigt, daß dem so war, und daß die Bewegung der Geister sich nicht blos auf einen Wechsel des Regierungssystems, sondern auf nichts Geringeres als den Sturz der herrschenden Dynastie richtet. Der Aufstand des Chefs der Progressisten ist, wie es scheint, mißglückt, aus was für Ursachen, ist gleichgiltig, da die der Vermuthung am nächsten liegende mögliche Hauptursache, Wohlgefallen der Mehrheit des Volkes an den gegenwärtigen Zuständen, durch anderweite notorische Thatsachen ausgeschlossen wird. Wenn nicht alles trügt, so wird binnen Kurzem ein neues Pronunciamento erfolgen und nicht mißglücken.

Um die neueste Geschichte Spaniens zu begreifen, müssen wir mehr wie bei irgendeinem andern Lande in frühere Jahrhunderte zurückblicken, ja der Schlüssel zu allen heutigen Schicksalen desselben liegt eigentlich nicht weit diesseits der Zeit, wo der spanische Staat überhaupt entstand, in der Periode der ersten habsburgischen Herrscher. Kein Land ist so rasch aus der Unruhe und Verwirrung des Mittelalters in die feste Ordnung des modernen Staats versetzt worden als Spanien durch das Zusammenwirken Isabellas von Castilien und Ferdinands von Aragon. Vor diesen beiden außerordentlichen Fürsten allgemeine Zerrissenheit, willkürlichste Geltendmachung aller besondern Interessen des Adels, der Prälaten, der stolzen Bürgerschaften, die Krone machtlos neben dem Uebermuth der Stände, der Norden in zwei Herrschaften getheilt, im Süden ein mohammedanisches Reich. Unter und nach ihnen, nach Verlauf weniger Jahre, das vollständige Gegentheil von alledem: ganz Spanien ein einiger fest geschlossner Staat mit umsichtiger, allenthalben fühlbarer Verwaltung, kräftiger Justiz, aufmerksamer Polizei und sogar ziemlich weitreichender Erziehung. Früher ein allgemeines Vorwalten des kriegerischen Elements, das die Kämpfe gegen die Ungläubigen und die Fehden der christlichen Fürsten unter einander groß gezogen, daneben üppiges Blühen der Phantasie in Glaube, Gesang und Liebe. Jetzt auch ein erfreuliches Gedeihen von nüchterner und friedlicher Thätigkeit, von Ackerbau, Gewerbe und Handel, namentlich in Catalonien, Va-

Digitized by Google

lencia und Andalusien — ein vielverheißender kraftvoller Aufschwung, der aber unterbrochen wurde, als er eben die ersten Erfolge zeigte.

Das Volk, aus ureingebornen, römischen, germanischen und arabischen Elementen zusammengeflossen, war bis dahin mit der übrigen Welt nur wenig in Berührung gekommen und so zu einem sehr eigenartigen Stück Menschheit geworden. Im Süden hatte ihm die sarazenische Cultur unverwischbare Züge aufgeprägt, im Norden lebte im Großen und Ganzen der Geist der Kreuzzüge fort, ritterliche Lebensanschauung und strenge Kirchlichkeit. Fast nur Catalonien nahm frühzeitig an der fortschreitenden Bewegung theil, die im fünfzehnten Jahrhundert durch die Geister in Südfrankreich und Italien ging; die Masse des spanischen Volkes blieb der Umgestaltung der Verhältnisse und Vorstellungen, die das übrige Europa seit dem Ende der Kreuzzüge erlebt, dem Erstarken des Bürgerthums, der Lockerung der römischen Hierarchie, der humanistischen Bildung so fremd, als ob Spanien eine ferne Insel gewesen wäre. Die Kriege der eingebornen Könige mit dem Ausland und die Entdeckung Amerikas änderten daran zunächst nicht viel, und so stand die Nation, als sie im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in dem Hause Habsburg ein neues Herrschergeschlecht erhielt und damit in die großen Welthändel eintrat, den Völkern jenseits der Pyrenäenmauer wie ein geistig nur ganz entfernt Verwandtes gegenüber, zwar in kräftigem Aufschwung aus sich selbst begriffen, aber fern von allem, was den Anfang der neuen Zeit bezeichnet.

Die engere Verbindung mit den niederländischen, deutschen und italienischen Besitzungen der neuen Herrscher würde segensreich für die spanische Bildung geworden sein, wenn nicht die gleichzeitig aufleuchtende Reformation dem spanischen Volksgeist die Gemeinschaft, in die er eben eingetreten war, als ein ihm nicht blos entschieden Fremdes, sondern gradezu Feindliches hätte erscheinen lassen, und wenn jene neuen Könige es in ihrem Interesse gefunden hätten, die Gegensätze auszugleichen. Daß dies nicht der Fall war, ist den Spaniern zum Verhängniß geworden, unter dessen Folgen das an sich edle und kernhafte Volk noch heute leidet und vermuthlich noch manches Jahrzehnt zu leiden haben wird.

Karl der Fünfte und später Philipp der Zweite erblickten in dem Umstand, daß Spanien von der Art der nördlichen Länder mit Unbehagen und Unwillen erfüllt wurde, einen zuverlässigen Hebel für ihre auf Universalmonarchie gerichteten Absichten, und so waren sie bemüht, diese Abneigung zu erhalten und zu verstärken, etwa in der Weise, wie dies in neuester Zeit mit dem Gegensatz des orthodoxen Russenthums gegen die „Heiden", d. h. gegen die Culturvölker des europäischen Westens geschah. Sie steigerten die spanische Strenggläubigkeit zu finster glühendem Fanatismus, und sie erfüllten das an sich ritterliche Volk, welches unter Ferdinand und Isabella begonnen, sich den Werken

Digitized by Google

des Friedens zuzuwenden, von Neuem mit Gedanken des Krieges und der Eroberung. Zwei engverknüpfte Aufgaben waren es, welche der Ehrgeiz und die Bigotterie dieser beiden Habsburger den Spaniern stellten: sie selbst zu Maßgebenden in allen politischen Fragen zu machen und der Kirche den Sieg über die Ketzer zu verschaffen. Die Nation erfaßte diese Aufgaben mit beispielloser Hingebung und Energie, und man kann nicht sagen, daß sie vergeblich gekämpft und gearbeitet. Spanien eroberte den besten Theil Amerikas, es wurde gleichzeitig für drei Generationen die erste Macht Europas, und es erreichte auch auf kirchlichem Gebiet Großes; denn die Beschränkung der reformatorischen Bewegung auf die Minderheit der civilisirten Menschheit ist wesentlich sein Werk. Der Spanier hatte im Hinblick auf diese universale Thätigkeit und deren Erfolge alle Ursache, sich erhaben über andere Nationen zu fühlen. In diesem vermeintlich selbstlosen Dienst für das, was dem Volke als Fundament des Heils erschien, in dieser gebietenden Stellung lag eine Quelle ungewöhnlichen Lebensgenusses, die dem ganzen Dasein höheren Schwung und Glanz verlieh.

Näher und nüchtern betrachtet aber hatte der Kampf für den Glauben und den König, hatten die neuen Kreuzzüge gegen die Ketzer in Deutschland, England und den Niederlanden, gegen die Heiden in Mexiko und Peru und gegen die Barbaresken und den Großtürken auch eine sehr bedenkliche Kehrseite.

Das erste Viertel des sechzehnten Jahrhunderts hatte die neue Gestaltung der spanischen Verhältnisse zu Ende des fünfzehnten noch fortentwickelt. Ueberall blühte bürgerliche Thätigkeit auf, allenthalben hob der Kaufmann, der Handwerker und selbst der Bauer neben dem Edelmann sein Haupt. Kaum aber war Karl auf den Thron gelangt, als dieses Gedeihen zu stocken begann und bald ging es damit reißend bergab. Seine Pläne nach außen hin verlangten autokratisches Regiment und schwere Besteuerung des Landes. Das Bürgerthum Castiliens und Valencias erhob sich dagegen und wurde mit Hilfe des Adels und der Geistlichkeit niedergeworfen, und diese Stände spielten fortan neben dem in Castilien so gut wie unbeschränkt herrschenden König die Hauptrolle. Die großen Kriege in der alten und der neuen Welt begannen und vollendeten den Ruin des bürgerlichen Elements. Ackerbau, Gewerbe und Handel wurden mit erdrückenden Steuern belegt, wogegen der Soldat, der Beamte, der Abenteurer aus den unterworfenen Ländern neben dem Bewußtsein, für Gott und den König gestritten zu haben, glänzende Reichthümer heimbrachte. Die Folge war, daß die Arbeit in der Werkstatt und auf dem Acker in Mißachtung gerieth, und mit dieser verbunden hießen der schwärmerische Glaubensdrang, die feurige Phantasie, die ritterliche Loyalität, die von der großen Mehrzahl aus der alten in die neue Zeit herüber bewahrt worden, alljährlich Tausende Pflug und Handwerkszeug verlassen und der Werbetrommel folgen.

Und was der verblendete Sinn der Könige zu verderben übrig ließ, das ver-

Digitized by Google

darb die Kirche. Sie umgab die ausschließlich nach außen gerichtete Thätigkeit des Volkes und die herrschsüchtige Politik seiner Lenker mit der Glorie des Dienstes für den heiligen Glauben, sie rottete das Verständniß für eine wirklich sittliche Lebenspraxis aus, schrieb der Wissenschaft die engsten Schranken vor, erfüllte die Welt mit Mirakeln, Reliquien und andrer frommer Magie, mit Klöstern und Bruderschaften aller Art, beherrschte alles und beutete alles aus. Halb Ritter, halb Mönch war die Signatur der Spanier des siebzehnten Jahrhunderts. Das gläubige Volk gab sich ganz in die Hand seiner Priester, es dachte und wollte nichts, als was der Kirche genehm war.

Die Folge jener Politik der habsburgischen Könige, der Einwirkung der Kirche und der Hingebung der Nation an beide war ein beispielloser politischer, wirthschaftlicher und sittlicher Verfall. Als um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der große Glaubenskampf, welcher Europa ein volles Säculum erschüttert, dem Frieden wich, war kein Staat so schwer geschädigt als Spanien. Hundert Jahre hindurch hatten seine Feldherrn und Statthalter über die Mittel eines beträchtlichen Theils Europas verfügt, seine Heere von fremdem Gut gezehrt, keine fremde Armee seinen Boden betreten, und doch war in dieser Zeit das Land auf weite Strecken hin verödet, Aecker, Flüsse und Häfen vereinsamt, die Städte verfallen. Unermeßliche Schätze der neuen Welt, Staatsflotten mit Silber beladen, schwere Lasten von Gold und edlen Steinen in den Truhen von Privatleuten waren alljährlich an seinen Küsten gelandet, und doch war es das ärmste und verschuldetste Land in Europa. Fast ausschließlich hatte das Volk sein Dichten und Trachten auf sein Seelenheil gerichtet, und nun gab es nirgends einen liederlicheren Adel, einen nichtsnutzigeren Beamtenstand, eine trostlosere Zerrüttung und Verkehrung aller sittlichen Begriffe. Ein Jahrhundert hindurch hatte die spanische Politik dem europäischen Continent Gesetze vorschreiben wollen, und jetzt ergab sich, daß sie die bescheidensten Aufgaben alltäglicher Regierungskunst ungelöst gelassen. Als Karl der Fünfte die Regierung angetreten, hatte das Land zehn Millionen Einwohner gezählt, am Ende des sechzehnten Jahrhunderts zählte es nicht viel über acht, am Ende des siebzehnten (vgl. zu dem Nächstfolgenden Baumgarten, Gesch. Spaniens S. 8 bis 30) nicht viel über sechsthalb Millionen. In Castilien und Toledo gab es 710 Ortschaften, deren Bevölkerung verschwunden war, Estremadura glich einer großen Wüste, in Alava lag ein Drittheil der Ländereien brach, im gesegneten Andalusien reiste man oft sechs Meilen weit, ohne eine menschliche Wohnung oder einen bebauten Acker zu erblicken. Die Industrie hatte fast ganz aufgehört, und beinahe der ganze Haushalt des Spaniers wurde durch die Arbeit von Fremden versorgt, so daß das von Amerika einströmende Geld sofort wieder ins Ausland abfloß. Die Steuerkraft des Volkes war auf ein Minimum herabgekommen, der Staatsschatz ließ die Soldaten auf den Straßen, ihre Generale in den Vor-

Digitized by Google

zimmern der Miniſter betteln, die Dienerſchaft des Königs lief davon, weil ſie weder bezahlt, noch genährt werden konnte, fehlte es doch mehr als einmal an Geld ſogar für die Hoftafel.

Nur die Kirche gedieh bei dieſem unerhörten Rückgang der wirthſchaftlichen Geſundheit Spaniens. Sie war bisher maßgebende Macht im geiſtigen Leben der Nation geweſen, jetzt wurde ſie dies auch im ökonomiſchen. Klöſter und fromme Stiftungen hatten die beſte Kraft des Nationalvermögens verſchlungen, nunmehr wurden ſie umgekehrt Fütterungsanſtalten des hungernden Volkes. Hunderttauſende waren Bettler, die das Leben nur von der Suppe friſteten, die ihnen eines der Klöſter ihres Orts vor die Thür reichte, unzählige Familien lebten ausſchließlich von den Gaben ihrer geiſtlichen Verwandten. In manchen Provinzen gab es mehr Bettelleute, Schmuggler und Diebe als Handwerker, und je höher die Noth ſtieg, deſto tiefer verſanken die Maſſen in Trägheit und gottesfürchtigen Aberglauben.

Wunderbar iſt, daß unter den beiden Nachfolgern Philipps des Zweiten, unter denen die Verödung und Verarmung des Landes den eben geſchilderten Gipfel erreichte, die ſpaniſche Kunſt den herrlichſten Aufſchwung nahm. Noch wunderbarer erſcheint, daß unter Philipp dem Vierten die ſpaniſche Politik noch einmal mit Nachdruck in die europäiſchen Angelegenheiten eingriff. Aber es war eben nur trügeriſcher Schein, und um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts brach in wenigen Jahren auch die äußere Machtſtellung Spaniens zuſammen. Die einzelnen Provinzen empörten ſich, von England fielen vernichtende Schläge auf die heruntergekommene Seemacht des Landes, Frankreich griff auf allen Punkten die Beſitzungen Spaniens an. Der Vertheidigung fehlte es nicht blos an Geld, auch an Menſchen. Die kriegeriſche Leidenſchaft des Volkes hatte ſich ſelbſt verzehrt. Der Norden ſtand unter Karl dem Zweiten den Einfällen der Franzoſen wehrlos offen, im Süden zitterte man vor dem Gedanken, daß die Mauren eine neue Eroberung Spaniens wagen möchten, ungeſtraft ſchalteten Engländer, Niederländer, ja ſelbſt preußiſche Kreuzer in den ſpaniſchen Meeren, ebenſo ſtraflos Barbaresken an den Küſten der europäiſchen und Flibuſtier an denen der amerikaniſchen Beſitzungen der Könige, in deren Reich die Sonne nicht unterging. Das einſt ſo gewaltige von üppigſter Lebensfülle ſtrotzende Volk lag da wie ein Leichnam, unvermögend, ſeine eigne Schwäche zu fühlen — für alle Zeiten ein abſchreckendes Beiſpiel, wie man nicht regieren und wie man ſich nicht regieren laſſen ſoll. Des Spaniers „Stirn beugte ſich“, wie ein neuerer ſpaniſcher Dichter*) wehmüthig ausruft, „vor dem grauſamen Despotismus, und die Welt ehrte ihn nicht mehr; Europa ſpottete ſeiner, und Gott verließ ihn.“

*) Der Cubaner Placido.

Digitized by Google

Dahin war man gekommen mit der lediglich auf äußere Machtstellung und auf Verherrlichung der katholischen Kirche gerichteten Politik des Hauses Habsburg, als 1700 in Karl dem Zweiten der letzte spanische Habsburger starb. Kein Zweifel, wenn ihm ein östreichischer Erzherzog gefolgt wäre, daß dieser, dem Testament des Königs folgend, das bisherige System fortgesetzt und Volk und Staat noch tiefer heruntergebracht hätte.

Das Schicksal hatte es anders vor: der Bourbon Philipp der Fünfte war besser geartet. Er führte ein neues Regierungssystem ein, ähnlich demjenigen, welches Frankreich unter Richelieu und Colbert groß gemacht: unbeschränkte Königsmacht in allen Provinzen, aber zugleich Wiedererweckung von Gewerbe und Handel, verständige Besteuerung, Reform der Behörden und Gesetze. Sogar an die Kirche wagte sich die neue Regierung, und hätte sie hier Erfolg gehabt, so würde eine gründliche Besserung aller Zustände die Folge gewesen sein; denn nur wenn dem Klerus der ungeheure Reichthum genommen wurde, den er sich in der Vergangenheit erworben, nur wenn er den Einfluß verlor, den er bisher auf Behörden, Schulen und Literatur ausgeübt, nur wenn man das Volk von dem Drucke des stupidesten Aberglaubens, der grenzenlosesten Unwissenheit und des schmachvollsten Müßiggangs befreite, konnten die begonnenen Reformen wahrhaft fruchtbar werden und der Fortschritt einen sichern Gang gewinnen. Der Versuch mißlang, einmal weil die Nation in der ihr anerzognen blinden Devotion nicht begriff, daß ihr eine Wohlthat damit zu Theil werden sollte, dann weil der König selbst allmälig erlahmte und unter dem Einfluß der alten Gewohnheiten und Anschauungen des Palastes so träge und fast so nachgiebig gegen die Curie und die Inquisition wurde, wie die Habsburger in ihren schlimmsten Tagen. Dazu kam, daß man auch in die alte Eroberungspolitik zurückfiel, daß nun Heer und Flotte wieder die gesammte Einnahme verschlangen, und daß die kaum gewonnene Möglichkeit, die Finanzen zu ordnen und dem ganzen ökonomischen Leben der Nation auf einen grünen Zweig zu verhelfen, von Neuem verloren ging. 1724 hatten die Einkünfte schon wieder 235 Millionen betragen, dreizehn Jahre später betrugen sie nur noch 211 gegenüber einer Ausgabe von 336 Millionen, von denen Heer und Flotte 235, der Hof 36 Millionen verzehrten, die eigentliche Verwaltung aber nur 17⅓ Millionen erhielt. Pflege der Gerechtigkeit, der Sicherheit, der Bildung, der materiellen Wohlfahrt waren, fast wie früher, Nebensache geworden; Hauptaufgabe des Staats war, nach Außen eine Rolle zu spielen und im Innern dem Glanze des Königthums zu dienen.

Nichtsdestoweniger brachte die lange Regierung Philipps des Fünften dem spanischen Volke eine Reihe wichtiger Anregungen. Gelang es nirgends, consequent eine neue Bahn zu verfolgen, so untergruben doch schon die bloßen Versuche dazu die Autorität und Festigkeit des Alten. Die dünkelhafte Meinung,

Digitized by Google

daß alles was spanisch auch normal sei, der Haß und Abscheu gegen alles Fremde ließ, wenigstens in den obern Schichten der Gesellschaft, einigermaßen nach, man fing an, sich mit andern Völkern zu vergleichen und sich selbst bis zu einem gewissen Grade zu erkennen, wovon die volkswirthschaftliche Literatur jener Zeit reichliche Zeugnisse enthält. An die Stelle des alten phantastischen Traumlebens trat sehr langsam zwar, aber unaufhaltsam kalte Ueberlegung und kritische Prosa, und vielfach wurden Andeutungen laut, daß die Gebildeten im Begriff waren, die Traditionen des spanischen Stolzes und des spanischen Fanatismus dahinten lassend, ein neues Leben nach dem Beispiel der übrigen Welt zu beginnen.

Ferdinand der Sechste, sparsam und friedliebend, war der geeignete Mann, die unterbrochnen Reformen seines Vorgängers wieder aufzunehmen und weiter zu führen. Fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ging es jetzt in erfreulicher Weise vorwärts: der Staatshaushalt wurde geordnet, das Steuerwesen nach dem Interesse der Bevölkerung umgestaltet, Regelmäßigkeit in der Besoldung der Beamten und der Verzinsung der Staatsschuld eingeführt, Straßen gebaut, Häfen hergestellt, die Marine vermehrt, die Ausgaben für das Heer auf die Hälfte vermindert, und die erfreulichsten Resultate lohnten diese Bemühungen. Nur an eine durchgreifende Reform der kirchlichen Mißbräuche, an eine Beschränkung der Klöster und des geistlichen Besitzes wurde auch jetzt nicht gedacht. Der König war ein Beichtkind, sein Minister Ensenada ein Zögling der Jesuiten, und in allen wichtigen Staatsfragen sprachen nach wie vor Bischöfe und Ordensvorsteher das entscheidende Wort. 1749 gab es in Spanien nicht weniger als 180,000 Personen geistlichen Standes, darunter 112,000 Mönche und Nonnen. Dagegen befreite man sich durch das Concordat von 1753 wenigstens einigermaßen von dem Einfluß Roms auf die Besetzung der Kirchenstellen und von der Ausbeutung des Landes durch die Curie, welche bisher ein Drittel ihres Gesammteinkommens aus Spanien bezogen hatte. Daneben begann die Aufklärung in den gebildeten Classen zu wachsen, die Scheu vor jeder Kritik mehr und mehr abzunehmen, das wissenschaftliche Leben, namentlich auch auf dem Gebiet der Naturkunde, sich breiter zu entfalten und zu vertiefen. Satiren auf das Mönchswesen, freiere Sprache überhaupt ließen sich hören. Das moralische Ansehen der Inquisition sank, und während sie unter den vorigen Regierungen ihrem Moloch noch sehr zahlreiche Opfer verbrannt, mußte sie sich in den dreizehn Jahren der Herrschaft Ferdinands mit der Kleinigkeit von zehn Autodafés begnügen.

Karl der Dritte, zwar ein frommer Katholik, aber vielfach gebildet, mit den politischen Grundsätzen des Jahrhunderts erfüllt, dazu voll souveränen Selbstgefühls, schritt sofort nach seinem Regierungsantritt energisch gegen die sein fürstliches Ansehen und das Staatswohl beeinträchtigenden Ansprüche Roms

Digitized by Google

und seiner Vertreter in Spanien ein. Der Besitz der todten Hand wurde besteuert, die Widersetzlichkeit des Großinquisitors gedemüthigt, die Unterordnung aller die weltliche Sphäre irgend berührenden päpstlichen Erlasse unter die Genehmigung der Krone verfügt, den Jesuiten bei verschiedenen Gelegenheiten Halt geboten. Daneben räumten die Minister des Königs so viel als möglich mit der alten Schmutz- und Bettelwirthschaft auf, in den höheren Behörden gelangten die Anhänger von Verbesserungen zu immer größerem Einfluß, in den gebildeten Kreisen wandte man sich immer zahlreicher und entschiedener von der herkömmlichen Bigotterie und Trägheit ab. Ein von den Jesuiten und Mönchen angezettelter Aufstand zur größeren Ehre Gottes konnte, obwohl sich die niedere Classe eifrig daran betheiligte, niedergeworfen werden und diente nur dazu, daß der König ernster und ausgedehnter reformirte als vorher. Die Jesuiten wurden ausgewiesen; die Erwerbungen der todten Hand, die Einmischung des Klerus in weltliche Geschäfte, seine Herrschaft über die Massen durch ein ausgedehntes Almosenwesen und den Unfug der nicht weniger weitausgedehnten Bruderschaften, sein Monopol im Unterrichtswesen, sein Recht, die Literatur durch Censoren zu regieren und zu hemmen, alles das wurde beschränkt oder ganz zu beseitigen versucht — ein Reformwerk, bei dem die Minister Aranda, Campomanes und Floridablanca tüchtige Rathgeber und energische Gehilfen waren. Indeß war unter diesen drei Staatsmännern nur Campomanes durchaus auf dem rechten Wege, indem er begriff, daß jedes Volk sich nach seiner besondern Natur entwickeln muß, infolge dieser Erkenntniß an die gesunden Ueberlieferungen aus der Zeit vor den Habsburgern anknüpfte und den Grundsatz befolgte, daß für alle wichtigen Maßregeln vorher die öffentliche Meinung zu gewinnen ist. Aranda war ein reiner Voltairianer, bis zur Frivolität von allen Vorurtheilen frei, dabei für Umgestaltung der Verhältnisse nach Schablonen, die aus der Fremde stammten, überdies intriguant und ein Freund großer Projecte, die bisweilen abenteuerlich waren. Floridablanca endlich, der eigentliche Vertraute Karls, ist in allen Beziehungen der Staatsmann des achtzehnten Jahrhunderts, der den Fortschritt lediglich durch die Machtsprüche eines aufgeklärten und wohlwollenden Absolutismus fördert, rastlos thätig für die Hebung des materiellen Wohlstandes, für Entwicklung der Hilfsquellen des Landes, für durchgreifende Ordnung, aber immer mit bureaukratischen Mitteln. Unbeschränkte Macht ging ihm über alles, und an eine Erziehung des Volkes zur Mitwirkung dachte er nicht. Er bekämpfte die Kirche nur, so weit sie der Staatsgewalt gefährlich war, er beförderte die Bildung lediglich so lange, als sie nicht zu liberalen Ansprüchen auf Selbstthätigkeit überging.

Und selbst mit dieser Halbheit stießen König und Minister bei der großen Masse des Volks noch auf Widerwillen und Widerstand. Die Verderbniß unter

Digitized by Google

den Habsburgern wirkte hier noch immer fort. Was die Leiter des Staats ersannen und wollten, fand nur unter den obern Beamten und manchen höhern Geistlichen intelligente und willige Förderer, die Detailarbeit, die stetige Ausführung ließ bei der Trägheit, Unwissenheit und Corruption der niedern Beamten und bei dem zähen Festhalten des unteren Klerus am Alten, das so bequem und nahrhaft war, allenthalben zu wünschen übrig. Der Spanier war jetzt im Allgemeinen weniger fanatisch, weniger abergläubisch, weniger eingebildet als vor hundert Jahren und bereitwilliger einer neuen Lebensordnung zu folgen, aber die dazu erforderlichen positiven Eigenschaften mangelten noch in weiten Kreisen beinahe vollständig, und so geschah es, daß die Reformen großentheils auf dem Papier stehen blieben, und die bestgemeinten und anderwärts erprobten Gesetze und Verordnungen hier oft mehr schadeten als nützten. Die habsburgische Politik hatte Spaniens Geist in den zweihundert Jahren ihrer Herrschaft bis ins Mark vergiftet. Es bedurfte einer gründlichen und vollständigen Erneuerung des nationalen Lebens, und dieser Proceß erforderte hier, wie überall, Zeit und große Menschen.

Waren aber die allen sichtbaren Erfolge der Reformen Karls und seiner Räthe nicht bedeutend, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß Staat und Volk durch sie, auch mit der nächstvorhergehenden Periode verglichen, auf eine höhere Stufe gehoben worden waren. Der Staat hatte sich von der Kirche emancipirt und strebte auch das Volksleben dem schädlichen Einfluß derselben zu entrücken. Das Klosterwesen, der Besitz der todten Hand hemmte noch das öffentliche Gedeihen, war aber doch im Rückgang. Aberglaube, Unwissenheit, Trägheit und falscher Stolz waren noch weit verbreitet, aber doch nicht mehr in allen Classen und nicht mehr in solcher Stärke wie vorher. Die Reihen der Aufgeklärten, Gebildeten, Strebsamen erfuhren fortwährend erfreulichen Zuwachs, und der Wohlstand des Volks war ebenso im Wachsen wie dessen Bildung. Eine große Anzahl patriotischer Gesellschaften schlugen Wurzeln auch in der Provinz. Jahr für Jahr wurde der Fortschritt kräftiger, consequenter, kühner, der Obscurantismus matter und unsicherer. Die Bahn, die der Staat zu gehen hatte, um aus dem Sumpf herauszukommen, in den ihn die Habsburger hineingeführt, war gefunden, und man brauchte auf ihr nur fortzuschreiten, um vollkommen gesunde Luft zu erreichen. Die letzten acht Jahrzehnte war man Stufe für Stufe emporgekommen. Noch drei, vier Decennien der Art, noch eine wenigstens nicht rückwärtsstrebende Regierung, und man konnte am Ziel sein.

Es war anders bestimmt. Als Karl der Dritte 1788 mit Tode abging, schloß die Periode der Reformen für Spanien. Die Regierung seines Nachfolgers, des unfähigen Karl des Vierten, „diente fast zwanzig Jahre lang der gründlichsten Vorbereitung des Umsturzes, welcher dann, den aufs Neue

Digitized by Google

heillos zerrütteten Volkskörper mit stürmischer Leidenschaft ergreifend, das spanische Leben bestimmt hat bis auf diesen Tag. Der Reformperiode folgt die Revolutionsperiode."

Das Bisherige war dem größeren Publikum in seinen Details bis auf Baumgartens schöne Arbeit wenig bekannt. Ueber die Regierung der beiden nächsten Könige werden wir kürzer sein können. Die französische Revolution brach aus, die Loyalität der Spanier erhob sich begeistert dagegen, und die beispiellose Erbärmlichkeit der Regierung der Königin und ihres Günstlings Godoy ließ den Krieg mit kläglicher Niederlage enden. Dem Volke wurde durch die schmutzigen Verhältnisse am Hofe, durch die schändliche Finanzwirthschaft, durch die Vernachlässigung aller Zweige der Verwaltung die Lehre von dem Verfall der alten Ordnung und von der Verderblichkeit unbeschränkter Fürstenmacht jahrelang immer aufs Neue und immer eindringlicher eingeprägt, und selbst die blinde Altgläubigkeit, der auch der schlechteste Monarch ein Gegenstand der Verehrung war, mußte, wenn sie hörte, wie die Königsmörder auf allen Punkten ihrer Grenzen über die Vertheidiger des Königthums triumphirten, einigermaßen irr werden an ihrer Superstition. Namentlich in den großen Städten, vor allen in Barcelona und Madrid, sah bereits das Jahr 1794 Gedanken und Bestrebungen aufwuchern, vor denen noch vor Kurzem das spanische Gebiet auf Generationen gesichert geschienen hatte. Die Unzufriedenheit wuchs, alle Welt drang zuletzt auf die Beseitigung des ebenso unfähigen als sittenlosen Günstlings, und dieselbe erfolgte endlich. Die Lage wurde aber dadurch um nichts gebessert; denn die Quelle der Verderbniß lag höher. Nicht lange, so war Godoy wieder auf seinem Posten, und die alte greuelvolle Wirthschaft wurde in wo möglich greuelvollerer Weise fortgesetzt. Dazu infolge des Umstands, daß Spanien jetzt im Schlepptau der französischen Politik segelte, furchtbare Schläge von England. Dazu die bekannten Zerwürfnisse in der königlichen Familie, Intriguen des Sohns gegen den Vater, der Mutter gegen den Sohn, die Einmischung Napoleons in dieses verworfene Treiben und die Invasion der Franzosen, endlich die Entsagung der Bourbonen im Frühjahr 1808 und die Berufung eines Bonaparte auf den spanischen Thron.

Nun Aufstände in Madrid, in Asturien, zuletzt aller Orten, Aufstände, die, von Männern aller Ueberzeugungen unterstützt, rasch zu jener glorreichen allgemeinen Erhebung zusammenschlugen, welche, von England geschürt und genährt, den Sturz des Zwingherrn Europas einleitete.

Und jetzt war es zugleich, wo sich aus den verschiedenen Ansichten und Wünschen rasch verschiedene Parteien bildeten. Der König, der „angebetete" Ferdinand, war in halber Gefangenschaft in Frankreich. Die Centraljunta, die für ihn regierte, erwies sich unfähig und trat den sich mit Ansprüchen auf Reformen und namentlich auf Berufung einer Volksvertretung erst schüchtern, dann

Digitized by Google

dreister hervorwagenden Freisinnigen feindlich entgegen. Sie hatte endlich in Betreff des letzteren Verlangens nachgegeben, als ein neuer siegreicher Ansturm Napoleons die Erhebung Spaniens für einige Zeit beinahe allenthalben niederwarf. Die Junta flüchtete nach der Löweninsel bei Cadiz und wurde hier zur Abdankung und Einsetzung einer Regentschaft genöthigt, die ebenso wenig liberal war als sie. Das Zugeständniß hinsichtlich der Cortes wurde zurückgenommen, und damit verwandelte sich der größere Theil der Liberalen in Radicale, die Berufung außerordentlicher Cortes wurde erzwungen, die Volkssouveränetät feierlich proclamirt.

Seit fast drei Jahrhunderten ein unbedingt bildsamer Stoff in der Hand seiner Souveräne, ihnen in schrankenloser Unterthänigkeit ergeben, hatte sich das spanische Volk durch eine eigenthümliche Verkettung königlicher Unthaten mit der Welterschütterung, welche die französische Revolution zur Folge hatte, genöthigt gesehen, sich auf seinen eignen Willen zu stellen, die Selbstvernichtung seiner Dynastie durch einen Act nationaler Selbstherrlichkeit zu annulliren, das alte Spanien durch eine wesentlich revolutionäre Erhebung zu retten. Nichts von den Mängeln dieses alten Spanien, weder die unbeschränkte Königsgewalt, noch die Macht der Kirche, noch die Willkür einer entsetzlich corrumpirten Verwaltung sollte anfänglich angetastet werden. Aber man wurde allmälig durch die Erfahrung belehrt, daß jenes alte Spanien nicht im Stande sei, sich selbst zu helfen, ein Versuch, den Thron Ferdinands so herzustellen, wie er gewesen, scheiterte nach dem andern, und die äußerste Noth zwang zuletzt, die Ueberlieferung preiszugeben. Die Nation sandte ihre Vertreter, und deren erster Act war, das revolutionäre Princip der Volkssouveränetät, aus dem man von Anfang der Erhebung an unbewußt gehandelt hatte, als Fundament des neuen Spanien hinzustellen.

Auf diese Kundgebung folgte im Jahre 1812 eine nach radicalen Grundsätzen entworfene Verfassung. Gemäßigte gab es in der Versammlung, welche dieselbe beschloß, nur wenige. Auf der einen Seite standen fanatische Verehrer des alten Despotismus und der alten Kirchengewalt, denen jede Reform ein Greuel war. Auf der andern kämpften Männer, deren Geist von den Grundgedanken der französischen Revolution beherrscht und von den Erinnerungen an die Rechte der Cortes im Mittelalter erfüllt war. Letztere bildeten die Mehrheit. Hätten die Anhänger der unbedingten Wiederherstellung des früheren Unwesens ihren Standpunkt offen bekannt, so würde das Veranlassung für die Majorität gewesen sein, sich in ihren Beschlüssen zu mäßigen; da die Absolutisten aber, von der Macht der grade herrschenden Strömung bedrängt, den Forderungen der Radicalen im Ganzen nachgaben und nur gegen offenbare Uebertreibung sprachen, so brachten sie die Politik der Besonnenheit in den schlimmsten Mißcredit. Die Radicalen wußten, wonach die Servilen begehrten, und so

Digitized by Google

schien ihnen die Mäßigung, welche dieselben empfahlen, nur der Weg zur Herstellung des Despotismus und andrerseits nur rücksichtslose Fesselung der königlichen Gewalt die rechte Methode zur Befestigung der verfassungsmäßigen Monarchie zu sein.

Der Grundgedanke der Radicalen, die auf der Löweninsel die Verfassung von 1812 formulirten, war eine Erinnerung an die berühmte Krönungsformel der Aragonier: „Wir, von denen jeder ebenso viel ist als du, und die wir zusammen mehr sind als du, wir machen dich zum König. Wenn du unsre Gesetze und Privilegien achtest, werden wir dir geborchen, wo nicht, nicht", und an das Manifest, in welchem die Communeros Castiliens Karl dem Fünften die Bedingungen stellten, unter denen sie seine Oberherrlichkeit anerkennen wollten. Das spanische Volk ist sein eigner Herr, sagte die Verfassung, es giebt sich die Gesetze, die es für gut erachtet zum Schutze der Freiheit und des Wohlergehens eines Jeden. Der König ist unverantwortlich, aber er kann sich weder verheirathen noch das Land verlassen ohne Genehmigung der Cortes. Diese haben das Recht, über die Thronfolge zu bestimmen, den König im Fall der Unfähigkeit abzusetzen und die Erziehung vorzuschreiben, die dem Kronprinzen gegeben werden soll. Der König ernennt die Minister, erklärt Krieg und schließt Frieden, kann denselben aber ohne vorhergegangene Billigung der Volksvertreter nicht ratificiren. Er darf ohne Zustimmung der Cortes keine Abgaben erheben. Nur zweimal darf er den Beschlüssen derselben sein Veto entgegensetzen, er kann die Cortes auflösen, aber sie versammeln sich von Rechts wegen alle Jahre an dem Tage, der in der Verfassung festgesetzt ist, und in der Zwischenzeit wacht ein von ihnen ernannter Ausschuß über die Beobachtung der Gesetze. Die Minister sind verantwortlich. Es giebt nur Eine Kammer. Jeder Spanier von 21 Jahren ist Wähler, jeder von 25 Jahren wählbar. Wer im Jahre 1830 nicht lesen und schreiben kann, verliert sein Wählerrecht. Die Inquisition ist abgeschafft, die Presse frei.

Das Decret über die Abschaffung der Inquisition ließ die Servilen die Maske abwerfen. Mit Macht wühlten sie unter dem gemeinen Volk gegen die Maßregel und die Urheber derselben und nicht ohne Erfolg. Aber die nun zusammentretenden ersten ordentlichen Cortes trugen doch anfangs den Charakter der früheren Versammlung. Erst nach ihrer Uebersiedelung nach Madrid gewannen die Gegner die Oberhand auf eine Weile. Sie bewiesen sich aber durchaus unfähig, ihre Stellung zu behaupten, und begannen bereits wieder zu unterliegen, als im März 1814 in dem legitimen König eine Macht in das Land zurückkam, durch deren Abwesenheit allein die Werke der außerordentlichen Cortes möglich gewesen waren. Ferdinand der Siebente hob die Verfassung ohne Weiteres auf, und die wildeste Reaction, der finsterste Despotismus begann zu regieren. Die Inquisition wurde wieder hergestellt, die Re-

Digitized by Google

staurationswelle schlug bis über die Reformen Karls des Dritten zurück, nicht blos die Klöster, auch die Jesuiten lebten wieder auf, Einkerkerungen und Verbannungen der verdientesten Patrioten waren an der Tagesordnung. Daneben stupide Gleichgiltigkeit der neuen Regierung gegen das materielle Wohl des Landes, vollständiger Mangel an staatsmännischem Geist in der Hofsphäre, klägliche Mißerfolge in der auswärtigen Politik, stete Ebbe im Staatsschatz trotz neuer Steuern und Anleihen, rasch sich steigernder allgemeiner wirthschaftlicher Verfall.

Endlich ermannen sich die Liberalen und werfen in dem großen Aufstand vom Frühjahr 1820, wo das Heer unter Riego und Quiroga zum ersten Mal die Spitze der Bewegung bildet, in wenigen Wochen das ihnen auferlegte Joch ab. Die Verfassung von 1812 wird ausgerufen und vom König beschworen, die Inquisition wieder beseitigt, die Presse wieder für frei erklärt. Die Cortes treten zusammen und beschließen eine Anzahl nützlicher Maßregeln, Aufhebung eines Theils der Klöster, Aufhebung der Majorate, Decentralisirung der Verwaltung, Selbstregierung der Gemeinden. Aber wieder führt die Schwäche der Mittelpartei zu Ueberstürzung. Vergebens versucht sie die Verfassung von 1812, für welche die Majorität der Spanier entfernt noch nicht reif, und welcher das Ausland mit Einschluß des von den Tories regierten England entschieden feind ist, in conservativem Sinn zu ändern. Die Moderados unterliegen, die Exaltados behalten die Oberhand, die Servilen erheben die Fahne des apostolischen Königs, für welche der Klerus namentlich das Landvolk begeistert, gegen jedwede Reform. Die „Glaubensarmee" der apostolischen Junta wird von den regulären Truppen nach Frankreich hinausgetrieben. Aber sie kommt mit hunderttausend Franzosen wieder, schlägt die unter sich uneinigen Liberalen, und von Neuem legt ein bigotter und grausamer Despotismus seine Hand auf das Land.

Hinrichtungen der Liberalen, Annullirung aller Reformen, ein unglücklicher Versuch, die abgefallnen Colonien in Amerika wieder zu erobern, Finanznoth, Elend und allgemeiner Rückgang, daneben kirchliche Prunkfeste, Mönche und Klöster überall, Räuberbanden, mit denen die Schwäche der Regierung capitulirt, die gesammte Bevölkerung an den Grenzen in Schmuggler verwandelt, die Universitäten als verhaßte Heerde der Bildung geschlossen, dafür eine Schule für Stierfechter gestiftet, das Heer durch eine Reorganisation unzufrieden gemacht, die Flotte als vorwiegend des Liberalismus verdächtig karg oder gar nicht besoldet — das ungefähr waren die Charakterzüge der letzten zehn Regierungsjahre Ferdinands des Siebenten. Dennoch that er den Ultraroyalisten nicht genug, und dies wurde der Anfang zur Besserung. Don Carlos, der Bruder des Königs, das Haupt der Apostolischen, sollte als König alle Wünsche der Partei erfüllen. Der Aufstand, der ihn auf den Thron heben sollte, miß-

Digitized by Google

lang aber und führte nur dazu, daß Ferdinand von den Cortes das von Philipp dem Fünften eingeführte salische Gesetz wieder abschaffen und dadurch Don Carlos von der Thronfolge ausschließen ließ.

Nur der Gegensatz gegen Don Carlos machte, als Christine, die Gemahlin Ferdinands, kurz vor dessen Ableben die Regentschaft für die unmündige Königin Isabella übernahm, diesen Theil der königlichen Familie den Liberalen werth. Nur die Noth zwang Christinen, sich den Grundsätzen der freisinnigen Partei einigermaßen anzubequemen, und sie that darin anfänglich eben nur das Nothwendigste. Sie umgab sich mit einem Ministerium, welches den aufgeklärten Despotismus repräsentirte, erließ eine Amnestie und öffnete die Universitäten wieder. Der Tod des Königs und der neuausbrechende Aufstand der Carlisten drängte sie weiter, da die Liberalen eben nur mit weiteren Zugeständnissen zufrieden zu stellen waren, und die Partei des Gegenkönigs so stark war, daß sie die Stellung Christinens wiederholt mächtig gefährdete. Die aufgeklärte Despotie des Ministeriums Zea Bermudez machte zunächst den Moderados am Ruder Platz, die in dem Estatuto real eine Verfassung nach dem Muster der französischen Charte von 1815 octroyirten und eine Art Nationalgarde schufen, in welche die Städte ein starkes Contingent liberaler Elemente stellten. Immer kühner traten die Exaltados auf. Im Sommer 1835 brach, durch den Beistand, den die Mönche und Geistlichen den Carlisten geleistet, zu wildem Grimm gesteigert, der Haß der äußersten Linken der freisinnigen Partei gegen den Klerus in Gewaltthaten aus. Das katholische Spanien, dieser classische Boden der Bigotterie, erklärte den Mönchen den Vertilgungskrieg. Ihre Klöster wurden geplündert, sie selbst, wo man ihrer habhaft wurde, umgebracht.

Die Revolution gegen die Mönche richtete sich bald auch nach andern Seiten. Armee und Nationalgarde riefen die Verfassung von 1812 aus. Mendizabal ergriff die Zügel der Gewalt. Die Gesetze über die Selbstverwaltung der Gemeinden und über die Majorate traten wieder in Kraft. Alle Mönchsklöster wurden aufgehoben, die Nonnenklöster reformirt und beschränkt, die Zehnten und Erstlinge abgeschafft, die Güter der aufgehobnen Klöster unter den Auctionshammer gebracht. Vergebens belegte der heilige Vater alle Käufer solcher Besitzungen mit der Excommunication, binnen Kurzem waren für mehr als drei Milliarden Realen in die Hände von Laien übergegangen, und zu dem Gewinn, den dies dem Schatze der Regierung brachte, trat der nicht kleinere, daß alle Käufer von Klostergut die Reihen der Liberalen verstärken mußten.

Im Jahre 1836 glaubten die Progressisten, wie man jetzt die Partei Mendizabals nannte, von den Moderados und der Regentin bedrängt, sich durch Aenderung der Verfassung am Ruder behaupten zu können. Es wurde 1837 das Zweikammersystem eingeführt, an die Stelle des allgemeinen Stimmrechts trat das beschränkte, der ständige Ausschuß der Cortes wurde aufgehoben, der

Digitized by Google

König erhielt ein absolutes Veto, und die Kammern durften sich fortan nur auf Einladung durch die Krone versammeln. Diese Nachgiebigkeit erreichte ihren Zweck nicht. Das progressistische Cabinet machte einem moderirten Platz, welches sich beeilte, die Partei der Gegner durch allerlei Maßregeln möglichst zu schwächen. Die Städte, welche deren Mittelpunkte waren, wurden in Belagerungszustand erklärt, die Preßfreiheit beschränkt, die patriotischen Vereine aufgelöst. Als die Progressisten trotzdem bei den Wahlen siegten, wurden die Cortes aufgelöst, und die Neuwahlen ergaben jetzt eine Volksvertretung, die sich gefügig zeigte, als die Regierung Gesetzvorschläge einbrachte, welche die Verfassung noch mehr nach dem Wunsch der Königin-Regentin und der Moderados umgestaltete.

Diese Gesetze kamen indeß nicht zur Ausführung. Das Ayuntamiento von Madrid und die dortige Nationalgarde erhoben die progressistische Fahne, stürzten, von den übrigen Parteigenossen unterstützt, das Ministerium und nöthigten die Regentin im Herbst 1840 zur Flucht. Bei dieser Erhebung spielte bereits die republikanische Partei, die sich bei der ersten Wendung der Progressisten nach rechts hin von diesen abgezweigt, eine Rolle. Mehre Blätter, wie der „Republikaner" zu Barcellona, der „Guindilla" zu Madrid, der „Santo del Dia" zu Cadiz, die „Centinel d'Andalusia" zu Sevilla, kämpften, sämmtlich viel gelesen, offen gegen die Monarchie. Den Ausschlag bei dem Gelingen der Revolution aber gab Espartero, der eben im Begriff war, die Carlisten im Norden vollends niederzuwerfen, und der sich als glücklicher General der höchsten Popularität im Heere und bei dem liberalen Theile des Volks erfreute. Die Regentin kam mit ihren Töchtern nach Barcelona, um ihn zu gewinnen. Er jedoch, bisher zu den Moderados gezählt, trat auf die Seite der Progressisten, und so schiffte sich Christine, die junge Königin zurücklassend, nach Frankreich ein. Die jetzt am Ruder befindliche Partei erklärte sie auf Grund ihrer Verheirathung mit dem Leibgardisten Munnoz für der Regentschaft verlustig. Außerdem folgte ihr der Ruf, den wohlgefüllten Privatschatz Ferdinands des Siebenten in ihre Schatulle geleert zu haben. Die Progressisten in Madrid bildeten ein Ministerium der provisorischen Regentschaft bis zur Wahl neuer Cortes, welche eine definitive Regentschaft und den Vormund Isabellas ernennen sollten. Ihre Wahl fiel auf Espartero, der sich mit einem Ministerium umgab, welchem die englische Verfassung als Muster vorschwebte, und auf welches der englische Gesandte in Madrid großen Einfluß übte. Wieder wurden verschiedene Reformen eingeführt, von denen nur das Gesetz erwähnt werden mag, welches die Güter der Kirche und der Weltgeistlichkeit, die auf zwei Milliarden Realen geschätzt waren, für Staatseigenthum erklärte und die Besoldung des Klerus den Provinzen und Stadtgemeinden zuwies.

Die Parteien hatten jetzt folgende Stellung: um die Regierung Esparteros

Digitized by Google

gruppirten sich die gemäßigten Progressisten, auf der Rechten machten die mit den Moderados vereinigten ehemaligen Carlisten, auf der Linken die entschiedenen Progressisten und die Demokraten oder Republikaner Opposition. Die Männer der Umgebung Espartero's erfreuten sich des Rufs strenger Redlichkeit, in Spanien eine Seltenheit, aber es waren meist alte Herren ohne Kraft und Entschlossenheit, „Santones", Leisetreter, wie die Entschiedenen sagten. Sie hätten in ruhiger Zeit ohne Zweifel gut genug, weil wenig oder gar nicht regiert; wie die Dinge lagen, thaten sie zu wenig zur Befestigung des Umschwungs. Außerdem aber beging Espartero den großen Fehler, daß er das Heer nicht verminderte und dadurch die Finanzen überbürdet ließ. Im Herbst 1841 brach in Madrid, Saragossa, Pampeluna und Bilbao ein Militäraufstand aus, an dessen Spitze die Generale Leon, Concha und O'Donnell, Mitglieder der Moderadopartei standen, und der die Entführung Isabellas und die Wiederherstellung der Regentschaft Christinens zum Ziel hatte. Er wurde rasch niedergeschlagen, aber die Hinrichtung Leons, der als romantischer Held starb, wurde allgemein gemißbilligt und schwächte den moralischen Einfluß Esparteros bedeutend. Als neue Cortes gewählt waren, hatte die Linke die Mehrheit. Die Republikaner Barcelonas erhoben sich und bemächtigten sich der Stadt und der meisten Forts, und als der Regent darauf die Stadt bombardirte, schmälerte er sich die Gunst, in der er in der öffentlichen Meinung stand, noch mehr.

Jetzt bildeten alle Fractionen der Opposition eine mächtige Vereinigung, und vor dieser vermochte sich Espartero auf die Dauer nicht zu behaupten. Vergebens rief er in der letzten Stunde Mendizabal ins Ministerium. Die Mehrheit der Cortes zwang ihm den beliebten radicalen Volkstribun Lopez auf, der aber nur wenige Tage im Cabinet blieb, da der Regent die von ihm geforderte Amnestie der verbannten Reactionäre nicht bewilligte. Als Lopez zurücktrat, brach 1844 ein allgemeiner Aufstand aus, den die Moderados unterstützten. Die meisten jungen Generale, darunter auch gemäßigte Progressisten, wie Prim, schlossen sich den Insurgenten an und rissen einen Theil der Armee, der unzufrieden war, weil man ihn unter der Fahne behalten, mit sich fort. Die beiden Fractionen der Radicalen, die entschiedenen Progressisten und die Republikaner, konnten sich nicht mit einander verständigen. Die letzteren erhoben sich, als infolge dessen die Moderirten zur Regierung gelangten, wurden jedoch nach dreimonatlichem Kampfe niedergeworfen. Die Moderados behaupteten sich am Ruder und schonten nun auch die gemäßigten unter ihren Gegnern nicht. Die liberalen Generale und Gouverneure wurden entlassen und durch reactionäre, zum Theil selbst durch alte Carlisten ersetzt, die Bischöfe, die mit Don Carlos in die Verbannung gegangen waren, zurückgerufen, der Verkauf der Kirchengüter eingestellt, das Selfgovernment der Gemeinden beschränkt. Auch Christine kehrte zurück, und Isabella, obwohl kaum vierzehn Jahre alt,

Digitized by Google

wurde für großjährig erklärt. Natürlich war sie nur dem Namen nach Königin, und Christine, Narvaez und die übrigen Führer der Moderirten herrschten. Verschiedene Verschwörungen der Gegenpartei nahmen einen unglücklichen Ausgang. Immer mehr näherten sich die Moderados den Absolutisten. An die Stelle der Verfassung von 1837 trat die Constitution von 1845. Der gewählte Senat machte einem lebenslänglichen durch die Krone ernannten Platz, der Wahlcensus wurde erhöht, die Provinzialdeputationen verloren ihre Gewalt an die Civilgouverneure, die Presse wurde der Jury entzogen, die Caution verdreifacht, jede Zeitung mußte fortan einen verantwortlichen Redacteür haben, der 50 Duros unmittelbare Steuern zahlte und in dem Orte, wo das Blatt erschien, einen offnen Laden haben sollte.

Die Königin wurde an ihren Vetter Francisco verheirathet, nachdem sie bis dahin den „hübschen General" Serrano — nun eben hübsch gefunden. Ihr Gemahl war unansehnlich, kein Wunder, wenn Serrano sich in der Gunst seiner Souveränin behauptete und sogar Narvaez vom Staatsruder zu verdrängen im Stande war. Ein Wechsel des Systems war damit nicht verbunden. Im Gegentheil machte sich der Absolutismus immer mehr geltend, die vertriebenen Jesuiten richteten sich, wenn auch unter einem andern Namen, bequem wieder im Lande ein, die Kirche veranstaltete unter dem Schutz der Regierung wieder feierliche Processionen wie unter Ferdinand dem Siebenten, auch die alte Corruption unter den Beamten stellte sich wieder ein. Unter der Arbeiterbevölkerung der Städte aber machte im Stillen der Geist der rothen Demokratie reißende Fortschritte, und der Socialismus, der seit 1836 in der Person Don Joaquin Abreus Parteigenossen geworben, hatte jetzt in Ordaz Avecilla schon einen Vertreter in den Cortes.;

Der Constitutionalismus Spaniens war nicht viel mehr als ein Gespenst, als die Februarrevolution von 1848 auch hier die Radicalen mit neuem Muth erfüllte. Am 26. März riefen einige Hundert derselben in Madrid mit den Waffen in der Hand die Republik aus, in Catalonien, Valencia, Alicante und Aragonien traten republikanische Guerillas auf, im Mai empörte sich in Madrid ein Regiment Fußvolk, im Juli in Sevilla ein Reiterregiment und ein Bataillon Infanterie. Der bekannte Bankier Salamanca gab in Bayonne Geld zur Revolution her, der Infant Don Enrique, Vetter der Königin, veröffentlichte, selbstverständlich nicht aus Ueberzeugung, sondern um im Trüben zu fischen, in Catalonien ein heftiges republikanisches Manifest. Diese vereinzelten Erhebungen wurden unterdrückt, die Junitage von 1848 und die weitere Entwickelung der Dinge in Frankreich dämpften den Eifer und die Hoffnungen der spanischen Radicalen auf der einen und die Furcht der am Ruder befindlichen Partei auf der andern Seite. Man erschoß die Demokraten ohne Erbarmen, deportirte 4000 derselben nach den Philippinen und machte durch ein Schreckens-

Digitized by Google

regiment die übrigen verstummen. Ein spanisches Heer ging nach Italien, um den Papst wieder einsetzen zu helfen, die Geistlichkeit erhielt die noch nicht verkauften Güter zurück, mit der Curie wurde ein Concordat geschlossen. Die Absolutisten, durch ihren Erfolg trunken, dachten schon an eine weitere „Verbesserung" der Constitution: Wiederherstellung der Majorate, Ersetzung des Senats durch eine Pairskammer, ein Unterhaus, welches sich seinen Präsidenten nicht selbst wählen, und dessen Verhandlungen nicht öffentlich sein sollten. Der Urheber dieses Plans, Bravo Murillo, hatte die Königin und die Geistlichkeit auf seiner Seite, dennoch wagte er keinen Staatsstreich, da er nicht auf die Unterstützung aller Fractionen der Moderados rechnen konnte.

Wie die Progressisten sich nach ihrem Siege von 1840 in drei Bruchtheile: Esparteristen, gemäßigte Demokraten und Republikaner gespalten, so war auch die moderirte Partei nach ihrem Triumph von 1844 in drei Fractionen zerfallen, deren Hauptstärke, was für die weitere Betrachtung erwähnt werden muß, die großentheils jungen Generale der Bürgerkriege bildeten, welche die Moderados zu den höchsten Stellen in der Armee erhoben hatten. Jene Fractionen waren: die Neukatholiken, absolutistische Ultras, geschworene Feinde des constitutionellen Systems, deren Theoretiker Donoso Cortes, deren Staatsmann Bravo Murillo und deren General Pezuela war; ferner das Centrum, Männer der Constitution von 1845, an deren Spitze Narvaez, Martinez de la Rosa und der Finanzier Mon standen; endlich der linke Flügel, der Entwickelung der Verfassung von 1845 im liberalen Sinne verlangte und gegen die zu starke Centralisation der Verwaltung ankämpfte. Führer dieser Fraction waren Rios Rosas und Pacheco, in der Armee wurde sie durch Serrano vertreten. Die letzteren berührten sich in ihren Anschauungen mit dem rechten Flügel der Progressisten, für den sein Führer Cortina im Jahr 1851, einen Theil des bisherigen Programms der Partei aufgebend, mit der Regierung zusammengehen zu wollen erklärte. Eine weiter fortgeschrittene Fraction unter Madoz und Olozaga that Einspruch dagegen und hielt die alte Fahne aufrecht. Die Entschiedensten, an ihrer Spitze Orense, Marquis d'Albaida, gingen in das Lager der Demokraten über, die ihrerseits in radicale, aber nicht antimonarchische Reformer, in Republikaner und in Socialisten zerfielen.

In der Zeit der Ruhe, die jetzt folgte, hob sich der Wohlstand Spaniens beträchtlich, aber nicht so sehr infolge von Regierungsmaßregeln für materielle Verbesserung, als weil die progressistischen Reformen von 1837 und 1840 den Anstoß dazu gegeben hatten. Die zehn Jahre von 1844 bis 1854, in welchen die verschiedenen Fractionen der Moderados am Ruder waren, hätten, eifrig und umsichtig zur Entwickelung der Hilfsquellen des Landes angewendet, ganz andere Resultate ergeben müssen, als man sie erlebte. Eine unbedeutende Verbesserung des Zollsystems, Abschaffung der Pässe, Errichtung einer Gensdarmerie

Digitized by Google

und einiger neuen Unterrichtsanstalten, das ist alles, was man zu Gunsten des Moderadoregiments anführen kann. Dagegen schufen sie ein System der Centralisation, welches alle individuelle Thätigkeit vernichten, wenigstens schwächen mußte. Sie ergingen sich in großen Reden über die Förderung der materiellen Interessen, und als sie abtraten, hatte Spanien noch keine 70 Kilometer Eisenbahn in Betrieb. Ihre Verschwendung der Staatsgelder, ihr Jagen nach einträglichen Aemtern, der Luxus, mit dem sie sich umgaben, machte sie überdies im Munde des Volks zum Gegenstand von Haß und Verachtung. Das Treiben ihrer Gönnerinnen im Palast, von dem wir den Vorhang hier nicht zu heben brauchen, trug weiter bei, dieses Regiment allmälig reif zum Sturz zu machen.

Die meisten spanischen Aufstände dieses Jahrhunderts sind Militärrevolutionen gewesen. Man vergleiche Garrido „Das heutige Spanien", der sie S. 69 bis 71 aufzählt, und dem wir in dieser Darstellung der neuesten Geschichte unsres Gegenstandes, soweit es sich um die Thatsachen handelt, folgen. Auch der Sturz der Moderados wurde durch Generale herbeigeführt, und zwar durch solche, welche mehr oder minder zu der oben bezeichneten Fraction Serranos gezählt wurden.

Das aus der äußersten Rechten der Moderados gebildete Ministerium Sartorius unterlag 1853 im Senate, blieb aber dennoch im Amte, da es sich der Unterstützung der Königin sicher wußte. Darauf beschlossen im Juni 1854 die Generale Dulce, O'Donnell, Echague und andere Offiziere der liberaleren Moderados, die Entlassung des Ministeriums zu erzwingen. Eine allgemeine Revolution lag nicht in ihrer Absicht, und um diese zu verhüten, dem Volke der Hauptstadt die Gelegenheit zu nehmen, sich in die Bewegung zu mischen, begnügten sie sich, mit ihren Truppen Madrid zu verlassen und den Rest der Garnison zum Anschluß an ihre Sache aufzufordern. Letzteres schlug fehl, und nun nahmen die Ereignisse eine andere Wendung. Die Königin gab nicht nach, und so sah O'Donnell keinen andern Ausweg, als sein moderirtes Glaubensbekenntniß über Bord zu werfen und durch das Programm von Manzanares, in welchem er sich für die Verfassung von 1837 erklärte, an die weiter links stehenden Parteien zu appelliren. Sofort änderte sich die Lage, mehre große Städte erhoben sich zu gleicher Zeit, die Bewegung verlor ihren militärischen Charakter, ihr Ziel war nicht mehr ein bloßer Ministerwechsel, sie wurde zur Revolution, und die Progressisten traten in die erste Reihe. Nach dreitägigem Straßenkampf in Madrid berief die Königin Espartero, den alten Führer dieser Partei, der in der Zwischenzeit zurückgezogen in Logrono gelebt, sich aber nach Ausbruch der Insurrection in Saragossa an die Spitze der Radicalen gestellt und hier ein Programm erlassen, welches weiter ging als das O'Donnellsche und die Nation zur Ernennung constituirender Cortes aufforderte,

Digitized by Google

zur Bildung eines neuen Cabinets in die Hauptstadt. Er blieb aber zunächst in Saragossa, indem er hoffen mochte, die Revolution in Madrid werde noch gründlicher für ihn aufräumen, d. h. die Dynastie und den Thron stürzen. Indeß gab er zuletzt nach, übernahm den Auftrag der Königin und übertrug O'Donnell einen Theil der Gewalt, auf den dieser nicht mehr gerechnet hatte, seit die Revolution einen Charakter angenommen, der allenthalben entschieden liberal und in einigen Provinzen radical war. Ja der unvorsichtige alte Herr, der nie ein großer Politiker gewesen war, beging sogar den Mißgriff, statt das Kriegsministerium für sich zu behalten, es O'Donnell zu überlassen. Die Moderados, verschlagen und geschickt wie immer, wußten sich diese und andere Schwächen Esparteros und seiner Partei rasch zu Nutze zu machen, und nicht lange währte es, so hatten sie das Heft wieder in den Händen. Die Progressisten von Esparteros Farbe verschmähten die Verbindung mit der entschiedenen Demokratie und sahen sich so gezwungen, ihren Gegnern in die Hände zu arbeiten. Die Revolution, an der so verschiedenartige Elemente theilgenommen, bot keine großen Garantien der Dauer dar, aber sie war anfangs radicaler als jemals eine vorher in Spanien. Christine schwebte eine Zeit lang, vom madrider Volk in ihrem Palast belagert, in höchster Gefahr. Espartero rettete sie und vermittelte ihre Abreise. Wenn Isabella ins Theater ging, vergaßen die spanischen Caballeros die Höflichkeit so weit, daß sie die Hüte aufbehielten. Als die constituirenden Cortes im Palast empfangen wurden, unterließen sie die übliche Kniebeugung vor der Souveränin, und als sie dem Ersten, der vorbeiging, die Hand zum Kuß reichte, ließ er sie mit ausgestrecktem Arm stehen und that, als bemerkte er es nicht. Die Cortes von 1854 stellten den Thron in Frage, und als sie ihn dann beibehielten, machten sie ihn von der Volkssouveränetät abhängig. Männer der monarchischen Parteien aller Farben, von der reactionärsten, wie Concha, bis zu der freisinnigsten, wie San Miguel, schlugen am 30. November vor, zu erklären: „Spanien ist eine constitutionelle Monarchie, erblich in der Familie der Isabella von Bourbon und ihrer legitimen Nachkommenschaft durch den Willen der Nation." Espartero hintertrieb die Annahme dieses Antrags, und der Hof vergalt ihm seine Rücksichtnahme mit Intriguen gegen seine Stellung. Die Monarchie trug äußerlich den Sieg davon, aber ihre sittliche Niederlage war damals so vollständig, als es die Verhältnisse erlaubten, und die Ministerien, die sich seitdem in Spanien abgelöst, haben den Beweis nicht vollständig zu führen vermocht, daß sie lebenskräftig sei.

Die Cortes behandelten die religiöse Frage ausführlicher als früher, und die Mehrheit war freisinnig. 159 Stimmen gegen 56 wiesen die Verfolgung der Nichtkatholiken zurück, und die Toleranz aller Bekenntnisse wurde nur mit 103 gegen 99 und nur weil die Regierung stark dagegen gewirkt, verworfen.

Digitized by Google

Die Cortes waren auch in andern Beziehungen liberaler als die von 1837 und sehr thätig für die materielle Wohlfahrt des Landes. Ihrem Bankgesetz verdanken alle commerziellen und industriellen Mittelpunkte desselben die Creditanstalten, welche sie jetzt haben. Die Versammlung stimmte für ein Telegraphen- und Eisenbahnengesetz, welches den Verkehr auf der Halbinsel mächtig entwickelte. Sie befreite die Güter todter Hand, wodurch der Werth des Eigenthums außerordentlich stieg und der Einfluß des Klerus noch mehr als durch frühere Bestimmungen ähnlicher Art gemindert wurde. Die Mittelclasse brachte mehr als die Hälfte dieser Besitzungen an sich und hob sich dadurch wesentlich. Den ärmeren Ständen kam die Maßregel durch die Verbesserungen, welche die neuen Besitzer vornahmen, und welche die Nachfrage nach Arbeitern steigerten, sowie durch die größere Consumtion, die aus der größern Theilung des Eigenthums entspringt, zu Gute. Im Jahr 1856 setzte die Reaction dieses Gesetz außer Kraft und gab der Kirche die noch nicht verkauften Güter zurück, aber schon 1858 trat die Maßregel mit gewissen Einschränkungen von Neuem in Wirksamkeit.

Der Dualismus, den Espartero und O'Donnell in der Regierung darstellten, war auch im Parlament und in allen Zweigen der Verwaltung. Er konnte keine Dauer haben, und es ist zu verwundern, daß er sich zwei volle Jahre hielt. Espartero verstand seine Popularität nicht zu benutzen, als die Intriguen der Bicalvaristen, wie die Anhänger O'Donnells genannt wurden, gegen ihn zu spielen begannen. Er wagte sich nicht der Radicalen als Verbündeter zu bedienen, und so wurde er zuletzt von seiner Stellung am Staatsruder wieder ins Privatleben gedrängt. Ein Theil seiner Anhänger folgte seinem Beispiel, andere schlossen sich O'Donnell an, die entschiedenere Fraction der Progressisten erhob sich mit den Demokraten gegen die Regierung. Sie wurden in blutigen Kämpfen in Madrid und Barcelona niedergeworfen. Aber O'Donnell pflückte die Früchte seines Sieges nicht, er hatte für andere gearbeitet. Bald stürzte ihn eine Hofintrigue. Vergebens hatte er zuletzt die Progressisten zu versöhnen versucht, lange mit Auflösung der constituirenden Cortes gezögert, endlich einen Zusatz zur Verfassung von 1845 verkündigt, der die Befugnisse der Volksvertretung erweiterte. Er fiel und Narvaez, jetzt Haupt des Centrums der Moderados, ersetzte ihn. Wieder folgten Aufstände der Radicalen, zuerst in Malaga, dann zu Sevilla und andern Städten der Provinz Cadiz. Sie wurden erstickt, aber die Verschwörungen gegen die Regierung, die in wenigen Tagen das ganze politische Werk der Jahre 1854 bis 1856 umgestoßen, dauerten fort, und unablässig drohte neuer gewaltsamer Ausbruch der Unzufriedenheit.

Im October 1857 schon mußte Narvaez, der zuletzt nur ein Werkzeug der Neukatholiken und ihres Centrums, des Hofes, gewesen, zurücktreten. Dann neun Monate vergebliche Versuche, ein haltbares Ministerium zu bilden, welches

Digitized by Google

weder Esparteristen noch Vicalvaristen enthielte. Endlich, im Juni 1858 O'Donnell wieder ins Cabinet berufen und mit ihm ein System der Vermittelung und Versöhnung der Fractionen des gemäßigten Liberalismus adoptirt. O'Donnell verschmolz die Progressisten, die ihm 1856 gefolgt waren, mit den Moderados, welche sich nicht grade zum Absolutismus bekannten, zu einer Partei, welche die „liberale Union" genannt wurde und allmälig durch Aufnahme fähiger und redlicher Männer aller politischen Schattirungen dem verderblichen Parteihader ein Ende machen sollte. Was auch die Fehler dieses Staatsmannes sein mögen, Talent und Energie sind ihm nicht abzusprechen und ebenso wenig Erfolge, nach denen wir in der Regel allein unser Urtheil fällen: für die Monarchisten war er der Mann, der die Revolution aufhielt, die den Thron weggeschwemmt haben würde, und für die Liberalen wurde er der Retter des Repräsentativsystems.

O'Donnell war erst kurze Zeit im Amte, als der Krieg mit Marokko ihm eine reiche Quelle der Volksgunst eröffnete. Die Zeit der Kreuzzüge schien wiedergekehrt, alle Welt dachte nur an Krieg und Ruhm, und als der Kampf zu glänzenden Siegen führte, fiel von dem Schimmer derselben auch auf die Krone ein gutes Theil. Die öffentliche Meinung wurde ferner durch großartige und zweckmäßige Staatsbauten und durch Vermehrung der Flotte gewonnen. Der Credit Spaniens besserte sich. Mit Leichtigkeit wurden die republikanischen Bewegungen Andalusiens, Alicantes und Estremaduras, die carlistische Verschwörung von San Carlos de la Rapita und die Bewegung von Loja im Jahre 1861 niedergeschlagen. Aber die verhängnißvollen Verhältnisse, die den Thron umgaben, wirkten gegen den geschickten und glücklichen Minister, der sich nur dadurch im Amte erhalten konnte, daß er die Wünsche der Neukatholiken, welche das Ohr der Königin hatten, so viel als irgend möglich berücksichtigte. Dazu kam, daß die liberale Union allmälig ihren anfänglichen Charakter einbüßte. Persönlicher Ehrgeiz und Streben nach einträglichen Aemtern, in Spanien ungefähr so starke Motive der höhern Politiker wie in Griechenland, die Sucht namentlich, Glück zu machen durch Anstellung in den Colonien, führten der Partei nicht wenige unreine Elemente zu, und das Ende war Eifersucht, Zwiespalt und schließliche Zersplitterung derselben. O'Donnell konnte den Egoismus seiner Freunde nicht immer befriedigen, und dadurch hauptsächlich verlor er den Boden. Sein afrikanischer Ruhmesglanz erbleichte, als man ihn mit der Wachskerze in der Hand in den Processionen gehen sah, welche die Bigotterie des Hofes veranstaltete, und das Ausbleiben aller materiellen Vortheile nach den großen Menschenopfern in Marokko trug auch nicht bei, sein Ansehen zu mehren. Bald war nicht mehr er, sondern Posada Herrera, der Minister des Innern, die eigentliche Seele der Regierung, und hinter diesem wieder standen neben der Königin die Nonne Patrocinio und Pater Claret,

Digitized by Google

Werkzeuge der Erzbischöfe von Saragossa und Toledo, die ihrerseits den von Rom kommenden Weisungen gehorchten und damit vorzüglich die unkluge Politik des Cabinets in der italienischen Frage veranlaßten.

Endlich im März 1863 trat O'Donnell ganz vor den Neukatholiken zurück, und dieser rechte Flügel der Moderados regierte zwei Jahre lang in vier aufeinanderfolgenden Ministerien ganz nach dem Herzen der Camarilla. Die Presse wurde noch mehr beschränkt, desgleichen das Wahlrecht. Ueberall feierten der Absolutismus und der Ultramontanismus Triumphe, überall aber auch wandte sich die Mittelclasse mehr und mehr entweder den Republikanern oder der seit einigen Jahren entstandenen iberischen Partei zu, welche eine Vereinigung Spaniens und Portugals unter der Dynastie des letzteren Staates erstrebte. Daneben stieg die Corruption in allen Sphären der Verwaltung auf den höchsten Grad. Politische Industrieritter erwarben sich in der Administration der Colonien, beim Tabaksmonopol und bei den indirecten Steuern Reichthümer, Minister und Senatoren trieben ungescheut Actienschwindel, die Finanznoth wurde täglich wieder dringender, die Steuerlast unerträglicher. Vergebens verzichtete die Königin, um sich beliebt zu machen, auf einen Theil der Krongüter. Zuletzt, im Juni 1865, entschloß sie sich, O'Donnell wieder zu berufen und damit von Neuem in liberalere Bahnen einzulenken.

Der General verlangte Entfernung der Häupter der Camarilla vom Hofe, Anerkennung Italiens, Verkauf der noch übrigen Kirchengüter, Erweiterung des Wahlrechts und Erleichterung der Presse. Isabella ging auf diese Bedingungen, so hart sie ihr vorkommen mußten, ein und forderte ihrerseits nur Fernhaltung der Progressisten von dem neu zu bildenden Cabinet. Die Liberalen sollten durch die neue Regierungsmethode gewonnen werden. Sie blieben indeß in der Opposition, und während man sich auf dieser Seite nicht stärken konnte, schwächte man sich zugleich auf der entgegengesetzten. Die Anerkennung Italiens und der Verkauf der Kirchengüter führten die Klerikalen in die Reihen der Gegner des Cabinets. Sie wühlten zunächst für den Kronprätendenten „Don Carlos den Siebenten", und als der beabsichtigte Aufstand für diesen nicht zu Stande kommen wollte, ertheilten sie ihren Anhängern die Weisung, mit den Socialisten und Republikanern zu gehen, die jetzt in den untern Classen, namentlich der großen Städte, bedrohlich starke Propaganda machten. Noch gab sich O'Donnell der Hoffnung hin, daß sich ihm die nicht iberischen und nicht republikanischen Progressisten gegen jene Coalition der absolutistisch-klerikalen Partei mit der rothen Demokratie anschließen würden. Die letzten Wahlen enttäuschten ihn: die große Mehrzahl der Progressisten enthielt sich der Abstimmung.

Es war ein Gewitter in der Luft, alles erwartete mit Spannung den Losbruch. Derselbe erfolgte mit Prims Pronunciamento, wie es scheint zu früh.

Digitized by Google

Aber das vorsichtige zögernde Verfahren der Regierung gegen den meuterischen General, das Zaudern der Königin mit entschiedenen Maßregeln, die lahme Verfolgung beweist zur Genüge, wie unsicher man sich fühlt und für wie mächtig man die Partei hält, die hinter Prims Unternehmen steht. Jeder Tag noch kann — wir schreiben dies am 23. Januar — die Niederlage des Progressistenhäuptlings wett machen und alle Vorsichtsmaßregeln O'Donnells vereiteln.

Was Prim als letztes Ziel vorschwebt, ist aus seinem Manifest nicht ersichtlich. Von Einigen wird er als iberisch gesinnt bezeichnet, Andere lassen ihn auf den Sturz des Hauses Bourbon ohne Seitenblick auf die portugiesische Dynastie ausgehen. Wir möchten das Letztere annehmen, da eine iberische Union bei der Abneigung der großen Masse der Nachbarvölker der Halbinsel gegen einander etwa dieselben Schwierigkeiten haben würde wie eine Zusammenschweißung der Skandinavier in einen Staat. Prim ist ein tapferer Offizier, aber keineswegs ein reiner Charakter oder gar ein idealistischer Schwärmer. Die Politik ist ihm, wie den meisten der heutigen spanischen Parteiführer, ein Geschäft, welches Ehre und andere gute Dinge, pecuniäre Vortheile nicht ausgeschlossen, einbringen soll. Wir meinen, daß ihm der Sinn nach einer Stellung wie die Espartero's nach dem Aufstand der Vicalvaristen von 1854 steht, und wir meinen ferner, daß er, zu einer solchen gelangt, nicht mit den Moderados theilen und ebenso wenig den Beschützer und Retter der Dynastie vor den aufgeregten Volksmassen spielen würde. Hinreichende Energie besitzt er zu einer Art Cromwell, seine außerordentliche Beliebtheit beim Heere ist ihm eine mächtige Stütze, die Hunderttausende von antimonarchisch Gesinnten, welche die Mißregierungen der Moderados und der Neukatholiken seit den dreißiger Jahren großgezogen haben, würden einem radicalen Wagniß Beifall zurufen.

Es ist nicht unmöglich, daß das Haus Bourbon schon jetzt, es ist fast gewiß, daß es bei seinen unaufhörlichen Rückfällen in Tendenzen, die unsre Zeit selbst in Spanien nicht mehr duldet, bei seiner Neigung zum Intriguiren gegen jeden Liberalismus, auch den, welchem man Dank schuldet, und bei seiner sittlichen und intellectuellen Verkommenheit überhaupt, über kurz oder lang den letzten Thron verliert, der ihm von den vier, die es 1830 besaß, noch geblieben ist. Aufrichtiger Anschluß an die Partei des gemäßigten Fortschritts und Verbleiben auf dieser Bahn ohne Furcht vor dem linken und ohne Sehnsucht nach dem rechten Extrem hätte noch nach 1854 der Revolution, welche 1808 ihren Anfang nahm und seitdem ebbend und fluthend fortgewogt hat, Halt gebieten und die Entwickelung des Landes wieder in das von Karl dem Vierten verlassene Geleis der Reformen hineinlenken können. Verblendung und Egoismus ließen es nicht dazu kommen, und jetzt scheint nichts mehr zu helfen. Die Achtung vor der Dynastie ist in den weitesten Kreisen längst dahin, wenige glauben an ernstgemeinte Umkehr, wenn einmal die Noth zum Nachgeben gegen

Digitized by Google

die liberale Partei nöthigt, keine ehrliche Seele in ganz Spanien, die nicht über die Reihe von Skandalen, welche die Geschichte des Hofes von Madrid bilden, den tiefsten Ekel empfände. Es wäre ein Wunder, wenn diese Selbstvernichtung der Dynastie Bourbon noch lange zu arbeiten hätte, bevor sie ihr Ziel erreichte.

Reformaussichten auf dem Gebiet des Gefängnißwesens.

Während die Reformaussichten auf dem in der Ueberschrift erwähnten Gebiet, trotz ihrer dringlichen Natur, in Preußen nichts weniger wie vielverheißend sind, während hier der Einfluß jener pietistischen Richtung, die in diesem Staat so vieles Entwickelungsfähige verkümmert, sich bisher mit Erfolg dem von Irland ausgegangenen reformatorischen Streben entgegenstemmt, öffnet sich an einer anderen Stelle, an die man kaum zu denken gewohnt ist, wenn es sich um Fortschritte im Sinne einer geläuterten Humanität handelt, eine Aussicht, die viel verspricht und die, wenn sie nur einiges von dem hält, was sie verspricht, von den Reformfreunden mit Genugthuung begrüßt werden darf. Kein anderer als der östreichische Kaiserstaat ist es, der seinem Rivalen Preußen auf dem Gebiet des Gefängnißwesens den Rang abzulaufen droht. Die in dem letzten Monat des vergangenen Jahres von dem östreichischen Justizminister an den Sectionschef v. Hye, Generalinspector des Gefängnißwesens, erlassene Amtsinstruction kennzeichnet sich ihrem ganzen Inhalt nach als eins jener reformatorischen Actenstücke, von denen man unter anderen Umständen mit Sicherheit den Eintritt eines veränderten Standes der Dinge datiren würde. Ich sage: unter anderen Umständen mit Sicherheit — denn die östreichische neueste Aera treibt, wie dies nicht zu verkennen, in ihrem Bestreben, mit büreaukratischen Traditionen, mit der Schreibstubenthätigkeit, mit der Vielregiererei der Unterbehörden ꝛc. zu brechen, eine Reihe knospenhafter Ansätze, deren Entwickelung zu wirklichen Früchten gleichwohl niemand wird verbürgen wollen, wer den Gesammtzustand Oestreichs im Auge behält.

Wie dem indessen auch sei, ob die reetablirte kaiserliche Dictatur im Stande sein wird, die Versprechungen, mit denen sie debütirt, wahr zu machen, ob sie dieselben an dem Gegensatz ihrer Existenz mit dem Volksbewußtsein scheitern

Digitized by Google

zu sehen gezwungen sein wird, zu constatiren ist für den vorliegenden Fall, daß die erwähnte Amtsinstruction das letztere Schicksal jedenfalls nicht verdient. Wesentliche Grundanschauungen, die seit langer Zeit von der Fortschrittspartei im Gefängnißwesen betont werden, haben in ihr Eingang gefunden, und ohne sich für ein bestimmtes System bestimmt auszusprechen, lehnt sie sich unverkennbar an die allein fruchtbaren Gedanken an, die anderswo — von den deutschen Staaten vor allem in Sachsen — ihre Bewährung schon erlebt haben. Von dieser Art sind besonders die Art. III und IV der erwähnten Amtsinstruction.*) Die Bedeutung derselben liegt einerseits in der rückhaltlosen Anerkennung des „anderwärts trefflich bewährten Institutes der bedingnißweisen Entlassung der Sträflinge aus der Strafhaft", sowie in der Forderung, die Gefangenen „erst arbeits- und erwerbsfähig, dann aber auch arbeitsfreudig zu bilden". Art. VI endlich giebt dem Generalinspector des Gefängnißwesens noch auf: „zwar in erster Linie immer die einschlägigen Bestimmungen der jeweilig bestehenden Straf- und Gefängnißgesetzgebung in genauen Vollzug zu setzen, innerhalb dieser Grenzen aber zugleich sorgfältig die Forderungen der fortschreitenden Wissenschaft, sowie die Einrichtungen und Erfahrungen bewährter Musteranstalten anderer europäischer Länder zu berücksichtigen."

Um den Werth dieser verständigen Sprache zu würdigen, erinnern wir an einzelne verwandte Vorgänge des verflossenen Jahres. In Würtemberg brachte

*) Art. III. Zu den vorzüglichsten Pflichtaufgaben des Generalinspectors des Gefängnißwesens gehört es, eine gründliche Reform des gesammten Gefängnißwesens anzubahnen und nach Maßgabe derjenigen gesetzlichen Vorschriften, welche in dieser Richtung jeweilig erlassen wurden, in Ausführung zu bringen. Innerhalb der Grenzen des unabweisbaren Gebotes der Gerechtigkeit, nach welcher die Strafanstalten zunächst dazu bestimmt sind, jedem dahin Verurtheilten zur Sühne des durch seine Schuld verletzten Rechtes durch die Entziehung der Freiheit ein empfindliches Uebel zuzufügen, ist bei der Regelung und Vollziehung der Freiheitsstrafen allen Forderungen der Humanität und der vorgeschrittenen Cultur volle Rechnung zu tragen und das Hauptaugenmerk auf die anzustrebende individuelle Besserung jedes Sträflings zu richten. Art. IV. Bis zu dem Zeitpunkte, in welchem durch die Gesetzgebung festgestellt werden wird, ob die Strafanstalten in den mehrgenannten Ländern in Zukunft vorherrschend nach dem Einzelhaft- (Zellen-) Systeme, mit Benützung der bereits in mehren ausländischen Gefängnissen mit Erfolg eingeführten Mäßigungen und Vervollkommnungen desselben, oder nach irgendeinem andern bewährten Gefängnißsysteme einzurichten und zu regeln sein werden, und ob auch in unseren Ländern das ganz vorzugsweise auf die Besserung der Sträflinge abzielende und anderwärts trefflich bewährte Institut der bedingnißweisen Entlassung der Sträflinge aus der Strafhaft (gewöhnlich „Beurlaubungssystem" genannt) einzuführen sei oder nicht, wird es die Aufgabe des Generalinspectors des Gefängnißwesens, sowie aller bei der Aufsicht über Gefängnisse beschäftigten Personen sein, den Endzweck der Besserung der Sträflinge vor allem durch religiöse und sittlich veredelnde Einwirkung, sowie durch zweckmäßigen Unterricht, dann aber durch eine solche Einrichtung und Erhaltung des Arbeitswesens in den Gefängnissen anzustreben, daß nicht nur kein Verhafteter unbeschäftigt bleibe, sondern daß nach Thunlichkeit alle Gefangenen mit solchen Arbeiten beschäftigt werden, welche ihrer Individualität entsprechen und die zugleich geeignet sind, dieselben vor allem, so weit es nothwendig ist, erst arbeits- und erwerbsfähig, dann aber auch arbeitsfreudig zu bilden.

Digitized by Google

die Regierung eine Vorlage wegen Einführung der Zellenhaft zunächst für weibliche Strafgefangene vor die Kammern. Die Vorlage fand Annahme und die Debatte war eigenthümlich genug, insofern die Regierung bei derselben die wenigen aus einer liberalen Auffassung des Isolirsystems hervorgegangenen Modificationen vertrat, die liberale Opposition dieselben dagegen bekämpfte. Besonders bemerkenswerth erscheint aber, daß weder Regierung noch Kammer sich der anderweit auf dem Gefängnißgebiet eingetretenen Erscheinungen anders als nur höchst flüchtig und ohne denselben irgendwelche Rechnung zu tragen erinnerten. Im guten Schwaben nehmen überhaupt die Dinge einen etwas seltsamen Verlauf. Die Frage der Isolirhaft wurde vor Jahren angeregt und blieb auf sich beruhen, weil die Erfahrungen noch kein hinlänglich motivirtes Urtheil gestatteten. Jetzt endlich glaubt man die Erfahrungen zu überblicken und sich zur Einführung des Systems entschließen zu sollen, aber unglücklicher konnte man den Moment im Grunde gar nicht wählen; denn grade das letzte Decennium reifte die Resultate des irischen Strafvollzugs und erschütterte progressiv das alleinseligmachende Dogma der Isolirhaft. Ein Kampf der Ansichten ist darüber entbrannt, der auf dem wissenschaftlichen Gebiete sehr lebhaft geführt wird und noch lange nicht seinen Abschluß gefunden hat. Würtemberg aber, welches zehn Jahre lang ruhig wartete, um sich keines übereilten Urtheils schuldig zu machen, erklärt sich in demselben Augenblick zu Gunsten eines Systems, wo die Thatfrage bestrittener ist als je und wo die Früchte derselben wurmstichig zu erscheinen anfangen. Blicken wir nach Preußen. Während der letzten Session wurde die Regierung von dem Abgeordneten Dr. John zu Gunsten des irischen Systems interpellirt. Der Regierungscommissar erwiederte: es sei richtig, daß das irische System sich eine Anzahl Anhänger selbst in Deutschland erworben habe, allein dasselbe habe auch verschiedene Gegner, welche behaupteten, daß die ihm nachgerühmten Resultate auf Täuschung beruheten. Das hohe Haus aber möge versichert sein, daß die Regierung den Ergebnissen dieses Systems auch fernerhin mit Aufmerksamkeit folgen werde.

Das hohe Haus scheint diese Versicherung mit einer mir nicht ganz verständlichen Zuversicht denn auch in der That für sehr beruhigend angesehen zu haben, denn es ließ den Gegenstand fallen und behelligte das Ministerium nicht einmal, wie der weimarsche Landtag es gethan, mit einer Aufforderung, dem irischen System eine verschärfte Aufmerksamkeit und ein eingehendes Studium zuzuwenden: oder war es von der Nutzlosigkeit einer solchen Aufforderung von vornherein überzeugt? Wohl möglich und vielleicht nicht ohne Grund. Aber dennoch erschien eine solche Aufforderung schon durch den Wortlaut der Erklärung des Regierungscommissars geboten. Denn was soll man davon sagen, wenn das ganze bisherige Studienergebniß der Regierung in nichts Anderem besteht als in der Wahrnehmung, daß das irische Gefängnißsystem sich eine

Digitized by Google

Anzahl Anhänger und eine Anzahl Gegner erworben habe. Anhänger und Gegner wird daſſelbe vermuthlich immer haben, wie die meiſten Dinge in der Welt. Es kommt eben darauf an, auf welche Seite ſich die Regierung ſtellen will. Dazu gehört eine eigne, auf Grund beſtimmter Thatſachen erworbene Meinung, und der ſehr einfache Weg, um zu dieſer zu gelangen, beſteht darin, daß man den Thatbeſtand an Ort und Stelle durch eine Commiſſion von Sachverſtändigen unterſuchen läßt, wie dies verſchiedene andere Regierungen, neuerdings die von Weimar, gethan haben. Die Gründe, warum dies in Preußen nicht geſchieht, wären der Darlegung wohl werth, und dieſe Darlegung nicht provocirt zu haben, iſt ein Unterlaſſungsfehler der Kammer.

Vergleicht man mit der nichtsſagenden Erklärung der preußiſchen Regierungscommiſſion in der vorliegenden Angelegenheit die Amtsinſtruction des öſtreichiſchen Juſtizminiſters, ſo iſt nicht zu verkennen, daß dieſe ſich durch Offenheit, Präciſion und ein beſtimmtes Farbebekennen auszeichnet. Wenn ſchon kein Programm, ſo ſind doch wenigſtens die Grundzüge zu einem ſolchen in derſelben enthalten. Mit der Anerkennung der Beurlaubung iſt nothwendig die weitere Anerkennung derjenigen Bedingungen gegeben, unter denen jene allein ihre ſegensreiche Wirkſamkeit zu entfalten vermag. Nur im Anſchluß an das Progreſſivſyſtem hat es überhaupt einen Sinn, von der trefflichen Bewährung der bedingungsweiſen Entlaſſung zu reden, denn nur im engſten Zuſammenhang mit jenem hat ſich dieſe bewährt.

In dieſer Beziehung hat das Beiſpiel Englands eine wohl zu beherzigende Lehre ertheilt. Das engliſche und das iriſche Gefängnißſyſtem waren trotz ihrer entgegengeſetzten Reſultate nicht etwa von ganz verſchiedenen Punkten ausgegangen. Ihnen beiden diente ein und derſelbe geſetzgeberiſche Act, der Parlamentsbeſchluß von 1853, zur Baſis — ein Beſchluß, der aus dem veränderten Zuſtand der engliſchen Colonien hervorgegangen war. Da mit Ausnahme Weſtauſtraliens alle Colonien der Zufuhr von Verbrechern ſich verſchloſſen hatten, Weſtauſtralien ſelbſt ſeiner örtlichen Beſchaffenheit wegen aber nur eine geringe Anzahl von Verbrechern übernehmen konnte, ſo war man auf ein Syſtem bedacht, welches die Freilaſſung der Verbrecher im eignen Lande ermöglichte. Dieſes Syſtem ſollte das der ticket-of-leave-men ſein. Aber wer erinnert ſich nicht noch des keineswegs ungerechtfertigten Entſetzens, das dieſe verurſachten? London vor allem ſchien damals in eine große Mörderhöhle verwandelt. Die Zunahme grade der ſchwerſten Verbrechen rechnete einige Jahre ſpäter, um 1861, nicht mehr nach Bruchtheilen von Procenten, ſondern nach 30, 40, bis zu 56 Procent, die öffentliche Sicherheit war in ihren Fundamenten erſchüttert, am hellen Tage trieben die Garrotteurs ihr ſchreckenerregendes Handwerk, die gewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln erwieſen ſich als ohnmächtig gegen die koloſſale Zunahme des Verbrechens. Ein Schrei der Entrüſtung erhob ſich im

Digitized by Google

englischen Publikum nicht allein gegen die Garrottirer, sondern vor allem gegen die Regierung, gegen das Beurlaubungssystem, welches man als Hirngespinnst verdammte, und dem man alle gegenwärtigen Uebel Schuld gab. Und doch war dies Hirngespinnst vortrefflich und der ihm zu Grunde liegende Gedanke ebenso fruchtbar als wahr.

Es war Irland vorbehalten, den Beweis dafür zu liefern und die naheliegende Gefahr, daß das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werde, daß eine der werthvollsten Errungenschaften der neueren Gefängnißpraxis wieder verloren gehe, zu verhüten. Crofton, in dessen Hände die Leitung der Gefängnißverwaltung in Irland gelegt war, hatte, obgleich von derselben Basis ausgehend, ganz andere Ergebnisse erzielt, wie sie England aufzuweisen hatte. Mit einer Hingebung und einem nie ermüdenden Eifer, der seines Gleichen sucht in der Geschichte irgendeines Verwaltungsgebietes, hatte er die enormen Schwierigkeiten, welche ihm der schlechte Zustand der irischen Gefängnisse entgegenstellte, überwunden*) und schrittweise prüfend ein System von Einrichtungen geschaffen, die in bewundernswerther Weise der bedingten Freilassung zum sicheren Unterbau dienten. Bei dem Zustand des irischen Gefängnißwesens fehlte jede moralische Vorbedingung für das System der Freilassung. Alles mußte von Grund aus neu geschaffen werden, um diese, die daher vor der Hand noch ganz suspendirt blieb, nur überhaupt einführen zu können. Vielleicht war dies ein Glück, denn eben der gänzliche Mangel jedes Anknüpfungspunktes bewirkte, daß man nicht wie in England sich mit einer oberflächlichen Prüfung der zu Grunde zu legenden Bedingungen begnügte, sondern in dem mühsamen Werk der Reorganisation jeden Schritt mit jener sachlich prüfenden Kritik unternahm, die allein den Erfolg verbürgen konnte.

Es ist zunächst diesem, in Ansehung des widerspenstigen Materials gradezu staunenswerthen Erfolg zu verdanken, wenn sich allmälig die Blicke der Criminalisten aller Länder auf die irischen Einrichtungen der Gefängnisse gerichtet haben; wenn von verschiedenen Regierungen — Rußland, Italien, Weimar — specielle Untersuchungen des Thatbestandes angeordnet worden sind, wenn einzelne Staaten — Braunschweig, Oldenburg, Sachsen — mehr oder minder gelungene Nachahmungen derselben in ihren Gefängnißeinrichtungen vorgenom-

*) Wie groß diese Schwierigkeiten waren, geht u. a. aus den Aussagen Croftons vor dem Transportationscomité des Parlaments (1855—56) hervor. C. bemerkte dort: der Zustand der irischen Gefängnisse war unbeschreiblich jammervoll. Die Gefangenen waren moralisch und physisch zu Grunde gerichtet. Ihnen fehlte jedes Atom von Hoffnung, von Erziehung, von allem, was man bei Gefangenen zu finden hofft. Diese Aussagen finden ihre Bestätigung in einem Bericht des Gouverneurs von Westaustralien, welcher damals eine Anzahl irischer Gefangener überliefert erhalten hatte und welcher es unmöglich fand, ihnen wie den andern englischen Transportirten Urlaubsscheine zu ertheilen, weil sie sich in einem Zustand befanden, welcher jede Einwirkung moralischer Agentien vereitelte.

Digitized by Google

men haben. Es muß den Fachjournalen vorbehalten bleiben und würde die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten, diese Nachahmungen, die sich zumeist auf die bedingte Freilassung beziehen, eingehender zu prüfen und die Bedenken zu würdigen, die z. B. in der Deutschen Strafrechtszeitung gegen die sächsischen Einrichtungen erhoben worden sind. (Vgl. die Kritik der zwickauer Strafanstaltsorganisation von Director v. Valentini.) Das Erfreuliche und wahrhaft Bedeutende bleibt jedenfalls festzuhalten, daß mit der Einführung der bedingten Freilassung in den strafrechtlichen Apparat ein entscheidender Schritt zur Humanisirung des Strafvollzuges gethan wird, der einen Bruch mit alten Traditionen nothwendig bedingt und in seinen Consequenzen immer unausbleiblicher macht. Zur Humanisirung — allerdings ist dies Wort hier nicht zu nehmen in dem Sinne einer sentimentalitätskranken Milde, einer erschlaffenden Nachsicht, sondern lediglich in dem eines engsten Anschlusses an die menschliche Natur. Darin aber grade ruht sein tiefbegründeter Vorzug wie auch sein principieller Fortschritt über den Geist des Isolirsystems, der grade in seinem Grundgedanken in einem bedenklichen Gegensatz zu den wirklichen Bedürfnissen und Qualitäten der menschlichen Natur steht. Die bedingte Freilassung hat nur dann einen Sinn, wenn sie sich wie in den organischen Einrichtungen des irischen Gefängnißwesens als der Gipfel eines Systems darstellt, das sich überall an den natürlichen Egoismus, an den Freiheitstrieb, an das Hoffen, an die nimmer rastenden lebendigen Mächte in des Menschen Brust wendet.

Indem ein Gefängnißsystem mit der Aussicht auf Freilassung als Strafmodus operirt, bricht es von selbst mit jener gefährlichen Tendenz des Strafvollzugs, welche ein Hauptgewicht auf die Einkehr des Sträflings in sich selbst verlegt. Es richtet den Blick desselben hinaus „ins Freie", die starren Schranken des Gefängnisses erweitern sich, und dieses selbst wird zu einer Schule der Freiheit. Indem der östreichische Justizminister das System der Freilassung als ein „anderwärts trefflich bewährtes" anerkennt, anerkennt er daher gleichzeitig einen Geist des Strafvollzugs, welcher folgerichtig durchgeführt eine totale Aenderung des gesammten Strafsystems zur Folge haben muß. Wie weit ihm dies gelingen wird, kann sich erst dann herausstellen, wenn die gegenwärtig mit der Redaction des neuen Strafgesetzes betraute Commission ihre Resultate veröffentlicht. Daß übrigens auch lediglich statistisch betrachtet für Oestreich Grund genug vorhanden ist, die Factoren seiner Strafvollzüge zu prüfen, zeigen folgende Ziffern. Die Zahl der Schlußverhandlungen über Verbrechen und Vergehen betrug 1860: 1185; 1861: 1224; 1862: 1413; 1863: 1549; 1864: 1744; 1865: 1962; in Summa ergiebt sich eine stete Zunahme, während die Zahl der verurtheilenden Erkenntnisse in Irland sich von 1013 in 1853 (vor Einführung des neuen Systems) auf ein Drittel vermindert hat.

J. Duboc.

Digitized by Google

Die gegenwärtige Situation in der schleswig-holsteinischen Frage.

In der particularistischen Presse begegnen wir jetzt häufig gewissen triumphirenden Reflexionen darüber, daß die Annexionspartei die Flügel hängen lasse. Früher sehr obenhinaus in ihrem anmaßlichen Selbstbewußtsein — bekanntlich ist Anmaßung einzig und allein im annexionistischen Norden zu Hause — sei sie neuerdings sehr kleinlaut geworden. Zeuge dessen die Organe des Großpreußenthums. Früher unverschämt, jetzt verschämt, früher dem Cultus der Macht ergeben, jetzt wieder mit dem „mißachteten Recht" liebäugelnd, zwar wohl nicht recht eigentlich aus reuiger Selbsterkenntniß, wohl aber aus der aufgenöthigten Ueberzeugung, daß auf dem eingeschlagenen Wege doch nicht auszukommen sei, daß die rechtlose Macht doch nur taube Frucht trage. Ist an diesen Reflexionen, zu denen wir die Belegstellen unschwer aus einer ganzen Reihe von Blättern beibringen könnten, etwas Wahres? Etwas Wahres, ja — nämlich die Erscheinung ist nicht zu läugnen, daß die politische Unreife, die sich im Particularismus offenbart, mit einer gewissen naiven Gefühlsfrische zu Werke geht, mit einer frisch-fromm-fröhlichen Elasticität ihre Purzelbäume im Grase schießt, mit welcher der nüchterne politische Verstand schlechthin nicht wetteifern kann.

Als einen solchen politischen Purzelbaum möchten wir u. a. die jüngst in Stuttgart decretirte Bildung einer „deutsch-föderalistischen" Partei bezeichnen, welche, wie es in dem Schreiben an die würtembergischen Abgeordneten Fetzer, Hölder, Schott ꝛc. heißt, „sich auf das Volk und den demokratischen Fortschritt stützt und von der Selbstbestimmung der Nation die Lösung der deutschen Frage durch Herstellung eines deutschen Bundesstaates auf demokratischer und föderativer Grundlage erwartet." Andererseits wird in demselben Schreiben erklärt, daß „die deutsch-unitarische Parteirichtung, welche sich auf die Macht des preußischen Großstaats stützt", zu jenem Programm in einem Gegensatz steht, „der weder vertuscht noch versöhnt werden kann". Ein Festhalten an der Verbindung mit der preußisch-unitarischen Partei erklärt die Versammlung für ein Hinderniß des Anschlusses an sie. Prüfen wir diese Sätze. Die deutsch-unitarische Parteirichtung, heißt es, stützt sich auf die Macht des preußischen Großstaates. Wo und wann ist dies geschehen? Ist das wesentlichste Argument derjenigen, die dem Anschluß der Herzogthümer an Preußen unter allen Umständen das Wort geredet haben, nicht grade immer das der mangelnden Machtfülle des preußischen Staates gewesen? Preußen, sagten wir, theilweise sogar in Uebereinstimmung mit unseren Gegnern, ist ohnmächtig seinen deutschen Beruf zu erfüllen. Es bedarf dafür keiner künstlichen Argumentation — der Beweis dafür liegt in der Thatsache, daß es ihn nicht erfüllt. Ein machtvoller Staat geht stricte und mit festen Schritten die Bahn der ihm vorgezeichneten Entwickelung; mit sicherem Griff bemeistert er die sich ihm aufdrängenden Aufgaben, mit nachhaltiger Kraft überwindet er die unausbleiblichen Hindernisse und Schwierigkeiten. Ganz das entgegengesetzte Schauspiel bietet Preußen. Im Innern schwankend zwischen freiheitlichen Anläufen und schweren Rückfällen, nach Außen theils die Gelegenheiten versäumend, theils unfähig sie zu benutzen und, wie gegenwärtig, vergeblich sich abmühend den widerspenstigen Stoff zu meistern. In keiner Partei herrscht ein so

Digitized by Google

klares Erkenntniß grade von der eigenthümlichen Schwäche des preußischen Staates, als in der, die man am preußischen Großmachtsbewußtsein erkrankt glaubt. Allein dieser Schwäche, dieser Mangelhaftigkeit abzuhelfen mit allen Mitteln, die sich eben grade darbieten, das ist uns jederzeit als die wahre Aufgabe einer leistungsfähigen, deutschen Volkspolitik erschienen und zwar deshalb, weil es dem preußischen Staat gegenüber immer nur die beiden Alternativen giebt: entweder ihn mit Herrn Pfau und Genossen zu zertrümmern oder, wie er sich weniger gewaltsam ausdrückt, in seine Bestandtheile aufzulösen, oder an ihm weiter zu bauen und seine Entwicklung zur Freiheit in jedem möglichen Sinne zu fördern. Wohl mag der seiner schöpferischen Kraft sich bewußte und ihr vertrauende Künstler das Werk seiner Hände wieder zertrümmern, wenn es ihm nicht Genüge leistet, aber auf staatliche Verhältnisse angewendet paßt dieser Vergleich schon deshalb nicht, weil der Staat nie ein abgeschlossenes, sondern ein organisches, in steter innerer Wandelung begriffenes Gebilde darstellt.

Viele aufrichtige Patrioten haben in den langen Jahren der Reaction, die im Großen und Ganzen überall auf Deutschland lastet, sehnsüchtig nach einem Anstoß von Außen, nach einem Umschwung wie im Jahre 1848 ausgeblickt. Wer die Entwicklung der Herzogthümerfrage bis auf den heutigen Tag überblickt, dürfte von diesem Wunsch bald geheilt werden.

Denn nichts charakterisirt schärfer die verhältnißmäßig geringe Entwickelung des politischen Verstandes in Deutschland seit jenem Jahre als die babylonische, durch die sogenannte Machtfrage angerichtete Verwirrung der Geister. Es läßt sich schon jetzt unschwer voraussagen, daß, böte ein günstiges Geschick uns abermals die Gelegenheit von damals, fegte ein Sturmwind von außen abermals die Hindernisse hinweg, welche dem Zusammentritt eines deutschen Parlamentes in dem Weg stehen, der Verlauf der Dinge sich wesentlich analog wie in jener Zeit gestalten würde. Was damals die Bewegung in allen Stadien scheitern ließ, war die Ueberschätzung der sogenannten sittlichen Momente, die Unterschätzung der realen Macht. Das Vorparlament, der Fünfziger-Ausschuß, das Parlament, alle diese revolutionären Factoren wetteiferten in demselben verhängnißvollen Irrthum, sich lediglich auf ihr Recht stützen zu wollen und zu glauben, daß ihnen dann das Uebrige alles zufallen würde, selbst Männer, die uns heute noch als Muster aufgestellt werden und die es in einigen Punkten sein können, wie Heinrich Simon, finden wir in demselben fundamentalen Irrthum befangen. Augenblicklich ist wohl kaum noch ein Zweifel darüber möglich, daß das Jahr 48 nur dann einen dauernden Erfolg haben konnte, wenn sich das Vorparlament sofort nach seinem Zusammentritt in Permanenz erklärte, und wenn es seine erste, ausschließliche Sorge dahin richtete, eine wirkliche, gefürchtete Macht zu werden. Wie aber äußert sich Simon über diesen Punkt? In dem Brief an Gustav Simon vom 11. April 1848 (vgl. H. Simon. Von J. Jacoby) schreibt er: „Die zweite namentliche Abstimmung fand darüber statt, ob die vorbereitende Versammlung sich für permanent erklären solle. Ich stimmte dagegen, aus dem einfachen Grund, weil mir nichts sicherer war, als daß durch diese Permanenz Seitens einer sehr eigenthümlich componirten Versammlung der Zusammentritt einer wirklichen Nationalversammlung nicht erfolgen, sie vielmehr selbst die Constituante spielen würde, und dazu war sie nicht geeignet."

Was die Anschauung, der das Scheitern der 48er Bewegung zuzuschreiben ist, mit der heute herrschenden verbindet, ist die Urtheilslosigkeit, mit der man heute wie damals das Verhältniß von Macht und Freiheit verwechselt. Wäre diese Urtheilslosigkeit weniger groß, so würde man nicht fortwährend der angeblichen freiheitsfeindlichen Macht des preußischen Staates die ingrimmigste Antipathie widmen, sondern vielmehr die freiheitsfeindliche Richtung der zeitweilig herrschenden Partei als einen Beweis und eine Folge der Machtlosigkeit der den Fortschritt allein ver-

Digitized by Google

bürgenden Elemente des Staatslebens in erster Linie in Betracht ziehen. Es entstünde dann die rationelle Frage, wie dieser Machtlosigkeit, die sicher nicht im deutschen Interesse liegt, abzuhelfen ist. Auf diese Frage giebt es nach allen Regeln der Logik nur die einzig mögliche Antwort: durch Verstärkung der Elemente, die im Sinne des Fortschritts wirken. Ist die Staatslage gegenwärtig so geartet, daß die dem Feudalstaat dienstbaren Factoren die Wagschale einer volksthümlichen Entwicklung hoch in die Luft schnellen, so wird dies Verhältniß umgekehrt sein, je mehr Gewichte wir in diese letztere werfen können. Jedes Anwachsen des Staates, jede Hinzufügung neuer Volkstheile, jeder wahrhafte Machtzuwachs, durch erweiterten Handel und Verkehr, die stets aus innerer Nothwendigkeit dem demokratischen Gedanken verbündet sind, verstärkt jene Gewichte, die den Absolutismus zu Boden zu drücken bestimmt sind.

Doch wir wenden uns von allgemeinen Betrachtungen zu dem concreten Fall. Wir geben zu, die Annexionsactien stehen gegenwärtig nicht gut. Mit Hilfe der politischen Weisheit der in den Herzogthümern dominirenden Partei sind wir zu einem aussichtslosen Stillstand gelangt, mit Hilfe einer Einmischung des Auslandes, welche die Schleswig-Holsteinsche Zeitung schon im Voraus mit Glückwünschen überschüttet und gegen welche mittelstaatliche Organe ausdrücklich nichts zu erinnern finden, kommen wir vielleicht noch glücklich dahin, daß der Wolf, um den beliebten Ausdruck östreichischer Blätter zu gebrauchen, die Beute wieder fahren läßt. Was ist in diesem Fall der Gewinn für den „demokratischen Fortschritt“ und die Freiheit, der zu Ehren alles geschehen sein soll? Um darauf die correcte Antwort zu geben, sehen wir uns einen Augenblick die Kehrseite der Medaille an.

Nehmen wir an, das Volk der Herzogthümer hätte die Selbstbezwingung und den politischen Verstand gezeigt, eine engste Verbindung, eine totale Verschmelzung mit Preußen unverhohlen zu fordern. Die Regierung wäre alsdann genöthigt gewesen, um Oestreich zu beseitigen, sich auf den ausgesprochenen Volkswillen zu stützen. Von einem Verhältniß, wie es jetzt mit Lauenburg zur abermaligen Schädigung der preußischen Volksrechte und Verfassung eingetreten ist, konnte nie die Rede sein. Ganz außer Frage stand bei der Ohnmacht des Bundes und der mißgünstigen Mittelstaaten die jetzt wieder nahe gerückte Einmischung des Auslandes. Das Schicksal der Mittelstaaten war — nach ihrem eignen unzähligemal wiederholten Geständniß — mit einer Preußen günstigen Lösung der Herzogthümerfrage im Sinne der Mediatisirung entschieden. Ihre innere Kraft zu selbständiger staatlicher Existenz sowie der Einfluß Oestreichs auf die deutsche Entwicklung war gebrochen. In Preußen aber wäre unter günstiger gestalteten und erweiterten Bedingungen der Kampf um den Constitutionalismus weiter fortgeführt worden, dessen Ausgang die Verheißung hat, auch für Deutschland mitentscheidend zu sein.

Dies waren die Aussichten einer Lösung der Herzogthümerfrage im Sinne der großpreußisch-demokratischen Partei. Ihre Vortheile liegen auf der Hand, sie sind bestimmter, klar faßlicher Natur, Größen, mit denen der praktische Politiker rechnen kann. Was wir, da die Entwicklung der Dinge nicht diesen Weg genommen, jetzt besitzen, liegt ebenfalls klar vor. Die Verwirrung der Situation bis zur Rathlosigkeit gesteigert, das Oestreich, das sein eignes deutsches Element den Czechen und Magyaren überantwortet, gefestigter wie vorher in seinem Einfluß auf die deutsche Entwicklung, der verheißungsvolle Bund, die verheißungsvollen kleinen Staaten Deutschlands mit neuen Kräften ausgerüstet ihre Splitterexistenzen weiter fortzusetzen, Preußens staatliches Vermögen geschwächt, nirgends eine Anbahnung zukünftiger Lösungen. — Das sind die Folgen einer unvernünftigen Selbstbestimmung, das die Triumphe jener deutsch-föderalistischen Parteirichtung, die mit dem „demokratischen Fortschritt“ und der „Selbstbestimmung“ prunkt und die überall nichts vermocht hat als ihrer mißbräuchlichsten Anwendung das Wort zu reden.

Digitized by Google

Denn das ist der schwerste, aber gleichzeitig gerechteste jener Partei zu machende Vorwurf, daß sie — unbekümmert um den vernünftigen Inhalt der Selbstbestimmung — mit dieser selbst, einem an sich ganz leeren Begriff, einen hirnlosen Cultus treibt und getrieben hat. Auf diese Weise hat dieser Begriff in den Köpfen der Menge sich mit dem Inhalt einer reinen Willkür erfüllt, die an sich den schroffsten Gegensatz zur Freiheit bildet, denn die Freiheit ist die Selbstbestimmung zur Vernunft. Die großpreußische Partei hat keineswegs, wie man ihr lächerlicherweise vorwirft, die Selbstbestimmung aufzuheben, aber sie hat sie mit einem vernünftigen Inhalt zu erfüllen, auf ein vernünftiges Ziel zu richten versucht. Auf diese Weise kam sie freilich in die unbequeme Lage, denen entgegentreten zu müssen, die mit dem verlockenden Feldgeschrei der leeren Selbstbestimmung dem Eigendünkel der Massen schmeichelu. Sie kam dahin, dem unvernünftigen Belieben sich so oder so entscheiden zu können den vernünftigen Entschluß sich in einer gegebenen Lage so und nicht anders zu entscheiden entgegenzusetzen, sie mußte an die politische Einsicht, an die Fähigkeit, sich zu beschränken, appelliren, sie mußte endlich davor warnen, sich durch persönliche Erbitterung von dem großen Zielpunkt, dem es galt — die nationale Einheit durch rasche Opferwilligkeit um ein Erhebliches zu fördern — abwendig machen zu lassen. Dieser Appell, diese Warnung sind nicht von glücklichen Folgen begleitet gewesen. Wie sollten sie auch? War es doch ungleich bequemer wie im Punkt 3 des in dem „Deutschen Wochenblatt" von Herrn Eckhardt für die deutsche Volkspartei aufgestellten Programms zu sagen: Wir wollen nur eine auf dem Wege der Freiheit errungene nationale Einheit. Was man sich übrigens unter diesem so formulirten Postulat vorzustellen hat, mag dem Dichter des „Sokrates" vielleicht verständlicher sein als einem nüchternen Politiker. Die nationale Einheit wird erstehen, wenn die Hindernisse der verschiedensten Art, welche sie bis dato nicht zu Stande haben kommen lassen, beseitigt sein werden. Auf welche Art, auf welchem Wege sie aber erstehen wird, darüber lassen sich keine Vorschriften machen und kindisch ist es, in dieser Beziehung ein Wollen auszudrücken. Oder was will Herr Eckhardt mit den Gewaltthaten Napoleons anfangen, welche die deutsche Nationaleinheit in einem Ruck mehr förderten als die ganze seitdem verflossene Zeit? War es der Weg der Freiheit, auf dem ein Stück der nationalen Einheit errungen ward, wenn der fremde Eroberer mit einem Federstrich die geistlichen Herrschaften in Deutschland säcularisirte? Sollen wir diese ungeheuren Fortschritte und Errungenschaften ungeschehen wünschen, weil sie nicht auf dem in Punkt 3 des Programms der deutschen Volkspartei vorgeschriebenen Wege zu Stande gekommen sind?

Es ist ein Zeichen der Zeit, und nicht das erfreulichste, daß man solche aller politischen Anschauung baare Phantastereien als Parteiprogramme bekämpfen muß. Wahrer politischer Sinn richtet sich auf die Bewältigung der nächsten großen Aufgaben der Gegenwart. Diese Aufgaben sind gegeben in dem in Preußen vor sich gehenden Kampf um die Gründung eines Rechtsstaates. Der schleswig-holsteinischen Bevölkerung stand der Weg offen, sich durch freie Wahl zum Genossen dieses Kampfes, zum mitentscheidenden Factor desselben zu machen. Daß sie vor dieser Aufgabe gleichgiltig stehen blieb und daß sie in ihrer Mehrheit sich lieber unfruchtbaren Negationen und nebelhaften Phrasen zuwendete, das ist das wahrhaft Charakteristische der Situation, sowie das einzig denkwürdige Ergebniß der gegenwärtigen Bewegung immer nur darnach gemessen werden wird, ob das neunzehnte Jahrhundert in der That noch die Errichtung eines neuen deutschen Kleinstaates erleben wird.

J. D.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. A. von Klöden's

Handbuch der Erdkunde.

Zweiter Band:

Politische Geographie.

Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Ausgabe in 5 Lieferungen.

Dritte Lieferung: Bogen 37—54. Preis 1 Thlr.

Erster Band:

Handbuch der physischen Geographie.

Mit 274 Holzschnitten.

Neue Ausgabe in 4 Lieferungen.

Dritte Lieferung: Bogen 31—45. Preis 1 Thlr.

Der erste Band ist auch vollständig in einem Bande zum Preise von 4 Thalern, ebenso der dritte Band: Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Asien, Australien, Afrika und Amerika, zum Preise von 3 Thalern zu beziehen.

Ein ausführlicher Prospect wird gratis ausgegeben.

Römische Geschichte

von

Theodor Mommsen.

Dritter Band.

Von Sullas Tod bis zur Schlacht von Thapsus.

Vierte Auflage.

8°. Geheftet. 1 Thlr. 15 Sgr.

(Preis für alle drei Bände 4 Thlr. 25 Sgr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Mit 1866 beginnt „Unsere Zeit" den zweiten Jahrgang der Neuen Folge. Sie kann den Journal- und Lesecirkeln als eine anerkannt gediegene Zeitschrift von bleibendem Werth, und zugleich allen Besitzern und Abnehmern des „Conversations-Lexikon" als eine nothwendige Ergänzung desselben empfohlen werden.

Um den reichlich zuströmenden Stoff der Zeitgeschichte rascher zu bewältigen und durch größere Mannichfaltigkeit eine willkommene Abwechselung zu schaffen, werden von jetzt ab monatlich zwei Hefte statt wie bisher monatlich ein Heft erscheinen. Preis und Umfang der Hefte bleiben unverändert. Jedes Heft von 5 Bogen Lexikonoctav kostet 6 Ngr. Literarische Anzeigen werden mit 4 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 6.

Ausgegeben am 2. Februar 1866.

Inhalt:

Ein Blick auf das heutige Spanien . . . . . Seite 201
Der mecklenburgische Landtag des Jahres 1865. 2. 215
Die berliner Bildhauerschule. 2. 229
Vermischte Literatur 240

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Ein Blick auf das heutige Spanien.

Die neuesten Ereignisse auf der iberischen Halbinsel haben auch das deutsche Publikum veranlaßt, sich wieder einmal mit dem lange nicht viel beachteten Spanien lebhafter zu beschäftigten, und da diese Ereignisse, wie wir in voriger Woche auseinandersetzten, aller Wahrscheinlichkeit nach nur Vorläufer größerer sind, so wird eine weitere Mittheilung über die Zustände jenseits der Pyrenäen willkommen, ja, da über dieselben vielfach unrichtige Meinungen verbreitet sind, zum Verständniß dessen, was geschehen ist und was weiter kommen zu wollen scheint, gradezu nothwendig sein.

Eine beträchtliche Anzahl sonst wohlunterrichteter Leute stellt sich — wir wissen das aus Erfahrung — das neue Spanien nicht viel anders vor als das alte, und oberflächliche oder parteiische Reisende bestärken durch ihre Berichte diesen Irrthum. Romantische Ritterlichkeit und Bettelhaftigkeit, malerische Lumpen, düster blickende Mönchskutten, viel Weihrauch, Processionen zu wunderthätigen Bildern, Stiergefechte, prächtig geputzte Räuber, stolze Granden, Gesang, Tanz und Saitenspiel auf allen Straßen, Vernachlässigung des Schulwesens, Mangel an Spuren bürgerlicher Thätigkeit, an Eisenbahnen und Fabriken bilden die Hauptzüge an dieser Vorstellung. Versuchen wir sie zu berichtigen und zu ergänzen.

Zunächst denkt man sich den Spanier gewöhnlich als einen eifrigen katholischen Christen. Herr Alban Stolz berichtet ja emphatisch: „Der Spanier will Christ sein mit dem ganzen Menschen; bis auf den Marktplatz und selbst in den Tanz schlägt und schäumt seine Religiosität noch ihre Wellen hinaus", und: „ich bin überzeugt, daß kein Volk einen innigeren, tieferen Glauben hat als das spanische; es ist das einzige, in welchem der christliche Glaube so in Fleisch und Blut, in Sinn und Sitte übergegangen ist, wie der Mosaismus in das jüdische". Das mag schön und geistreich klingen und würde das noch größere Lob verdienen, auch wahr zu sein, wenn wir statt „Christ" Katholik und statt „Glauben" Bigotterie und Intoleranz setzten und — wenn der Herr Pater in Freiburg nach Reiseeindrücken nicht aus den fünfziger, sondern etwa aus den zwanziger Jahren unsres Säculums berichtete. Inzwischen ist die

Digitized by Google

Welt älter und klüger geworden, und Spanien mit ihr. Schon die große Verfolgung der Mönche durch das Volk, welche 1835 losbrach, deutete darauf hin, und wenn uns heutzutage Herr Stolz weiter von den Spaniern rühmt, Skepticismus sei unter ihnen unbekannt, die Geistlichen seien unter ihnen im besten Sinne des Wortes populär, so hat er durch eine Brille gesehen, um die wir den Besitzer nicht beneiden. Eher das Gegentheil von alledem ist von der Mehrzahl der heutigen Spanier zu behaupten.

Diese Majorität, der ein großer Theil des weiblichen Geschlechts und in einigen von bedeutendern Städten entfernten Gegenden das Landvolk gegenübersteht, ist nur dem Namen nach katholisch, in der Wirklichkeit besteht sie aus Deisten und völlig Glaubenslosen. Weder die Einen noch die Andern halten das Mindeste von Heiligenverehrung, Sacramenten, Priestern, Reliquien und andern zum Apparat der alten Kirche gehörigen Dingen, weder die Einen noch die Andern beschäftigen sich mit irgendwelchen Fragen des Katechismus. Wo etwas der Art bemerkt wird, ist es Unbequemung an das Herkommen aus persönlichem Interesse. Um gut mit seiner Umgebung zu stehen, um die Gefühle von Mutter, Schwester oder Frau nicht zu verletzen, um eine Anstellung zu bekommen oder eine solche nicht zu verlieren, wenn die Neukatholiken am Ruder sind, oder aus ähnlichen profanen Gründen besucht man die Messe, kauft man vom Sakristan Beichtzettel, geht man zum Abendmahl, schließt man sich einer frommen Bruderschaft an. Die Heuchelei ist allenthalben weit verbreitet, und die Kirche ist mit ihr zufrieden. Der Klerus hat wiederholt „für den heiligen Glauben“ zu den Waffen gegriffen und den Aufruhr gepredigt, aber in Wahrheit geschah es nur, weil der Staat ihm an den Beutel gewollt, seine Güter eingezogen und ihm den Zehnten genommen hatte. Die Vornehmen und Reichen sind innerlich fast durchweg indifferent gegen alles Religiöse, und beinahe dasselbe gilt von der Mittelclasse. Wenn man einen Nocedal, ehe er seinen Platz im Senat einnimmt, mit devoter Geberde den Ring des Erzbischofs Cirillo küssen sieht, so lacht das Volk über die Posse; denn von dem Einen wie von dem Andern gilt für ausgemacht, daß er weder an Gott noch den Teufel glaubt. Nur der Abschaum der Gesellschaft bewahrt außer den vorhin genannten Classen den echten Mirakel- und Heiligencultus und den ganzen Aberglauben von ehedem. „Die Diebe, die Freudenmädchen und wer sonst ein schlechtes Leben führt, bedeckt sich mit Reliquien, stellt zu Hause Altäre auf und zündet Wachskerzen vor den Heiligenbildern an, und in jedem der Ausschweifung gewidmeten Alkoven findet sich eine Vase mit Weihwasser, ein Crucifix und eine heilige Jungfrau.“

So berichtete der mit den Verhältnissen seines Vaterlandes wohlvertraute Garrido*) im Jahre 1862, und nüchterne deutsche Beobachter, z. B. v. Wolzogen,

*) Garrido, Das heutige Spanien. Deutsch von A. Ruge. Leipzig, Kummer, 1863.

Digitized by Google

melden daſſelbe. Die große Maſſe der Arbeiter in den Städten betrachtet Kirche und Geiſtlichkeit mit Widerwillen. Von ihnen und dem mittleren Bürgerſtand beſucht höchſtens ein Zehntel Meſſe und Beichtſtuhl, und auch dieſe führt weniger das religiöſe Bedürfniß, als der äußere Pomp des Cultus, die Muſik, die Blumen, die Seide, das Gold und Geſchmeide, womit die Statuen geſchmückt ſind, und der Wunſch, Leute zu ſehen und geſehen zu werden, dahin.

Wenn die Religionsfreiheit in den Cortes von 1854 unterlag, ſo geſchah es, weil die Verſammlung gegen alle Religion gleichgiltig, nicht weil ſie für den Katholicismus begeiſtert war. Man empfand eben nicht das Bedürfniß, einer andern Confeſſion im Lande Spielraum zu ſchaffen. Dazu hätte es des Intereſſes für eine andere Form des Glaubens bedurft, und dieſes Intereſſe fehlte hier durchaus.

Noch giebt es in Spanien eine beträchtliche Anzahl Nonnenklöſter. Die Mönchsklöſter dagegen ſind ſchon geraume Zeit aufgehoben. Merkwürdig iſt, wie die Bevölkerung Spaniens ſich in demſelben Verhältniß vermehrt hat, in welchem die Geiſtlichkeit abnahm. Eine Tabelle, aus zwei von Garrido mitgetheilten zuſammengeſtellt, mag dies zeigen:

Jahre.	Orden.	Mönchsklöſter.	Mönche.	Geiſtlichkeit aller Claſſen.	Bevölkerung.
1690	40	9,000	90,000	168,000	7,500,000
1768	40	9,000	60,000	149,800	9,300,000
1800	37	2,280	46,000	134,500	10,500,000
1820	37	2,280	33,500	118,000	11,660,000
1835	27	1,940	31,279	90,000	13,500,000
1859	8	41	719	38,000	16,000,000

Die bei 1859 aufgeführten 41 Mönchsklöſter ſind überdies eigentlich keine ſolchen, ſondern Vereinigungen von Prieſtern, zum Theil heimlichen Jeſuiten, die ungefähr wie Mönche zuſammenleben und ſich für die Heidenmiſſion vorbereiten. Der Mönchskutte haben ſie entſagt, und aus guten Gründen. Im Juli 1860 fand in Madrid die neue Einweihung der Kirche des heiligen Franciscus ſtatt, die dem Concordat gemäß wiederhergeſtellt worden war. Die Prieſter, früher Mönche in dem Franziskanerkloſter, zu dem die Kirche gehört hatte, jetzt ſäculariſirt, wollten die Königin, die der Feierlichkeit beizuwohnen verſprochen, angenehm überraſchen, indem ſie ſie in Mönchstracht empfingen, einem Anzuge, den ſie bis dahin niemals geſehen hatte, da die Mönche abgeſchafft worden waren, als ſie noch in der Wiege lag. „Ich weiß nicht," ſagt unſre Quelle, „ob ihr der Aufzug zugeſagt hat, aber das Volk aus den benachbarten Straßen rannte bei der Kunde von der Wiederauferſtehung ſeiner Feinde nach der Kirche, ſchrie: „Nieder mit

Digitized by Google

den Mönchen!" und begrüßte die Kutten ohne Rücksicht auf die Gegenwart Ihrer Majestät und deren Leibgarde mit Steinwürfen, so daß Königin und Mönche in aller Eile die Kirche verließen."

Ein Gesetz hat den öffentlichen Unterricht geordnet. Der Elementarunterricht ist obligatorisch und wird armen Kindern umsonst ertheilt. Es giebt höhere Bürgerschulen, in denen unter anderm Latein und die Elemente des Griechischen, Geschichte, Geographie, Algebra und Geometrie, Physik und Chemie gelehrt werden. Man hat Handels-, Ingenieur-, Navigations-, Thierarzneischulen und Seminare zur Ausbildung von Schullehrern, endlich Universitäten. In jedem Dorfe von 500 Einwohnern soll eine öffentliche Elementarschule für Knaben und eine für Mädchen, in den Dörfern von 2000 Seelen sollen zwei Knaben- und zwei Mädchenschulen, in denen von 4000 Seelen drei sein u. s. w. Jeder Hauptort der Provinz muß eine Normalschule haben, jede Stadt von 10,000 Einwohnern eine Secundärschule. Die Kosten für die Unterrichtsanstalten ersten und zweiten Grades trägt die Gemeinde, die für die höheren der Staat. Die geringste Besoldung eines Dorfschullehrers beträgt 2,500 Realen oder circa 200 Thaler Pr. Die Professoren der höhern Schulanstalten und der Universitäten dürfen nicht auf administrativem Wege abgesetzt werden, sondern die Behörde kann sie nur auf richterliches Urtheil hin von ihren Stellen entfernen.

Im Ganzen hatte Spanien im Jahre 1860 schon 18,260 öffentliche und 3,800 private Schulen ersten Grades, deren Schülerzahl 1,046,558 betrug, 52 Schulen für höheren Unterricht (Ingenieurwesen, Handel, Architektur, Malerei, Bildhauerei, Musik u. d.) mit 323 Professoren und 7,141 Schülern, endlich eine Centraluniversität zu Madrid und neun Districtsuniversitäten: Granada, Barcelona, Oviedo, Salamanca, Santiago, Sevilla, Valencia, Valladolid und Saragossa, zusammen mit 412 Professoren und 6,181 Studenten.

Das Gesetz über den öffentlichen Unterricht ist von der reactionärsten Regierung gemacht worden, welche Spanien seit dreißig Jahren gehabt hat. Grundgedanken desselben waren, das Schulwesen zu centralisiren und dem Einfluß des Klerus ein weiteres Feld der Wirksamkeit zu schaffen. Die Regierung publicirt Programme und einen Cursus, der bis zur Licentiatur durchgemacht werden muß, und bei dem gewisse Bücher zu benutzen sind, welche die Regierung ebenfalls alle drei Jahre vorschreibt. Der Bischof der Diöcese stellt den Katechismus fest. Grammatik und Orthographie der spanischen Akademie sind allein maßgebend. Die Schulbücher, welche von Religion und Moral handeln, müssen von der Geistlichkeit approbirt sein. Aber trotz dieser Einschränkung der Lehr- und Lernfreiheit brechen sich die neuen Ideen in den wissenschaftlichen Specialschulen unwiderstehlich Bahn. Das Studium der strengen Disciplinen, namentlich der Naturkunde, bedrängt allenthalben die Theologie und verleiht den moralischen und politischen Wissenschaften neuen Aufschwung. Ueberall findet

Digitized by Google

ein mehr oder minder offner Kampf zwischen den Altgläubigen und den Rationalisten statt, die Unabsetzbarkeit der Professoren giebt ihnen einen gewissen Grad von Unabhängigkeit, und es kommt nicht selten vor, daß dieselben Bücher und Journalaufsätze schreiben, welche sehr radicale Grundsätze vertheidigen.

In einem andalusischen Orte, so erzählt Garrido, fragte vor einigen Jahren bei einer öffentlichen Prüfung der Religionslehrer einen Schüler, in wie viel Tagen Gott die Welt geschaffen habe. Statt die Antwort des Katechismus zu geben: in sieben Tagen, sagte das Kind: „es giebt verschiedene Theorien über die Bildung der Erde; sie hat große Umgestaltungen erfahren, ehe sie aus dem glühenden Zustande in denjenigen überging, welcher sie befähigte, Pflanzen und Thiere hervorzubringen." Der Religionslehrer tadelte den Schüler und nannte ihn einen Ketzer. Der Lehrer der Naturgeschichte dagegen übernahm seine Vertheidigung, und da unglücklicherweise kein Professor der eklektischen Philosophie zugegen war, der den Beweis hätte liefern können, daß beide Parteien Recht hätten, so blieb es dem Knaben ein Räthsel, wie das, was in der Naturgeschichte wahr ist, in der Religionskunde eine abscheuliche Ketzerei sein sollte.

Im Primärunterricht ist der erwähnte Kampf gleichfalls zu bemerken; denn die Lehrer und Lehrerinnen, welche in den Normalschulen gebildet werden, verlassen dieselben mit einem ganz andern Geiste, als der ist, welcher in den religiösen Corporationen herrscht. In den Schulen der Nonnen, welche einen großen Theil des Mädchenunterrichts in den Händen haben, thut man nicht viel mehr als Gebete und Glaubenssätze einüben, wogegen man in den weltlichen seine Zeit ganz anders anwendet. Die daraus folgende Unwissenheit eines beträchtlichen Theils des weiblichen Geschlechts im Verhältniß zu der besseren Erziehung des männlichen erklärt den Einfluß, den der Klerus noch immer auf jenes ausübt.

Der Unterricht in den Priesterseminaren ist sehr mittelmäßig, aber er ist hier für alle frei, ja die Zöglinge erhalten noch überdies Nahrung und Kleidung auf Kosten der Bisthümer, und so erklärt sichs, daß sich vorzüglich die ärmere Classe nach diesen Instituten drängt, und daß man unter den Würdenträgern der Kirche nur selten Namen vornehmen Klanges trifft. Auch zu den Militärschulen ist seit Jahren schon kein großer Zudrang aus den höheren Ständen, und selbst die Mittelclasse sendet ihre Söhne in der Regel lieber in ein polytechnisches Institut als auf die Marine- oder Artillerieakademie.

Wie die Schulen sich in den letzten Jahren beträchtlich gehoben haben, so auch die gewerbliche Thätigkeit des Landes, vorzüglich seit man 1858 verschiedene Kohlenlager entdeckt hat, und seit Eisenbahnen die Versendung der Waaren erleichtern. Der Ackerbau wird fast überall noch in der Weise wie vor hundert Jahren betrieben, aber in der Industrie hat das Land in wenigen Decennien außerordentliche Fortschritte gemacht, vor allem in Catalonien. Die

Digitized by Google

Wollenweberei blüht in 43 Provinzen; sie beschäftigte im Jahre 1861 über 25,000 Arbeiter, zählte 278,622 Spindeln und lieferte Producte im Werth von 427,395,100 Realen. Seidenfabriken hatten in dem gedachten Jahre 18 Provinzen, und wir ersehen aus den Tabellen Garridos, daß dieselben ein Capital von fast 45 Millionen repräsentirten und Waaren im Gesammtwerth von 275,640,400 Realen lieferten. 52,000 Arbeiter ferner waren in der Fabrikation von Baumwollenstoffen beschäftigt, welche circa 58 Millionen Pfund rohe Baumwolle verarbeiteten, Maschinen von zusammen 9,175 Pferdekraft im Gange hatten und für 1,237,586,452 Realen Spinnerei- und Webereiproducte auf den Markt brachten. Gleichfalls bedeutend sind die Hanf- und Leinwandfabriken, die Seifensiedereien, die Gerbereien, die Branntweinbrennereien, die Papiermühlen, die Eisen- und Kupferhütten. Der Werth des Ertrags aller dieser und der oben angeführten industriellen Etablissements belief sich 1861 auf die selbst in Thaler übertragen noch sehr ansehnliche Summe von 6,347,793,052 Realen, die Zahl der Dampfmaschinen im Lande betrug (mit Ausschluß der Locomotiven) 563 mit 16,822 Pferdekraft, wovon 396 mit 8,790 Pferdekraft auf die Provinz Barcelona kamen.

Das Gesagte wird hinreichen, den Irrthum zu widerlegen, als ob Spanien auf dem Gebiete der Gewerbe hinter andern Ländern Europas noch wesentlich zurückstehe. Es befriedigt jetzt nicht nur seinen eignen Bedarf an Geweben, Metallwaaren und andern Producten der Industrie, sondern giebt von seinen Erzeugnissen auf diesem Felde noch beträchtliche Mengen an Cuba, Portorico, Uruguay, Chile und Venezuela ab. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zählte man zu Sevilla 16,000 Seidenwebstühle, die 130,000 Arbeiter beschäftigten. Zu Ende des siebzehnten war dieses Gewerbe hier völlig verschwunden. Jetzt hat es sich wieder so weit gehoben, daß es mit den Fabriken Piemonts und der Provence concurrirt. Ganz ungemein, um nur noch eins anzuführen, ist die spanische Weinproduction in den letzten 20 Jahren gestiegen; sie hat sich in dieser Periode mehr als verdoppelt, und vergleicht man die Masse ihrer Ausfuhr nach den britischen Inseln — beiläufig der erste Weinmarkt der Welt — mit der aus Frankreich, Deutschland und Portugal nach derselben Gegend gehenden, so erstaunt man, wie weit Spanien die ersten Weinbauländer hinter sich läßt. Frankreich und Portugal zusammen lieferten in den Jahren 1860 bis 1862 noch nicht so viel Wein nach britischen Häfen als Spanien allein.

Sehr bedeutend ist der Aufschwung Spaniens in Betreff der Einrichtungen, welche Handel und Verkehr fördern. Flußregulirungen, Kanäle, Landstraßen sind seit der Mitte der fünfziger Jahre an verschiedenen Stellen in Angriff genommen und in beträchtlicher Ausdehnung vollendet worden. Man hat die Häfen verbessert und mehre neue Leuchtthürme erbaut. 1848 gab es nur 29

Digitized by Google

Kilometer Eisenbahnen im Lande, 1862, nachdem man besonders in den zunächst vorhergehenden fünf Jahren eifrig gebaut hatte, bereits 1506 Kilometer. Seitdem sind weitere Strecken vollendet worden, und bald wird jede geeignete Gegend von Schienensträngen durchzogen sein. 1854 bekam Spanien die erste Telegraphenlinie, 1858 hatte es mit 6,330 Kilometern bereits mehr als halb so viel telegraphische Communication wie Frankreich und über 800 Kilometer mehr als Preußen.

Nachdem ein verständiges Gesetz der 1854 zur Regierung gelangten Liberalen die Errichtung von Banken gestattet, hatte Spanien 1858 solcher Institute bereits eine beträchtliche Anzahl: neben der Bank von Spanien, welche einen Notenumlauf von mehr als 280 Millionen Realen hatte, gab es Banken in Barcelona, Cadiz, Malaga, Sevilla, Valladolid, Saragossa, Bilbao, Santander, Corunna und Jerez, zusammen mit einer Notencirculation von mehr als 138 Millionen. Dazu kamen in letzterwähntem Jahr drei große Creditgesellschaften in Madrid, drei in Barcelona, eine in Valencia, mehre Versicherungs-, Discontirungs- und andere Actiengesellschaften, und zu Ende 1859 hatte Spanien bereits 103 solcher Institute, zusammen mit einem Capital von 4,212,973,000 Realen oder circa 298 Millionen Thalern Pr.

Endlich haben sich auch Sparkassen in die Poesie des alten Spanien eingedrängt. Sie sind allerdings noch nicht entfernt so zahlreich wie in länger der wahren Civilisation erschlossnen Ländern, aber es ist ein guter Anfang mit ihnen gemacht. 1859 gab es deren schon 10 mit 26.906 Einlegern und Einlagen im Betrag von mehr als 46 Millionen Realen. Namentlich kleine Handwerker und Tagelöhner, Bergleute und Frauen benutzten sie, und die letztgenannte Classe bildete fast ein Drittel der Einleger.

Noch wird viel gebettelt, aber die Lage der niedern Classe ist doch, wenigstens in den Städten, erheblich besser geworden, da die Nachfrage nach Arbeitern und mit dieser die Löhne bedeutend gestiegen sind. Die arbeitende Bevölkerung der größeren Orte würde sich noch vortheilhafter stellen können, wenn sie überall Associationen in der Weise wie die deutschen, englischen und französischen Arbeiter gründeten, und in der That hat man in Madrid und Barcelona sowie in einigen andern Städten Versuche der Art unternommen und Gesellschaften errichtet, die den Zweck haben, Lebensmittel im Großen einzukaufen und sie zum Kaufpreise unter die Vereinigten zu vertheilen, ja man hat auch hier schon den weiteren Schritt zu Productivgenossenschaften gethan. Allein die Regierung, die den arbeitenden Classen nicht traut, legte bisher der Entwicklung der gedachten Institute allerlei Hindernisse in den Weg. Zunächst die Verpflichtung zu kaufmännischer Buchhaltung, bei welcher die Bücher in Spanien Blatt für Blatt gestempelt werden müssen. Dann dürfen Gesellschaften dieser Gattung gesetzlich nicht über 500 Mitglieder zählen, was dem Wesen der Gegenseitigkeit

Digitized by Google

vollkommen zuwider ist, indem sich im Verhältniß der Menge der Associirten die Gefahr vermindert und der Gewinn erhöht. Alle Vereine, auch die, welche sich auf gegenseitige Unterstützung in Krankheitsfällen beschränken, bedürfen der Erlaubniß der Behörde und müssen dieser periodisch Einsicht in ihre Bücher gestatten. Alle gemeinsamen Beschlüsse auf Arbeitseinstellung, auf Erhöhung der Löhne oder auf Verminderung der Arbeitsstunden sind streng verboten.

Der einzige Erfolg dieser Behinderungen ist, daß die Arbeiter, denen die öffentliche Vereinigung verwehrt wird, sich zu geheimen Gesellschaften zusammenthun, und daß eine Handelskrisis, durch welche die Fabriken zum Stocken gebracht werden, eine Masse von Menschen völlig mittellos auf die Straße wirft, weil sie davon abgehalten worden sind, sich zu associiren und Ersparnisse zu machen. Die geheimen Arbeitergesellschaften zählten 1855 in Catalonien allein gegen 90,000 Mitglieder, und an 50,000 derselben verließen eines Tages ihre Werkstätten wie auf einen Schlag, ohne daß die Regierung eine Ahnung davon gehabt hätte.

Die spanische Presse, die wir nun kurz charakterisiren wollen, ist nicht ganz, was sie sein könnte. Man hat nur halbe Preßfreiheit, und das Gesetz legt den Journalen allerlei sehr unbequeme Hindernisse in den Weg. Zur Begründung einer Zeitung oder Zeitschrift bedarf es der Genehmigung des Ministeriums. Ferner hat der Herausgeber bei einem Blatt ersten Ranges in Madrid und einer Anzahl andrer großer Städte eine Caution zu stellen, die nach preußischem Geld circa 21,000 Thaler beträgt, und einen verantwortlichen Redacteur zu nennen, der 140 Thaler Pr. an directen Abgaben zahlt. Unter der Herschaft der Neukatholiken, 1863 bis Mitte 1865, war factisch sogar eine Art Censur für religiöse und politische Dinge wieder eingeführt, obwohl die Verfassung dieselbe ausdrücklich verbot. Alle Artikel müssen unterzeichnet werden. Und zu alledem kommen noch äußerliche Schwierigkeiten, wie der hohe Preis des Papiers, welches hier 25 Procent theurer ist als in Frankreich, und der Mangel an Handels- und Wechselverkehr in den kleineren Ortschaften, welcher die Einziehung von Zahlungen erschwert. Trotzdem hat die Presse in Spanien tiefe Wurzeln geschlagen und ist zu einem täglichen Bedürfniß in weiten Kreisen geworden.

1862 hatte das Land 279 Zeitungen, von denen die meisten auf Madrid und Neukastilien, Catalonien, Andalusien, Granada, Valencia und Murcia kamen, und unter welchen sich 62 politische Tagesblätter befanden. 52 waren religiöse, die den Bischöfen gehörten, 58 Organe der Regierung, 93 beschäftigten sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, Ackerbau, Industrie, Creditwesen, Volkswirthschaft und schöner Literatur. Die 62 politischen Zeitungen hatten ungefähr 124,000 Abonnenten, die 58 Regierungsblätter circa 35,000, die religiösen Journale und Zeitschriften etwa 16,000, die nichtpolitischen mit Abrechnung der eben genannten gegen 55,000. Die Gesammtsumme der Zeitungsabonnenten

Digitized by Google

belief sich somit auf etwa 230,000, so daß im Verhältniß zu der Bevölkerung ein Abnehmer auf 64 Köpfe kam. Die größten Zeitungen hatten zwischen 16 und 23,000 Abonnenten. Von den Journalen, welche nicht Organe der Regierung waren, erschienen 62 in den Seehafenstädten, und von den übrigen fielen 38 auf Madrid; in den ackerbautreibenden und industriellen Gegenden des Innern gab es nur 19.

Im Folgenden eine Uebersicht der madrider Presse im Jahr 1862 nach der politischen Farbe der einzelnen Blätter:

Zur Regierung hielten sich 6 Zeitungen mit circa 39,000 Abonnenten: El Constitucional, La Epoca, Le Diario Espagnol, La Verdad, La Correspondencia und La Gazeta Official.

Der neukatholischen, d. h. ultramontanen Opposition dienten 4 Blätter mit ungefähr 13,000 Abnehmern: La Espana, El Pensamiento Espagnol, La Regeneracion und La Esperanza.

Die gemäßigte Opposition (Moderado-Partei) vertraten 5 Zeitungen und Revüen mit etwa 6000 Abonnenten: El Reino, El Contemperaneo, La Cronica, La Verdad und La Cronica de Ambos Mundos.

Progressistische Blätter hatte man 3 mit 16,000 Abnehmern: El Clamor Publico, Novedades und Iberia.

Die demokratische Partei endlich hatte La Discussion und El Pueblo zu Organen, die zusammen gegen 6000 Abnehmer zählten.

Der bei weitem größte Theil der Abonnenten ist als dem politischen Programm der betreffenden Zeitung zugethan zu betrachten; eine gewisse Zahl der Abnehmer aber kann man als neutrale bezeichnen, so die öffentlichen Anstalten, Erholungsgesellschaften, Kasinos, Clubs und Kaffeehäuser, die jedem der bedeutenden Blätter circa tausend Abonnements zuführen.

Hieran anknüpfend kommen wir noch einmal auf die spanischen Parteien zurück. Wir haben in v. Nr. zu zeigen versucht, daß der Absolutismus und der mittelalterliche Katholicismus die Hauptursachen des Verfalls Spaniens gewesen sind, und daß Wiedererstarkung des letzteren ungefähr im gleichen Verhältniß mit der Schwächung der Krone und der Kirche vor sich gegangen ist. Man hat ferner gesehen, daß in Spanien von einer stetig fortschreitenden Reform nicht wohl die Rede sein kann, sondern daß es die Revolution ist, die dort das politische Leben des Volkes ausmacht, und daß ruhige Perioden, wie sie das Talent O'Donnels herbeigeführt hat, nichts Anderes als Waffenstillstände zwischen den Extremen sind, die, sobald sie sich, wie oft schon auf kurze Zeit geschehen, in ihrem gemeinsamen und gleichstarken Haß gegen die Mittelpartei verbinden, stets stärker als diese sind. Es wurde sodann gezeigt, daß die Bourbonen sich dem Repräsentativsystem zwar aus Noth anbequemt, es aber nie im Ernst angenommen haben und es vermuthlich auch nie aufrichtig gut heißen, nie im

Digitized by Google

vollen Sinne constitutionelle Könige sein werden, ein Umstand, der die Mittelpartei noch mehr in der Luft schweben läßt. Endlich sahen wir, daß die Progressisten, die spanische Fortschrittspartei, sich allmälig aufgelöst haben, und daß seit 1848 die radicale, republikanische und socialistische Demokratie fortwährend, vorzüglich in den großen Städten, mehr Boden gewonnen hat, ein Vorgang, vor dem ein Theil der Moderados sich den Absolutisten, ein Theil der Progressisten sich den Moderados zugewendet hat, während die größere Hälfte der Progressisten jetzt in die Reihen der entschiedenen Demokraten getreten ist.

Die spanischen Parteien lassen sich gegenwärtig in folgende Gruppen zusammenfassen:

1) Die reinen Monarchisten, welche die Carlisten, die Neukatholiken und die aufrichtig zu Isabella der Zweiten haltenden Royalisten in sich begreifen. Ihr politisches Credo ist: die Souveränetät ist beim König allein.

2) Die monarchisch-constitutionelle Mittelpartei, zu der wir die alten Moderados, die Männer von O'Donnells Unione Liberale, die moderirten Progressisten und als äußerste Linke der Partei die reinen Progressisten rechnen, und deren Grundsatz in Betreff ihrer Stellung zum Königthum ist: Die Souveränetät ist beim König und den Cortes zugleich.

3) Die demokratische Partei, die sich in demokratische Progressisten und in socialistische Republikaner theilt, und deren politisches Glaubensbekenntniß sich auf die Meinung gründet: die Souveränetät ist beim Volke.

Jede dieser neun Fractionen zerfällt wieder in verschiedene kleinere Kreise, die sich aber mehr über Personen als über Principien streiten. Alle Parteien außer den Demokraten sind bereits am Ruder gewesen und haben nach einander ihre Ideen in Verfassungen und Gesetzen zu verwirklichen versucht. Alle Ministerien, welche seit 1848 auf einander gefolgt sind — ihre Zahl ist bedeutend — gaben sich für Vertheidiger der von der Demokratie bedrohten Gesellschaft aus, alle nach einander rühmten sich mehr oder minder laut, die Gesellschaft gerettet zu haben, und nichtsdestoweniger trat jedes neue Ministerium immer wieder mit dem Versprechen auf, sie wieder retten zu wollen.

Wir haben bisher der iberischen Partei nicht gedacht, und da dieselbe jetzt häufig erwähnt wird, wollen wir zum Schluß ein Wort über sie sagen.

Die jetzige Lage der spanischen Bourbonen ist in manchen Beziehungen noch bedenklicher als die der neapolitanischen im Jahr vor Garibaldis Zug nach Marsala. Franz der Zweite vertrat ein Princip, er war König von Gottes Gnaden ohne legitimen Nebenbuhler. Isabella die Zweite dagegen hat mehre Nebenbuhler, und ein beträchtlicher Theil der Royalisten, die ihre Partei verstärken, thut dies lediglich aus Accommodation an die Umstände. Sie halten die Nachkommen des Don Carlos für ihre legitimen Fürsten, und sie hassen Isabella, wie wenig liberal sie zu allen Zeiten auch war, als Bundesgenossin

Digitized by Google

der Revolution. Als Montemolino und sein Bruder 1860 eine Bewegung zum Sturz Isabellas versuchten, wurden sie durch dasselbe Element unterstützt, mit dem die Königin sich umgiebt, durch die Carlisten und die hohe Geistlichkeit, welche die neukatholische Partei bilden. Die Constitutionellen ferner von O'Donnell bis zu Olozaga wissen sehr wohl, daß die Königin sie nur duldet und gelegentlich zu Ministern beruft, weil sie muß, und würden ohne Zweifel einen Souverän vorziehen, der weniger zu den Ultramontanen hinneigte und der gewillt wäre, in der Weise wie Leopold von Belgien die verschiedenen Parteien, je nach der Mehrheit im Parlament, abwechselnd zur Regierung gelangen zu lassen. Nur die Schwierigkeit eines Personenwechsels und die Furcht vor einer Zeit des Umschwungs, deren Chancen sich nicht wohl berechnen lassen, erhalten Isabella auf dem Throne. Es steht schlimm um eine Dynastie, die es dahin gebracht hat, daß die herrschenden Parteien sie als nothwendiges Uebel betrachten; denn es kann zu jeder Zeit sich dahin ändern, daß das Uebel stärker empfunden wird als die Nothwendigkeit.

Vergeblich bemühte sich die Regierung den Schein zu verbreiten, als ob die Königin beim Volke beliebt sei, vergeblich veranstaltete sie wiederholt bei Reisen derselben in der Provinz Schauspiele des royalistischen Enthusiasmus. 1857 ließen die Neukatholiken sie Alicante besuchen, aber die Einwohner waren nicht aufgelegt, sich wegen des Empfangs in Kosten zu setzen, und so gaben Provinzialrath und Civilgouverneur die nöthigen Mittel, circa 45,000 Thaler unsres Geldes, zu den Festlichkeiten her — beiläufig von Geldern, die sie zum Wegebau in Kasse hatten. Ebenso machten die Behörden, als Isabella sich 1860 nach Barcelona begab, der Gleichgiltigkeit der Bevölkerung gegenüber höchst kostspielige Anstrengungen, eine loyale Demonstration in Scene zu setzen, aber jedermann, der die Verhältnisse kannte, mußte lächeln, wenn die Regierung dann durch den Telegraphen verkünden ließ, Ihre Majestät sei von 40,000 Menschen mit begeisterter Huldigung empfangen worden. Im Jahre 1861 folgte dann ein ähnliches royalistisches Spektakelstück zu Santander, in dem nämlichen Augenblick, wo in Andalusien zehntausend Radicale aus 43 Ortschaften, und zwar nicht Städter, sondern Bauern, sich mit dem Feldgeschrei: „Es lebe die Republik! Es lebe Garibaldi! Nieder mit dem Papste!" erhoben.

In Spanien ist nicht, wie 1830 in Frankreich, ein Zweig der königlichen Familie in der Volksgunst. Grade der Zweig, welcher diese Gunst genoß, hat jetzt den Thron inne, aber er hat sich dieselbe verscherzt wie die Orleans 1848 und in noch weit höherem Grade. So aber kam es dahin, daß man wiederholt schon seine Augen auf Besetzung des Throns mit andern Persönlichkeiten richtete. Der Infant Don Juan, Bruder Montemolinos, der sich vor einigen Jahren den spanischen Radicalen mit demokratischen Manifesten empfahl, hatte von vornherein gar keine Aussicht, zu reussiren. Ein aufrichtig liberaler

Digitized by Google

Bourbon war der Partei, an die er sich wendete, ein Undenkbares und der Gegenpartei, trotz seines von ihr im Stillen anerkannten Rechts auf den Thron, mit seiner Gesinnung ein Greuel.

Der Herzog von Montpensier, an den man auch bisweilen gedacht hat, da er mit der Schwester der Königin vermählt und liberal ist, hat gegenwärtig durchaus keine Chancen: er ist, obwohl nun fast zwanzig Jahre in Spanien, noch heute durch und durch Franzose, und die Spanier wollen keinen Franzosen auf ihrem Throne. Außerdem aber würde der Kaiser Napoleon schwerlich die Krone eines mächtigen Nachbarstaats auf das Haupt eines Orleans gelangen sehen, ohne sofort alle Mittel in Bewegung zu setzen, um das unbequeme und wo nicht für ihn, doch für seinen Erben gefährliche Ereigniß ungeschehen zu machen.

Unzweifelhaft größere Aussicht hatte der Gedanke, der 1854 schon auftauchte und seitdem von manchen Constitutionellen sowie von vielen Demokraten festgehalten worden ist, die portugiesische Dynastie auch mit der Krone Spaniens zu schmücken. Aber bei näherer Betrachtung erscheint auch dieser Plan wenig praktisch; jedenfalls könnte er nur unter ganz besonders günstigen Conjuncturen verwirklicht werden.

Hätte man 1854 den König Dom Pedro oder später dessen Nachfolger auf den Thron von Spanien berufen können, so würde erstens das Problem der iberischen Union, welche Manchen als lockendes Ziel vorschwebt, gelöst und zweitens an die Stelle der Bourbonen ein Monarch gesetzt worden sein, der geneigt gewesen wäre, eine freie Verfassung zu bewilligen und gewissenhaft in Ehren zu halten. Die Vereinigung der beiden vielfach verwandten Völker unter einem freisinnigen Fürsten würde die Möglichkeit einer absolutistischen Restauration völlig ausschließen und andrerseits die Furcht vor einer demokratisch-socialen Revolution, welche jetzt viele Gemüther beunruhigt, aufheben. Die iberische Halbinsel, die dadurch eine Macht ersten Ranges würde, wäre fortan dem französischen und gleichermaßen dem englischen Einfluß entzogen. Spanien und Portugal haben zusammen eine Bevölkerung von 22 Millionen auf dem Continent und den benachbarten Inseln, und dazu kommen noch 13 Millionen in den Colonien beider Länder.

Diese Vortheile haben die Staatsmänner, welche an eine solche Vereinigung dachten, hervorgehoben, und in der That, sie lassen sich auf den ersten Blick nicht bestreiten. Dennoch war 1854 kaum an Ausführung dieses Plans zu denken. Zunächst kannte die große Masse in Spanien den König von Portugal nicht, konnte also auch keine Vorliebe für ihn hegen, zumal sie überhaupt nicht grade geneigt ist, einen Fremden über sich herrschen zu sehen. Etwas Anderes wäre es gewesen, wenn Dom Pedro durch irgendein Aufsehen erregendes Unternehmen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte. Er war

Digitized by Google

aber weiter nichts als ein König, dessen Charakter und Lebensweise das Lob der Achtbarkeit verdienten, und der nach der Verfassung regierte, und das reicht nicht hin, die Massen zu begeisteen, am wenigsten in Spanien.

Auch von Seiten des portugiesischen Volks und Dom Pedros selbst erhoben sich Schwierigkeiten. Die Portugiesen sind mit den Spaniern verwandt, aber nicht dasselbe Volk und überdies infolge früherer Ereignisse ungefähr ebenso mit Antipathien gegen ihre Nachbarn erfüllt, wie die Dänen gegen die Schweden, so daß ein Vergleich Iberiens mit Italien nicht recht passen will. Dom Pedro aber würde die Krone von Iberien, wäre sie ihm angeboten worden, vielleicht nicht ausgeschlagen, seinerseits aber kaum etwas gewagt haben, sie zu erobern. Der stolze und gewaltthätige Charakter der Spanier war ihm unbequem. Gewöhnt, ein sanftes, gelehriges, nachgiebiges Geschlecht zu regieren, welches allerdings dreißig Jahre voll kleine Revolutionen durchgemacht hatte, aber ohne dabei viel Blut zu vergießen, schrak er vor den bluttriefenden Blättern der neuesten spanischen Geschichte, den massenhaften Füsilladen und Garottirungen besiegter Revolutionäre oder Reactionäre, welche sich bei den Nachbarn fast in jedem Jahrzehnt einige Mal wiederholten, zurück. Man darf mit Garrido, dem wir hier folgen, annehmen, daß die Portugiesen sich nicht widersetzt haben würden, wenn ihr König die Initiative ergriffen hätte, sie mit den Spaniern in einen Staat zu vereinigen. Da der Antrag aber, wie die Dinge lagen, von den letztern ausgehen mußte, so würden die Portugiesen ungern darauf eingegangen sein, weil die Vereinigung in diesem Fall ein Aufgehen Portugals in Spanien gewesen wäre.

Dom Luis, der Nachfolger Pedros, erbte den guten Willen derer, die für die iberische Union waren. Seine Thronbesteigung aber änderte an der Lage der Dinge nichts; denn er hat denselben Charakter wie sein Bruder, und es ist daher anzunehmen, daß er unter gleichen Umständen die gleiche Politik verfolgen würde wie dieser.

Nun läßt sich für eine Vereinigung Portugals mit Spanien freilich auch vom Standpunkt eines unbefangenen Portugiesen noch mancherlei sagen. Portugal ist nur dem Namen nach ein unabhängiges Land, in Wahrheit aber nicht viel mehr als eine Colonie Englands, welches seine Selbständigkeit einigermaßen schützt und es dafür mit seinem Handel nach allen Richtungen hin ausbeutet. Es hat alle Lasten eines freien Landes zu tragen ohne das Gefühl, daß diese Freiheit nach außen hin damit gesichert ist. Es unterhält ein Heer und eine Flotte, aber wenn der Patron in London nicht zu seinen Gunsten einschreitet, muß es sich Demüthigungen unterwerfen, welche die Grenze des Erträglichen weit überschreiten. Man erinnere sich an den Vorfall von 1858, wo Frankreich mit offner Gewalt einen weggenommenen französischen Sklavenhändler aus dem Tajo herausholte, der bereits den Gerichten übergeben war.

Digitized by Google

Die Colonien Portugals bringen ihm nichts ein. Seit dem Verluſt Braſiliens hat es keine Hoffnung, größer und mächtiger zu werden. Der Volksgeiſt empfindet dieſe Schwäche, es iſt etwas Mattes, Gebrochnes in der Thätigkeit ſowohl der Regierung als der einzelnen Politiker, was jedermann auffällt. Der engliſche Einfluß iſt ſo mächtig, daß die Portugieſen in ihrer politiſchen Einrichtung durchaus dem Beiſpiele Englands gefolgt ſind, obwohl kaum ein größerer Unterſchied zu finden iſt als der zwiſchen Iberiern und Angelſachſen. In Portugal wie in England giebt es Majorate mit Vorrechten, dort wie hier eine erbliche Pairskammer. Die Gedanken an Reformen brechen ſich langſam Bahn, von einer genialen Thatkraft, wie ſie einſt Pombal entwickelte, hat man an den portugieſiſchen Staatsmännern ſeit Jahrzehnten keine Spur zu entdecken vermocht. Mit dem Aufſchwung Spaniens zu verhältnißmäßigem Wohlſtand verglichen iſt die Entwickelung Portugals in materiellen Dingen ſchlaff und langſam zu nennen, und dies iſt nicht blos auf die oben angeführten Charaktereigenſchaften des Volks zurückzuführen. Die geographiſche Lage erſchwert den Verkehr zu Lande mit dem übrigen Europa und weiſt auf bloße Ausbeutung von Colonien hin. Nun hat man aber ſeine werthvollſten Colonien eingebüßt, und ſeitdem ſchlief ein guter Theil der Unternehmungsluſt des Volkes ein. Wenn die Portugieſen jetzt Spanien ſiegreich aus ſeinem Verfall hervorgehen, ſich mit Eiſenbahnen durchziehen, eine ſtattliche Flotte herſtellen, in Afrika gegen den mauriſchen Erbfeind ſtolze Siegesſchlachten ſchlagen und aus ſeinen Colonien beträchtliche Einkünfte gewinnen ſehen, ſo iſt es begreiflich, wenn die Patrioten unter ihnen ſich betrüben, daß Portugal dies nicht vermag, ſondern am Gängelbande Englands ein ruhmloſes und verhältnißmäßig ärmliches Daſein friſtet, und wenn infolge deſſen ihnen der Gedanke einer Union mit dem kräftigen Nachbarvolke wenigſtens nicht mehr widerwärtig erſcheint. Die Zeit wird jenes Gefühl der Ohnmacht und den Wunſch, ſie durch einen Anſchluß an Spanien zu heben, ohne Zweifel verſtärken. Jetzt nennen Viele die Einheit beider Länder noch einen utopiſtiſchen Traum. Aber das Geſetz der Entwickelung, nach welchem zunächſt die Glieder eines und deſſelben Volks, dann aber auch verwandte Völker ſich über Antipathien hinweg die Hände reichen, ſich verſtändigen und vereinigen, findet einen mächtigen Bundesgenoſſen in den Eiſenbahnen, welche überall den Geiſt des zahlreicheren und energiſcheren Stammes über den ſchwächeren und ſo auch den ſpaniſchen Geiſt in Portugal ausbreiten. Schon jetzt ſind die Verbindungen zwiſchen beiden Völkern vervielfältigt, bald werden ſie ſo eingerichtet ſein, daß alle moraliſchen und materiellen Schwierigkeiten vor ihnen weichen werden. Dabei wird der Gewinn für die Portugieſen noch größer ſein als für die Spanier und Liſſabon dem Hafen Cadiz manche werthvolle Vortheile entziehen.

Es iſt, wie gezeigt, zwar nicht wahrſcheinlich, daß ſchon in der nächſten

Digitized by Google

Zeit ein Versuch gemacht werden wird, die iberische Union herzustellen. Es ist aber auch nicht unmöglich. Trotz der angeführten Bedenken könnte, wenn die Mittelpartei in Madrid zu der Erkenntniß käme, daß der Dynastie Bourbon und ihrer neukatholischen Umgebung gegenüber reformiren wollen den Stein des Sisyphus wälzen heißt, wenn die Reaction wieder einmal in eclatanter Weise über den Fortschritt triumphirte und ein Rückschlag der Revolution mit der Republik drohte, der Fall eintreten, daß alle constitutionellen Fractionen sich vereinigten und sich der portugiesischen Dynastie als einziger Retterin vor der Anarchie in die Arme würfen.

In diesem Falle würde viel darauf ankommen, wie Frankreich und England sich zu dem Unternehmen verhielten. Man kann nicht hoffen, daß diese Mächte dasselbe für Dom Luis thun würden, was sie für Victor Emanuel gethan haben, da ihre Interessen auf der iberischen Halbinsel nicht dieselben sind wie auf der apenninischen. Frankreich würde dort keine neue Großmacht liberalen Charakters wünschen können, so lange Napoleon in ihm regiert. England hätte in Portugal den Verlust eines ergiebigen Absatzgebiets, in Spanien den Verlust Gibraltars zu fürchten und in der Vereinigung beider Länder einen Rivalen zur See. Nur ein sehr energisches und möglichst allgemeines Erfassen der Unionsidee von Seiten der Portugiesen und der Spanier und ein kräftiger und umsichtiger Führer könnten dann jenen Antipathien die Wage halten und eine andere Einmischung als die durch kleine Intriguen ausschließen.

Der mecklenburgische Landtag des Jahres 1865.

2.

Ebenfalls ein Gegenstand von Interesse für weitere Kreise war die Verhandlung des Landtags über das großherzogliche Rescript, welches die Wiederaufhebung der den Tagelöhnern gewährten Entfreiungen von der Sonntagsheiligung befürwortete. Die Entfreiung diene, so sagte jene Aeußerung der großherzoglichen Regierung, nur dazu, eine große Classe von Personen der Heiligung der Sonn- und Festtage zu entziehen. Die Bestimmung wegen der Leistung von Erntefuhren an Sonntagen habe zugleich eine nicht unerhebliche Zahl an sich nicht entfreiter Personen in den Kreis dieser Entfremdung von

Digitized by Google

der Heiligung des Sonntags gezogen. Eine nähere Betrachtung der Einzelheiten der in Frage stehenden Bestimmungen ergebe aber auch, wie störend dieselben in die ganze Sonntagsheiligung eingreifen und dadurch zugleich von der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste abhalten und entfremden. Denn wer am Sonntagvormittag bis eine Stunde vor dem Anfang des öffentlichen Gottesdienstes gearbeitet habe und Nachmittags wieder arbeiten wolle, werde wenig geneigt sein, in der Zwischenzeit den Gottesdienst zu besuchen, vielmehr es vorziehen, die Zwischenzeit zum Ausruhen oder, was der gewöhnliche Fall sei, zur Fortsetzung der Feld- und Gartenarbeit oder zu häuslichen Arbeiten zu benutzen. Ein wirklicher Sonntag existire daher für diese Leute nicht mehr. Als natürliche Folge davon habe sich auch in den Städten bereits der folgenreiche Mißbrauch ausgebildet, daß regelmäßig am Sonntagmorgen die Tagelöhner ihre kleinen ländlichen Producte, insbesondere ihr Lohnkorn zur Stadt und auf den Markt bringen, wo zahlreiche Käufer sich einfinden, um die Gelegenheit zum wohlfeilen Einkauf zu benutzen. Abgesehen davon, daß eine directe Hinderung solcher Sonntagsmärkte den städtischen Polizeibehörden kaum gelingen könne, wenn ihnen nicht ein ausdrückliches Verbot zur Seite stehe, sei diese Verwendung des Sonntags für die geringe ländliche Bevölkerung um so verderblicher, als das gelöste Geld in der Regel zu einem auf den Handel folgenden überreichlichen Genusse des Branntweins führe.

„Ein solcher Zustand," bemerkt das Reskript weiter, „muß nach und nach eine tiefe demoralisirende Einwirkung üben. Die letztere wird auch nicht wesentlich dadurch gemindert, daß sich das Bedürfniß der sonntäglichen Garten- und Feldarbeit auf diejenigen Zeiten des Jahres beschränkt, in welchen jene Arbeiten zu verrichten sind. Da diese Zeiten fast zwei Drittheile des Jahres umfassen, so wird die Entheiligung der Sonntage, an welche sich jene Menschen so lange gewöhnt haben, in der übrigen Zeit des Jahres nicht leicht wieder abgelegt, am wenigsten in der ungünstigen Jahreszeit, wenn die Kirche nicht am Orte ist." Die sämmtlichen vorstehenden Bedenken hätten den gedachten Bestimmungen von Anfang an entgegengestanden. Dieselben hätten jedoch nicht allein alle im Voraus befürchteten schädlichen Früchte getragen, sondern auch noch weitere verderbliche Wirkungen gehabt, von welchen die folgende Schilderung entworfen wird:

„Die betreffenden Personen haben seitdem den Sonntag mehr oder weniger ganz als ihren Arbeitstag betrachtet und behandelt, nicht allein für die an demselben gesetzlich gestatteten, sondern auch für alle andern Arbeiten, in und außerhalb der gesetzlich erlaubten Tageszeiten. Auf diese Weise ist der ganze Sonntag im weitesten Umfange profanirt worden und keine Ueberwachung der Behörden hat die unübersehbare Zahl der daraus hervorgegangenen Zuwiderhandlungen zu verhindern, geschweige denn zu ahnden vermocht."

Digitized by Google

„Dazu hat es vielfach an der nachhaltigen Bereitwilligkeit der Ortsobrigkeiten gefehlt, aus eigenem Antriebe gegen die Zuwiderhandelnden einzuschreiten. Nicht selten haben selbst die Träger der Ortsobrigkeit oder deren Vertreter, die Pächter und Wirthschafter auf den Höfen, die Hand zu den Zuwiderhandlungen geboten, indem sie den Gutsangehörigen unbefugte Arbeiten am Sonntage gestatteten, ihnen die Anspannung dazu hergaben, wie zu der Anfuhr von Holz und Torf, oder zu den nur am Sonntagnachmittage nach gänzlich beendigtem Gottesdienste gestatteten Arbeiten schon am Sonntagvormittage."

„Durch dieses alles hat der Besuch der Kirchen von Seiten der arbeitenden Classen, vorzüglich auf dem Lande, an vielen Orten so sehr abgenommen, daß dieser Mangel die Gegenwart und Zukunft dieses Theils der Bevölkerung mit großen Gefahren bedroht. Diese Ursache einer weit verbreiteten, immer tiefer eindringenden Entsittlichung wird unmöglich länger fortbestehen dürfen."

Frage man nun nach dem Grunde der den arbeitenden Classen ertheilten Concessionen hinsichtlich der Sonntagsheiligung, so bestehe derselbe darin, „daß es nach den bestehenden Verhältnissen dem größten Theile der betreffenden Volksclassen in den Wochentagen nicht möglich ist, sich ihren eigenen Arbeiten zu unterziehen, weil er an den Wochentagen verbunden ist, für Andere zu arbeiten während die Beschaffung ihrer eigenen Arbeiten für ihre Existenz eine ebenso dringende Nothwendigkeit ist, wie die Beschaffung ihrer Wochenarbeit für Andere. Weil jene Leute, um existiren zu können, am Sonntage arbeiten müssen, weil diese Sonntagsarbeit für sie eine Sache der Noth ist, aus diesem Grunde hat die Gesetzgebung ihnen dieselbe nachgesehen und sie bei ihnen, wie in anderen Fällen eines unabweisbaren Bedürfnisses, für straflos erklärt." Ihnen würden daher die ihnen ertheilten Freiheiten billigerweise nur dann wieder entzogen werden können, wenn sie in eine Lage versetzt werden, welche ihnen gestattet, der Sonntagsarbeit für ihre eigenen landwirthschaftlichen Bedürfnisse fortan ohne nothwendige materielle Einbuße entbehren zu können. Die bloße Wiederaufhebung jener Befreiungen für sie, ohne eine solche Ausgleichung, würde dieselben in einen völlig unhaltbaren Zustand versetzen, welchem sie unmöglich überliefert werden könnten.

Das Rescript schließt damit, daß der Großherzog es für seine landesherrliche Pflicht erklärt, den Hofstagelöhnern die Möglichkeit der Sonntagsheiligung und der Sonntagsruhe zurückzugeben und daher die Wiederaufhebung der ihnen ertheilten Enkfreiungen von der Sonntagsheiligung, zugleich aber die gesetzliche Herstellung einer Abhilfe beabsichtige, durch welche die Erledigung der ihnen jetzt gestatteten Sonntagsarbeiten auf geeignete Weise in die Wochentage verlegt werde. Es werden jedoch, wie schon bemerkt, von Seiten der Regierung keine Vorschläge wegen der Modalität der Abhilfe gemacht, sondern diese von den Ständen erwartet.

Digitized by Google

Es ist ein sehr dunkles Bild, welches die Regierung hier, in Uebereinstimmung mit der Geistlichkeit des Landes, von dem sittlichen Zustande eines großen Theiles der Bevölkerung entwirft, und zugleich enthält das seinem Inhalte nach mitgetheilte Schriftstück eine schwere Selbstanklage Seitens der Urheber einer Gesetzgebung, welche, wie sie selbst sagen, mit den Geboten Gottes unvereinbar ist. Das Rescript redet zwar von Bedenken gegen die gewährten Zugeständnisse. Es giebt aber darüber keine Auskunft, weshalb man nicht schon damals, als man jene Befreiungen von der Befolgung des göttlichen Gebotes den ländlichen Arbeitern aus Rücksicht auf die sonst entstehende Unmöglichkeit, ihre eigene Wirthschaft aufrecht zu erhalten, einräumte, statt dessen den jetzt eingeschlagenen Weg betrat. Bei dem allen verdient die Offenheit Anerkennung, mit welcher jetzt die Regierung selbst, im Anschluß an den Nothschrei der Landesgeistlichkeit, den unter der Herrschaft des Feudalismus und der kirchlichen Orthodoxie gepflegten und ausgebildeten heillosen Zustand schildert und den Vorhang hinwegzieht, welcher bis dahin von der herrschenden Partei zur Verhüllung der Wirklichkeit benutzt wurde. Nach diesem eigenen Bekenntnisse der Regierung werden ihre Blätter die Behauptung nicht mehr wagen können, daß es hier zu Lande vortrefflich stehe, und daß dies nur von einigen wenigen Gegnern der Regierung verleumderischerweise in der auswärtigen Presse anders dargestellt werde. Man wird in Zukunft die Aeußerungen der Regierung und der Landesgeistlichkeit selbst citiren können, um zu beweisen, daß ein überaus großer Theil unserer Bevölkerung grade durch die Gesetzgebung und die Institutionen des Landes an den Rand des Abgrundes, in einen Zustand tiefster Demoralisation geführt sei und daß der Vorschlag noch erst gemacht werden soll, durch welchen man eine Rettung aus solcher Noth zu gewinnen hofft.

Bei der Verhandlung über diesen Gegenstand zerfiel die feudale Partei in drei Fractionen, von denen jede eine schriftliche Darlegung ihrer Ansicht überreichte.

Die eine Fraction, unter Führung des Landraths v. Plüskow, wollte jede Veränderung der bestehenden Gesetze abgelehnt wissen. Durch Verschärfung oder Erweiterung der Verbote, so argumentirte sie, werde man den Zweck nicht erreichen, rechte Sonntagsheiligung herbeizuführen und echte Kirchlichkeit zu wecken, für den Augenblick sogar das Gegentheil, da die beabsichtigte Beschränkung, welche die arbeitende Classe allein und zwar sehr empfindlich träfe, nur dazu dienen würde, Mißvergnügen, ja Erbitterung hervorzurufen und infolge dessen den Kirchenbesuch noch mehr zu verringern. Das weltliche Gesetz dürfe überhaupt nicht weiter gehen als bis zur Untersagung solcher Handlungen, durch welche Andere in ihrer Sonntagsruhe gestört würden. Man soll den Christen so wenig zur Heiligung des Sonntags als zum Besuch der Kirche mit weltlicher Strafe zwingen. Dieser Grundsatz finde auch im Uebrigen Anerken-

Digitized by Google

nung; nur dem Arbeiter gegenüber wolle man ihn nicht gelten lassen. Jedermann dürfe Sonntags auf dem Felde spazieren reiten und fahren, auch Thiere tödten mit weithin schallenden Schüssen; aber dem Tagelöhner solle selbst die geräuschlose Bearbeitung seines Kartoffelfeldes verwehrt sein. Wolle man den Arbeitgeber zwingen, die Leute weder direct noch indirect zur Sonntagsarbeit zu nöthigen, so könne man mit solchem Zweck nur einverstanden sein; den Arbeiter selbst aber solle man nicht hindern zu thun was er wolle, sobald er nur Andere dadurch nicht störe. „Man wird mit den Verboten die Leute am Vormittage nicht in die Kirche, wohl aber am Nachmittage in den Krug treiben." Sodann wenden die Unterzeichner dieser Erklärung sich zu einer Kritik der Petition der Geistlichen, welcher es an Schärfe nicht fehlt. „Die Leute kirchlich zu machen, ist hauptsächlich und vor allem Sache der Geistlichkeit; es ist Sache der Predigt nicht allein, sondern der Seelsorge, der Seelsorge im Einzelnen. Sollten wohl alle die Herren Geistlichen, die, wie es den Anschein hat, eine Massendemonstration gegen die Ritterschaft gemacht haben, die dabei unsere ländlichen Arbeiter mit großem Unrecht der Rohheit und geistigen Stumpfheit zeihen, sollten wohl alle diese Herren Pastoren jedem einzelnen ihrer unkirchlichen Beichtkinder so eifrig nachgegangen sein, wie es der Herr gebietet und wie der Herr selbst den Seinen nachgeht? Ist es nicht ein Armuthszeugniß, welches diese Geistlichen sich ausstellen, wenn sie, weil sie mit Gottes Wort und ihrer Seelsorge die Kirche nicht zu füllen wissen, nun den weltlichen Arm aufrufen, daß er ihnen mit Verboten zu Hilfe komme? Wahrlich, diese Verbote sind nur noch einen halben Schritt entfernt von dem polizeilichen Befehl, bei Strafe in die Kirche zu gehen." Die Erklärung schließt mit der Versicherung, daß die Unterzeichner einen Antrag auf Erweiterung der bestehenden Zugeständnisse der Sonntagsarbeit stellen würden, wenn sie nicht von dessen Erfolglosigkeit überzeugt wären.

Eine zweite Fraction, unter Führung des Landraths v. Oertzen, huldigte einer ganz entgegengesetzten Ansicht und erklärte sich mit dem von der Regierung intendirten Verbot jeder Sonntagsarbeit vollkommen einverstanden, wollte aber die Ausgleichung der Verständigung zwischen Gutsherren und Tagelöhnern überlassen wissen. Für eventuelle Differenzen zwischen beiden über die den Tagelöhnern zu ihren eigenen wirthschaftlichen Arbeiten einzuräumende Arbeitszeit solle die Schlichtung durch eine Schiedscommission eintreten. Im Uebrigen waren sie der Ansicht, daß der Verfall des kirchlichen Lebens nicht in der den Tagelöhnern vom Gesetz gestatteten Sonntagsarbeit, sondern in dem herrschenden Materialismus der Zeit und dem vorzugsweise den sogenannten gebildeten Ständen eigenen Unglauben wurzeln. So lange letztere sich nicht scheueten, ihren weltlichen Geschäften am Sonntage nachzugehen, und darin durch öffentliche Einrichtungen, durch Posten und Eisenbahnzüge in eclatanter Weise unter-

Digitized by Google

stützt würden, müsse es der ärmeren Bevölkerung befremdend erscheinen, daß ihre zum Lebensunterhalt viel dringlichere Arbeit an Sonntagen nicht geduldet werden solle.

Eine dritte Fraction suchte zwischen beiden Gegensätzen zu vermitteln, indem sie ein Verbot oder eine Beschränkung der Arbeit an Sonntagvormittagen der Regierung zugestehen, die Gestattung der Arbeit an Sonntagnachmittagen und der Hilfsleistung mit Erntefuhren aber bei Bestand lassen wollte. Auch wünschten Einige zu jenem Verbot noch den mildernden Zusatz, daß den Ortsobrigkeiten, also den Gutsherrschaften, die Befugniß beigelegt werde, in Fällen der Noth von dem Verbot zu dispensiren. Nach zweitägiger Verhandlung wurde ein Vorschlag dieser Art, jedoch ohne den Zusatz, mit 55 gegen 47 Stimmen zum Beschluß erhoben. Darnach soll die Arbeit an Sonntagvormittagen fortan gänzlich aufhören; von einem dafür den Arbeitern Seitens der Gutsherren zu gewährenden Aequivalent durch Einräumung von freier Arbeitszeit an Werktagen, wie die Regierung es gefordert hatte, enthielt der Beschluß nichts. Aus der Discussion verdient noch eine Aeußerung des Syndicus Meyer aus Rostock verzeichnet zu werden, daß er keinen Unterschied finde, ob eine Tagelöhnersfrau bei ihren Kartoffeln arbeite oder eine Hausfrau höheren Standes sich mit Spargelstechen beschäftige, worauf ihn Graf v. Bassewitz-Dieckhof belehrte, daß nach dem Katechismus jede Berufsarbeit und daher auch das Spargelstechen, sobald es unter den Begriff der Berufsarbeit falle, am Sonntag verboten sei.

Den Gegenstand eines mehrjährigen Streites zwischen Regierung und Ständen hatten gewisse neue Formulare gebildet, welche der Oberkirchenrath den Geistlichen für den Act der Trauung, der Taufe, der Confirmation und andere Amtshandlungen zur Vorschrift gemacht hatte, ohne um die ständische Genehmigung für diese neue Kirchengesetzgebung sich zu bemühen. Durch fortgesetzte Beschwerden hatten die Stände endlich so viel erreicht, daß unter Berücksichtigung ihrer sachlichen Ausstellungen vom Oberkirchenrath eine Revision der Formulare veranstaltet war und die revidirten Formulare ihnen jetzt zur Erklärung vorgelegt wurden. Dabei wurde ihnen mitgetheilt, daß der Oberkirchenrath gegen die von den Ständen begehrte Publication der neuen Formulare, nach erreichter Einigung, zwar an sich nichts einzuwenden habe, aber darauf aufmerksam mache, daß dadurch jedenfalls die Kritik hervorgerufen werden würde, und daß bei der in der jetzigen Atmosphäre herrschenden Entzündlichkeit daraus leicht unangenehme Folgen erwachsen könnten, weshalb es den Vorzug verdiene, von der Publication im Gesetzesblatt abzusehen und sich auf eine geheime Mittheilung der Formulare an die Stände und an die Pastoren an Stelle der Publication zu beschränken. Gewiß ein Ausweg, welcher mehr das Prädicat der List als der Ehrlichkeit verdient! Die Versammlung war jetzt im

Digitized by Google

Allgemeinen mit der Vorlage einverstanden. Nur die Stelle 1. Mos. 3, 16 („Und zum Weibe sprach er: ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst, du sollst mit Schmerzen Kinder gebären" u. s. w.), welche in dem Trauungsformular schon früher von Vielen anstößig befunden, aber auch in der revidirten Gestalt desselben beibehalten war, wurde wiederum beanstandet. Doch begnügte die Landtagsversammlung sich diesmal, die dringende Bitte an den Großherzog zu richten, daß diese anstößige Stelle weggelassen werden möge, ohne daraus eine Bedingung der Zustimmung zu machen.

Die Vorlage, auf welche die Regierung das meiste Gewicht legte, was sie auch dadurch ausdrückte, daß sie derselben die solenne Form einer landesherrlichen Landtagsproposition gegeben hatte, war ein Gesetzentwurf, welcher bezweckte, die der Begründung von Erbzinsstellen in den ritterschaftlichen Gütern bisher aus den creditorischen, agnatischen und Fideicommißverhältnissen entgegengetretenen Schwierigkeiten zu beseitigen und dadurch dem zunehmenden Mangel an ländlichen Arbeitern und dessen nächster Ursache, der Auswanderung, entgegenzuwirken. Nach diesem Gesetzentwurf sollte es dem Gutsbesitzer gestattet sein, so viele Häuslereien, als ihm beliebe, auf seinem Gute zu errichten, wenn dieselben nur so eingerichtet würden, daß der Capitalwerth des Gutes dadurch nicht wesentlich verändert werde. Für die Errichtung größerer Erbzinsstellen sollte das bisherige Erforderniß des lehnsherrlichen und des agnatischen Consenses wegfallen, ausgenommen wenn das Lehengut zum Heimfall steht. Kein nachstehender Gläubiger darf der Errichtung von Erbzinsstellen widersprechen, wenn der Besitzer mit dem dadurch erlangten Capitalbetrage vorausgehende Posten im Hypothekenbuche tilgt. Die Besitzer, welche von der ihnen durch dieses Gesetz gewährten größeren Freiheit Gebrauch machen wollen, haben von der beabsichtigten Veränderung vor deren Ausführung beim Ministerium des Innern Anzeige zu machen. Wenn sie darauf antragen, soll von dem Ministerium zur Regulirung der Verhältnisse ein Commissarius ernannt werden. Alle Contracte wegen Errichtung von Erbzinsstellen bedürfen der landesherrlichen Bestätigung.

Die Regierung wies in den Motiven darauf hin, daß schon bei Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1820 die Wichtigkeit der Begründung kleinerer Grundbesitzungen anerkannt worden sei. Das zur Förderung derselben erlassene Gesetz habe aber diesem Zwecke nicht entsprochen; eine Begründung kleinen Grundbesitzes habe entweder gar nicht oder doch nur in sehr geringem Umfange stattgefunden, was — mit euphemistischem Ausdrucke — als ein „die Wohlfahrt des Landes tief berührendes Resultat" bezeichnet wird.

Die Regierung war vollkommen auf dem richtigen Wege, wenn sie in der Unbeweglichkeit des großen Grundbesitzes eines der Haupthinderniße der Wohlfahrt des Landes erkannte; aber sie irrte sich, wenn sie glaubte, das ihr vor-

Digitized by Google

schwebende Ziel durch so kleine, complicirte und im bureaukratischen Reformstil gehaltene Mittel erreichen zu können, ohne das Princip der freien Veräußerlichkeit des Grund und Bodens zu adoptiren. Auch fehlte es dem Gesetzentwurf selbst innerhalb der von ihm festgehaltenen Schranken an einer umsichtigen Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Verhältnisse, und namentlich ist ihm als ein wesentlicher Mangel zuzurechnen, daß er die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Armenversorgungspflicht des Gutsherrn ganz außerhalb des Bereiches seiner Reformen gelassen hatte. Freilich kann an diesen gutsherrlichen Rechten und Pflichten, deren Umgestaltung die Voraussetzung jeder Veränderung der agrarischen Verhältnisse des Landes bildet, nicht wohl gerührt werden, ohne daß dabei die gesammten politischen Rechte der Gutsherren und damit die Landesverfassung selbst in den Kreis der Umgestaltung gezogen wird. Jedenfalls aber durfte der Gesetzentwurf die von dieser Seite seiner Durchführung entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht ignoriren. Entweder ist es bloße Flüchtigkeit, welche diese nothwendige Erweiterung seiner Grenzen übersah, oder die Regierung hat sich selbst oder den Ständen über die Consequenzen noch nicht Rede stehen und die weitere Entwickelung der Zukunft überlassen wollen. Sicher ist, daß die Mängel und Lücken des Gesetzentwurfes so groß waren, daß er selbst unter denjenigen, welche mit demselben im Princip einverstanden waren, keine Befürwortung fand. Die große Mehrzahl der Landstände aber wollte überhaupt von der proponirten Neuerung nichts wissen und war der Meinung, daß dieselbe höchst überflüssig sei.

Mit Ausnahme einer einzigen Stimme beantragte der zur Prüfung der Vorlage eingesetzte Ausschuß die Ablehnung derselben, hauptsächlich weil ein Bedürfniß der Förderung solcher Errichtung von Erbzinsstellen nicht nachzuweisen sei. Zugleich nahm er Veranlassung, eine Verwahrung zu beantragen gegen die in der Vorlage sich kundgebende Auffassung, als ob das Verhältniß zwischen den Gutsherren und ihren Tagelöhnern im Allgemeinen nicht mehr das des gegenseitigen Vertrauens sei. Ausnahmsweise möge das Verhältniß, wie der Ausschuß meinte, wohl hier und da vielleicht nicht das wünschenswerthe sein, im Allgemeinen aber dürfe dies nicht behauptet werden und es sei nicht wohlgethan, durch Schilderung etwaiger hier und da vorhandener Mängel in den allerdunkelsten Farben das noch bestehende Zutrauen zu erschüttern.

Das einzige Mitglied des Ausschusses, welches das Bedürfniß der beabsichtigten Gesetzgebung anerkannte, war der Bürgermeister Wilbrandt zu Teterow. „Hat sich zwar früher," bemerkte derselbe in seinem Separatvotum, „ein derartiges Bedürfniß weniger geltend gemacht, so hat doch neuerdings die Auswanderung so betrübende und besorgliche Dimensionen angenommen, daß die Nothwendigkeit, einer weiteren Steigerung dieses Uebermaßes entgegenzuwirken, schon jetzt allgemeiner empfunden wird, und der Wunsch rege geworden ist,

Digitized by Google

für die ländlichen Arbeiter solche persönliche und Besitzesverhältnisse herbeizuführen, welche sie bestimmen können, der ungewissen Zukunft in fernen Ländern ihre gesicherte Heimath vorzuziehen. Liegt nun jetzt ein Haupttrieb der Auswanderung in der Schwierigkeit, ja fast Unmöglichkeit für die ländlichen Besitzlosen, einen kleinen Grundbesitz zu erwerben, so kann die Aufgabe der Gesetzgebung nur als dahingehend aufgefaßt werden, die Hindernisse hinwegzuräumen, die der Erreichung solches Zieles zur Zeit entgegenstehen. So lange solche Hindernisse nicht weggeräumt werden, wird man sich dem Anerkenntniß nicht entziehen können, daß die Besitzlosen durch die Verhältnisse und Einrichtungen des Heimathlandes zur Auswanderung hingedrängt werden." Das Votum vermißt aber in dem Gesetzentwurf noch die Regelung vieler dabei in Betracht kommender Verhältnisse, namentlich über das Rechtsverhältniß zwischen Gutsherren und Häuslern, die Reception von Käufern der Erbzinsstellen in das Gut, die Aufnahme von Miethseinwohnern, die Veräußerlichkeit und das Vorkaufsrecht, die weitere Parcellirbarkeit der Stellen, die Erbfolge, die Verschuldbarkeit, die Errichtung von Hypothekenbüchern. Bei aller Geneigtheit hinsichtlich der Tendenz des Gesetzentwurfs gelangt daher auch dieses Votum zu dem Antrage, denselben in seiner gegenwärtigen Gestalt abzulehnen, gleichzeitig aber auszusprechen, daß das Bedürfniß einer Reform in der bezeichneten Weise anerkannt werde.

Ein von drei bürgerlichen Mitgliedern der Ritterschaft (Bock-Gr.-Weltzin, Pogge-Blankenhof und Schalburg-Herzberg) unterzeichnetes Votum stimmte mit dem vorstehend mitgetheilten in der Bedürfnißfrage überein. Vorhanden sei dieses Bedürfniß in demjenigen Theile der Bevölkerung, welcher Gelegenheit habe, Capital zu ersparen, aber den Wunsch der Erwerbung eigenen Grundbesitzes in Mecklenburg nicht genügend befriedigen könne, worin ein Hauptgrund der Auswanderung und des daraus folgenden Mangels an Arbeitern liege. An den Einzelheiten des Gesetzentwurfes dagegen haben sie manches auszusetzen. Hauptsächlich aber heben sie hervor, daß die ganze Maßregel von geringem praktischen Erfolge bleiben würde, wenn nicht solche Institutionen ins Leben gerufen würden, welche eine allgemeine Ordnung der Armenversorgung und der Jurisdictionsverhältnisse und eine möglichst freie Gestaltung der Beziehungen zwischen Verkäufer und Käufer herbeiführen. Sie beantragen daher, unter Mittheilung der von ihnen aufgestellten Bedenken eine neue Vorlage für den nächsten Landtag zu erbitten.

In der Verhandlung glaubte ein Mitglied der feudalen Partei, Herr v. Oertzen-Lübberstorf, die Auswanderung als eine vorübergehende Krankheit bezeichnen zu dürfen, deren Verlauf man mit Ruhe erwarten könne, da es auf Erden kein glücklicheres Leben gebe als das eines mecklenburgischen Gutstagelöhners. Der Landrath v. Rieben hielt der Versammlung das durch die Par-

Digitized by Google

cellirungen entstandene Proletariat im Preußischen als Schreckbild vor. Ein anderer Ritter, der Vice-Landmarschall v. Maltzan-Gr.-Luckow, berief sich auf die Thatsache, daß eine Auswanderung auch in Preußen stattfinde, daß also in einer vermehrten Parcellirbarkeit des Grundbesitzes kein Palliativ gegen Auswanderung zu suchen sei. Im benachbarten demminer Kreise habe die Bevölkerung sich um 4000 Seelen vermindert, obgleich sie dort im Besitz aller Rechte sei, welche man hier gewähren wolle, worauf Pogge-Pölitz entgegnete: wenn die Auswanderung in Vorpommern ebenso stark sei wie in Mecklenburg, so rühre dies daher, daß dort die Bauerschaften ebenso wie hier von den Rittern verdrängt seien, während in der Mark Brandenburg die Landesherren die Ritter daran zu verhindern gewußt hätten. Dazu gab noch einer der wenigen Freunde einer Reform aus der adeligen Ritterschaft, v. Oertzen-Brunn, die thatsächliche Mittheilung, daß er, nahe an der Grenze des demminer Kreises wohnend, die eigenthümliche Erfahrung gemacht habe, daß, obwohl seine Gutsleute in guter Lage und wohlhabend wären, doch von den vielen tausend pommerschen Auswanderern kein einziger Neigung gehabt, in die durch Auswanderung eines Theiles seiner eigenen Gutsleute leer gewordenen Wohnungen einzuziehen. Es müsse dies doch daran liegen, daß hier Verhältnisse obwalteten, welche dem ländlichen Arbeiter nicht zusagten. Das Ende der lange hin und her wogenden Erörterungen war, daß der Gesetzentwurf mit 98 gegen 32 Stimmen abgelehnt ward.

Der Großherzog sah sich damit in die Lage versetzt, für die Dauer des gegenwärtigen Landtags auf eine Fortsetzung der Verhandlungen zu verzichten, verband damit aber die Erklärung, daß er an seiner Auffassung der Sachlage festhalten müsse. Indem der Großherzog im Landtagsabschied diese Erklärung wiederholte, gab er nur so viel zu, daß die ständischen Bemerkungen zu einer sorgfältigen wiederholten Prüfung des Gesetzentwurfs genügende Veranlassung böten. Er behalte sich daher vor, auf den Gegenstand der Proposition zurückzukommen, und gebe sich vertrauensvoll der Hoffnung hin, bei den weiteren Berathungen über diese wichtige Angelegenheit sich kräftig von den getreuen Ständen unterstützt zu sehen.

Diese Hoffnung möchte von Wenigen getheilt werden. Wie man aber auch darüber denke, jedenfalls ist die von der Regierung selbst für so dringlich erachtete Angelegenheit durch das Ergebniß der ständischen Berathung in eine graue Ferne gerückt, und der Landtag hat auch bei dieser überaus wichtigen Frage bewährt, daß er nur noch im Negiren etwas zu leisten vermag.

Nur in einer Frage, welche Mecklenburg während der letzten Jahre vielfach in den Mund der Leute gebracht hat, glaubten die Stände einer Veränderung ihres Besitzstandes zustimmen zu müssen. Sie betraf die Anwendung der körperlichen Züchtigung.

Digitized by Google

Auf Antrag der gewählten Vertreter des mecklenburgischen Volks war, nachdem schon die am 28. December 1848 publicirten deutschen Grundrechte den Grundsatz festgestellt hatten, im Jahre 1849 durch ein specielles Gesetz die körperliche Züchtigung gänzlich abgeschafft worden, sowohl im gerichtlichen und polizeilichen Verfahren wie bei den Verwaltungsbehörden der Straf- und Arbeitshäuser. Dieses Gesetz war bereits zwei Jahre in Wirksamkeit gewesen, als die nach Beseitigung des beschwornen Staatsgrundgesetzes wieder zur Herrschaft gelangte feudale Partei es plötzlich für ein Bedürfniß erklärte, die körperliche Züchtigung zu rehabilitiren. Durch eine von den Ministern Graf v. Bülow, v. Schröter und v. Brock gegengezeichnete großherzogliche Verordnung wurde, unter Zustimmung der getreuen Stände die körperliche Züchtigung für folgende Fälle als Strafmittel wieder eingeführt: 1) zur Aufrechthaltung der Disciplin in den Gefängnissen und Strafanstalten, so wie in den Arbeits- und Armenhäusern; 2) zur Ahndung von Lügen und „Aufzüglichkeiten" (Winkelzügen) in gerichtlichen und polizeilichen Untersuchungen, unter gewissen Voraussetzungen; 3) zur Bestrafung des gewerbmäßigen Bettelns, der mit Unfug oder öffentlichem Aergerniß verbundenen Trunkenheit, der Völlerei und Liederlichkeit, der Unzucht und unzüchtiger Handlungen, der Beleidigung der Obrigkeit und ihrer Diener so wie der thätlichen Widersetzlichkeit gegen dieselben, des Diebstahls, der Forstfrevel, des Betrugs und der Fälschung. Das Maximum wurde auf 50 Hiebe festgesetzt. In Uebereinstimmung mit einer älteren Verordnung vom Jahre 1806 ward das Maß der zur Vollziehung der Strafe anzuwendenden „Röhrchen" dahin bestimmt, daß dieselben „nicht über $^5/_4$ der gewöhnlichen Elle lang und nicht stärker als $^1/_4$ Zoll im Durchmesser" sein sollten.

Die Verordnung erschien am 29. Januar 1852. Nach Verlauf eines Jahres stellte sich nach Ansicht der Urheber das Bedürfniß einer Verstärkung der „Röhrchen" heraus. Es ward daher den Ständen zur Ergänzung dieses Mangels eine besondere Vorlage gemacht, und am 27. Januar 1853 erschien die von denselben Ministern gegengezeichnete großherzogliche Verordnung, durch welche das Maß der „Röhrchen" auf die ganz unhistorische Länge von $^5/_4$ Ellen und einen ebenso unhistorischen Durchmesser von $^1/_2$ Zoll erweitert wurde.

Eine neue Erweiterung erhielt die Gesetzgebung über die Prügelstrafe durch die auf dem Landtage von den Vertretern der Städte abgelehnte und lediglich von der Ritterschaft genehmigte großherzogliche Verordnung vom 2. April 1864, betreffend die Bestrafung der Dienstvergehen der Gutsleute in den ritterschaftlichen Gütern. Der § 2 dieser Verordnung bestimmte: „Die Ortsobrigkeit ist nicht befugt, wegen der bezeichneten Dienstvergehen auf eine höhere Strafe als eine Geldstrafe von 5 Thalern oder eine Gefängnißstrafe von einer Woche oder, so weit nach den Verordnungen vom 29. Januar 1852 und vom 27. Januar 1853 körperliche Züchtigung statthaft ist, 25 Streiche polizeilich zu er-

Digitized by Google

kennen." Da diese „Streiche" ausdrücklich als Strafe der Dienstvergehen aufgeführt und mit den Geld- und Gefängnißstrafen in einer Reihe zur Auswahl verstellt wurden, so war damit den Gutsherren das Recht ertheilt, gegen ihre Gutsleute die Strafe der körperlichen Züchtigung wegen irgendeines Vergehens im Dienst zu decretiren. Ein Sturm der Entrüstung ging, angesichts dieser Thatsache, durch die ganze deutsche Presse und noch über die deutschen Grenzen hinaus. Die Vertheidiger des Gesetzes versuchten denselben dadurch zu beschwichtigen, daß sie der limitirenden Clausel: „so weit nach den Verordnungen von 1852 und 1853 körperliche Züchtigung statthaft ist", welche nur den Sinn haben kann, daß bei der Strafzumessung gewisse in den genannten Verordnungen aufgestellte Voraussetzungen für die Anwendbarkeit der Prügelstrafe (z. B. hinsichtlich des Alters, des Gesundheitszustandes u. s. w. der zu strafenden Person) beobachtet werden sollten, die Deutung gaben, daß damit nur eine Strafe für etwaige concurrirende Vergehen gemeint sei, welche durch die Verordnungen von 1852 und 1853 mit der Strafe der körperlichen Züchtigung bedroht werden. Die Deutung ist gezwungen genug. Aber auch wenn sie richtig wäre, würde es noch immer eine für den gegenwärtigen Culturstand ganz abnorme Erscheinung sein, daß einem Gutsherrn das Recht zugestanden wird, über Dienstvergehen seiner Gutstagelöhner und ihrer Frauen und Kinder, auch in eigener Sache, polizeilich zu erkennen und sofern damit ein anderweitiges, der Strafe der körperlichen Züchtigung unterliegendes Vergehen, z. B. Völlerei, concurrirt, 25 Hiebe zu decretiren.

Dem allgemeinen Verwerfungsurtheil gegenüber vermochte die Regierung das Gesetz nicht aufrecht zu erhalten. Sie sah sich genöthigt, mit einem Gesetzentwurf vor den Landtag zu treten, welcher eine wesentliche Beschränkung der körperlichen Züchtigung bezweckte. Zu einer vollständigen Abschaffung konnte sie sich noch nicht erheben, da es ihr fast unmöglich zu sein scheint, irgendeine Sache principiell zu behandeln. In der Landtagssitzung vom 12. December ward ein großherzogliches Rescript nebst einem Gesetzentwurf in Betreff der körperlichen Züchtigung vorgelegt. Die Vorlage geschah mit der Erkärung, daß der Großherzog auf den proponirten Gesetzentwurf einen besonderen Werth lege, und daß daher die Landtagscommissarien dessen Annahme angelegentlich befürworteten. Hierauf erhob sich der vorsitzende Landrath und beantragte, daß die Versammlung dem Gesetzentwurf ohne Discussion zustimmen möge. Er selbst aber glaubte noch zur Empfehlung desselben bemerken zu dürfen, daß dadurch die in Frage stehende Strafart so weit beschränkt werde, daß gewiß jeder sich damit einverstanden erklären könne, und hob dann auch noch seinerseits das Gewicht hervor, welches die Versammlung auf den von dem Großherzog geäußerten besonderen Wunsch zu legen verpflichtet sei. Die Annahme des Gesetzentwurfes erfolgte denn auch wirklich ohne weitere Discussion, frei-

Digitized by Google

lich auch ohne weitere Prüfung, lediglich nach dem Eindruck der einmaligen Vorlesung.

Das großherzogliche Rescript, welches die Vorlage einführte, enthielt im Eingange die Mittheilung, daß das Bedürfniß einer Wiederherstellung der körperlichen Züchtigung im Jahre 1852 hauptsächlich in den Nachwirkungen der voraufgegangenen aufgeregten Zeit begründet gewesen sei, und daß dieselbe darnach schon an sich nur einen provisorischen Charakter gehabt habe. „Seitdem" — also seit 1852 und 1853 — „haben sich die Verhältnisse derart geändert, daß solches Bedürfniß nicht mehr als bestehend anerkannt werden kann." Zugleich sei die Gesetzgebung in wichtigen, hierbei in Betracht kommenden Punkten eine andere geworden. Es wird an die inzwischen eingetretene Erleichterung des Indicienbeweises erinnert, welche die körperliche Züchtigung bei Untersuchungen als Strafmittel für Lügen u. s. w. nicht mehr als nothwendig erscheinen lasse, da an die Stelle positiver Beweisregeln die richterliche Ueberzeugung getreten sei, ferner an die Einführung der Zwangsarbeit als Strafe der Forstfrevler. Aus diesen Gründen, „so wie in Mitberücksichtigung der Gesetzgebung anderer Staaten", in denen die körperliche Züchtigung als Strafmittel abgeschafft wurde, sei die Wiederaufhebung der Verordnung von 1852 bereits „vor längerer Zeit" in Erwägung gezogen worden. Die zum Bericht aufgeforderten Gerichte und Polizeibehörden hätten erklärt, daß von der körperlichen Züchtigung als Strafmittel nur „äußerst selten" Gebrauch gemacht sei — wodurch anscheinend die Behauptung, daß dieselbe in dem Zeitraum von 1852 bis 1865 unentbehrliches Bedürfniß gewesen sei, nicht grade eine Bestätigung empfängt. Hiernach, fährt das Rescript fort, erschien es unbedenklich, die körperliche Züchtigung als gerichtliches Strafmittel gänzlich aufzugeben, als polizeiliches Strafmittel zwar im Uebrigen gleichfalls, jedoch mit Ausnahme des gewerbmäßigen Bettelns, der polizeilich strafbaren Diebstähle, der mit Unfug oder öffentlichem Aergerniß verbundenen Trunkenheit, Rohheit oder Liederlichkeit, gegen solche Personen, die schon wiederholt wegen solcher Vergehen bestraft und völlig herabgesunken sind. Für diese Fälle also besteht nach Ansicht der Regierung das Bedürfniß der Prügelstrafe noch fort.

Der beigefügte, von den Ständen ohne Prüfung und Discussion angenommene, auch sogleich nach Schluß des Landtags publicirte Gesetzentwurf steht mit dieser Aufstellung der Ausnahmefälle insofern nicht im Einklange, als er die vorangegangene wiederholte Bestrafung bei den polizeilich strafbaren Diebstählen nicht zur Voraussetzung der Anwendbarkeit der Prügelstrafe macht und auch nicht machen kann, weil Diebstähle Rückfälliger überhaupt nicht der polizeilichen, sondern der gerichtlichen Competenz unterliegen. Man muß hieraus auf eine gewisse Flüchtigkeit in der Redaction des Rescripts schließen, welche um so mehr zu bedauern ist, als sie in einer Versammlung, welche die Einzel-

Digitized by Google

heiten des Gesetzentwurfs nach einmaliger Verlesung nicht genau zu übersehen und mit dem Inhalte des Rescripts zu vergleichen im Stande war, leicht zu irrthümlichen Voraussetzungen Veranlassung geben konnte. Das Gesetz hält außerdem die körperliche Züchtigung als Strafmittel in den Corrections- und Strafanstalten fest, was das Rescript zu motiviren unterlassen hat, und dasselbe ändert auch an der Länge und Dicke der „Röhrchen" nichts.

Nach der neuen, zum Weihnachtsfeste 1865 publicirten Gesetzgebung ist demnach die Prügelstrafe in Mecklenburg noch in folgenden Fällen anwendbar.

I. In polizeilichen Untersuchungen:

1) Zur Bestrafung des gewerbmäßigen Bettelns und der mit Unfug oder öffentlichem Aergerniß verbundenen Trunkenheit, Rohheit — ein seinem Begriffe nach sehr unbestimmtes Vergehen, welches dem in der früheren Gesetzgebung enthaltenen Vergehen der „Völlerei" substituirt worden ist — und Liederlichkeit bei solchen Individuen, welche wegen der genannten Vergehen bereits wiederholt bestraft worden sind, wenn deren Persönlichkeit die Annahme begründet, daß andere Strafmittel ihre Wirkung verfehlen würden.

2) Zur Bestrafung kleiner, polizeilich strafbarer Diebstähle. Solcher polizeilichen Bestrafung unterliegen einfache, zum ersten Male begangene Entwendungen bis zum Werthe von 5 Thlr. Wer öfter oder mehr als 5 Thlr. stiehlt, entgeht dadurch also der Prügelstrafe! Die Ortspolizeibehörde kann für den einfachen Diebstahl, wohin auch der Funddiebstahl unter Umständen gehört, eine körperliche Züchtigung bis zu fünfundzwanzig Streichen verhängen. Auf den ritterschaftlichen Gütern kann daher der Gutsherr selbst, mit Zuziehung eines Actuars, diese Strafe decretiren, auch in Fällen, wo derselbe als Beschädigter betheiligt ist. Bei der Feststellung des Thatsächlichen folgt er den Spuren, welche sein mehr oder weniger entwickelter Spürsinn ihm nachweist.

II. Zur Aufrechthaltung der Disciplin in den Gefängnissen und Strafanstalten, in den Arbeits- und Armenhäusern und in allen ähnlichen Anstalten. Die Reglements, meistens ohne Mitwirkung der Stände erlassen und abgeändert, bedrohen z. B. in einzelnen Gefängnissen alles hörbare Sprechen mit körperlicher Züchtigung bis zu fünfundzwanzig Hieben.

Mit der neuen Gesetzgebung ist demnach das Ende der im Jahre 1852 wieder eingetretenen Prügelaera noch keineswegs erreicht, vielmehr noch in gar vielen Fällen den Behörden der Stock noch zur Verfügung geblieben. Sicherlich wäre es der mecklenburgischen Stände würdiger gewesen, der Frage offen und ernstlich ins Auge zu sehen und eine bewußte principielle Stellung zu ihr einzunehmen, als so laut- und willenlos einer fremden Ueberzeugung sich anzuschließen und sich von einer die Halbheit repräsentirenden Vorlage ins Schlepptau nehmen zu lassen. Aber die Discussion konnte weitergehende Vorschläge bringen, infolge welcher das Prügelrecht leicht noch größeren Schaden hätte nehmen

Digitized by Google

können. Durch schweigende Zustimmung retteten die Stände wenigstens noch einen ansehnlichen Rest davon, überhoben sich der Widerwärtigkeit, ihre Ansichten über diesen Gegenstand der Kritik Preis zu geben und reservirten sich für eine Rückkehr zu dem früheren weiteren Umfange des Prügelrechts zu einer gelegenen Stunde die volle Freiheit der Entschließung.

Die berliner Bildhauerschule.

2.

Unter der älteren Generation der rauchschen Schule übertrifft an Liebenswürdigkeit, Vielseitigkeit und zugleich innerster kernhafter Gesundheit der künstlerischen Natur keiner der Genossen Friedrich Drake. Seine Jugend- und Entwicklungsgeschichte klingt wie eine Dichtung, alle Poesie des Elends, des Genies und der Arbeit wird darin lebendig; auch die abenteuerlichste, welche von manchem großen Künstler zu erzählen war, ist nicht so reich wie diese an tief rührenden und innig ergreifenden Episoden, an heroischen Thaten im langen Kampf mit dem erdrückenden Jammer, mit kümmerlicher Noth und Armuth, welche die Kindheit und Jugend dieses Meisters belasteten. Da wir es hier nur mit seinem eigentlichen Kunstschaffen zu thun haben, werden für diese Vorgeschichte desselben wenige Daten genügen. Dies „Jugendleben" erwartet noch seinen Biographen. Der einfache nüchterne Erzähler könnte zum Dichter daran werden. Drake ist 1805 in Pyrmont geboren, Sohn eines Drechslers, den sein außerordentliches und erfindungsreiches Genie in der Mechanik und Maschinenconstruction nicht vor der allerbittersten Lebensnoth bewahren konnte, wie leicht er dieselbe auch an seiner Drehbank arbeitend, oder neue Constructionen und Instrumente ersinnend, vergessen mochte. Eine zweite Heirath und in deren Folge ein überreicher Kindersegen verengten den einzigen und gemeinsamen Wohnungs- und Arbeitsraum der Familie und steigerten ihre Dürftigkeit und ihre Entbehrungen aufs Aeußerste. Der stille, zugleich träumerische und praktisch höchst anstellige Knabe, des Vaters Liebling und Mitarbeiter, seit er seine kindlichen Händchen gebrauchen konnte, hat diesen herben Kelch auf die Hefe leeren müssen. Von den „Freuden der Kindheit" im gewöhnlichen Sinne hat er nie etwas kennen gelernt und ebenso wenig kaum je den nothdürftigsten Unterricht

Digitized by Google

außer dem an seines Vaters Drehbank, genossen. Jedenfalls bestätigen die endlichen Resultate dieser Art von Bildungsschule glänzend unsre Meinung von derjenigen, welche die für einen großen Künstler geeignetste und fruchtbringendste ist. Das mechanische Genie des Vaters war auf Drake noch in verstärktem Maß übergegangen. Der treffende Blick und die erfinderische Kraft für das praktisch Richtige und Beste, die er bereits in seinem zartesten Alter bewies, setzte jenen, wie seine Auftraggeber oft genug in Erstaunen. So schien über seinen wahren Lebensberuf kein Zweifel möglich. Er kam mit etwa fünfzehn Jahren in die Werkstatt des Mechanikers Breithaupt in Kassel, nicht ohne daß dem zarten, kleinen, noch knabenhaften Jüngling, welchem niemand sein wirkliches Können angemerkt hätte, die Annahme sehr erschwert, nicht daß dann freilich sein Triumph nur um so größer gewesen wäre, als seine Leistungen den trügerischen Anschein aufs vollständigste widerlegten. Aber mitten in der angestrengten Arbeit des Metalldrehers und Mechanikers entfaltete sich bei ihm mehr und mehr die Lust zum künstlerischen Bilden und Gestalten. Elfenbeinschnitzereien, sprechend ähnliche kleine Büsten und Statuetten bekannter Persönlichkeiten von der Hand des jungen Arbeiters lenkten die Aufmerksamkeit locale Kunstautoritäten und Kunstfreunde auf ihn. Ich glaube, es war der kasseler Hofbildhauer Ruhl, der ihm zuerst das zündende Wort in die Seele warf: „Sie müßten zu Rauch nach Berlin“. Und es kam dahin, er gelangte an das Ziel seiner sehnsüchtigen Träume, nach Berlin, mit einem ersparten Vermögen von ungefähr dreißig Thalern ausgerüstet. Von ehrfurchtsvollen Schauern erfüllt stand er in der Werkstatt seines berühmten Landsmanns zwischen jenen Statuen und Monumenten, von denen der Ruhm ihm so viel Wunder erzählt hatte. Rauch mochte den praktisch gründlich geschulten und geübten Jüngling, der sich künstlerisch zudem noch durch die höchst frappante, charaktervoll aufgefaßte kleine Büste eines gemeinschaftlichen Bekannten aus der gemeinsamen Heimath ihm aufs beste empfahl, recht gern als Lehrling in seine Werkstatt aufnehmen; nur knüpfte er diese Aufnahme, wie bei allen seinen Schülern, an eine Bedingung: drei Jahre lang müsse er sich aus eignen Mitteln erhalten können. Wenn jemals, so hat hier der Zweck die angewandten Mittel geheiligt und die vorhandenen „Mittel“ verhundertfacht. Im Bewußtsein des freilich bereits etwas geschmälerten Besitzes seiner dreißig Thaler versicherte Drake den Meister seiner zweifellosen Subsistenzfähigkeit und wurde als Schüler aufgenommen. Rührend und humoristisch zugleich in hohem Grade wirkt die Geschichte der sinnreichen Veranstaltungen des Schülers, seinem Capital die nöthige elastische Dehnbarkeit zu verleihen, die es für drei Jahre ausreichen machen sollte, der verzweifelten Versuche, bei angestrengter Arbeit in der Werkstatt mit sechs Pfennigen täglich existiren zu lernen und dem entsprechend nicht nur seine Nahrungs-, sondern auch seine Wohnungs- und Nachtquartierverhältnisse zu

Digitized by Google

regeln. Trotz der Energie seines Willens wäre es schwerlich gelungen, wenn nicht die Mechanik zu Hilfe gekommen wäre, welche dem jungen Drake die Bekanntschaft und Freundschaft eines Dilettanten derselben, eines Beamten, der seine Mußestunden mit ihrer Uebung ausfüllte, verschafft hätte, der ihm, dem ihn Lehrenden und mit ihm Arbeitenden, die Möglichkeit der physischen Existenz erleichtern half. Später hat dann Rauch, der nach und nach mit der ganzen Größe der Begabung, und gleichzeitig mit der Lage und der heroischen Ertragungs- und Opferfähigkeit seines Schülers bekannt geworden war, selbst die Verbesserung seiner Situation in die Hand genommen und ihm in seiner eignen Wohnung ein Unterkommen gegeben. Der eigentlich harte und gefährliche Kampf um das nackte Leben war von da ab von Drake genommen. Das künstlerische Ringen begann erst recht.

1826 war er zu Rauch gekommen. Sein erstes ganz selbständiges plastisches Werk datirt von 1833: Die Gruppe eines sterbenden Kriegers, dem die Siegesgöttin aufwinkend die Palme reicht. Es ist noch eine gewisse zarte Befangenheit darin, aber ein edler Schwung der Linien, der Composition, eine lautere Schönheit der Form und bei aller Beeinflussung durch das Studium der Antike doch bereits etwas von jener feinen Beobachtung einer individuellen Natur, welche Drakes spätere Arbeiten kennzeichnet. Dieses Jugendwerk machte viel Aufsehen in Berlin und enthusiasmirte z. B. den alten Schadow. Aus den nächsten Jahren stammt die bekannte Gestalt der römischen Winzerin, die er 15—20 Jahre später kolossal in Marmor ausführte und das wohl noch mehr verbreitete und populär gewordne Relief zu der römischen Elegie Goethes:

„Oftmals hab ich bereits in ihren Armen gedichtet,
„Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
„Ihr auf den Rücken gezählt ꝛc."

Diese bewunderungswerthe Composition vermittelte später bei Drakes römischem Aufenthalt (1837) eine nähere Verbindung mit Thorwaldsen in der hübschesten Weise. Er hatte bei letzterem seinen Empfehlungsbrief abgegeben, welchen dieser in gewohnter Manier unter einem Wust von Papieren verkramt hat. Als Drake den Meister wieder aufsucht, wühlt dieser etwas verdrießlich und von dem Besuch nicht grade erfreut, in den Schubkästen nach jenem Schreiben herum, in jedem Augenblick Schriften, Zeichnungen, Stiche herauswerfend. Einen derselben aber behält er in der Hand und mit den Worten, das sei einmal eine rechte und schöne Composition; der das gemacht habe, verstände seine Kunst, zeigt er dem Besuch, dessen Namen er nicht ahnt, einen Stahlstich seines (Drakes) eignen Reliefs zu jener Elegie! 1836 war Drakes erstes selbständiges Monumentalwerk, zu dessen Ausführung Rauch seinen bewährten Schüler empfohlen hatte, die Bronzestatue für Justus Möser für Osnabrück vollendet. Seine eindringende Charakterauffassung der darzustellenden Persönlichkeit, tüch-

Digitized by Google

tige Durcharbeitung von Kopf und Gestalt, einfache und bedeutende monumentale Wirkung zeichnen die wohldrapirte Mantelfigur vortheilhaft genug aus. Dem Künstler wurde die Genugthuung, alle Ehren einer feierlichen Denkmalsenthüllung zu empfangen und mit ihnen gekrönt seinen alten Vater an der Stätte alter Leiden wiederzusehn. Die nächstfolgenden Jahre gehören seinem italienischen Studienaufenthalt an. Zurückgekehrt und dauernd angesiedelt in Berlin beginnt er jene lange Periode einer umfassenden nie stockenden productiven Thätigkeit, welche in Bezug auf innern Werth, auf Originalität, Größe und echte Schönheit des Geleisteten der von seinem Meister geübten gewiß nicht, in Bezug auf Zahl und Masse der fertig hingestellten Arbeiten kaum nachsteht. Die ersten, die hier aufzuführen sind, wurden 1843 vollendet, große decorativ behandelte allegorische Gestalten der Provinzen des preußischen Staates in Gips oder Stuck modellirt für die obere Wand des damals mit Aufwand aller verfügbaren künstlerischen Mittel neu ausgebauten und decorirten „weißen Saals" im königlichen Schloß zu Berlin. Die hiesige Bildhauerschaft hat wohl zu keiner andern Zeit so reichliche goldne Ernten eingeheimst, als bei jenen mit noch unverkümmerter königlicher Freigebigkeit dotirten Luxusbauten der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm des Vierten. Auch Drake konnte nun seine bürgerliche Existenz erst recht solide fundiren; gründete und baute sich selbst sein schönes Haus in der Schulgartenstraße nahe dem Thiergarten, für dessen Balkon er als Trägerinnen die prächtigen hoheitvollen Gestalten der Künste modellirte. Bis dahin aber tritt seines künstlerischen Wesens eigenste Art noch nicht so bestimmt ausgeprägt, nicht so scharf und charakteristisch umrissen hervor unter den Genossen, ob er auch als einer der Tüchtigsten unter ihnen angesehen und geschätzt werden mochte. Erst in dem herrlichen Hauptwerk seiner vierziger Jahre gelingt ihm das, in dem Denkmal für König Friedrich Wilhelm den Dritten im Thiergarten. Die Stadt Berlin hatte in sehr gerechtfertigter Dankbarkeit für diesen, den eigentlichen Schöpfer und Stifter jenes unvergleichlichen Parks, der eine so große Wohlthat für die gesammte Bevölkerung der Hauptstadt gewährt, beschlossen, den Monarchen dort inmitten seiner grünen lebendigen Schöpfung in solcher Art zu feiern und zu ehren, nicht als den Beherrscher eines großen Staats, oder den „Befreier des Vaterlandes", wie es anderswo geschehen, sondern als den jedem alten Berliner theuern, unvergeßlichen, guten, einfachen, schmuck- und anspruchlosen Landes-, Haus- und Familienvater, als welchen ihn diese Bürgerschaft so lange unter sich walten und wandeln gesehen hatte. Nach langem Versuchen, Projectiren, Wählen unter verschiedenen Vorschlägen und Entwürfen haben sich 1842 die städtischen Vertreter, der regierende König und Drake, der mit der Aufgabe Betraute, für das Denkmalsarrangement entschieden, dessen 1849 vollendete Marmorausführung seitdem den Thiergarten schmückt. Es war die originellste, der modernen Anschauungs- und Empfindungsweise im besten Sinn

Digitized by Google

entsprechendste und doch dabei von ewiger, keiner Zeit angehöriger reiner Kunstschönheit beseelte und geweihte Schöpfung der bisherigen Monumentalbildnerei. Weder die Schule Rauchs, noch die Werke der großen Vergangenheit haben Drake das Vorbild einer ähnlichen Behandlungsweise einer Aufgabe wie die hier vorliegende gegeben. Schon die architektonische Grundform zeigt, daß der Künstler ganz seinen eigenen Weg einschlug. Die strengere vierseitige und kantige Form ist verlassen; in cylindrischer, weich gerundeter, in sich lebendig bewegter Gestalt erhebt sich sein leuchtender Marmorkörper aus dem grünen Gebüsch, von der dichten Wand der als schönster Hintergrund abschließenden höheren Bäume des Parks. In mäßiger Höhe trägt das so geformte, von einem Kranz von Reliefs umgebene Postament die Marmorstatue des Königs, die ihn ohne irgendeinen Anlauf zu einer höheren, idealeren Stilisirung des von der Natur Gegebenen, ganz einfach so darstellt, wie er unter den Seinigen erschien und wandelte im schlichten Militärüberrock ohne Epaulets, ohne Degen, ohne jedes Abzeichen soldatisch-königlicher Würde und Herrschermacht, ruhig dastehend, leicht gestützt auf das bekränzte kleine Denkmal mit dem Reliefporträt seiner nie vergessenen Gattin Königin Luise, wie es ähnlich in Wirklichkeit, nahe bei dieser Stelle die sogenannte Luiseninsel im Thiergarten schmückt. Wenn eine derartige ungeschminkte treue Porträtdarstellung einer ihrem Wesen, wie allen Theilen ihrer äußeren Erscheinung nach „nüchternen" Persönlichkeit nicht selbst nüchtern, kahl und trocken werden soll, so muß sie schon von einem sehr distinguirten Talent ausgeführt werden, das uns die gänzlich unkünstlerische, reizlose Form vergessen läßt, indem es sie mit dem feinern geistig gemüthlichen Reiz beseelt, welcher sich, nur dem minder Tiefblickenden weniger erkenntlich, in dieser Umhüllung birgt. Während die schlichte Treue gegen die gegebene Wirklichkeit das Einzige zu sein scheint, was den Meister bei der Statue leitete, so bot sich ihm in der Composition der das Postament umgebenden Reliefs der erwünschte Anlaß, hier unbehindert von solchen Rücksichten auf die Realität der Erscheinung die rein poetische Seite der vorliegenden Aufgabe auch in rein poetisch-idealer Form zu gestalten und in der allverständlichen Sprache der bildenden Kunst eine Idylle zu dichten, wie sie lieblicher von keines der begnadigtsten Poeten Seele erzeugt wurde. Das Grundthema ist von der Bestimmung, dem Grundgedanken des ganzen Denkmals selbst gegeben: die Freuden, welche der Park mit seinen Bäumen, seinen Teichen, seinen umbuschten Wegen der Bevölkerung gewährt. Diesem Thema hat Drake ungesucht all die heitern glücklichen Motive abgewonnen, welche offen darin zu Tage zu liegen scheinen: das Spiel der Kinder mit Schwänen und Goldfischen, das Suchen nach Eichkätzchen und Vogelnest, der Tanz und der Gesang, die Lust der Jugend und die freundliche Antheilnahme des Alters an ihren Freuden. Für diesen Inhalt aber hat er sich seine ganz eigenartige Ausdrucksweise erst gefunden. Diese jungen Mütter, diese Mädchen,

Digitized by Google

dieſe Kinder verſchiedenen Alters gehören in Formen und Tracht ſo ſehr einem idealen glückſeligen Geſchlecht an, daß die Nymphe der Quelle mitten unter ihnen, welche aus ihrer Urne die Cascade über die Steinblöcke fallen läßt, nicht befremdet, nicht als ein anders geartetes Weſen aus der Einheit des Ganzen herausfällt. Aber dieſes ideale Geſchlecht — und das iſt der große Schritt vorwärts, den Drake in dieſer Schöpfung gethan — iſt nicht aus der Erinnerung an die Antike erzeugt, ſondern aus liebevoller Beobachtung und ſeiner Erkenntniß der immer jungen, immer erneuten Natur und Wirklichkeit. Daher geſchieht es, daß dieſe lieblichen Geſtalten uns trotz ihrer reinen Schöne, trotz ihrer theilweiſen Nacktheit doch wieder gar nicht wie die einer entlegenen Welt gegenüberſtehen, daß ſie allem Volk ſo verſtändlich, ſo vertraut ſind, wie es die Nachbildungen claſſiſcher Muſter, die uns einen abſtracten Inhalt in antikiſirenden Formen verkörpern möchten, nie und nimmer zu werden vermögen. So iſt unter allen öffentlich aufgeſtellten Monumentalwerken moderner Plaſtik dies bewundernswürdige Werk wohl das geworden, das dem Empfinden einer großen Bevölkerung in all ihren Schichten das liebſte und wertheſte iſt. Man muß beobachten, wie daſſelbe von all den Unzähligen, welche, im Thiergarten ſpazierend, davor ſtehen bleiben, betrachtet wird, wie Alter und Kindheit, wie der gemeine Soldat, der einfachſte Bürger ſo gut wie Künſtler und Kenner, jeder in ſeiner Art ſeine innige Freude und Erquickung dran hat: da oben der „gute König, wie er leibte und lebte“, und hier tiefer dieſe reizenden Gebilde, in welchen das gewöhnlichſte Thun und Spiel, das die Umſtehenden zum Theil noch eben ſelbſt geübt unter dieſer Bäume erquickendem Schatten, am grünen Uferraſen dieſer Gewäſſer, vor ihnen erhöht, veredelt, verklärt erſcheint, ohne von ſeiner Wahrheit und Natürlichkeit etwas abgegeben und geopfert zu haben. Und das alles in dem edlen weißen Marmor, der ſo friſch, klar und leuchtend inmitten ſeiner grünen und blühenden Umgebung daſteht, ſo kunſtreich, ſo ſorglich vollendet ausgeführt! Welche wahrhaft ſittliche, veredelnde, Leben und Empfinden verſchönende und weihende Wirkung auch heut noch ſo gut wie in helleniſcher Welt und Zeit von einem Werk plaſtiſcher Kunſt ausgehn kann, wenn ſein Urheber es eben verſtand, nicht etwa nur dem ſchwächlichern oder rohern Geſchmack ſeiner Zeit und ſeines Volks ſich ſchmeichelnd anzubequemen, ſondern ſich in den Kreis des allgemeinen Denkens, Fühlens und Anſchauens hineinverſenkend, dieſem ſelbſt den lauterſten kunſtſchönſten Ausdruck zu ſuchen und zu geben — davon kann uns nichts leichter und gründlicher die tröſtliche Ueberzeugung verſchaffen, als eine Sonntagnachmittagsſtunde im Sommer in der Nähe dieſes Königsdenkmals zugebracht.

Der wundervolle Relieffries deſſelben, ſo ſehr er für dieſen ſpeciellen Platz, für dieſe beſondre Beſtimmung vorzugsweiſe geeignet, ausſchließlich dafür ge-

Digitized by Google

dacht und componirt erscheint, ist doch auch wieder seinem Inhalt und seiner Form nach für Werke verwandter Bestimmung, Aufstellung und Umgebung wie geschaffen. So hat Drake ihn denn auch noch mehrfach benutzt: bei einem bald darnach modellirten Denkmal desselben Monarchen in öffentlichen Gartenanlagen zu Stettin, im Ganzen eine Wiederholung des Thiergartenmonuments mit dem freilich wesentlichen Unterschiede, daß die Gestalt des Königs dort mit einem hermelinbesetzten Herrschermantel bekleidet werden mußte, ferner bei der prächtigen großen Vase, nun am Eingang in den Park von Sanssouci aufgestellt, an deren wunderschönem ornamentalen Blattwerk, welches den untern Theil ihrer Bauchung bedeckt, Drake sich als ein gleich außerordentlicher Meister der Ornamentik erwies.

Ziemlich gleichzeitig mit der Marmorarbeit am berliner Königsdenkmal führte er eine in ihrer Art wieder ganz abliegende künstlerische Aufgabe in ganz origineller Weise durch. Die Schloßkirche zu Wittenberg sollte nach Friedrich Wilhelm des Vierten Anordnung mit neuen broncenen Thüren versehen werden, welche in eherner Reliefschrift die berühmten Thesen zeigen sollten, wie sie Luther zur Eröffnung seines weltgeschichtlichen Kampfes ebendort an die alten Pfortenflügel geheftet hatte. Diese Schriftsätze sind von feinen gothischen Umrahmungen eingefaßt, welche oberhalb in reich und zierlich stilisirten Spitzbogen abschließen. Hier, als Krönungen des Ganzen, galt es, eine Reihe von lobsingenden und musicirenden kleinen Knabenfigürchen auf Säulencapitälchen und Consolen zu postiren. Drake erfand und modellirte dieselben. Ich entsinne mich noch sehr wohl des Eindrucks dieser Gestalten, als sie auf der Kunstausstellung von 1848 im Gipsmodell erschienen. Ihre Schlichtheit und rührende Naivetät ist unbeschreiblich, von jener directen Gemüthswirkung, welche Werke der Plastik so selten zu üben geeignet sind. Es sind sammt und sonders weder antike Genien, noch christliche Englein; vielmehr ganz simple wirkliche Knäbchen in einer Art Idealcostüm d. h. sehr einfachen Röcken oder halb umgelegten Mänteln, welche viele Körpertheile nackt lassen. Sie singen und spielen auf ihren ganz wirklichen Instrumenten mit einer ernsthaften herzinnigen Liebe und frommen ehrlichen Andacht; sie stehn dabei, die Mehrzahl einzeln, einige zu Gruppen von dreien vereinigt, so gänzlich unbewußt natürlich und doch wie in der Kirche, von ehrfürchtiger Scheu etwas befangen und in der Haltung fast wider Willen bedingt, daß man, man weiß nicht wie, von einer tiefen wohlthuenden Rührung überschlichen und erfaßt wird bei dem Anblick dieser reinen, aus dem Paradies der Naivetät noch unvertriebnen Kindernatur. Dabei aber, — und das hebt solche Gestalten Drakes so hoch über alle derartigen Gebilde nazarenischer Kunst, — ist Gesichts- und Körperbildung, Ausdruck der Köpfchen wie der Bewegung nicht nur so allgemein schön und lieblich, sondern immer individuell, bei jedem Einzelnen verschieden und persönlich geartet. Zur

Digitized by Google

phrasenhaften Allgemeinheit hat sich dieser Meister nie und in keinem Stück vom Weg der Natur verirrt.

Zu Ende der vierziger Jahre wurde an entscheidender Stelle ein längst gehegter Plan zur Ausführung bestimmt, der für die gesammte berliner Bildhauerschule epochemachend werden sollte. Es hatte bereits in Schinkels, des Erbauers, Absicht gelegen, die Granitwürfel im Geländer der Schloßbrücke zu Berlin, welche vom Platz am Zeughaus nach dem Lustgarten über den Spreearm hinüberführt, mit Marmorstatuen resp. Gruppen zu schmücken. Friedrich Wilhelm der Vierte, damals immer noch leidenschaftlich für künstlerische Unternehmungen, besonders zur Verschönerung seiner Residenzen, interessirt, befahl die endliche Realisirung dieses Projectes. Rauch und Tieck lehnten den Auftrag ab oder stellten eine zu hohe Forderung. Es wurden daher die jüngern Kräfte der berliner Schule zu seiner Uebernahme aufgerufen. Nur zwei von den ältern, Ludwig Wichmann (wie schon im vorigen Artikel erwähnt wurde) und Emil Wolff (Schüler Schadows, seit frühe schon dauernd in Rom lebend und in seiner dort gefundenen correcten und formalen antiken Bildung kaum zur berliner Schule im engeren Sinn zu zählen) betheiligten sich mit daran. Drake, Wredow und das eben erst in selbständiger Kraftentfaltung sich regende jüngere Künstlergeschlecht der Albert, Wolff, Bläser, Schievelbein, Möller übernahmen die sechs übrigen Gruppen, die es in kolossalem Maßstab in Marmor zu arbeiten galt. Zwischen dem Zeughaus und dem Herrschersitz des kriegerischesten Fürstengeschlechts gelegen, paßt für eine solche Brücke ganz füglich eine künstlerische Schmückung, wie die beabsichtigte, welcher als „Idee" die Verherrlichung kriegerischer Erziehung, Tugenden, Thaten und des Heldentodes zu Grunde liegt. Daß diese Idee in ein so consequent hellenisches Gewand gekleidet worden ist, und jene mit den herrschenden modernen Anschauungen ebenso wie mit den durchschnittlichen bürgerlichen Anstandsbegriffen in scharfen Widerstreit tretende künstlerische Gestalt angenommen hat, in welcher die Brückengruppen nunmehr erscheinen, das ist viel angefeindet und bekrittelt worden. Gewiß wären Statuen von Helden unsers Volks oder von Gruppen seiner Streiter an jener Stelle verständlicher und — anständiger gewesen für die Augen und Begriffe der zeitgenössischen Berliner, welche die Brücke passiren. Für unsre Bildhauerkunst aber haben wir allen Grund, die vom Könige getroffne Wahl als einen Segen anzusehen und zu preisen. Es ist für deren ganze Entwicklung wohl eine entscheidend wichtige Frage gewesen, ob sie wieder einmal zu so vielen andern ein halbes Dutzend Uniformträger *mehr* kolossal in Marmor meißeln oder berufen werden sollte, ihre ganze Kraft an ebenso viele nackte Heroen- und edel gewandete Göttinnengestalten zu setzen, daran weiter zu üben und über das bisherige Maß hinaus zu steigern. Allmälig haben sich die anfänglich gegen diesen heidnisch symbolischen Brückenschmuck erregten Stürme be-

Digitized by Google

schwichtigt, man scandalisirt sich nicht mehr über die zur öffentlichen Schau gestellte Nacktheit, debattirt nicht mehr über ihre Berechtigung und läßt sich den prächtigen Gesammtanblick gefallen.

Immer wieder haben wir nur zu bedauern, daß die leidige Liebhaberei Rauchs, alle Skulpturwerke auf schlanken Postamenten möglichst hoch in die Luft zu bringen, auch dieser Werke Wirkung und Genuß beeinträchtigt hat. Beides wäre durch eine Kürzung des Höhenmaßes dieser Piedestale um die volle Hälfte verdoppelt worden.

Drake fiel als darzustellender Gegenstand die Krönung des Kriegers durch die Siegesgöttin zu. Man erkennt in seiner meisterlichen Gruppe den Bildner der zartesten, lieblichsten, naivsten Scenen und Gestalten kaum wieder. Nicht eine der übrigen sieben Gruppen weist eine gleiche Kraftfülle, eine gleich heroische Männlichkeit in der Conception wie in der Formengebung auf. Antikisirend ist letztere auch hier wieder nicht. Er hat ein herbes nordisches Element hineingebracht, welches den Gestalten eine eigenthümliche Macht, Frische und Großartigkeit verleiht, ohne der hohen Anmuth der eben niederschwebenden Siegesgöttin Eintrag zu thun, gegen deren ruhige Herrlichkeit die noch leidenschaftlich nacheifernde Erregtheit des Kriegers aufs glücklichste contrastirt.

Die großen monumentalen Arbeiten Drakes folgen sich nun in gleichmäßiger Stetigkeit, und neben ihnen her geht unter seinen Händen eine endlose Zahl von kleineren Arbeiten, Büsten, Reliefs, Porträtstatuetten hervor. Seine hier mehrfach betonte Eigenthümlichkeit, seine seltne Auffassungsgabe für das Individuelle und Persönliche im Menschen machten ihn zu einem Porträtbildner, der den Wettkampf selbst mit Rietschel nicht zu scheuen hatte; seine außerordentliche technische Kunst in der Behandlung des Marmors kam dieser Begabung glücklich zu Hilfe; und die durchweg befriedigende Lösung solcher Aufgaben führte nothwendig einen innern neuen Andrang von gleichen herbei. Von allen derartigen reinen Bildnißarbeiten sei hier nur der einen gedacht, welche seines greisen Meisters Sinn immer vorzugsweise entzückte, der Statuette Scherenbergs des Dichters. In größerem monumentalerem Stil durchgeführt, aber darum keineswegs weniger den ganzen persönlichen leibhaftigen Menschen gebend, ist die Statue Rauchs für die Vorhalle des Museums. Das Modell entstand bereits zu Anfang der fünfziger Jahre, die Marmorausführung wurde erst 1864 neben den früher genannten Werken Tiecks und Wichmanns, der Schinkel- und der Winkelmannstatue aufgestellt, eine Nachbarschaft, in welcher die edle Gestalt mit ihrer ebenso feinen, charakteristischen als großartig monumentalen Schönheit wie ein Fremdling erscheint. In demselben Jahrzehnt sehen wir Drake ferner die köstliche realistisch derbe und zugleich in so freier heitrer Grazie bewegte Figur des seinen Pokal schwenkenden Herolds model-

Digitized by Google

liren, welche als Aufsatz des vom Kronprinzen, dem damaligen Prinzen von Preußen, seinem Vater zur silbernen Hochzeitsfeier gestifteten Brunnens im Schloßgarten zu Babelsberg gedacht und verwendet ist; ferner das große Marmordenkmal (Statue und reliefgeschmücktes vierseitiges Postament) des Fürsten zu Putbus ausführen; die Statue des Kurfürsten Johann Friedrich des Standhaften für Jena, des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten für Kolberg, und die Reliefs am Denkmal für Beuth in Berlin (alle diese Werke für Bronceguß) modelliren. Eine der schwierigsten und in dieser Schwierigkeit grade wieder zu deren geistiger Ueberwindung mächtig lockenden Aufgaben bot ihm das Standbild Johann Friedrichs. Dieses biedern, bekenntnißtreuen Fürsten schwere Corpulenz und breites schwammiges Gesicht zu bilden, die ganze Gestalt, in den niederhängenden lastenden Fürstenmantel und in eine vollständige reich verzierte Stahlrüstung des sechszehnten Jahrhunderts gekleidet, doch so zu geben und verständnißvoll und klar herauszuarbeiten, daß sie sich energisch und charaktervoll in Form, Haltung und Bewegung aussprächen, hat ihres Meisters ganze Kunst herausgefordert und seinen ganzen strengen, unnachsichtigen Fleiß im Versuchen, Verwerfen, Zerstören und immer Besser- und Bessermachen. Freilich hat diese Mühen ein höchst imponirendes Resultat belohnt.

Die Reliefs am Beuthdenkmal haben bekanntlich eine eigenthümliche Geschichte. Der Ausgang der Concurrenz um das ganze Denkmal war der, daß Kiß die Statue des Mannes, Drake die Bildwerke des von ihm entworfnen Postaments zu modelliren beauftragt wurde. Die Totalität eines Kunstwerks — und als ein einheitliches Ganze müssen wir ein solches Monument doch wohl ansehn — kann bei einer derartigen Arbeitstheilung unmöglich gerettet bleiben. Man thut bei diesem Beuthdenkmal daher wirklich am besten, von ihm als einem Ganzen abzusehn und sich an die Reliefs allein zu halten. An originaler Schönheit der Erfindung und Gestaltung sind sie nur den wittenberger Knaben und dem Relieffries am Thiergartendenkmal zu vergleichen. Die im Grunde gänzlich unplastischen, anscheinend für eine künstlerische Verkörperung unmöglichen gedanklichen Beziehungen, welche bei den Postamentdarstellungen an einem Denkmal für einen Mann wie Beuth hauptsächlich in Frage kommen mußten, diese von ihm ausgehenden wohlthätigen Einwirkungen auf die Industrie seiner Zeit und seines Vaterlandes — sie sind hier von Drake mit einer ganz merkwürdigen Vertiefung in das Wesentliche aufgefaßt und „in der Seele gewälzt“, und er hat so den Punkt gefunden, von wo aus er ihnen mit den Mitteln seiner Kunst beikommen konnte. Es giebt nichts Geistreicheres und nichts Naiveres, als diese Compositionen. Der untere schmalere Relieffries schildert ganz direct in fast genrehafter Natürlichkeit die Ausübung verschiedner Hauptindustrien, zu deren großartigem Aufschwung Beuth wirksam beigetragen, die Eisenindustrie, die Weberei, die Typographie, Photographie ꝛc.

Digitized by Google

Ueberall spricht sich hier der Gedanke durch den lebendigen Vorgang, durch die handelnden Menschen selbst aus, die in die sinnigsten, den geistigen Inhalt bezeichnendsten Verbindungen mit einander gebracht sind. Auch diese Reliefs sind, wie die im Thiergarten, ganz dazu gemacht, zu allem Volk zu reden und herzlich erfreuend ihren Inhalt ohne Enträthselungsqual seinem Verständniß einleuchtend zu erschließen. Ueber diesen, ganz realistisch behandelten Bildwerken, die durch einen wirklichen Einzelvorgang einen ganzen allgemeinen Zustand symbolisiren, sind die vier größern Seitenflächen des eigentlichen Postamentkörpers mit mehr rein allegorischen Reliefs geschmückt, welche die Verbindung der Industrie mit Kunst, Wissenschaft, Handel zum Gegenstand haben. Aber auch hier hat Drake die geläufigen, hergebrachten, traditionellen Allegoriegestalten durchaus verschmäht und sich wiederum seine ganz aparte Form gebildet. In der Figur der Industrie oder besser der Arbeit hat er da zum ersten Mal einen neuen Typus geschaffen und hingestellt, einen Typus der volkskräftigen Tüchtigkeit, robusten Gesundheit, des klugen Ernstes, der sicheren Freudigkeit, der in seiner eigenartigen Schönheit und Bedeutsamkeit keinem der altgeheiligten, deren sich die Kunst seit Jahrtausenden bediente, nachsteht.

Zwei gewaltige Werke monumentalen Charakters nahmen Drakes Thätigkeit während der ersten Jahre unsers Jahrzehnts vorzugsweise in Anspruch: die Statue Melanchthons und das Reiterstandbild des regierenden Königs von Preußen, jenes für Wittenberg und gleichzeitig für des Reformators Vaterstadt, letzteres für die kölner Eisenbahnbrücke über den Rhein. Die feine Vergeistigung des massigen Materials einer Kolossalstatue ist auch durch Rietschel nicht weiter getrieben, die tiefe und zarte seelische Wirkung in einer solchen Porträtgestalt auch von diesem Meister nicht vollständiger und eindringender erreicht, als es hier geschehn ist in dem Bilde des „sänftiglichen" Meister Philippus. Ein solches Werk ist wirklich eine Errungenschaft, die wir vor jeder frühern Zeit voraus haben. Ueber der Herausarbeitung aber seines innersten und eigensten geistigen Wesens ist die monumentale Wucht nicht verloren gegangen, sondern der lange vielfaltige, weitärmlige, pelzverbrämte Magistertalar des sechszehnten Jahrhunderts, der ohne gewaltsamen Zwang hier so schön die Bewegung der Gestalt und Glieder markirt, ist aufs geschickteste benutzt, der ganzen Erscheinung eine prächtige Fülle und Breite zu geben.

Das Königsreiterstandbild, das den großen Friedrich Rauchs noch um drei Fuß an Höhe überbietet (natürlich nur die Reiterstatue selbst), ist von Drake mit einer kaum erhörten trotzigen Kühnheit in so kolossalem Maßstab direct aus Gips modellirt, ein Unternehmen, das den Künstler freilich während der riesigen Arbeit zuweilen hart an den Zweifel der Möglichkeit ihrer Durchführung bringen mochte. Aber dieselbe zähe Energie hat endlich doch über die widerstrebende Materie triumphirt, und das ungeheure Bildwerk steht seit längerer

Digitized by Google

Zeit bereits abgeschlossen da in der lebendigsten Wahrheit und Porträtähnlichkeit, Detailtreue und Präcision; und mit all diesem Realismus in der Erscheinung wirkt das Ganze, dieser hohe frisch und rüstig bewegte königlich-soldatische Reiter auf dem starken, edeln, kräftig, stolz und energisch ausschreitenden Roß doch wie ein ideales Bild kriegerisch-fürstlicher Majestät als solcher.

Gegenwärtig beschäftigen den Meister die Arbeiten an dem von ihm allein auszuführenden Schinkeldenkmal für Berlin. Er steht nun in seinem 61. Jahre in so gänzlich ungeminderter Schöpferkraft, Geistes- und Körperrüstigkeit da, daß ein Nachlassen seiner Thätigkeit vorläufig nicht zu befürchten ist. In der berliner Bildhauerschule behauptet er den ersten Ehrenplatz, den er keineswegs der Anciennetät verdankt. Was sie unter Rauchs treibender Anregung bisher anstrebte, das hat Drake noch immer vor allen aufs vollständigste erreicht und der Verwirklichung zugeführt und zwar auf seinen eignen selbstgebahnten Wegen.

Vermischte Literatur.

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Nebst Briefen von A. v. Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz und Marie v. Meris an dieselbe. Herausgegeben von Alexander Büchner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1865. 167. S. 8.

Eine Vervollständigung zunächst des Bildes, welches uns Varnhagen von dem genialen und liederlichen Prinzen gegeben hat, dann ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kunde jener Zeit der Lucinden und Ardhingellos überhaupt, in der Louis Ferdinand lebte und liebte. Pauline Wiesel, geborne Cesar, war die schönste, aber auch die ihrer Sinnlichkeit gegenüber am wenigsten skrupulöse unter den Damen, deren Bekanntschaft er cultivirte. Obwohl hauptsächlich durch Körpervorzüge ausgezeichnet und wenig gebildet, muß sie doch nicht ohne Geist gewesen sein, ja zuletzt sehen wir sie in Paris sogar Philosophie treiben. Ueberaus witerwärtig ist das Verhältniß Paulinens zu ihrem ersten Mann; dennoch verkehrte Rahel mit beiden, und auch Humboldt würdigte die Courtisane eines seiner zahllosen Briefe, in dem er sie „theure Pauline“ nennt und mit den Worten schließt: „Wir sind uns ewig nahe“. Nicht erbaulich, das, aber zeitgemäß und aus der Zeit heraus zu beurtheilen.

Alte Herren, die Vorläufer Bachs. Silhouetten von Elise Polko. Hannover, Carl Rümpler. 1865.

Mittheilungen über das Leben von sechs Cantoren der leipziger Thomasschule aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, die Form novellistisch. Willkommener wären uns einfache Biographien und Charakteristiken ohne phantastische Zuthat gewesen; denn das Talent der Verfasserin, Ton und Wesen der Vergangenheit wiederzugeben, ist nur klein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von **Rudolf Reichenau.**

9. Auflage. **Wohlfeile Ausgabe.** 3 Abtheilungen in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1. Abth: Bilder aus dem Kinderleben. 2. Abth.: Knaben und Mädchen. 3. Abth.: Auswärts und Daheim.

Dasselbe, 1. Abth., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3⅓ Thlr., fein geb. 4⅓ Thlr.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. 5. Aufl. I. Bd. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk erscheint nun wiederum in neuer Auflage, ganz durchgearbeitet, mit zahlreichen neuen Forschungen versehen, es schließt sich unmittelbar der „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod" an Der 2. und 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eyth, Max, Boltmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler, in eleg. Cart. 1⅔ Thlr., fein geb. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.

Meyern, G. v., Ein Kaiser. Drama. Min.-Ausg. broch. 20 Ngr., eleg. geb. mit Goldschn. 28 Ngr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.

Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 4. Aufl. M.-A. broch. 16 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr. Hie Welf hie Waiblingen. 2 Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden Festgeschenken.

Auf **Lucian Herbert's** neuesten, in Oesterreich spielenden Roman

Die todte Hand, 4 Bde. 5 Thlr.

(Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig)

sei hiermit die Aufmerksamkeit des Lesepublikums ganz vorzüglich gelenkt. Der nationale Conflikt, der Oesterreich zerklüftet und die Schilderung des kirchlichen Lebens in Oesterreich bildet die Unterlage des hochinteressanten, abwechslungsvollen und figurenreichen Buches, welches eigentlich den Titel führen sollte: **Oesterreich, wie es ist.**

Die **„todte Hand"** ist auch ein weiteres Bruchstück zu der Gallerie zeitgenössischer Romane Lucian Herbert's, in welchen sich die Geschichte unseres Jahrhunderts wiederspiegelt und deren Titel lauten: **Louis Napoleon.** (Volksauflage in 5 Bänden oder 28 Lieferungen. 4⅔ Thlr.) **Napoleon III.** (8 Bände. Preis 10 Thlr. 20 Ngr.) **Carlo Alberto.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **Victor Emanuel.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **1830.** (Pariser Julirevolution. 2 Bde. 2 Thlr.) **1831.** (Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr.)

Bei J. W. Grunow in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. C. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5⅓ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 7.

Ausgegeben am 9. Februar 1866.

Inhalt:

Geschichte der deutschen Literatur von Julian Schmidt . . Seite 241
Anfänge der Druckkunst in Bild und Schrift 247
Ein Missionär in Indien 262
Der Skandinavismus in Aktion 276
Literatur 279

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte der deutschen Literatur von Julian Schmidt.

Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod. Von Julian Schmidt. Fünfte, durchweg umgearbeitete Auflage. Erster Band: Das classische Zeitalter, 1781—1797. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1866.

Auch im Reiche gedruckter Bücher giebt es Familienverhältnisse, denen die Leser freundliche Beachtung nicht versagen. Eine solche verwandtschaftliche Verbindung besteht zwischen dem Buch, welches hier angezeigt wird, und den grünen Blättern. Wenn die Grenzboten auf den stattlichen Umfang dieses ersten Bandes blicken und dabei im Gemüth erwägen, daß sie in früheren Jahren ein so gewichtiges Werk gewissermaßen geboren und auferzogen haben, so wird ihnen eine gemüthliche Bewegung unvermeidlich. Denn durch mehr als fünfzehn Jahre war der Verfasser des angezeigten Werkes Mitarbeiter an den Grenzboten und für den kritischen Theil die Seele des Blattes. Mehres von dem Inhalt der ersten Ausgabe war zu seiner Zeit in den Grenzboten abgedruckt, vieles andre war Vertiefung und weitere Ausführung von Aufsätzen, welche zuerst hier erschienen.

Es war damals eine zerfahrene Zeit auch in der Poesie. Noch wucherten die letzten Ausläufer der Romantik, die Nachahmer Börnes verdarben die Prosa durch dürftige Witzhascherei, die Nachahmer Heines die Lyrik durch schlottrige Ungezogenheit, das ästhetische Urtheil war sehr unsicher, der Geschmack der Anspruchsvollen wurde zum großen Theil durch die französische Literatur gerichtet, was seit alter Zeit das Symptom deutscher Erkrankung ist. Aber wie das Jahr 1848 in der politischen Entwickelung unsres Volkes einen Wendepunkt bezeichnet, so auch in dem künstlerischen. Julian Schmidt war es, der in diesem Blatt, entschiedener und geistvoller als einer der Zeitgenossen, die Pflicht des Kritikers gegen das Unhaltbare in unserer Kunst und Poesie übte. Nach allen Seiten fielen seine Streiche, keine Autorität, kein ängstlich geförderter Ruf kümmerte ihn, als ein ehrlicher und sittenstrenger Mann legte er den Maßstab des ethischen und künstlerischen Bedürfnisses einer neuen Zeit an das Vorhandene. Uns vor allen ziemt daran zu erinnern, wie nothwendig und segensreich diese Thätigkeit

Digitized by Google

war, die alte Gefühlsseligkeit, die frivole Opposition, in welche kraftloses Schaffen zu deutscher Zucht und Sitte getreten war, forderten einen eifrigen und strengen Richter. Oft hat er die behagliche Eitelkeit der Schriftsteller gekränkt, Vielen war die radicale Behandlung liebgewordener Autoritäten unbequem, die Einen zürnten, daß er Lob und Tadel ungleich temperire, Andere, daß er auch grünes Reis mit dem welken Gestrüpp niederschlage. Alle diese Beschwerden hatten damals wenig zu bedeuten; denn es galt in der That, gründlich aufzuräumen mit schlechten literarischen Richtungen und streng zu sein gegen die selbstgefällige Schwäche eines jüngeren Geschlechts, welches in Patronage und Cliquenwesen unserer kleinen Blätter ganz verlernt hatte, ein mannhaftes Urtheil zu hören und an die eigene Arbeit einen großen Maßstab zu legen.

Das Publikum empfand sehr wohl den Werth, welchen solche Kritik hatte. Als die Literaturgeschichte erschien, begrüßte man freudig die entschlossene Energie des Urtheils und die hohen ethischen Gesichtspunkte des Verfassers; das Werk wurde ein werther Besitz des Publikums, und dieser warme Antheil, zumal der männlichen Jugend, rief eine Auflage nach der andern hervor. Die erste war entstanden aus einem Zusammenarbeiten einzelner Essays und Charakteristiken, der Verfasser selbst empfand lebhaft die Lücken und das Ungleichmäßige in der Behandlung, welches bei solchem Ursprung des Werkes schwer zu vermeiden war. In jeder der späteren Auflagen bemühte er sich, diesen Uebelstand zu mindern, weitere Perspectiven zu geben und Fehlendes zu ergänzen.

Maßgebend für sein Urtheil war in den früheren Auflagen vorzugsweise der bildende Einfluß gewesen, den die Dichter und andere schöpferische Repräsentanten des deutschen Geistes auf ihre Zeit ausgeübt hatten. Nicht wie ein Moralprediger, aber als warmherziger Patriot hatte er sie beurtheilt, stärker als ein Anderer hatte er hervorgehoben, daß schon in manchen der großen Dichtungen Goethes und Schillers etwas Unfertiges oder Veraltetes zu erkennen sei, wie sehr den Charakteren die fröhliche Kraft fehle, wie auch in der Erzählung oder Handlung ihrer Kunstwerke der innere Zusammenhang zuweilen schwächlich sei, die Bewältigung des Stoffes trotz der hohen Kunst unvollständig. Und er hatte sehr gut nachgewiesen, daß diese Schwäche in großen Dichterwerken herrühre aus der Schwäche des deutschen Lebens in jener Zeit. Vollends bei den Romantikern und bei den Jungdeutschen hatte er die innere Unsicherheit, die Haltlosigkeit der Dichter und den Mangel an fester Gestaltungskraft bis ins Einzelne aus den elenden Zuständen des Staates abgeleitet, in dem sie lebten, und aus dem Mißverhältniß zwischen den neuen, aus der Wissenschaft überreich einströmenden Culturelementen und der Enge des realen Lebens. Wenn er zürnend die Einzelnen verurtheilte, immer meinte er die Zeit, als deren Vertreter und Bildner sie sich geberdeten.

Man hat ihm vorgeworfen, daß ihm auch in seinem Werke der Tadel leichter

Digitized by Google

geworden sei als das Lob. Wo er aber im Anfange dieses Jahrhunderts unter den Schwachen ein stärkeres Regen fand, hat er wohl verstanden, dasselbe nach Gebühr zu würdigen. Er nimmt den wärmsten Antheil an dem Schaffen Heinrichs von Kleist, und es ist nicht möglich, würdiger und patriotischer die Erhebung der Nation nach dem Jahre 1807 zu fassen, als er gethan. Wo er eine angeborene Kraft sah, welche nach irgendeiner Richtung imponirte, war sein Eingehen in das Detail ihres Schaffens durchaus liebevoll. Strenge und abweisend übte er sein Amt nur da, wo er Kraftlosigkeit empfand oder eine Richtung bekämpfte, die er für unkünstlerisch und undeutsch und deshalb für gemeinschädlich ansah.

Ungefährlich ist seitdem die unmännliche Poesie unserer nächsten Vergangenheit geworden. Wie man auch die Kraft der jetzt lebenden Dichter und Denker beurtheilen mag, unzweifelhaft ist, daß fast alle bestrebt sind, Schönheit und Wahrheit aus den realen Verhältnissen unserer Zeit und unseres Volksthums heraufzuholen. Wir fühlen uns der Zeit vor 1848 so entfremdet, als läge sie hundert Jahre vor uns. Wer jetzt zufällig ein belletristisches Blatt aus jener Periode in die Hand nimmt, der wird vielleicht erstaunen, daß er selbst jemalen mit Theilnahme dergleichen gelesen. Der Stil ist ein anderer geworden, die Tagesinteressen sind gänzlich andere, die kindische Selbstgefälligkeit und der schwächliche Witz, womit nichtige Verhältnisse besprochen wurden, sind verschwunden. In Romanen und Novellen findet jedermann solche Helden erbärmlich, welche von Dichtern mit den höchsten Ansprüchen ausstaffirt werden und sich als Tröpfe oder Lumpe benehmen, sobald sie in dem Gedicht etwas zu thun genöthigt sind. Es sind kaum zwei Decennien seit jenem verhängnißvollen Jahre vergangen, aber auch in den Personen der Dichter ist ein großer Wechsel eingetreten. Tieck, Eichendorff, Uhland sind todt, das Geschlecht der Jungdeutschen hat sich zurückgezogen oder wandelt in andern Richtungen, der übermäßige Einfluß der Franzosen und Engländer hat aufgehört. — Dagegen hat sich allgemeine, zuweilen leidenschaftliche Theilnahme der großen Literaturperiode Goethes und Schillers zugewendet. Lessing, Schiller, Goethe sind seit dem Erwachen nationalen Selbstgefühls Helden der Nation geworden, welche zur Zeit unsere Armuth an politischen Heldengrößen ersetzen müssen. Zahlreich sind die Standbilder und Gedenksteine, die man ihnen errichtet hat, noch zahlreicher die Schriften, in welchen die Schönheiten ihrer Werke analysirt werden, die Bedeutung ihrer Culturthätigkeit für die Nation untersucht wird. Wir fühlen der nächsten Vergangenheit gegenüber nicht mehr in erster Reihe den Gegensatz zu unserem Schaffen, die Verschiedenheit in den künstlerischen und ethischen Grundlagen ihrer und unserer Werke, auch das Unvollkommene ihrer Zeit ist uns weniger feindlich geworden, seitdem wir in unserer Bildung andere Schwächen zu bekämpfen haben, als die Schwächen der Zeit Goethes und Schillers. Dagegen erkennen wir, wenn wir mit berechtigtem Selbstgefühl unsern

Digitized by Google

Fortschritt betrachten, grade jetzt sehr innig, wie sehr wir der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Zeit großer Gefühle und Gedanken, verschuldet sind, und es ist uns eine edle Freude geworden, zu untersuchen, wie sich die Lebenskraft unserer Nation nach der Zerstörung im siebzehnten Jahrhundert Schritt für Schritt erhob, wie geistige Arbeit der Großen und Vertiefung des Gemüthes in dem Kleinen zusammenwirkten, um uns auf nationaler Grundlage zuerst die idealen Güter, ernstes Ringen nach Wahrheit, sinniges Gestalten des Schönen, zu verleihen, und wie endlich aus diesem Gewinn Empfänglichkeit für die höchsten Culturaufgaben einer Nation, das Interesse am Staat erwuchs. Von solchen und verwandten Gesichtspunkten aus wird die Geschichte der Literatur eine Geschichte des geistigen Lebens unserer Nation, der Einzelne steigt auf und taucht nieder in dem großen Strome unserer geistigen Bildung.

In der neuen Auflage hat deshalb der Verfasser die Lebenserscheinungen unsrer Literatur zunächst in strengere chronologische Folge gebracht und so ein Bild der fortlaufenden Entwickelung gegeben, welchem die einzelnen Schriftsteller in geschickter Weise da eingeordnet werden, wo sie durch ihre Persönlichkeit und größeren Werke einen Einfluß gewinnen.

Ferner aber ist auch seine Behandlung der einzelnen Porträts eine ganz andere geworden; sie ruht auf einer sorgfältigen Betrachtung nicht nur ihrer Schriften, auch ihrer Briefe, persönlichen Verhältnisse und der Urtheile von Zeitgenossen. Sorglich ist der Verfasser bemüht, diese Bilder dadurch zu beleben, daß er seiner Kritik charakteristische Aeußerungen des Schriftstellers beifügt. Seine Absicht ist, dem Leser dadurch den Inhalt des einzelnen Lebens in neuer Weise nahe zu legen, das Urtheil, welches er darüber fällt, überall durch Belege zu stützen. Dieses Urtheil selbst mußte bei solcher Behandlung sowohl eingehender als maßvoller werden, häufig durfte sich der Verfasser bescheiden, nur referirend bedeutungsvolle Worte der Geschilderten zu citiren und durch eine kurze Bemerkung die Auffassung des Lesers zu leiten; am meisten gefällt er uns, wo er auf solche charakteristische Aussprüche oder poetische Stellen sein eignes Urtheil in reichlicher Ausführung aufbaut. Es ist klar, daß diese Behandlung einer Literaturperiode grundverschieden von der früheren desselben Verfassers ist und auch ganz andere Qualitäten seines eigenen Geistes und Charakters in den Vordergrund stellt. Während in den früheren Auflagen eine energische und schlagende Kritik vergangener Menschen nach den Bedürfnissen unserer Zeit häufig eine Verurtheilung sein mußte, steht jetzt die achtungsvolle Behandlung der geistigen Führer vergangener Zeit im Vordergrund. Wo eine Beurtheilung derselben sich auf Belegstellen stützt, die aus ihren Werken genommen werden, da ist eine prüfende und unbefangene Auswahl des Charakteristischen und Bedeutsamen Vorbedingung für eine gerechte Würdigung, und Tact, tiefe Menschenkenntniß und eine erschöpfende Kenntniß der geistigen Production der

Digitized by Google

einzelnen Schriftsteller wird unentbehrlich. So hatte Julian Schmidt bei dieser neuen Bearbeitung Gelegenheit, Wissen und Kritik in ganz neuer Beleuchtung zu zeigen. Mit Freude wird man erkennen, wie gut ihm die vornehmere und ruhigere Thätigkeit steht, welche er sich jetzt gewählt hat. Wie sich gebührt, ist der großen Epoche unserer Literatur, der Zeit Goethes und Schillers ausführliche Behandlung zu Theil geworden, und man kann damit einverstanden sein, daß auch kleinere Größen, z. B. Johannes Müller, eingehender Betrachtung unterzogen werden, denn mehre dieser Gestalten sind gewissermaßen Typen ihrer Zeitbildung, höchst charakteristisch in ihren Virtuositäten, wie in ihren Schwächen. Der Leser wird sich schon selbst sagen, daß alle diese Dämmerungsfiguren, Müller, Forster, sowie die kleinen Talente der großen Zeit, die Lenz, Klinger u. s. w., für uns fast nur noch historische Bedeutung haben, und daß sie durch eine unermeßliche Kluft getrennt sind von den beiden großen Dichtern unseres Volkes, deren Werke ein unentbehrliches Moment auch unserer Bildung geworden sind. Nicht dieselbe Rücksicht, welche die engbegrenzten Talente jener aufstrebenden Zeit verdienen, dürfen die Romantiker heut noch beanspruchen. In den früheren Ausgaben der Literaturgeschichte von Julian Schmidt war eine Hauptaufgabe, mit ihnen aufzuräumen, in der neuen Methode haben sie nicht mehr dieselbe ausgeführte Behandlung zu beanspruchen. Die Mehrzahl derselben waren schwache Talente, welche durch die Coterie einige Jahrzehnte gefeiert wurden; sie haben weder etwas geschaffen, dessen sich unsere Nation noch jetzt freuen kann, noch haben sie zahlreiche Leser in ihre Geschmacksrichtung hineingezogen.

Dagegen dürfte für eine andere Classe von Schriftstellern größere Beachtung zu erbitten sein, für die populären Talente der Wächter, Cramer, Vulpius, Lafontaine, C. Pichler, van der Velde, Tromlitz, welche, wie es auch um den Kunstwerth ihrer Leistungen stehe, doch einen sehr großen Einfluß auf die idealen Stimmungen des Volkes hatten.

Denn diese Mißachteten waren es, welche in der That das Lesebedürfniß des großen Publikums befriedigten. Durch fast funfzig Jahre haben sie die Leihbibliotheken beherrscht und sind mehr Gemeingut der Lesewelt gewesen, als Goethe und selbst Schiller. Sie waren Behagen und Freude von Hunderttausenden, sie repräsentirten die volksthümliche Literatur, in ihnen erscheint die Zeit der schönen Seelen und die Freude am romantischen Spuk, wie die Einwirkung Walter Scotts in eigenthümlicher Weise volksmäßig umgebildet. Daß Iffland und Kotzebue wesentlich zu ihnen gehörten, schaffte ihnen ihre Popularität; daß sie fast sämmtlich unbedeutend waren, verhinderte doch nicht, daß sie auch den Herzensbedürfnissen ihrer Zeit wohlthaten, während sie den Schwächen der Zeitnossen schmeichelten. Sie erhielten bis in die neue Zeit herab den Gegensatz zwischen volksthümlicher und gelehrter Dichtung, den uralten Gegensatz, der im siebzehnten

Digitized by Google

Jahrhundert zwischen der asiatischen Banise und dem Simplicissimus, in der ersten Hälfte des achtzehnten zwischen den Gottschedianern und den Robinsonaden bestand. Auch Lessing, Goethe und Schiller waren, da sie lebten, dem Volke gelehrte Dichter, und wenn durch einige Jahre die gesammte Bildung durch Weimar regiert wurde, und die Popularität Schillers, zumal nach seinem Tode, in Norddeutschland auch diesen Kleinen Concurrenz machte, unter den Romantikern traten sie wieder ihre selten gestörte Herrschaft in den Familien der wohlhabenden Bürger, Beamten und des Landadels an, und sie sind darin geblieben, bis englische und französische Uebersetzungen, die geistige Einwirkung der Fremden sie zurückdrängten.

Die Männer, welche die politische Katastrophe von 1806 herbeiführten und ertrugen, sind nicht durch Goethe gebildet, sondern durch Lafontaine. Auch die Gemüthswärme, welche 1813 zu hellen Flammen aufschlug, wurde den Seelen weit mehr durch Iffland, als durch Schiller, erhalten. Die Generation, welche nach dem Frieden in den Staaten der heiligen Allianz still dahinlebte, ist für ihre politische Indifferenz und schwächliche Loyalität nicht Tieck und den Schlegeln verpflichtet, sondern den unreinlichen Lieblingen der Leihbibliotheken und den Novellisten der Dresdner Abendzeitung. Als in der kleinen Revolution Sachsens 1830 höfliche Versuche gemacht wurden, den Inhalt einiger Wohnungen zum Fenster hinauszuwerfen, da hatten die Eifrigen nicht die Hermannsschlacht von Kleist, sondern Hasper a Spada und Rinaldo Rinaldini gelesen, und die Begeisterung für die Straßentumulte und Barrikaden des Jahres 1848 wurde nicht durch „Das junge Europa" von Laube und durch Gutzkows „Wally", sondern durch die Romane von Eugen Sue aufgeregt.

Erst das Jahr 1848, welches dem Volk die Theilnahme am Staate gab, und jeden Einzelnen in hundertfache neue Beziehungen zu dem großen Strome unseres Culturlebens setzte, hat auch diesen Unterschied in der geistigen Nahrung der Anspruchsvollen und der Menge aufgehoben, der in dem centralisirten Frankreich, in dem politisch bewegten England niemals zu solcher Schärfe entwickelt war, in Deutschland aber seit dem dreißigjährigen Kriege zur Signatur unseres verkommenen Lebens gehört hat. Denn was wir jetzt, wie Franzosen und Engländer, Volksliteratur nennen, ist etwas ganz Anderes.

In unsern neuen Literaturgeschichten ist bis jetzt dies eigenthümliche Verhältniß zwischen Literatur der Hochgebildeten und Literatur der anspruchslosen Menge in der Regel wenig beachtet worden; vielleicht findet Julian Schmidt in den späteren Bänden Veranlassung, diese Lücke auszufüllen.

Die besten Wünsche dieses Blattes folgen dem Werke. Der Verfasser hat aufgehört, sich an den Grenzboten zu betheiligen, aber das alte Bundesverhältniß, welches auf der Erinnerung an vieljähriges gemeinsames Arbeiten ruht, dauert

Digitized by Google

fort, und sein Werth tritt uns lebhaft vor die Seele, wenn wir in dem großen literarischen Werke des Verfassers Geist, Worte und dahinter zuweilen das Antlitz des befreundeten Mannes erkennen.

Anfänge der Druckkunst in Bild und Schrift.

Collectio Weigeliana. Die Anfänge der Druckkunst in Bild und Schrift. An den frühesten Erzeugnissen erläutert in der weigelschen Sammlung von Th. O. Weigel und Dr. Zestermann. Mit 145 Facsimiles ꝛc. 2 Bände, größt. Royal-Quart. Leipzig, 1866.

Auf diejenigen Künste, durch welche irgendein Erzeugniß des menschlichen Geistes mechanisch vervielfältigt werden kann, hat man mit Recht zu allen Zeiten den größten Werth gelegt. Sie öffnen den Weg, auf welchem alles, was irgend die Bildung der Menschheit und den edlen Genuß des menschlichen Strebens erhöht und erweitert, zum Gemeingute wird, und sie sind daher neben dem lebendigen Worte die mächtigsten Hebel der Cultur. Vor allen andern wichtig ist die Kunst, vermittelst einer Form Bild oder Schrift herzustellen. Der Erfinder des Bilderdruckes ist unbekannt, dagegen haben für die Erfindung des Schriftdruckes mit beweglichen Lettern die Resultate der Forschung den Namen Johann Gutenbergs von Mainz immer entschiedener festgestellt. Die Untersuchungen, die im oben angeführten Werke niedergelegt sind, bringen neue und interessante Beweisstücke dafür bei. Wie hoch der Buchstabendruck, die Typographie, vom Erfinder und seinen Zeitgenossen geschätzt wurde, und wie dankbar sie für dieses Geschenk der Vorsehung waren, ergiebt sich unter andern aus den Schlußschriften zu den ersten gedruckten Büchern und aus den Nachrichten über diese unschätzbare, man kann wohl sagen welterlösende Erfindung.

So schreibt der sinnige Gutenberg in der Schlußschrift zum Catholicon des Johannes de Janua, einem lateinischen Wörterbuche von 373 enggedruckten Folioseiten: Unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Unmündigen offenbart, was er den Weisen verheimlicht, ist dieses treffliche Buch, das Catholicon, im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1460 in der ehrwürdigen Stadt Mainz im Lande des ruhmvollen deutschen Volkes, welches die Güte Gottes mit einer so hohen Leuchte des Geistes

Digitized by Google

und mit einem so gnadenvollen Geschenke vor den übrigen Nationen des Erdkreises zu bevorzugen und zu verherrlichen gewürdigt hat, gedruckt und zu Stande gebracht, und zwar nicht vermittelst des Rohres oder des Griffels oder der Feder, sondern durch das wunderbare Zusammentreffen, Verhältniß und Gleichmaß der Patronen (Patrizen) und Formen (Matrizen). Aehnlich schreibt Peter Schöffer, der mit seinem Schwiegervater Johann Fust die Form der Buchstaben aus Metall goß und wesentlich verbesserte, in der Schlußschrift des 1473 gedruckten Liber sextus Decretalium: Gedruckt in der edlen Stadt Mainz, welche Gott durch das gnadenvolle Geschenk der geistreichen Kunst zu drucken mehr als die übrigen Nationen der Erde zu bevorzugen und zu verherrlichen gewürdigt hat.

Trithemius, Abt von Sponheim, im Jahre 1462 geboren und im Jahre 1516 gestorben, nannte die Buchdruckerkunst eine bewundernswürdige und früher unerhörte Kunst; Ulrich von Hutten erklärt sie für die vortrefflichste aller Künste, welche es je gegeben hat. Der Kurfürst von Mainz, Berthold von Henneberg, sagt in seinem Censuredict vom 4. Januar 1486, daß die Buchdruckerkunst zu Mainz auf göttliche Verfügung entstanden sei.*) Der Kurfürst von Mainz Adolf der Zweite ehrte Johann Guttenberg dadurch, daß er denselben 1465 in seinen Hofstaat aufnahm, ihm jährlich Hofkleidung, 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein gab, dagegen keinerlei Hofdienste, Kriegsdienste und Abgaben forderte, und Kaiser Friedrich der Dritte erhob sogar den Buchdrucker Mentel wegen seiner Tüchtigkeit in der Buchdruckerkunst in den Reichsadelstand. Kein Wunder also, daß in Deutschland viele Städte, in Europa viele Nationen die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst für sich in Anspruch nahmen. Indeß hat eine sorgfältige Untersuchung gezeigt, daß Mainz wirklich die Geburtsstätte dieser segenspendenden Erfindung, Guttenberg der Erfinder, Fust und Peter Schöffer die Verbesserer sind. Denn, aller andern Ansprüche zu geschweigen, es ist den Holländern noch nicht gelungen, die Existenz Lorenz Janson Costers, welcher Erfinder des Typendrucks gewesen sein soll, actenmäßig nachzuweisen. Kein niederländischer Schriftsteller hat vor den Jahren 1550—1560, keiner also früher als etwa 120—130 Jahre nach der angeblichen Erfindung Costers, die Costersage erzählt, und auch niederländische Schriftsteller aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts nehmen 1440 als das Jahr und Mainz als die Geburtsstätte der Erfindung der Typographie an.**) Ferner ist kein holländisches Buch vor 1472 nachweisbar, während in Deutschland schon 1450 Bücher und von 1457 an auch datirte Bücher vorkommen.

*) S. Vetters kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg zu Mainz. Mainz, 1836.

**) Divisie-Chronyck von Hollandt, Zeelandt ende Vrieslandt. Leyden, 1517. Christian Massaeus: Chronicon utriusque testamenti. Antwerpiae, 1540. Hadrianus de Barland: Liber Historiarum. 1532.

Digitized by Google

Das xylographische Werk, Speculum humanae salvationis, welches die Holländer als die Hauptstütze für ihre Costersage ausgeben, kann schon nach der Form der Typen erst in die Jahre 1470—1480 verlegt werden, und die Nachricht, es seien vor Guttenberg die Donate, Auszüge aus der größeren lateinischen Grammatik des Aelius Donatus in Holland gedruckt worden, weist auf den über Guttenberg und seine Erfindung ungenau und falsch berichteten Ulrich Zell zurück und ist erst im Jahre 1499 in der kölner Chronik von Koelhof gegeben worden. Die Sache ist unserer Ansicht nach, was die Person Costers betrifft, von Wetter in seiner kritischen Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst zwar vollständig abgethan, aber dennoch ließe sich denken, daß der durch Ulrich Zell mitgetheilten Sage von den in Holland gedruckten Donaten die Thatsache einer Anregung Guttenbergs zur Erfindung der Buchdruckerkunst von Seiten Hollands zu Grund liege, was einen Schein der Wahrheit für sich haben könnte, da nachweislich 1442 in Antwerpen eine Zunft der Schilders, Houte-Bildsnyders, Verlichters, Prenters, (Maler, Bildschnitzer, Illuministen und Drucker) vorhanden war, wie sich aus der Verordnung bezüglich der Gilde von St. Lucas in den Archiven derselben zu Antwerpen ergiebt. Es war daher jedenfalls ein achtbarer Gedanke, alles was auf Druckkunst in Bild und Schrift aus dem funfzehnten Jahrhundert aufzutreiben war, zu sammeln, um daraus zu entscheiden, ob Guttenberg aus Holland zu seiner Erfindung angeregt worden sei. Diesen Gedanken hat Herr T. O. Weigel 1840, im Jahre des Jubiläums der Buchdruckerkunst aufgefaßt und eine in ihrer Art einzige Sammlung von Druckerzeugnissen zusammengebracht. Von den Schätzen dieser Sammlung und den wissenschaftlichen Ergebnissen, welche auf Grund derselben in der oben bezeichneten Publication dargelegt werden, geben wir im Nachfolgenden ein gedrängtes Bild.

Die weigelsche Sammlung enthält: 1) eine Anzahl von Fragmenten gedruckter Stoffe aus dem Mittelalter, welche zur Bekleidung der Priester und der Altäre verwendet wurden; 2) eine große Reihe fliegender Blätter in Metallschnitt und Holzschnitt; 3) eine bedeutende Zahl größerer Werke in Holzschnitt, zu denen handschriftliche und typographische Darstellungen einzelner von diesen Werken kommen; 4) eine Sammlung von Spielkarten, denen man früher die Veranlassung zum Typendruck zuschrieb; 5) die reichste bisher bekannte Sammlung der geschätzten Schrotblätter; 6) mehre Exemplare der äußerst seltnen Teigdrucke, endlich 7) eine große Anzahl merkwürdiger Kupferstiche des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die gedruckten Zeuge in Seide und Leinwand stammen theils aus Italien, theils aus Deutschland und reichen vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert. Auf ihnen findet man Muster von seltner Schönheit und Zartheit, die sich jeder Beschreibung entziehen und nur durch Betrachtung

Digitized by Google

der trefflichen Facsimiles begreiflich werden. Sie sind von dem Ehrendomherrn Dr. Bock beschrieben, der sich durch seine zahlreichen Schriften über die Stoffe zu liturgischen Zwecken als der erste und gründlichste Kenner dieses Zweiges der mittelalterlichen Industrie erwiesen hat. Die Anfertigung wurde nach dem Urtheile von Sachverständigen mit hölzernen Formen bewirkt, welche ebenso wie die Formen im Handdruck von leinenen oder baumwollenen Stoffen in unserer Zeit angewendet wurden.

Die fliegenden Blätter sind Drucke theils von metallenen, theils von hölzernen Formen, und sind meistens mit dem Reiber bewerkstelligt. Noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts hielt man alle von hochgeschnittenen Formen hervorgegangenen Drucke für Holzschnitte; allein eine genauere Vergleichung der einzelnen Blätter ergiebt im Drucke der Linien einen wesentlichen Unterschied; neben manchen Drucken, welche auffallend rauhe, ungleich gekommene, wie es scheint mangelhaft ausgeführte Linien zeigen, stehen andere von untadelhaft scharfer und gleichmäßiger Linienausprägung. Aus dieser Wahrnehmung wurde bisher auf Verschiedenheit im Material der Druckform geschlossen, welches die Farbe ungleich aufnähme und wiedergäbe. Als man nun bemerkte, daß die Einfassungen dieser rauheren Drucke hin und wieder verbogen, aber nicht abgesprungen waren, ergab sich von selbst, daß die Form des Druckes Metall sein mußte. Seitdem unterscheidet man nach den von den Verfassern unter dem Artikel „Metallschnitte" angegebenen Merkmalen die alten Drucke in Metallschnitte und Holzschnitte. Man hätte diesen Unterschied freilich auch schon von den Alten erfahren können, hätte man eine Nachricht des Dr. Paul von Prag näher beachtet, welche aus einer lateinischen Handschrift vom Jahre 1459 in der Universitätsbibliothek zu Krakau stammt.*) Dort heißt es: „Der Büchermacher ist ein Künstler, welcher auf erzene, eiserne, hölzerne von festem Holze und aus andern Dingen gemachte Tafeln Bilder, Schrift und irgendetwas, um es zuerst auf Papier, oder auf eine Wand, oder auf ein reines Bret zu drucken, sorgfältig einschneidet; er schneidet alles ein, was er wünscht, und er ist ein Mann, der solches mit Malerei thut."**) So ist denn die Entdeckung zwar erst in den letzten Jahrzehnten gemacht, wird aber durch obige Nachricht vollkommen bestätigt.

Der Druck wurde nicht mit der Druckerpresse, die erst Guttenberg um 1440 erfunden hat, sondern mit dem Reiber ausgeführt. Der Reiber ist ein

*) Sie findet sich gedruckt in der Polnischen Bibliothek, Heft 8, 9, in der Jenaischen allg. Lit. Zeitung 1791, 258, in Meusels histor. lit. Magazin, 1794, VII, 22 für Deutschland bekannt gemacht, und bei Wetter, kritische Gesch. der Buchdruckerk. —

**) Libripagus est artifex sculpens subtiliter in laminibus aereis, ferreis et ligneis solidi ligni atque aliis imagines, scripturam et omne quodlibet, ut prius imprimat papyro aut parieti aut asseri mundo; scindit omne quod cupit et est homo faciens talia cum picturis.

Digitized by Google

Werkzeug ähnlich dem Ballen, womit die Buchdrucker früher allgemein die Farbe auf den Satz auftrugen, etwa in Gestalt eines Pilzes, dessen Kopf mit festen und doch nachgiebigen Stoffen gepolstert war. Man benutzte denselben folgendermaßen. Die Bildform wurde an den erhabenen Stellen, welche das Bild ausmachten, mit Farbe bedeckt, dann wurde das angefeuchtete Papier auf die Form gelegt, und nun rieb man mit dem Reiber auf das Papier, wodurch das Bild auf die untere Seite desselben überging. Alle Reiberdrucke haben infolge des Reibens scharfe Eindrücke der Form auf der Rückseite und können nur auf einer Seite bedruckt sein, weil der fertige Druck durch das Reiben wieder zerstört worden wäre.

Zu welcher Zeit man angefangen habe, Bilder durch Schnitt und Druck zu vervielfältigen, läßt sich noch nicht genau bestimmen. So viel wissen wir, daß Johann Gerson, der berühmte Kanzler der Universität Paris, der leider seinen übrigens wohlverdienten Ruhm durch die Verdammung des Reformators Huß, mit dem er principiell gleiche Zwecke verfolgte, verdunkelt hat, schon um 1402 über die große Zahl von unzüchtigen, der Jugend gefährlichen Bildern, welche an Festtagen zu Paris selbst in den Kirchen verkauft wurden, bitter klagte, und daß 1441 die Corporation der Drucker und Maler zu Venedig ihre Regierung um Schutz gegen Einfuhr gedruckter Stoffe und colorirter Bilder bat. Es geht aus der zweiten Nachricht unzweifelhaft hervor, daß im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts der Druck der Bilder und Stoffe zu Venedig lebhaft betrieben wurde und eine zahlreiche Menge von Arbeitern, die der Staat eben wegen ihrer Menge zu berücksichtigen hatte, beschäftigte; sodann ergiebt sich aber auch, daß um 1440 anderwärts diese Kunst zum Nachtheil Venedigs viel lebhafter betrieben worden sein muß. Es wird daher nicht befremden, daß in der weigelschen Sammlung Metallschnitte aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts sich befinden und Facsimiles derselben in dem genannten Werke uns vorgeführt werden. Aber mit Recht staunen wir, im ersten Bande desselben Werkes unter Nr. 11 das Facsimile eines Drucks auf Pergament aus dem zwölften Jahrhundert aufgeführt zu finden. Dieses colorirte, leider bereits sehr abgeriebene Blatt hat den vorderen Deckel eines Büchereinbandes geziert und ist in Süddeutschland gefunden worden. Wie man nämlich in früherer Zeit Elfenbeinschnitzereien in die Buchdeckel zur Verzierung einsetzte, dergleichen die Stadtbibliothek zu Leipzig ein schönes Exemplar besitzt, und wie man nach dem Zeugnisse des Theophilus Presbyter*), der ein höchst schätzbares Werk über die im Mittelalter für den Dienst der Kirche arbeitenden Künste mit genauer Anweisung zur Ausübung derselben um 1300 geschrieben hat, die Büchereinbände durch Metallplatten zierte, welche durch erhaben oder vertieft dargestellte Zeichnungen

*) Theophili monachi et presbyteri libri III, sive diversarum artium schedula.

Digitized by Google

geschmückt waren, so scheint man auch Tafeln geschnitten zu haben, um dergleichen Bilder auf Büchereinbände zu drucken. Das besprochene Pergamentblatt zeigt nämlich auf der Rückseite noch ganz deutlich die Spuren des Druckes in dem Kleister, womit das Pergament aufgeklebt war.

Das Blatt hat keine Jahreszahl, es konnte also die Zeit seiner Entstehung nur aus der Art der Darstellung ermittelt werden. Der Gegenstand der Darstellung ist eine Kreuzigung mit Maria links und St. Johannes rechts unter dem Kreuze, wie sie gewöhnlich stehen. Ueber dem Kreuze ist links das Bild der Sonne, rechts das des Mondes als menschliches Brustbild, welche ihr Antlitz verhüllen. Die Darstellung umgiebt ein Rahmen, auf welchem oben in der Mitte das göttliche Lamm mit der Siegesfahne, unten Moses, auf beiden Seiten in der Mitte links David, rechts die Sibylle, in den vier Ecken aber die Symbole der vier Evangelisten angebracht sind. Der Sinn dieser reichen Composition des Rahmens ist nach den Verfassern folgender. In Moses ist, weil er das Gesetz gab, durch dessen Uebertretung die Sünde entstand, die Nothwendigkeit, in David und in der Sibylle die Ankündigung, im Gotteslamme die Ausführung und in den vier Evangelisten die Ausbreitung der Erlösung angedeutet. Die romanische Kunst, in deren Zeit unser Bild noch gehört, liebte diese Symbolik vorzugsweise, wie man u. a. aus den Denkmälern der Baukunst in den obersächsischen Ländern, herausgegeben von Puttrich, Geiser und Zestermann, sehen kann. Zur Zeitbestimmung dient hauptsächlich die Haltung und Gestaltung des Gekreuzigten, welche genau mit der dogmatischen Auffassung des Werkes und der Person Jesu zusammenhängt. Man hat nämlich zu bemerken, daß von der doppelten Natur Christi im früheren Alterthume mehr die göttliche als die menschliche hervorgehoben wurde, und daß auch in der Darstellung der Erlösung durch die Kreuzigung in früherer Zeit mehr der Sieg der göttlichen Natur über Sünde und Tod, als die schmerzlichen menschlichen Leiden, welche der Gottmensch infolge der menschlichen Sünde zu tragen hatte, hervortreten. Daher erscheint Christus in frühester Zeit jugendlich schön, ohne Dornenkrone, ohne Nägel, die ihn ans Kreuz zwingen, mit offenen Augen und gehobenem Haupte, gewissermaßen freiwillig als allmächtiger unsterblicher Gott am Kreuze schwebend, um anzudeuten, daß freier Wille die Gottheit zum Opfer für die sündige Menschheit geführt habe. Ein Kreuzesbild solcher Art ist das der weigelschen Sammlung. Später wird die menschliche Natur und der qualvolle Tod Christi mehr hervorgehoben; der Körper unterliegt der Last der Leiden, er sinkt schlaff am Kreuze zusammen, das Haupt ist gesenkt und das Auge gebrochen, die göttliche Schönheit ist vernichtet; alt und jammervoll erscheint der Dornengekrönte. Diese Vorstellung macht sich schon sehr deutlich geltend in einer Kreuzigung von 1184 auf dem berühmten Altare von Verdün in der St. Leopoldskapelle des regulirten Chorherrnstifts zu Kloster-

Digitized by Google

Neuburg oberhalb Wien, und ist in einem Bilde der weigelschen Sammlung Nr. 31 ganz ausgeprägt gegeben. Das Bild des Pergamentdruckes geht nun in seiner Darstellung des Gekreuzigten offenbar dem Bilde von 1184 voraus, und darum mußte es in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts versetzt werden. Die Beweisführung ist in der Beschreibung des Bildes ausführlich gegeben. Es ist der früheste Druck, welcher bis jetzt bekannt ist, und ein unschätzbares Zeugniß deutscher Kunst.

Die nächstbekannten Erzeugnisse des Bilddruckes stammen aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, sind auf Papier gedruckt und meistens colorirt. Die Linien sind großentheils sehr roh und das Colorit ist sehr ungenügend, allein die Conception und die Stilisirung ist größtentheils tief empfunden und naturtreu. Wenn man sich bei Betrachtung derselben die groben Formen in die uns geläufigen feinen Linien übersetzt und das geschmacklose Colorit übersieht, so wird man allenthalben nicht nur eine naturtreue Zeichnung finden, sondern auch oft genug eine wahrhaft künstlerische Erfindung. Davon giebt sogleich der erste Metallschnitt Zeugniß, der große Christoph, welcher das Christuskind über den Fluß trägt. Der einfache Druck zeigt mit wenigen Strichen das traurig abgespannte Gesicht des Heiligen, die unter der Last gebeugte Haltung und die Anstrengung, unter welcher sich selbst der starke als Stab dienende Baum beugt, während das himmlische Kind auf der Schulter nur zu schweben scheint. Ebenso finden wir auf dem Metallschnitte, welcher St. Georg im Kampfe mit dem Drachen darstellt, eine Kühnheit und Kraft des Widerstandes im Kopfe des Drachen, eine ruhige Zuversicht im Antlitz des Ritters und eine Inbrunst in der Haltung der betenden Aja, daß mit Anwendung zierlicher Formen und geschmackvoller Farben kein neuerer Künstler sich dieser Composition zu schämen hätte. Eine unbefangene, den Inhalt des Gegenstandes richtig und tief erfassende Betrachtung dieser Bilder erweckt auch für diese Erzeugnisse der alten deutschen Kunst, für diese Grundlage der späteren, eine Theilnahme, welche recht wohl begreifen läßt, wie der Sammler dieser Kunstwerke und die Verfasser des Werkes so viel Kosten, Zeit und Mühe demselben opfern konnten.

Wir können die Bilder hier nicht nach ihrem ästhetischen Werthe durchgehen, auch nicht von jedem behaupten, daß es allen billigen Forderungen entspricht, aber immerhin haben sie als Erstlingserzeugnisse graphischer Künste ihren großen historischen Werth. In dieser Beziehung ragen mehre hervor, die bis jetzt als einzige Exemplare dastehen oder mit andern bereits bekannten Bildern um den Vorrang der Zeit zu streiten haben. Unter die erste Classe gehören außer den genannten noch ein St. Georg zu Fuß von schöner Zeichnung, St. Dorothea, St. Alexius und die Auferstehung Jesu, drei Bilder auf einem Blatte von 1443, Christus unter der Kelter, Holzschnitt aus dem vier-

Digitized by Google

zehnten Jahrhundert; ferner das Moral Play, das erste bekannte xylographische Schriftstück in englischer Sprache, für welches, wie man hört, dem Besitzer bereits 200 Pfund Sterling geboten worden sind; die acht Schalkheiten, eine bildliche Warnung mit deutscher Schrift gegen landübliche Betrügereien; die Gregoriusmesse mit niederländischem Texte, der älteste bis jetzt bekannte niederländische Holzschnitt; zwei Schandgemälde, pictura famosa, eine rechtliche Selbhilfe gegen böse Schuldner und mehre, die wenigstens aus andern Sammlungen noch nicht bekannt sind.

Unter die zweite Classe gehört eine Verkündigung Mariä, ein Metallschnitt und ein Holzschnitt, welche im engsten Zusammenhange mit der berühmten Verkündigung in der Sammlung des Lord Spencer in Althorp stehen, deren Verhältniß zu einander aber wegen Mangels eines Facsimiles vom letzteren Bilde noch nicht festgestellt werden konnte. Die einzelnen Blätter bilden eine Sammlung von 216 Nummern, welche, in Metallschnitte und Holzschnitte abgetheilt, nach dem Alter geordnet sind. Die wenigsten Blätter haben Datum. Die Grundsätze, nach welchen die Altersbestimmungen gegeben sind, beruhen hauptsächlich auf Feststellung der Kleidung, der Haarform, der Kleiderstoffe, der Bewaffnung, der Körperhaltung und der Art die Kleider, welche gewöhnlich über das Bedürfniß lang und weit sind, zu tragen. Es läßt sich, da jede Zeit ihren eigenen Charakter hat und denselben in Kleidung und Körperhaltung sehr bestimmt ausspricht, in den Bildern eine allmälige Entwickelung und allmäliges Uebergehen aus einer Form in die andere so klar nachweisen, daß der Eingeweihte in der Zeitbestimmung sich nicht leicht täuschen wird. Prüfungsmittel sind Heiligenbilder oder Scenen aus der heiligen Geschichte, welche sich insbesondere an Kirchen bisweilen mit der Jahrzahl ihrer Aufstellung finden. Minder sicher sind Grabmäler oder Miniaturen, weil dieselben oft viel später gefertigt sind, als der Tod des Begrabenen erfolgte, oder die Datirung der Handschrift lautet. Die Scheidung in Schulen, deren sich aus der genaueren Betrachtung des Colorits, welches, wie Dr. Paul von Prag versichert, von dem Büchermacher selbst mit besorgt wurde, vier ergeben, die schwäbische, die bayerische, die fränkische und die niederrheinische, ließ sich in der Darstellung der Sammlung nicht durchführen. Da aber die Schulen in der Einleitung genau geschildert, und Exemplare derselben unter den Facsimiles durch Angabe der Nummer bestimmt angegeben sind, so kann man sich durch Ansicht der Facsimile eine genaue Vorstellung derselben erwerben. So viel über den ersten Theil.

Der zweite Theil bespricht die xylographischen Werke, Spielkarten, Schrotblätter, Teigdrucke, Kupferstiche und typographischen Seltenheiten, welche in der weigelschen Sammlung enthalten sind.

Man versteht unter den xylographischen Werken diejenigen Erzeugnisse der

Digitized by Google

Holzschneidekunst, welche einen mehr oder minder umfänglichen Gegenstand auf einer größeren oder geringeren Zahl von Tafeln dargestellt enthalten und in ihrer Vereinigung ein Buch ausmachen. Sie sind theils weltlichen theils geistlichen Inhalts. Zu ersterer Classe gehören die Lehrbücher, wie die Donate, die Kunst Chiromantia, die Kalender, die Fabel vom kranken Löwen, das geistliche und weltliche Rom; zu letzterer die Biblia Pauperum (d. h. nichts andres als „Bibel für Unbemittelte"), und die Bearbeitung einzelner Theile der Bibel, wie Liber Regum, das Buch der Könige, Cantica Canticorum, das hohe Lied, Apokalypsis, die Offenbarung St. Johannis u. s. w.; die Legenden der Heiligen, wie das Salve Regina, und die Legende vom heiligen Meinrad u. s. w.; endlich eine Anzahl von Erbauungsbüchern über die zehn Gebote, das Vater Unser, das apostolische Glaubensbekenntniß, die sieben Todsünden, die Ars moriendi, der Heilsspiegel, speculum humanae salvationis. u. s. w. Zu den frühesten Werken dieser Gattung gehört die Biblia Pauperum, eine compendiöse Darstellung der christlichen Heilsordnung in Bild und Schrift, welche die Hauptbegebenheiten des Neuen Testaments durch vorbedeutende, typische Ereignisse des A. T. und durch prophetische Aussprüche erläutern. Für das allmälige Entstehen derselben sind schon Andeutungen gegeben in den Wandgemälden der Basiliken des heiligen Felix zu Nola in Unteritalien etwa vom Jahre 398, welche die Geschichten des Alten und Neuen Testamentes darstellten. Eine ganz besondere Anregung aber giebt der Altar von Verdün zu Kloster-Neuburg an der Donau, vom Jahre 1184, auf welchem der geschichtliche Stoff der Bibel in drei Abtheilungen mit den Ueberschriften: ante legem, sub lege (A. T.) und sub gratia (N. T.) vorgeführt ist. Vollständig abgeschlossen erscheint die Biblia Pauperum in Pergamenthandschriften vom Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts, von denen die xylographischen Ausgaben des fünfzehnten Jahrhunderts nur sehr unbedeutend abweichen.

Ebenso ist die Apokalypse in Federzeichnungen, wenn auch nicht in der Anlage und dem Umfange, wie die xylographische Ausgabe derselben, nachweislich schon im dreizehnten Jahrhunderte und der Entkrist mit den fünfzehn Zeichen wahrscheinlich in demselben Jahrhunderte vorhanden gewesen. Andere Werke sind erst im vierzehnten oder im fünfzehnten entstanden. Die Verfasser derselben sind bis auf sehr wenige unbekannt. Der Verfasser der Ars moriendi ist zwar auch unbekannt, allein es ist möglich gewesen, nachzuweisen, daß das Buch nach dem Tractatus tripartitus des Johann Gerson, dessen dritter Theil de arte bene moriendi handelt, gearbeitet ist. In unserem Werke sind nun mehre xylographische und eine Anzahl typographischer Ausgaben der Ars moriendi behandelt, unter den typographischen diejenige, welche als das schönste Erzeugniß der Holzschneidekunst des fünfzehnten Jahrhunderts

Digitized by Google

von allen Bibliographen, die es gesehen haben, anerkannt wird. Herr T. O. Weigel besitzt das einzige vollständige Exemplar dieser Ausgabe, welches bekannt ist. Eine andere seltene Ausgabe ist die der Ars moriendi auf einem Blatte Folio, von welcher nur noch ein Exemplar, das in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, bekannt ist. Diese Ausgabe ist den deutschen Bibliographen fast ganz fremd gewesen und von den französischen und englischen vollkommen mißverstanden worden. Da nämlich, um die Aufeinanderfolge der Gegenstände verständlich zu machen, die Reihenfolge derselben durch Buchstaben A. B. — Y. Z. bezeichnet ist, so hat man geglaubt, ein deutsches ABC vor sich zu haben, aus welchem die deutschen Kinder die Buchstaben und das Lesen lernen sollten. Später hat man, weil die Versuchungen und die Tröstungen des Kranken auf dem Blatte so angebracht sind, daß dem in dem Mittelraume des Blattes dargestellten Kranken von unten her die Teufel die Versuchung zurufen, die guten Engel dagegen von oben herab die Tröstung und Ermahnung zusprechen, und weil auf der zweiten Hälfte des Bogens das Gericht, Prüfung, Gnade oder Verdammniß, Belohnung oder Bestrafung abgebildet sind, dieses Blatt für die Darstellung des menschlichen Lebens mit seinen Tugenden und Lastern gehalten und somit den früheren Irrthum durch einen neuen ersetzt. Das beigegebene Facsimile giebt jedoch vollkommene Aufklärung.

Vom Entkrist und den fünfzehn Zeichen besitzt die Sammlung eine Handschrift, zwei xylographische Fragmente und mehre typographische Ausgaben. Der Handschrift des Entkrist, von dessen Text der Ursprung bis ins zehnte Jahrhundert nachgewiesen ist, geht eine Weltgeschichte voraus, aus der wir erfahren, daß am 25. März, an einem Freitage, Adam erschaffen sei, daß an demselben Tage früh 9 Uhr Eva aus dessen Rippe gemacht und die Ehe eingesetzt worden sei, daß die Stammeltern um 12 Uhr desselben Tags vom Apfel gegessen haben und daß sie um 3 Uhr aus dem Paradiese vertrieben worden seien. Später wurde an einem 25. März Abel erschlagen, Abraham von Melchisedek gesegnet und mit Brod und Wein gestärkt, Isaak zum Opfer angeboten, die Geburt Jesu der heiligen Jungfrau (früh 9 Uhr) verkündet, Johannes der Täufer enthauptet, Jesus gekreuzigt, Jakobus getödtet, und Petrus aus dem Kerker befreit. Am 25. März wird endlich auch das Weltgericht stattfinden und die Weltgeschichte somit genau mit dem Jahresschlusse enden.

Dem Anbruche des jüngsten Tages werden fünfzehn Zeichen vorausgehen. Das dreizehnte Zeichen ist, daß alle lebendigen Menschen sterben sollen, damit sie mit den Todten auferstehen können. Wenn aber alle Menschen sterben, zu deren Benachrichtigung über das Herannahen des jüngsten Tages die fünfzehn Zeichen dienen sollen, so ist nicht wohl abzusehen, wie sie die beiden letzten Zeichen erfahren sollen. Indeß der felsenfeste Glaube des fünfzehnten Jahrhunderts grübelte nicht über solche Naivetäten.

Digitized by Google

Die Sammlung enthält auch ein Fragment des Speculum humanae salvationis, eines Werkes, welches die Holländer dem Lorenz Janson Coster zuschreiben und als Erstling der Typographie aufstellen. Typenform und Costüm verweisen es aber unwiderleglich in die Zeit von 1470—1480.

Wir finden ferner eine besonders schöne xylographische Ausgabe des Defensorium inviolatae perpetuaeque Virginitatis castissimae Deigenitricis Mariae von 1470, worin mit großer Gelehrsamkeit eine Menge wunderbarer Dinge aus der heidnischen Welt aufgeführt werden. Bei jedem Beispiele wird dann die Frage aufgestellt: warum sollte nicht auch eine Jungfrau den Sohn des höchsten Vaters gebären?

Sehr werthvoll ist auch ein in der Sammlung befindliches Exemplar des xylographischen Kalenders Johanns von Kunsperk (Königsberg in Franken), eines deutschen Astronomen von so großem Rufe, daß selbst der Papst Sixtus der Vierte denselben 1476 nach Rom berief, um durch ihn den Kalender verbessern zu lassen. Ein Exemplar seiner typographisch gedruckten Ephemeriden, eine Reihe von Kalendern von 1474—1494, wurde von Mathias Corvinus mit 800 Goldgülden bezahlt. Der xylographische Kalender stammt etwa aus 1473 und ist in Nürnberg erschienen, wie der Verfasser nachgewiesen hat.

Das seltenste Werk der Sammlung unter den xylographischen Werken ist das Salve Regina, ein Buch, welches in Bildern, die durch einige Zeilen deutschen Textes erläutert werden, Scenen aus dem apokryphischen Leben der heiligen Jungfrau erzählt. Der Anfang und mit ihm der Titel fehlt. Man hat dem Buche den Namen Salve Regina darum gegeben, weil mehre Bilder darstellen, wie die heilige Jungfrau das Salve Regina singen lehrt. Dies Buch ist bis jetzt nur in diesem einen Exemplare bekannt. Es ist von „Lienhart czo Regenspurck" gemacht.

An diese zahlreichen xylographischen Werke mit ihren handschriftlichen Vorgängern und typographischen Nachfolgern schließt sich eine Mittheilung über eine reiche Sammlung von Spielkarten an. Es mag unentschieden bleiben, ob die ersten dieser Blätter wirklich als Spielkarten gedient haben. Die übrigen Facsimile zeigen aber Karten zum Theil von sehr eigenthümlicher Art, unter andern Thiere statt der Farben (Adler = Grün; Papagei = Roth; Affen = Eichel; Löwe = Schellen), alle in schöner Gruppirung. Andere Karten sind sehr schön in Kupferstich ausgeführt, zum Theil von berühmten Meistern.

Daran schließen sich eine große Anzahl von Schrotblättern. Schrotblätter, vom deutschen Worte schroten, schneiden, heißen sie darum, weil die Bilder vertieft in die Platte geschnitten sind, so daß ihr Inhalt der Hauptsache nach farblos bleiben soll, während die erhabenen Stellen der Platte die Farbe aufnehmen und einen schwarzen Hintergrund bilden. Die Bilder der

Digitized by Google

Schrotblätter sind also gleichsam weiße Bilder auf einer schwarzen Tafel. Inzwischen ist dieses Princip der Darstellung in der Praxis gemildert. Man hat nämlich die Figur zwar contourirt und dadurch vom Grunde scharf abgehoben, auch die scharfen Falten innerhalb der Figur durch schwarze Striche bestimmt hervorgehoben, allein die übrigen Massen, namentlich der Gewänder, nicht ganz ausgeschnitten, sondern nur durch größere oder kleinere weiße Punkte oder Ringe, durch Sternchen oder Kreuzchen, endlich durch schraffirende Striche mehr oder minder gehöht oder schattirt, und so sind statt der monotonen weißen Massen schattirte Partien erzeugt. Auch wo der Grund in Mangel einer Figur einfarbig schwarz sein würde, hat man durch Einschneiden von Blumen, Arabesken oder rhombisch zwischen Stäbe gestellte Rosetten die Monotonie unterbrochen.*) Das Princip wird auch gelegentlich umgekehrt angewandt, der Grund wird ganz ausgeschnitten und die Figur mit Ausnahme der Fleischpartien schwarz mit weißen schattirenden Punkten dargestellt.

Hieran schließen sich zwei Teigdrucke, Impression en pâte, d. h. Drucke, welche auf Papier, das mit einer weichen Masse überzogen ist, so ausgeführt sind, daß entweder die darzustellende Figur eingedrückt und der Hintergrund erhaben und mit Wollstaub velourirt ist, oder daß die Figur erhaben und in Golddruck ausgeführt ist. Infolge der Zerbrechlichkeit des Teiges sind nur wenige Exemplare erhalten und auf uns gekommen.

Es folgt nun die Beschreibung der ältesten Kupferstiche mit zahlreichen Facsimiles erläutert. Der werthvollste Stich ist eine Madonna vom Meister P mit der Jahreszahl MCCCCLV, welcher, bis die deutsche Passion von 1447 bekannt wurde, für den Kupferstich mit der frühesten Jahrzahl galt. Er ist in Oberdeutschland gefunden und deutschen Ursprungs, wie sich aus der ganzen Behandlung der Gewande ergiebt. Außerdem fehlt es nicht an altitalienischen und niederländischen Stichen und Niellis. Den Schluß machen die Beschreibungen von alten mainzer, bamberger und italienischen, von deutschen Meistern ausgeführten typographischen Drucken. Unter ihnen sind auch fünf kaiserliche und päpstliche Erlasse in Sachen der Absetzung des Erzbischofs von Mainz, Diethers von Isenburg, in deren Folge bekanntlich der neugewählte Erzbischof Adolf der Zweite von Nassau Mainz stürmen, plündern und zum Theil verbrennen ließ. Dieses Unglück der Stadt Mainz trieb die Jünger der typographischen Kunst in die weite Welt, und die Typographie wurde von nun an Gemeingut aller gebildeten Länder.

Diese Uebersicht des Inhalts zeigt einigermaßen den Reichthum an Gegen-

*) Wegen der weißen Punkte, welche die damit bedeckte Fläche wie ein Sieb erscheinen lassen, nennen die Franzosen diese Kunstform Manière criblée und die Engländer Style of the Mazarine crucifixion, weil sich an dem Einbande der berühmten Mazarinbibel ein Schrotblatt, eine Kreuzigung eingeklebt findet. Englisch heißen sie auch dotted plates.

Digitized by Google

ständen, welche bis jetzt nur in einem Exemplare bekannt sind, und somit den großen Werth der weigelschen Sammlung für die Kunstgeschichte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Bei der Publication kam es nicht blos darauf an, für eine den billigen Ansprüchen genügende artistisch-kritische Beschreibung zu sorgen, sondern insbesondere die unentbehrlichen Facsimiles in Form und Farbe mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit herzustellen. Kunstkenner wissen, wie schwierig dies ist, und wie mangelhaft selbst geschätzte Werke in dieser Hinsicht die Anforderungen befriedigt haben. Allein die im Vorworte von Herrn T. O. Weigel genannten Künstler haben ihre Aufgabe trefflich gelöst, und so ist denn ein Werk entstanden, welches typographisch, zylographisch und chalkographisch die höchsten Ansprüche befriedigt.

Wir fragen nun billig auch nach dem wissenschaftlichen Nutzen dieser mühevollen, kostspieligen und kostbaren Arbeit.

Zunächst können wir anführen, indem wir auf die Einleitung verweisen, daß die Verfasser bemüht gewesen sind, das Verständniß der Bilder durch die meistens aus den Quellen geschöpfte Darstellung der ihnen zu Grunde liegenden historischen Motive möglichst zu fördern und dadurch offenbar die Theilnahme für dieselbe wesentlich zu erhöhen. Sodann haben sie gestrebt, die Kritik der graphischen Kunsterzeugnisse auf eine objective historische, literarische und monumentale Grundlage zu stellen und das Urtheil über ein Kunstwerk von dem persönlichen Urtheile des Beschauers frei zu machen. Es bleibt dies ein Verdienst, welches sich hauptsächlich in der strengen Durchführung der kritischen Grundsätze zeigt, auch wenn Ottley und Passavant schon in gewisser Weise diesen Weg eingeschlagen haben. Als beachtenswerthes Ergebniß dieser in der Einleitung entwickelten Methode ist die scharfe Scheidung der schwäbischen, bayerischen, fränkischen und niederrheinischen Kunstschulen anzusehen. Das ergiebt sich für den aufmerksamen Beschauer aus der Reihe von colorirten Facsimiles der fliegenden Blätter, welche, so viel wir wissen, hier überhaupt zum ersten Male in der Literatur erscheint. Man hat bisher das Colorit als etwas Zufälliges und Gleichgiltiges ganz vernachlässigt, während es für die Bestimmung des Ursprungs eines Bildes von großer Bedeutung ist. Ein andres höchst bedeutendes Ergebniß liegt darin, daß für Deutschland die frühesten Metalldrucke aus dem zwölften Jahrhundert und die frühesten Kupferstiche aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, also früher als in jedem andern Lande, nachgewiesen sind. Hieran schließt sich das andere Resultat, daß der Bilderdruck im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutschland weit mehr blühte, als in jedem andern Lande, und insbesondere mehr als in Italien, wo sich früher unabhängig neben Deutschland diese Kunst ausgebildet zu haben scheint.

Ein sehr wichtiges Ergebniß, wohl das bedeutendste, ist, daß die zylogra-

Digitized by Google

phischen Bücher ferner nicht mehr, wie man bisher allgemein glaubte, als Vorläufer der Typographie anzunehmen, sondern für jünger als die ältesten Typendrucke zu halten sind, daß also Guttenberg nicht durch die xylographischen Bücher, folglich am wenigsten durch die Holländer, deren xylographische Bücher nicht früher als 1460—1480 anzusetzen sind, zu seiner Erfindung geführt worden sein kann. Ja es scheint sich die Sache sogar umgekehrt so zu stellen, daß Guttenberg, welcher nach Trithemius und andern Quellen zuerst ein ABC und später einen Donat in Tafeln schnitt und druckte, auch den Holztafelschnitt und Druck erfunden zu haben scheint. Es treibt sonach die Bestimmung des Alters der xylographischen Werke zu einer neuen Untersuchung über die Anfänge der Typographie, bei welcher hauptsächlich die Schlußschriften der ersten Drucker zum Ausgange zu nehmen sein werden. Man hat nämlich an denselben bisher immer nur auf die Angabe der Drucker, des Druckortes und der Druckzeit geachtet, und dabei ganz unbeachtet gelassen, daß die nova ars die Bücher herzustellen, wie die Typographie genannt wird, immer nur der Schrift mit Rohr, Griffel und Feder, als der alten Art, Bücher zu fertigen, entgegengesetzt wird, und daß man den Typendruck niemals dem Tafeldrucke als der ältern Art des Druckens gegenübergestellt findet. Man hat also kein Recht, den Tafeldruck als vor Guttenberg vorhanden anzunehmen und vor Guttenberg für ein Vervielfältigungsmittel neben der Schrift zu halten. Darum wird man kaum umhin können, auch die Erfindung des Tafelschriftdruckes zur Herstellung xylographischer Bücher dem Guttenberg zuzuschreiben. Die Verfasser haben keine Veranlassung genommen, diese Untersuchung zu führen, es konnte auch zweifelhaft sein, diese kritische wissenschaftliche Frage in einem so luxuriös gedruckten Werke abzuhandeln, aber sie haben ihre Lösung factisch angebahnt.

Ein wesentliches Verdienst des Werkes glauben wir auch darein setzen zu müssen, daß dasselbe einen Kunstzweig, der ohne alle Frage die Grundlage der chalkographischen und xylographischen Kunst seit dem sechzehnten Jahrhunderte bildet, der Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums empfohlen, und das Studium desselben in einer Weise ermöglicht hat, die bisher nur frommer Wunsch war.

Für die Berichtigung des von Heinecken gegebenen Textes und Sinnes der xylographischen Bücher mußte und konnte ziemlich viel gethan werden, da die Nachfolger dieses berühmten Bibliographen insgesammt, Berjeau ausgenommen, die Originale nicht nachgelesen zu haben und die Irrthümer, in die Heinecken damals noch leicht verfallen konnte, gläubig fortgepflanzt zu haben scheinen.

Die Culturgeschichte wird ebenfalls manchen Gewinn aus dem Buche ziehen können. Die Bilder lehren, wie die Kunst hauptsächlich sittlichen Zwecken diente

Digitized by Google

und das religiöse Leben des deutschen Volkes pflegte, während die theologische Wissenschaft schwieg und wenig sittliche Nahrung gewährte. Darum suchte und fand der seit den böhmischen Religionskriegen aufgeregte religiöse Sinn Belehrung, Erbebung und Trost meistens in den Schriften, die uns größtentheils als xylographische Bücher hinterlassen sind, und in den Bildern des Leidens unsers Herrn und der Heiligen.

Wenn wir nun auch nach dem Standpunkte unsrer Zeit, namentlich als Protestanten, diese Mittel nicht allenthalben billigen können, so müssen wir doch zugeben, daß die durch dieselbe ermöglichte Pflege des religiösen Sinnes, die Kenntniß der Bibel im Ganzen und Einzelnen, und der Werth, welchen man auch im profanen Leben auf Weckung der Ehrbarkeit und Rechtlichkeit legte, wie „die acht Schalkheiten“ und die rechtsgiltigen Schandgemälde, picturae famosae, lehrten, von größter sittlicher Bedeutung sind und wesentlich dazu beigetragen haben, die Reformation zu zeitigen.

Wir haben sonach mit gerechtfertigtem Stolze zu constatiren, daß die Kunde unsrer alten Kunst, die zuerst in würdiger und umfänglicher Weise von Deutschland, insbesondere von Sachsen durch Heineckens vortreffliches Werk: Idée générale d'une collection d'estampes, und später durch die zwar schnell gearbeitete, aber inhaltreiche Geschichte der Buchdruckerkunst von Falkenstein verbreitet und gepflegt worden ist, jetzt in weit umfänglicherer und, wie wir glauben, fortgeschrittener Weise wiederum von Deutschland gefördert worden, und daß durch einen seltenen Verein großer Mittel ein Werk entstanden ist, das nach Form und Inhalt die bisherigen Leistungen des Auslandes auf diesem Gebiete überragt. Dabei können wir den Wunsch nicht unterdrücken, die Sammlung, welche zu jenem Werke Veranlassung gegeben hat, möge unsrem Vaterland niemals entfremdet werden. Ihr bester Platz wäre, unsrer Meinung nach, im leipziger Museum, das bekanntlich in der lampeschen Sammlung von Kupferstichen einen zur Erkenntniß der Entwickelung der graphischen Künste, insbesondere der Kupferstechkunst und Malerei trefflich anleitenden und in seiner Art ausgezeichneten Schatz besitzt, zu welchem die weigelsche Sammlung eine herrliche Parallele bilden würde. —

Digitized by Google

Ein Missionär in Indien.

Erinnerungen aus dem Leben eines ostindischen Missionärs. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1865. 470 S. 8.

1.

Die Missionen im Allgemeinen. — Einrichtung und Haushalt des Missionärs in Bengalen. — Die Wirksamkeit des Padri durch Predigt und Schule. — Mißgriffe und Mißerfolge.

Daß die Erfolge der Missionsarbeit dem auf sie verwendeten Eifer und den für sie verausgabten verhältnißmäßig sehr bedeutenden Geldmitteln im Allgemeinen nichts weniger als entsprechen, ist eine Thatsache, welche unter Unbefangenen nirgends in Abrede gestellt wird. Man hat berechnet, daß jeder der Fische, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte mit dem Netz Petri gefangen wurden, der Fischereigesellschaft, alle Spesen zusammengerechnet, ungefähr tausend Pfund Sterling zu stehen kommt, und wir wollten zugeben, daß dies wohlfeil erworben hieße, wenn man nicht außerdem wüßte, daß die Mehrzahl dieser Fische — wir sagen das ungern, aber Wahrheit darf nicht Gewalt leiden — faule Fische sind.

Wahr, daß gewisse Nebenbranchen der Societät besser rentirt haben; was ihr als Hauptsache gilt, will wenig ins Gewicht fallen. Nicht zu läugnen, daß manche von den Heidenboten der katholischen wie der protestantischen Kirche der geographischen Wissenschaft sehr dankenswerthe Dienste geleistet haben. Abgesehen von früheren Beispielen der Art, sei nur an Huc und Gabet, die uns Tibet und dessen Nachbarländer durchforschten, an Krapf und Rebmann, die den ostafrikanischen Gletscherberg Kilimandschero entdeckten, und an Livingstone erinnert, dessen kühne Züge durch bisher völlig unbekannte Gebiete Südafrikas der Erdkunde wichtige neue Kenntniß gewannen. Gewiß ferner, daß manche Missionäre der französischen und der englischen Politik und dem Handel (böse Menschen behaupten, die Bekleidung der Wilden sei den englischen Förderern der Mission mehr Herzenssache als deren Bekehrung) als Kundschafter, Pfadfinder und Agenten von erheblichem Nutzen gewesen sind. Sodann soll nicht verschwiegen bleiben, daß hier und da unter den eigentlichen Wilden durch Vermittelung der Missionsgesellschaften ein Keim der Cultur in den Boden gesenkt, auf Abschaffung von Mißbräuchen hingewirkt, ein Asyl für Flüchtlinge vor unmenschlicher Sitte gegründet wurde; Missionäre hauptsächlich arbeiten in den verschiedensten Strichen des dritten Welttheils dem Sklavenhandel entgegen, und Missionären vorzüglich dankt Abeokuta, die große Zufluchtsstätte an den

Digitized by Google

Grenzen des bluttriefenden Wydah, seine Stärke und Bedeutung.*) Endlich hat die Thätigkeit der Missionsgesellschaften allerdings auch bisweilen Resultate aufzuweisen gehabt, die eine Zeit lang wie mächtige Eroberungen für die Civilisation erschienen: die Christianisirung eines beträchtlichen Theils der Südseeinseln und die Taufe der Neuseeländer zum Beispiel. Aber wie den Unterthanen der Königin Pomare und ihrer Nachbarn mit dieser Metamorphose gedient worden ist, weiß die Welt jetzt zur Genüge, und der rasche und fast allgemeine Rückfall der Maoris in die alte wüste Menschenfresserei und den grauenvollen Aberglauben der Väter ist ebenfalls kein erbauliches Zeugniß für den Werth der auf ihre Bekehrung gerichteten Bemühungen.

Wir untersuchen die Gründe des geringen Erfolgs der Missionen unter den Wilden hier nicht näher. Sie laufen im Wesentlichen, soweit sie auf Seiten der Missionäre zu suchen sind, auf einen Fehler der Methode hinaus, mit der man verfährt. Man führt gewissermaßen ein Seitenstück zu dem Thun jener wohlthätigen englischen Misses auf, die für die armen Negerkinder im heißen Südafrika wollene Strümpfe strickten. Statt den braunen oder schwarzen Naturmenschen zunächst mit den Vortheilen bekannt zu machen, welche europäische Cultur, den Verhältnissen seiner Heimath angepaßt, dem materiellen Befinden gewährt, und dann mit dem allen Menschenherzen mehr oder minder verständlichen Gebot der Liebe die Predigt des Evangeliums zu beginnen, fängt man in der Regel — die Missionsberichte aller Gesellschaften bezeugen es — mit dem an, was vielleicht der dritten Generation und auch dieser noch mit Vorsicht und möglichst einfach vorzutragen wäre, mit den Dogmen von der Sünde, der Menschwerdung und Versöhnung, Dingen, für welche die Sprachen, in denen man zu reden hat, erst wohl oder übel gezwungen werden müssen, einigermaßen adäquate Ausdrücke herzugeben. Die Folge ist, daß man, wenn es recht gut gelingt, einige Taufen für das Register erzielt, in seltnen Fällen aber Bekehrungen, in noch seltneren Beglückungen.

Unter den alten Culturvölkern des Morgenlandes fällt die zuletzt erwähnte Schwierigkeit bis zu einem gewissen Grade weg. Dafür aber treten andere auf. Welche, wird das weiterhin Folgende zeigen. An dieser Stelle genüge, daß die katholische Kirche mit ihrer Sinnlichkeit, ihrem magischen Cultus, ihrer dem Heidenthum nahestehenden Heiligenverehrung und mit der Accommodationspolitik der Jesuiten, welche die Mission vorzüglich in die Hände nahmen, hier an einigen Punkten der Heidenwelt außerordentliche Triumphe feierte, wie sie denn einst viele Tausende der intelligenten Bevölkerung von Japan das Kreuz und die Mutter Gottes verehren lehrte und sich ein Vierteljahrhundert hindurch am Hofe der Mantschukaiser von Peking in Gunst behauptete; daß aber alle

*) Besonders Deutsche, z. B. Gollmer, Schön und Hinderer zeichneten sich hier aus.

Digitized by Google

diese Eroberungen in kurzer Zeit spurlos verschwanden, als die Reaction des eingebornen Wesens gegen die Eindringlinge ernstlich zu wirken begann. Unter Muhammedanern haben die Missionäre niemals Nennenswerthes geleistet und kaum viel mehr unter den Hindus, obwohl ihnen hier die Staatsgewalt nicht mit dem Schwert die Arbeit verbot, sondern sie im Gegentheil nach Kräften zu unterstützen bestrebt war.

Das obengenannte Buch giebt darüber, namentlich wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, hinreichende Auskunft, und wer es mit dem rechten Verstande durchgegangen hat, wird künftig seinen Missionsthaler lieber im Lande bleiben und für einen andern Zweck, etwa für den des Gustav-Adolf-Vereins, Zinsen werben lassen. Der anonyme Verfasser war sieben Jahre hindurch mit andern deutschen Glaubensboten in der Gegend von Benares für Ausbreitung des Christenthums thätig, er war nicht ungeschickt, er scheint sichs haben sauer werden zu lassen, und als er abberufen wurde, mußte er sich sagen, daß er umsonst gearbeitet. Was er über Charakter, Sitte und Religion des Volkes mittheilt, übergehen wir als großentheils bekannt. Dagegen lassen wir uns von ihm schildern, wie ein Missionär unter den Hindus sich einrichtet, wie er seine Sendung versteht und zu erfüllen sucht, und was er den Hindernissen gegenüber, die ihm Religion, Denkart und Brauch der Eingebornen in den Weg stellen, gewöhnlich vor sich bringt. Wenn wir grade seinen Bericht aus vielen andern herausgreifen, so geschieht es, weil er Sinn für das Detail hat, und weil er anschaulich zu beschreiben und gut zu erzählen versteht, mit welcher Anerkennung wir die Schrift denen, die mehr zu erfahren wünschen, als wir geben können, bestens empfohlen haben wollen.

Unser Missionär hatte sich anfangs dem Kaufmannsstande gewidmet. Aber schon seit seiner Kindheit „hatte der Herr sich an seinem Herzen nicht unbezeugt gelassen und ihn stets in der Zucht seines Geistes erhalten". Allmälig gelangte er „durch den Gebrauch der Gnadenmittel zum seligen Bewußtsein der Gotteskindschaft", und sobald ihm klar geworden, daß er „aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum mit Gott versöhnt sei und durch sein auch für ihn vergossenes Blut Vergebung der Sünden habe", regte sich in ihm von Tage zu Tage lebhafter der Wunsch, „den Segen, den er an seinem eignen Herzen erfahren, auch den armen Heiden mitzutheilen". Diese fromme Sehnsucht — und vielleicht auch ein wenig profaner Wandertrieb — führte ihn endlich, über den Widerspruch seiner Angehörigen hinweg, 1836 in das berliner Missionshaus und im April 1842 mit zwei andern Zöglingen dieser Anstalt auf den Weg nach Ostindien. Hier hielt er sich zunächst ein Vierteljahr in Kalkutta auf, dann begab er sich mit den beiden „Brüdern" zur Begründung einer Missionsstation im Innern nach Benares. Von hier wieder wurde zuvörderst ein Ausflug nach Tschuprah gemacht, wo unser Apostel sich zuerst mit der Sprache, in

Digitized by Google

der er zu wirken gedachte, zu beschäftigen begann, von welcher er, wie es scheint, nicht die mindeste Kenntniß mit ins Land gebracht hatte. Dann zogen die drei „Missionsgeschwister“ nach der Stadt Ghazipur, um dort ihre Station einzurichten, da ihnen das dortige Volk in Benares „als ein solches geschildert worden war, welches mehr als anderwärts geneigt sei, Gottes Wort anzuhören“. Was das besagen wollte, werden wir später sehen und dabei erfahren, daß auch dieses größere Maß von Geneigtheit mikroskopisch kleine Dimensionen hatte. Vorher kehren wir nach Tschupraß um, wo unser Berichterstatter sich mit der Landessprache und mit der Predigtweise der ältern Herren Missionäre bekannt machte.

Der Heidenbote in Ostindien hat zwei Idiome zu erlernen, das Hindui, welches eine Tochtersprache des Sanskrit ist und von den Hindus gesprochen wird, und das Urdu, ein Gemisch des Hindui mit persischen und arabischen Elementen, dessen sich die Muhammedaner bedienen. Jenes vermittelt ihm ein Pandit, d. h. ein gelehrter Brahmane, dieses ein Munschi, d. h. ein muhammedanischer Sprachlehrer. Die Grammatik muß er für sich treiben; denn von jenen beiden Asiaten lernt er nur die richtige Aussprache und, durch Versuche, mit ihnen zu conversiren, eine Anzahl von Wörtern und Redensarten. Anfänglich geht es natürlich sehr mangelhaft mit dem Verstehen und noch mangelhafter mit dem Selbstsprechen. Allmälig indeß bekommt unser Schüler ein Ohr für die fremden Klänge, dann vermag er einigermaßen Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen zu geben, zuletzt versucht er sich im Missionshause mit dem Lehrer und andern Hindus in kleinen Gesprächen über Religion, und zugleich begleitet er die Missionäre auf den Bazar zur Predigt, oder auf eine Mela (Jahrmarkt), um ihr Verfahren bei der Bekehrungsarbeit zu beobachten. So machte sichs auch mit unserm Freunde! Nach etwa acht Monaten ist er so weit fortgeschritten, daß er auf eignen Füßen stehen zu können meint. Doch gehen die ersten öffentlichen Versuche apostolischer Wirksamkeit nicht ohne große Verlegenheiten ab.

„Am Anfang meines Auftretens als Verkünder des Evangeliums kam es öfters vor, daß ich nicht im Stande war, alles, was die Heiden sagten, zu verstehen und mich aus den verfänglichen Fragen, welche die Brahmanen an mich richteten, herauszuwinden. In diesem Falle wurde ich von einem ältern Missionär, der darin Gewandtheit und Erfahrung hatte, unterstützt. Nicht selten ereignete es sich, daß, wenn ich in der ersten Zeit meiner Thätigkeit eine ganze Weile gesprochen und die Heiden dem Anschein nach aufmerksam zugehört hatten, einer der Zuhörer zu mir sagte: „Ham angrezi nahin bolte“, d. h. ich spreche nicht englisch. Dies ist sehr niederschlagend, da man sich bewußt ist, Fleiß und Mühe auf die Erlernung der Sprache verwandt zu haben. Der angehende Missionär giebt aber zu solchen Aeußerungen durch zweierlei Veran-

Digitized by Google

lassung: 1) weil der Aussprache in der ersten Zeit noch Unvollkommenheiten ankleben; denn das Wort hat oft eine ganz andere Bedeutung, wenn man den Vocal lang oder kurz, den Consonanten hart oder weich ausspricht; 2) weil der Orientale in Bildern und Gleichnissen zu sprechen liebt, was der Missionär nicht gewöhnt ist. Die älteren Herren aus den Missionen wissen dies. Es wird ihnen deshalb, wenn sie die Rede ihres jüngern Mitarbeiters zu verdeutlichen suchen, von den Hindus auch das Lob zu Theil: „Yih saf bolta hai", d. h. dieser spricht rein".

In Ghazipur richtete man sich mit der Bequemlichkeit ein, die unter den modernen Nachfolgern des heiligen Paulus, namentlich unter den im Orient wirkenden üblich und bis zu einem gewissen Grade auch unumgänglich ist. Sehen wir auch hier unserm Missionär einmal in die Wirthschaft. Er miethet mit den Collegen ein europäisch eingerichtetes Haus vor der Stadt, um nicht von dem Rauch der letzteren belästigt zu werden. Dasselbe ist einstöckig und mit Stroh gedeckt, sowie ringsherum mit einer von Säulen getragenen Veranda versehen, in der die Bewohner am Morgen und Abend verweilen. Die Zimmer, unter denen Räume zum Baden und Stuben für einsprechende Fremde nicht fehlen, sind hoch und geräumig und an der Decke mit dem Pankha, einem großen, mit weißem Kattun beschlagenen und unten mit einer Kattunfalbel besetzten Fächer versehen, der, von einem Diener in der Veranda fortwährend an einer Leine gezogen, die Hitze zu mildern bestimmt ist. Ein anderes Mittel gegen die Hitze, welches namentlich in der Zeit, wo die heißen Winde wehen, viel gebraucht wird, sind die Tattis, Vorsetzer oder Schirme von Bambusstäben, die so groß wie eine Thür und mit langen, wohlriechenden Graswurzeln zwei Finger dick belegt sind. Der Schirm wird an eine geöffnete Thür gestellt und tüchtig mit Wasser begossen, welches dann rasch verdunstet und dadurch die Zimmer kühl macht. Möbel hat man nur wenige, und damit man beim Hereintreten gleich alles übersehen kann, was des häufig in das Haus hineinschleichenden giftigen Gewürms wegen nöthig ist, stehen Tische, Sophas und Bettstellen mitten in den Zimmern. Die Decke der letzteren ist nichts als ein Stück Baumwollenzeug, welches von Wand zu Wand gespannt und weiß angestrichen ist, der Fußboden, der weißen Ameisen wegen, welche alles Holzwerk zerstören, nicht getheilt, sondern von Mörtel und Stein gemacht und mit feinen Matten und Teppichen belegt. Die Fenster haben Jalousien, die zahlreichen Thüren des Hauses stehen, des nothwendigen Luftzugs halber, stets offen und sind nur mit einer hübschen Gardine oder einem niedrigen Schirm geschlossen. Vor dem Hause befindet sich ein Garten mit Rasenplätzen, durch welchen mit wilder Myrthe eingefaßte Wege führen, und eine Anzahl von Nebengebäuden, Küche, Pferdestall, Vorrathskammer und Dienerwohnungen. Das ganze Gehöft schließt ein hoher dichter Kaktuszaun ein. Im Garten giebts allerlei Gemüse: Blu-

Digitized by Google

menkohl, Melonen, Yamswurzeln, süße Zwiebeln, Salat und Erbsen, ferner Obstbäume, wie Bananen, Orangen, Feigen, Pfirsiche, Lukats, den gelben Pflaumen ähnlich, Aprikosen und Bombay-Mangos, die eine gelbgrüne, bis zu einem Pfund schwere und im Geschmack den Duft der Ananas mit dem der Apfelsine vereinigende Frucht tragen. Die indischen Blumen sind nicht mannigfaltig und haben selten einen Geruch, doch gedeihen Myrthe, Rose, Oleander und Balsamine sehr wohl.

Man steht sehr früh vor Sonnenaufgang auf, um seine Geschäfte außer Hause zu besorgen. Gegen vier Uhr geht man aus, um neun Uhr ist man wieder zurück, um die Wohnung vor Abend nicht wieder zu verlassen, da es nach Tagwerden unerträglich heiß wird. Um neun Uhr wird das erste Mal, um ein Uhr das zweite Mal gefrühstückt, um fünf Uhr findet die Hauptmahlzeit statt.

Jeder Europäer von Rang braucht viele Diener, und so auch der Missionär, doch, wie unsere Schrift meint, nicht um zu prunken, sondern „weil es die Umstände, das heiße Klima und das Kastenwesen der Hindus erfordern". Alle Diener, die man hat, gehören verschiedenen Kasten an, und keiner derselben darf eine andere Arbeit als die seiner Kaste gebührende verrichten, ohne letztere zu verlieren, auch kann der Missionär bei der großen Hitze, die im Sommer 30 bis 40 Grad im Freien erreicht, „seiner Frau nicht zumuthen, sich häuslichen Arbeiten wie dem Kochen oder Waschen zu unterziehen". So hält man sich denn einen Koch, einen Wasserträger, einen Ausfeger, einen „Bearer" (Portier und Bote), einen Wäscher, einen Nachtwächter und einen oder zwei Punkhazieher. Letztere sind durchaus nöthig; denn der große Fächer, den sie bewegen, und unter dessen Kühlung man bei Tage arbeitet, bei Nacht schläft, ist in Indien ebenso Bedürfniß wie in kalten Ländern der Ofen. Sobald der Punkha still steht, bricht der Schweiß aus allen Poren hervor. Ein anderes nothwendiges Stück Hausrath, auch für den Missionär, ist ein Palankin oder ein Wagen, weil man nur in diesen auch am hellen Tage ohne Gefahr vor Gehirnentzündung oder Sonnenstich von einem Ort zum andern gelangen kann. Zum Palankin aber gehören Träger, zum Wagen ein Pferdeknecht und ein Grasstecher, und so bedarf denn auch der Missionär, wie sehr er sich einschränke, in der heißen Jahreszeit, April, Mai und Juni, allermindestens 10 bis 11, in der kalten 8 bis 9 Diener.

Niemand geht in jener Periode des Jahres ohne die größte Noth bei Tage aus; muß es geschehen, so bedeckt man den Kopf mit einem Hut von indischem Kork, der mit Kattun oder Seide bezogen ist, zieht leichte, meist weiße Kleidung an und spannt einen starken Regenschirm über sich aus, der einen weißen Ueberzug hat. Reisen werden dann nur des Nachts unternommen, aber auch dann ist die Luft meist noch sehr schwül. Selbst die Thierwelt sinkt vor

Digitized by Google

Ermattung auf der Straße nieder, und man ist in Gefahr, auf derselben Kühe und Kälber zu überfahren, weil es schwer hält, sie aufzuscheuchen. Der Hund bleibt gelassen liegen und sieht sich nur ein wenig um, daß das Wagenrad ihm nicht über den Schwanz geht. Die Büffel stürzen sich in Flüsse und Tümpel, aus denen nur ihre Köpfe noch hervorsehen. Die Papageien in den Gärten und andere Vögel flattern schwerfällig von Ort zu Ort. Die Blätter hängen schlaff an den Zweigen. Ringsum, soweit man sieht, ist das Gras versengt und verdorrt. Alles seufzt unter dem flimmernden Sonnenbrande der Regenzeit entgegen.

Diese tritt im Juli ein und endet um die Mitte des September. Ehe die ersten Tropfen fallen, ziehen die Wolken oft wochenlang vom bengalischen Meerbusen nach dem Himalaya hinauf, wo sie sich in dichten Massen lagern. Nordwestwinde führen sie zurück. Gewaltige Stürme brausen, oft zerstörend, über das Land, Gewitter donnern und blitzen, bisweilen volle vierundzwanzig Stunden ununterbrochen, und starke Güsse rauschen hernieder. Das Land verjüngt sich: die Wiesen ergrünen von Neuem, der Ackersmann bestellt sein Land, Stauden und Zweige richten sich auf, Tausende von Fröschen erheben betäubendes Geschrei, die Flüsse füllen sich und überschwemmen das Uferland meilenweit. Mensch und Thier freuen sich ihres Lebens. Doch hat die Regenzeit auch ihre Unannehmlichkeiten. Die Dächer werden erweicht, und nicht selten geschieht es, daß ein Stück der Stubendecke mit einem großen Wasserguß ins Zimmer stürzt. Die Fliegen und Mücken werden noch lästiger als gewöhnlich. Eidechsen laufen an den Wänden herum und fallen bisweilen plötzlich auf Tische und Betten. Schwärme von fliegenden Ameisen erscheinen des Abends, und mitunter erschreckt und bedroht sogar die furchtbare Cobra di Capello die Bewohner des Hauses durch ihr Eindringen. Alle Kleidungsstücke endlich werden in der Regenzeit eng, und die Stahlsachen beginnen sich mit Rost zu überziehen. Nur die kalte Zeit ist ohne Uebelstände, und so sehnt sich der Europäer nach den vier Monaten derselben wie nach dem Paradiese. Der eifrige Missionär aber benutzt sie zu weiteren Ausflügen für seine Zwecke. Sie ist die einzige Zeit im Jahre, wo er sich seiner Aufgabe von klimatischen Einflüssen völlig ungebindert widmen kann. Sehen wir unsern Deutschen dabei einmal zu.

Nach einem Aufenthalt von vierzehn Monaten in Ostindien begannen unsre drei Heidenbekehrer zu Ghazipur ihre Arbeit damit, daß sie sich „mit der Predigt des Evangeliums an arme Leute wendeten, welche zum Empfang von Almosen nach ihrem Hause kamen und — deshalb! — keinen Widerspruch befürchten ließen", auch zu wenig gebildet zu Einwürfen waren, welche, wenn sie nicht gewandt widerlegt worden wären, die Apostel leicht von vornherein um ihr Ansehen beim Volke gebracht haben würden. Später wagte man sich mit

Digitized by Google

seinen Vorträgen auf wenig besuchte Straßen und Plätze. Endlich „löste der Herr das Band unsrer Zunge," erzählt unser Berichterstatter, „und gab uns Muth und Freudigkeit, auch vor großen Volksversammlungen von Hindus und Muhammedanern ein Zeugniß von Christo abzulegen." Das aber geschah nach folgender Methode.

„Der Missionär geht früh am Morgen zur Stadt und stellt sich auf einen besuchten Platz, gewöhnlich auf einen Bazar hin, oder er begiebt sich nach einer belebten Straße, wo er immer Leute antrifft, die des Morgens baden oder opfern gehen. Wo möglich wählt er sich eine Straßenecke oder eine kleine Anhöhe, oder er betritt auch eine offene Veranda, damit er die Zuhörer übersehen und von allen recht verstanden werden kann. Darauf nimmt er ein Neues Testament oder einen Psalm oder einen passenden Tractat in der Sprache der Eingebornen und fängt an, daraus vorzulesen, als hätte er schon eine Versammlung vor sich. Kaum hat er damit begonnen, so bleibt von den Vorbeigehenden der eine und der andre stehen. Allmälig sammeln sich die Leute um ihn herum, und bevor er einen kurzen Abschnitt zu Ende gelesen, hat er zwanzig, fünfzig, auch wohl hundert und mehr Zuhörer. Zuweilen aber ereignet es sich, daß alle Leute Eile zu haben scheinen; denn niemand bleibt stehen. Der Missionär aber läßt sich dadurch nicht stören. Er beginnt den Schriftabschnitt oder Tractat aufs Neue vorzutragen, und er kann mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß jetzt wenigstens einige vor ihm Halt machen." Diesen predigt er dann. „Und siehe, während er zu den Heiden von dem Sündenfall und Sündenelend des Menschen spricht, von seiner Schuld und Hilflosigkeit, von der Thorheit des Götzendienstes, von der Ohnmacht der Götter, uns von der Sünde zu befreien, indem sie selbst Knechte der Sünde waren und die Strafe dafür büßten, und wenn er dann an ihre Erlösungsbedürftigkeit anknüpft und ihnen den Rathschluß Gottes zu unsrer Seligkeit kund thut" — man sieht, lauter Dogmatik, nicht ein Wort von dem, was das Nächste zu sein scheint, von den ethischen Wahrheiten des Christenthums — „wächst die Zahl der Zuhörer immer mehr."

Wohlgenährte Brahmanen und arme dürre Tagelöhner sind unter den Neugierigen. Kaufleute treten herzu, um zu vernehmen, was der „Padri" zu sagen hat. Fakire, schmutzig, halbnackt, den Leib mit Kuhmistasche beschmiert, auf der Stirn heilige Zeichen von rother, weißer oder gelber Farbe, stolze Muhammedaner, „in deren Gesichtszügen Ismaels Gesinnung ausgedrückt ist", Bettler und Vagabunden, „die immer Zeit genug haben", Kinder, die manchmal durch ihr Plaudern stören, nicht selten auch vornehme Eingeborne, auf Pferden, Kameelen oder Elephanten reitend oder im Wagen sitzend, bilden weitere Elemente der bunten Versammlung. Vielen sieht man auf den ersten Blick an, daß von ihnen nicht viel zu hoffen ist. Der Eine ist ein schlauer

Digitized by Google

Heuchler, der Andre ein bigotter Verehrer irgendeiner greulichen Gottheit mit sechs Köpfen und neun Armen, ein Dritter ein stumpfsinniger Bauer, ein Vierter ein Schriftgelehrter, der nicht um zu hören, sondern um zu disputiren gekommen ist. Manche erklären sich beifällig, wenn ihnen gesagt wird, daß im Herzen allerlei arge Dinge und Gedanken wohnen, oder daß Gangeswasser ihnen wohl den Leib, aber nicht die Seele rein waschen könne, oder daß Götter, welche sich bei einer Feuersbrunst in ihrem Hause nicht einmal selbst retten könnten, noch viel weniger im Stande wären, ihre Anbeter vom ewigen Feuer zu befreien. „Wenn sie aber nachher sehen," sagt unser Missionär, „was wir mit unsrer Predigt beabsichtigen, so macht sich bei ihnen allmälig Haß und Feindschaft geltend."

„Bisweilen sind auch solche zugegen, welche ohne viel darauf zu achten, was der Padri vorträgt, ihn mit den (beiläufig nicht durchaus unverständigen) Worten unterbrechen: „Eure Religion ist gut für Euch, die unsre gut für uns, bleib Du bei der Deinen, wir wollen bei der unsern bleiben. Ein jedes Land hat seinen Glauben, andre Völker, andre Sitten." Predigt der Missionär bei einem Feste über den Gott, dem zu Ehren es gefeiert wird, und weist er dann etwa nach, „daß Krischna kein Gott ist, sondern ein Hurer, ein Dieb, ein Zauberer, ein Lügner, ein Säufer und Mörder, der sich zuletzt selbst ermordet hat und im Walde von Vögeln und Schakals gefressen worden ist", so nimmt man das in der Regel nicht übel, sondern lacht und giebt den Gott preis, meint aber, das Fest sei ein Volksvergnügen, und das Ganze sei einmal so Brauch und Sitte. Häufig wird der Redner auch mit Fragen unterbrochen wie: „Was lehrst Du da? — Was ist die christliche Religion? — Wer war dieser Jesus? — hat er sich, als er lebte, wirklich als Sohn Gottes erwiesen?" Der Missionär bittet dann die Frager, sich bis zu Ende seines Vortrags zu gedulden, dann werde er Rede stehen, und in diesem Falle schließt sich dann bisweilen an die Predigt eine lange und lebhafte Disputation. Zwei sehr gewöhnliche Fragen der Hindus sind dann: „Wie ist die Welt entstanden?" und: „Wie ist die Sünde in sie gekommen?" wo sie dann von dem Grundsatz ausgehen: „Gott ist die Welt, und die Welt ist Gott. Es giebt keine Sünde; denn Gott wohnt in mir und thut alles." Der Muhammedaner dagegen macht häufig Einwendungen gegen die Gottheit Christi und sagt: „Wie kann Gott einen Sohn haben? Wo ist seine Frau?" Nur selten finden sich solche, welche ihre Zweifel bescheiden vorbringen und sich nähere Erklärung ausbitten. Oft sagen die Hauptopponenten, rasch müde werdend, zu den Umstehenden: „Warum hört ihr denn zu? Geht doch eures Wegs. Die verführen euch nur." Doch bleibt man gewöhnlich da, indem man begierig ist, auf wessen Seite sich bei dem Disput der Sieg neigen wird. Ist der Missionar geschickt, so erringt er sich wohl den Beifall, den ein gewandter Klopffechter gewinnt. Bisweilen aber

Digitized by Google

schreit, wenn der Padri triumphiren zu wollen scheint, plötzlich eine Stimme mitten in den Streit hinein: „Sita Ram kidschai!“ d. h. Ehre sei der Göttin Sita und dem Gotte Ram, und die Gesellschaft fällt ein, klatscht mit den Händen und „macht einen solchen heidnischen Lärm, daß man aufhören muß zu sprechen und genöthigt ist, mit betrübtem Herzen über diese Blindheit davonzugehen.“

Nimmt dagegen die Straßenpredigt einen guten Verlauf, so giebt der Missionär am Schlusse derselben denen, welche lesen können, Tractate oder Abschnitte der Bibel und bittet jeden, der Neigung habe, weiter über das Christenthum mit ihm zu sprechen, nach seiner Wohnung zu kommen. Häufig laufen ihm, wenn er dann geht, noch Leute nach, um ihn um Bücher zu bitten, die sie dann mit einem Salam und einer Verbeugung in Empfang nehmen.

Im Juli 1844 reisten die Missionäre von Ghazipur ihren Bräuten, die ihnen aus Deutschland nachkamen, entgegen, trafen sie auf dem Hugly vor Kalkutta, verheiratheten sich in letzterer Stadt mit ihnen und kehrten dann im November als glückliche Gatten nach Ghazipur zurück, wo sie Ende Januar 1845 wieder eintrafen und bald darauf die Freude hatten, einen neuen Gehilfen aus der Heimath zu begrüßen, der indeß schon nach neun Monaten und ehe er zur Mitarbeit bereit war, dem Klima Indiens erlag.

Die drei Uebrigen setzten ihr Bekehrungswerk fort, aber mit gleich geringem Erfolg wie früher. Ja, als sie, jetzt mehr „mit den Greueln des Heidenthums und dem nachtheiligen Einfluß der Irrlehren bekannt“ geworden, kräftiger auftraten und „die Leute einzusehen anfingen, daß sie mit ihren heidnischen Gewohnheiten brechen, das Vertrauen auf ihre Götter, Heiligen und verdienstlichen Werke, als Wallfahrten, religiöse Waschungen, freiwillige Büßungen, Almosengeben daran geben müßten und allein durch Buße und Glauben der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens theilhaftig werden könnten, da regte sich die Feindschaft in den Herzen der Eingebornen“ mächtiger als je vorher, und sie schmähten und zankten nicht blos, sondern stellten auch Versuche an, der Thätigkeit der Padris ein Ziel zu setzen.

Besonders eifrig zeigten sich bei solchen Versuchen die Muhammedaner, die durchaus nicht die Heiligkeit ihres Koran und den Ruhm ihres Propheten geschmälert wissen wollten, und für die „ein Himmel, worin die Seligkeit des Menschen in der Freiheit von der Sünde und in dem Anschauen Gottes besteht, keinen Reiz hatte“. Predigte ihnen der Missionär von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, der „auch ihr Heiland sei und sein Leben zu ihrer Erlösung in den Tod dahin gegeben habe“, so riefen sie ihm entgegen: „Tum Kufr bakte ho“, d. h. du redest Gotteslästerung. „Als ich,“ erzählt unser Berichterstatter, „mit Bruder D. eines Tages in der Stadt war, und dieser aus einem Tractat vorlas und sich durch die Schimpfreden eines Muhammedaners darin

Digitized by Google

nicht irre machen ließ, trat letzterer ganz in unsrer Nähe auf eine Erhöhung und begann ebenfalls aus einem Buche zu lesen, wodurch er einen Theil unsrer Zuhörer um sich sammelte. Unter lauten Verhöhnungen der tobenden Menge mußten wir den Platz verlassen." — „Das Jahr darauf widerfuhr mir dasselbe, doch nahm die Sache diesmal ein günstiges Ende. Ich stand eines Tages in einer Straße und predigte. Mehre Zuhörer hatten sich bereits um mich gesammelt, als ich bemerkte, daß aus einem nahen Hause ein Muhammedaner mit einem großen Buche unter dem Arme kam, den eine Menge seiner Glaubensgenossen begleitete. Derselbe stellte sich nun nicht weit von mir an die entgegengesetzte Straßenecke hin und fing in der Weise der Missionäre an, aus seinem Buche zu lesen — es schien die Hadis zu sein — und darüber an seine Zuhörer eine Ansprache zu halten. Seine Absicht war offenbar, mich zum Schweigen zu bringen oder mir wenigstens meine Zuhörer abwendig zu machen. Ich aber fuhr fort, zu reden, und seufzte inzwischen zum Herrn, daß er mir Weisheit und Kraft verleihen und alles zum Besten lenken möge. Und siehe, was geschah? Wenn ich auch zu meinem Schmerz bemerkte, daß einige von mir zu ihm hinübergingen, so hatte ich doch die Genugthuung, zu sehen, daß manche wieder zu mir kamen, und schließlich mußte sich der Gegner, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, von seinem Platze viel früher als ich zurückziehen."

Um solchen und ähnlichen Störungen auf der Straße nicht ferner ausgesetzt zu sein, mietheten sich unsre frommen Freunde, da eine Stelle zur Erbauung einer Kapelle von den Bewohnern der Stadt durchaus nicht zu erlangen war, zwei Predigtplätze. Es waren dies Dukans (Läden), welche aus kurzen Verandas mit einem Kämmerchen zum Verschließen bestanden, und für die man monatlich eine Rupie (20 Sgl.) Miethe zahlte. Hier konnte man ungehindert predigen und disputiren, auch hatte man hier einen Verschluß für seine Bücher, wenn man den Bazar verließ.

Außerdem fuhren die Missionäre fort, gelegentlich auf freien Plätzen, an den Ufern der Flüsse, vor den Hindutempeln, vor Karawanserais, Gerichtshöfen und wo sonst viele Menschen anzutreffen waren, Vorträge zu halten. „Wenn wir," berichtet unsre Quelle, „in den Vorstädten unter den hohen schattigen Tamarinden oder in den Mangowäldchen an den Landstraßen Reisende oder Landleute sahen, die sich meist gruppenweise zu lagern pflegen, so gingen wir auch zu diesen, ließen uns zunächst mit ihnen in ein freundliches Gespräch ein und leiteten dann ihre Gedanken von irdischen zu himmlischen Dingen über, oder wir nahmen ein Buch, lasen daraus vor und fingen an darüber zu sprechen." „Gewöhnlich findet man bei solchen Gelegenheiten, weil Brahmanen und Pandits nicht zugegen sind, recht aufmerksame Zuhörer. Manchmal bekam ich den Eindruck, daß von dem Samen des göttlichen Wortes nicht alles auf den Weg, aufs Steinigte und unter die Dornen, sondern vieles auch auf guten Acker

Digitized by Google

gefallen sei, wenn man vielleicht auch sehr lange auf die Frucht warten muß." Besonders empfänglich schienen die Landleute, welche von April bis Juli in die Stadt kamen, um das von ihnen gewonnene Opium an die britische Factorei in Ghazipur abzuliefern, und die sich dann mehre Tage auf der Station der Missionäre aufhielten. Ueber einen „tiefen Eindruck von der Predigt des Evangeliums" gelangte man aber auch bei ihnen nicht hinaus. Aehnliches meldet unser Heidenbote von den Bettlerschaaren, die sich an einem bestimmten Tage in der Woche im Missionshause einstellten, um Reis, Salz, Dhal und im Winter Wolldecken in Empfang zu nehmen. „Daß wir mit unsern heidnischen Dienstboten Hausandacht hielten, versteht sich von selbst. Manche wollten anfänglich nicht kommen, wenn wir ihnen jedoch sagten, daß sie sich in unsre Hausordnung zu schicken hätten, es aber ihrem Gewissen überlassen bliebe, ob sie Christen werden wollten oder nicht, so fügten sie sich.

Nächst der Predigt und der Vertheilung von Büchern waren es vorzüglich Schulen, durch welche die Missionäre zu wirken suchten. Man hatte drei Bazarschulen, die in der offnen Veranda eines Hauses der Marktstraße gehalten wurden, und in welchen man, da Europäer ihrer Gesundheit wegen hier nicht lange verweilen dürfen, durch Lalas, heidnische Lehrer, unterrichten ließ. Letztere müssen die Kinder jeden Tag vom elterlichen Hause zur Schule abholen. Sie sollen nur das lehren, was ihre christlichen Brodherren, die ihnen für ihre Bemühungen monatlich fünf Rupien zahlen, für gut finden: Lesen, wobei man Matthäus, Lukas, das erste Buch Mosis und die Psalmen benutzte, Schreiben, Rechnen nach der Weise der Hindus und den Katechismus. Hauptzweck war letzterer: „die Heiden sollten schon in ihrer Jugend mit den Heilswahrheiten bekannt gemacht und die Zahl derer, welche lesen und das gepredigte Wort besser verstehen können, vermehrt werden". Zwei bis drei Mal die Woche erschienen die Missionäre in der Schule, um sich von dem Stande derselben zu überzeugen, „und da war es recht erfreulich zu bemerken, welche schöne Kenntnisse einige Knaben sich erworben hatten. Sie waren mit der Schöpfungsgeschichte, dem Sündenfall, dem Leben des Heilands, mit seiner Geburt zu Bethlehem, seinen Wunderwerken, der Geschichte seines Todes, Begräbnisses, seiner Auferstehung und Himmelfahrt, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, vertraut geworden und blieben uns nur wenige Fragen schuldig."

Aber auch an üblen Erfahrungen fehlte es nicht. Zunächst hatte man seine Noth mit den Lalas, die sich häufig träge zeigten oder gar die Kinder statt in den ihnen vorgeschriebenen christlichen in heidnischen oder muhammedanischen Büchern lesen ließen, „die meist so voll Greuel und Unzucht sind, daß nur verworfene Gemüther dieselben ohne Scham ansehen können". Ferner schicken die Eltern nicht ungern ihre Kinder zur Schule, weil sie nichts für den

Digitized by Google

Unterricht zu bezahlen haben, und weil sie recht wohl wissen, daß Lesen, Schreiben und Rechnen seinen Werth hat. Sobald sie aber bemerken, daß christliche Bücher dabei gebraucht und christliche Glaubenssätze eingeprägt werden, schöpfen sie selbstverständlich Verdacht und behalten die Kinder zu Hause, in der Hoffnung, man werde seinen Unterrichtsplan ändern. Geschieht dies nicht, so geben sie bisweilen nach, indem sie meinen, das ihnen Widerwärtige, was den Kindern neben dem von ihnen als nützlich Anerkannten eingeprägt wird, schon wieder ausrotten zu können. Häufiger leeren sich die Schulen infolge von Gerüchten, welche von Brahmanen und Muhammedanern über sie ausgesprengt werden. „Sie sagen," erzählt unser Buch, „die Missionäre wollen die Kinder mit Gewalt zu Christen machen, oder gar, man werde die Kleinen eines Tages ganz unerwartet auf ein Boot bringen und nach England schicken, damit dort aus ihnen Oel gepreßt werde. Dadurch verloren wir einst die besten Kinder aus der Bazarschule, und wir hatten oft nicht einen Einzigen, der lesen konnte, ja wir waren sogar genöthigt, die eine und die andre Schule, bisweilen auch alle, theils weil keine Kinder kamen, theils weil die heidnischen Lehrer nicht gehorchen wollten, auf einige Zeit zu schließen."

Und wie mit den Bazarschulen, so ging es unsern Missionären auch mit der Mädchenschule, welche die Frau des einen derselben im Missionshause selbst hielt. Es hält schwer, Mädchen zum Unterricht zu bekommen, da die Hindus es für unnütz halten, daß Frauen etwas lernen. Nur die niedrigste Kaste giebt ihre Kinder dazu her. In unserm Fall war es so eingerichtet, daß eine Frau von den Eingebornen der Gattin des Missionärs zur Seite ging, die Mädchen sammelte und nach der Schule brachte. Vor dem Eintritt in letztere, die in der Veranda des Hauses gehalten wurde, mußten die Kinder sich im Fluß oder am Brunnen baden und ein von der Mission ihnen gereichtes reines Gewand anziehen. Der Unterricht begann mit Gebet und bestand in den Elementargegenständen, weiblichen Handarbeiten, zu denen die Kinder großes Geschick zeigten, vor allem aber in Belehrung über die christliche Religion. Nach Schluß der Schulstunden legten die Mädchen das ihnen geliehene Kleid wieder ab und zogen ihr eignes an. Sie erhielten dafür, daß sie zur Schule kamen, eine kleine Geldsumme. Eine Zeit lang hatte man in der Missionsstation vierundzwanzig Mädchen. Da erhielt man von dem englischen Geistlichen zu Baglipur, der seiner Gesundheit halber heim nach England reisen mußte, im Juli 1846 eine Anzahl Waisenkinder zugeschickt, darunter acht Knaben. Sogleich fragten die Kinder aus der Mädchenschule die Lehrerin, wo diese ihre Frauen herbekommen würden (in Indien heirathet man sehr früh), und als sie die Antwort empfingen, dafür würde gesorgt werden, wenn die Knaben erwachsen wären, liefen augenblicklich drei von den Mädchen davon, da sie meinten, sie sollten diesen Knaben zu Frauen gegeben werden. Kaum hatte sich die Schule einige Tage

Digitized by Google

darauf wieder etwas gefüllt, so kam ein Missionär von Muzaffirpur in einem Boote zu Besuch, und siehe da, kaum hatten die Mädchen das Fahrzeug gesehen, so liefen die meisten weinend nach Hause, indem sie ausriefen: „Jetzt sollen wir gewiß eingepackt und in die englische Oelmühle fortgeschafft werden."

Die Missionsschulen sind von großem Einfluß auf das Volk und liefern einen Theil der Christen, welche die Register der Missionäre aufweisen. Die Zahl der getauften Kinder ist zwar noch gering, da der Uebertritt zum Christenthum denselben Verlust ihrer Kaste, Ausstoßung aus ihrer Familie und Enterbung zuzieht; aber manche begeben sich in späteren Jahren in fremde Orte, wo sie niemand kennt, und lassen sich dort taufen. Noch mehr Proselyten gewinnt man durch die Waisenhäuser, die sich auf vielen ostindischen Missionsanstalten befinden. Auch in Ghazipur wurde ein Anfang mit einem solchen gemacht, und das war wohl das Beste, was unsre frommen Herren thun konnten. Theuerung und Hungersnoth führen den Missionären sehr viele Kinder zu, deren Eltern gestorben, und die dann, von ihren erwachsenen Geschwistern oder andern Anverwandten unbarmherzig verstoßen, so lange bettelnd umhergezogen sind, bis die Polizei sie aufgriff und sie auf die Ortswache brachte, von wo sie entweder der nächste englische Geistliche oder ein andrer Engländer abholt und sie vorläufig bei sich aufnimmt, bis er sie einem Missionär übergeben kann. Sind sie noch sehr jung, so werden sie von diesem sofort getauft, sind sie etwas älter, so erhalten sie vorher eine kurze Unterweisung in der Religion. Kinder der Eingebornen, welche sich in den Waisenanstalten befinden, sind daher immer dem Namen nach Christen. Sie nehmen häufig den Namen derer an, welche sie auf ihre Kosten erziehen lassen, erhalten guten Unterricht in allerhand nützlichen Gegenständen und werden meist achtbare Menschen.

Zu beklagen ist nur, daß mit den Mitteln, welche auf die Waisenhäuser verwendet werden, „nicht haushälterischer umgegangen wird". „Oft haben Missionäre von ein und derselben Gesellschaft, deren Stationen nicht weit von einander liegen, an jedem Orte ein Waisenhaus, während es gerathner wäre, dieselben zusammenzulegen; denn der Missionär oder die Frau, welche eine solche Anstalt mit zwanzig Kindern leitet, könnte recht wohl vierzig und mehr beaufsichtigen." Man findet aber Freude daran, sein besondres Institut zu haben, und betrachtet es „gleichsam als Gewächshaus für seltene Pflanzen, die man dann dem christlichen Publikum als Raritäten zeigt". Auch schwellen diese leicht gewonnenen Christen das Register der Täuflinge, deren viele Missionäre sonst gar keine aufzuweisen haben würden, und verdecken so die Mißerfolge auf andern Gebieten der Thätigkeit derselben vor den Augen der Gesellschaft, welche für ihr schweres Geld doch wenigstens etwas zu haben wünscht.

Digitized by Google

Der Skandinavismus in Action.

Alljährlich am 13. Januar findet in den Hauptstädten Schwedens, Norwegens und Dänemarks ein sogenanntes „nordisches Fest" statt, bestimmt, den Gedanken der skandinavischen Einheit in allen drei Völkern lebendig zu erhalten. In Kopenhagen, wo es herkömmlich die Studentenschaft veranstaltet, ist der Herausgeber des Fädreland, C. Ploug, der regelmäßige Festredner. Während Ole Bull also seine weltberühmte Geige holen ließ, um sich für die Einladung als Ehrengast erkenntlich zu beweisen, variirte Ploug sein altes Lieblingsthema zum hundertsten Male, aber nicht ohne abermals zu fesseln und anzuregen. Die Wiedergewinnung Nordschleswigs war das neue Element, welches er diesmal mit erfolgsicherer Geschicklichkeit einfügte. Er verspottete diejenigen, welche, auf die Autorität der Kölnischen Zeitung bauend, von Deutschland erwarteten, es werde in sich gehen und das geraubte ungerechte Gut reuig zurückerstatten; aber nicht weniger lachte er auch derjenigen, welche glaubten, daß der große Mann, der sich zum Träger des Nationalitätsprincips aufgeworfen habe, demnächst auf die Karte schlagen werde, daß es durch ganz Europa widerhalle, und sagen: „Gebt Venetien an Italien und Schleswig an Dänemark zurück, oder ihr bekommt es mit mir zu thun!" Der Weg nach Flensburg und der Schlei — als der den dänischen Patrioten genehmen nationalen Theilungslinie — führt Ploug zufolge nicht über Berlin, auch nicht über Paris, sondern über Stockholm und Christiania. Das Mittel der Wiedergewinnung sei die skandinavische Einheit, deren Werth, umgekehrt, für Dänemark hauptsächlich in der damit gegebenen Möglichkeit dieser Wiedervereinigung mit den getrennten Brüdern bestehe. Ploug hob dann noch einmal hervor, was Fädrelandet schon wiederholt ausgeführt hat, daß die leitende Rolle in dem Unternehmen sowohl wie demnächst in dem fertigen Bunde, die Initiative wie die Hegemonie Schweden gebühre, und daß Dänemark sich jetzt sogar mit dem dritten Platze zu begnügen haben werde — alles natürlich unter der Bedingung, daß Schweden in Nordschleswig seine Ehre ebenfalls als verpfändet erkennt, es Deutschland nicht definitiv überläßt. Die Schweden haben es indeß als gute Politiker bisher vermieden, sich über diesen verfänglichen Punkt irgendwie verpflichtend zu äußern. König Karl der Fünfzehnte war allerdings bereit, dem König von Dänemark gegen den Abschluß eines Haus- und Bundesvertrags im skandinavischen Sinne das dänische Schleswig zu garantiren; aber das war, bevor dieser es endgiltig und vertragsmäßig eingebüßt hatte, vor dem Wiederausbruch des Krieges von 1864.

Digitized by Google

Während in Kopenhagen die Studenten tafelten, war in Stockholm und Christiania dasselbe Fest durch den seit dem vorigen Winter bestehenden Nordischen Nationalverein veranstaltet worden, und Begrüßungstelegramme flogen herüber und hinüber. Es lag dem dänischen Festredner also nahe, darüber Auskunft zu geben, warum denn in Dänemark dieser nationale Baum, der doch den ganzen Norden zu überschatten bestimmt sei, noch immer nicht gepflanzt worden, und ob es dazu nicht nachgrade Zeit werde? Ploug erklärte hierauf, weder Ja noch Nein sagen zu können, — eine etwas sonderbare Antwort für einen Volksredner, welche die Neugierde nach seiner eigentlichen Meinung nur stärker reizen kann. Vielleicht liefert eine andere im Lauf der Rede gefallene Bemerkung den Schlüssel. Der Skandinavismus, sagte er nämlich, berge nur in dem einen Falle die von den Gegnern behauptete Gefahr für das Vaterland in sich, daß er in Kopenhagen und auf den Inseln stark um sich greife, auf dem Festland hingegen nicht. Er fügte allerdings hinzu, ihm scheine diese Gefahr nicht vorhanden. Aber wenn man bedenkt, daß das gegenwärtige innere politische Leben Dänemarks in dem Gegensatz zwischen Kopenhagen und dem platten Lande, oder was dasselbe ist, in dem Kampf zwischen der alten liberal-patriotischen Partei einerseits und den „Bauernfreunden" sammt dem Hofadel andrerseits völlig aufgeht, wenn man dazu das vielsagende Stillschweigen dieser Landpartei seit dem Kriege hält, in Bezug auf alles, was den Skandinavismus angeht, sowie die natürliche Unempfänglichkeit des hinter ihr stehenden Bauernstandes für Fragen der großen und auswärtigen Politik, — so möchte man doch annehmen, Ploug trage mehr Zuversicht zur Schau, als er in Wahrheit empfinde, und der Anschluß an den Nordischen Nationalverein sei bisher in Kopenhagen eben deswegen nicht erfolgt, damit die laugewordenen einstigen Bekenner und die stillen Widersacher der skandinavischen Idee in Jütland sich nicht herausgefordert fühlten, ihre Gegenmeinungen ebenfalls in einem förmlichen Parteiprogramm auszuprägen. Dieses würde der Hof ohne Zweifel alsbald mit ungefähr derselben Wärme zu dem seinigen machen, wie sie der welfische Hof in der Bekämpfung grassirender „Schlucker"-Tendenzen entwickelt, und das Ergebniß könnte dann allerdings zum mindesten eine tiefe Kluft zwischen Jütland und den Inseln sein — eine Kluft, welche dereinst in ein politisches Auseinanderfallen nach Süden und nach Norden hin zu endigen drohte.

In Christiania war unter den Tafelreden desselben festlichen Tages auch eine auf die Wiedervereinigung der „Südjüten", d. h. der Schleswiger mit Dänemark. In Stockholm wurde kein solches Hoch ausgebracht. Dagegen fehlte es nicht an einem Redner, der sich in Invectiven gegen die deutsche Nation dem Dänen Ploug ebenbürtig an die Seite stellte. Es war, merkwürdig genug, der königliche Secretär P. R. Tersmeden. Seine Rede hatte die Nationalitätsbewegung unsrer Zeit zum Gegenstande und hob hervor, wie sich

Digitized by Google

der äußerste Norden und der äußerste Süden Europas darin begegneten, daß sie — d. h. Skandinavien und Italien — die nationale Einheit auf dem Wege der Freiheit suchten. Allenthalben anderswo dagegen, mit Ausnahme des politisch und geographisch gleich isolirten Englands, scheine man die Einheit um einen viel höheren Preis einhandeln zu wollen, als sie werth sei, nämlich um den Verlust der Freiheit und inneren Selbständigkeit. „Und das gilt," sagt der königliche Secretär Tersmeden, „nicht blos von den rein absolutistischen Reichen, sondern in vollem Maße auch vom heutigen Deutschland. Man will dort mehr als früher die Einheit, aber Einheit von einer ganz seltsamen Art, nämlich preußische Einheit — eine Einheit in Form, Farbe und Zuschnitt rein, ungemischt preußisch. So weit scheint es gekommen zu sein mit dem uralten, viel besungenen Germanien Hermanns des Befreiers, mit eines Fichtes, eines Arndts Vaterland." Dieser Wehklage in Odins Hain liegt theils eine sehr unzulängliche Beobachtung zu Grunde, die das deutsche Volk, ohne es zu wollen, fast schmeichelhafter beurtheilt als gerechtfertigt ist, — theils aber auch jene sonderbare Auffassung von Preußen als einer Art gemäßigten Rußlands, welche im Norden Europas überhaupt herumspukt, zumal seit die Dänen die Verbreitung dieses Gespensterglaubens in ihrem Interesse gefunden haben. Würde der königliche Secretär Tersmeden denn auch so viel dagegen einzuwenden haben, wenn Skandinavien, statt des nothgedrungen zunächst projectirten Bundesstaats, „in Form, Farbe und Zuschnitt" eine „rein, ungemischt schwedische Einheit" annähme und der strafferen Zusammenfassung seiner Kräfte nach außen hin wenn auch nicht die Freiheit, so doch einige kleine Stücke innerer Selbständigkeit opferte? Hat doch auch Italien, Skandinaviens vielbelobtes Vorbild, der Einheit nicht wenig innere Selbständigkeit geopfert! und geht doch keines deutschen Patrioten Wunsch über das Maß von Einheit hinaus, welches er in Italien seit sechs Jahren glücklich verwirklicht sieht. Unser schwedischer Ankläger sollte sich die Programme unsrer nationalen Parteien, und was mehr bedeutet, deren tägliche politische Action in Preußen sowohl als in den übrigen Einzelstaaten doch erst etwas näher ansehen, bevor er die Manen Hermanns, Fichtes und Arndts gegen ihre vermeintlich entarteten Söhne heraufbeschwöre. Mit der eiteln Einbildung, „die älteste hoch- und freigeborne Familie unter den Nationen Europas" zu sein, werden die drei nordischen Völker ihre Zukunft, auf die jener leichtsinnige Redner sein Glas leerte, noch lange nicht glücklich gestalten, sondern lediglich mit rechtzeitiger Erkenntniß der Nothwendigkeit, sich gegen Rußlands drohende Last und Wucht auf das sich verjüngende, von Preußen geführte und vertretene Deutschland zu stützen und den selbstverständlichen Preis, die heutige deutsch-dänische Grenze zu respectiren.

Im Uebrigen ist die skandinavische Einheitsbewegung mit diesem Winter über das Bereich der patriotischen Wünsche, Reden und Artikel hinaus in das

Digitized by Google

der Gesetzgebung vorgerückt. Schon befaßt sich der schwedische Reichstag, wiewohl seiner im December beschlossenen Reform noch nicht unterworfen, mit Anträgen auf Einräumung voller Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, letztere auch auf die sogenannten freien Künste oder wissenschaftlichen Berufszweige und auf das Schifffahrtsgewerbe erstreckt, an die Bewohner Norwegens und Dänemarks. Der norwegische Storthing, der unlängst nicht die verfassungsmäßige Zweidrittelmehrheit aufzubringen vermochte für jährliche statt der dreijährigen Storthings, wird doch voraussichtlich den Anträgen zustimmen, welche eine gemeinsame Verfolgung des Nachdrucks durch ganz Skandinavien, die Aussetzung von Stipendien für norwegische Jünglinge, welche in Upsala, Lund oder Kopenhagen studiren wollen, und die auf Gegenseitigkeit beruhende Vollstreckbarkeit der in Schweden und in Dänemark gefällten Gerichtsurtheile bezwecken. In Kopenhagen stoßen alle diese Bestrebungen natürlich auf denselben tendenziösen Widerstand, den der deutsch-französische Handelsvertrag jahrelang bei Bayern und Würtemberg, der deutsch-italienische ganz neuerlich bei Hannover fand. Allein ganz kann man sich in jenem Falle so wenig als in diesem der in dem Einheitsdrange liegenden Vernunft entziehen, und so rückt der skandinavische Gedanke immerhin auf diesem praktischen Wege unaufhörlich vorwärts. Man hat denselben dort viel später betreten als wir, aber man wird uns bald überflügeln, da man es nur mit einem einzelnen abgeneigten Hof zu thun hat, wir mit ihrer zwanzig und einigen.

Literatur.

Carl Julius Bergius, Grundsätze der Finanzwissenschaft mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat. Berlin, Guttentag, 1865. 511 S.

Ein Mann aus der guten alten preußischen Schule der Kraus, Krug und Hoffmann, übrigens allen, welche sich um Volks- und Staatswirthschaft Preußens einigermaßen eingehend bekümmert haben, durch eine Reihe verdienstvoller Schriften längst bekannt, legt hier eine Ausarbeitung seiner an der breslauer Universität gehaltnen Vorlesungen über Finanzwissenschaft vor. Ein System im strengen Sinne des Wortes ist das Buch nicht; denn obwohl es sich über alle Theile der Wissenschaft nach einem bestimmten logischen Plane verbreitet, fehlt ihm doch die Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit, die wir, wenigstens in Deutschland, von einem Systeme beanspruchen. Die Darstellung hat nichts Schulmäßiges und erinnert in der Zwanglosigkeit, mit welcher sie die einzelnen Gegenstände aneinanderreiht, dann wieder Zusammengehöriges trennt, fremde und eigene Ansichten nebeneinanderstellt, von allgemeinen Untersuchungen zu speciellen historischen und statistischen Mittheilungen und von diesen wieder zu jenen überspringt, bald über ganze Partien kurz hinwegeht, bald sich in Einzelnheiten ausbreitet, vielfach an die Engländer. Daß der Verfasser seinen Weg aus der Praxis zum Katheder gefunden hat, zeigt sich unverkennbar. Ueberall macht sich ein bis zu einem sichern Tact herausgebildetes Ver-

Digitized by Google

ständniß für das, worauf es im Leben hauptsächlich ankommt, geltend, ein Vorzug, den man sich nur durch eine reiche Erfahrung erwirbt. Eine ehrenfeste, rechtschaffene Gesinnung, in sich gefestet durch den Zusammenhang, in welchem sie sich mit der Tradition des altpreußischen Beamtenthums weiß, und ein verständnißvoller Sinn für große Verhältnisse, den die Angehörigkeit an einen wirklichen Staat bewahrt und entfaltet hat, treten an vielen Stellen hervor. Mit diesen Vorzügen stehen aber auch gewisse Schwächen des Buches in enger Verbindung. Hält sich der Verfasser von Haarspaltereien und von theoretischen Düfteleien durchaus fern, so geben andrerseits seine Untersuchungen auch nicht sehr in die Tiefe. Was er z. B. über die allgemeinen Grundsätze der Besteuerung, über die Wirkung der Steuern, über die Wahl zwischen Steuern und Anleihen sagt, kann bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft nur wenig befriedigen. Er führt da an die tieferen Probleme mehr heran, als daß er sie wirklich zu lösen versucht. Auch vermissen wir großentheils den Nachweis, wie die einzelnen finanziellen Einrichtungen durch die politischen, materiellen und Culturverhältnisse bedingt und mit der Veränderung dieser ebenfalls nach Inhalt und Bedeutung verändert worden sind. Namentlich in den Abschnitten über die Regalien und über die Steuern macht sich das sehr fühlbar. — Die Sprache ist überall deutlich und bestimmt; sie läßt keinen Zweifel über das, was der Verfasser meint und will; aber was er meint und will, hält sich eben meistens so im Allgemeinen, daß man nicht sehr weit damit reicht. Endlich scheint uns, daß ihn seine Neigung, sich lieber an das Leben als an die Bücher zu halten, die neuere, namentlich deutsche finanzwissenschaftliche Literatur doch allzuwenig hat berücksichtigen lassen. Von den Fortschritten, die wir Hansen, Roscher, Helferich, Stein, Stock, Dietzel, Wagner, Schmeller, Nesse, Richter, Michaelis u. s. w. verdanken, finden wir fast keine Notiz genommen. Die finanziellen Verhältnisse und Ergebnisse der deutschen Mittelstaaten, die doch manches Interessante darbieten, sind so gut wie ganz bei Seite liegen gelassen. Daß die Unterscheidung von Einnahmen aus Regalien und Gebühren verworfen wird, wird ebenso wenig Billigung verdienen als die Behandlung der Einnahmen aus Salzmonopol, Lotterie und Bank unter den Domänen.

Nach alledem könnte es scheinen, als ob wir dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen könnten, den er selbst nach einer Aeußerung im Vorworte befürchtet, daß wir nämlich seine Arbeit nicht vollständig, systematisch und gelehrt genug fänden. Dies ist indessen nicht unsere Meinung. Nur, glauben wir, wird man unterscheiden müssen, welchem Zwecke das Buch dienen soll. Für jemanden, der noch nichts von Finanzen versteht und für seine Privatstudien ein Werk sucht, das ihm einen möglichst vollständigen und übersichtlichen Einblick in den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gewähren soll, halten wir das Buch allerdings nicht für ausreichend. Dagegen können wir es denen bestens empfehlen, welche bereits Gelegenheit gehabt haben, sich praktisch oder theoretisch mit Finanzen zu beschäftigen. Ihnen wird es als ein Werk willkommen sein, welches sie beim Nachlesen seiner einzelnen Partien vielfach anregen und ihnen mancherlei werthvolles Material namentlich über die preußische und englische Staatswirthschaft, welches sich sonst nur mit Schwierigkeit zusammensuchen läßt, an die Hand geben wird. Hier und da mag freilich ein kleiner Irrthum unterlaufen, wie z. B. S. 63 die wenigstens der neuern Praxis nicht entsprechende Behauptung, daß der englische Premierminister, wenn Mitglied des Unterhauses, zugleich Kanzler der Schatzkammer sei; doch hat das wenig zu sagen. Alles in allem ist es für die angegebnen Zwecke ein gutes Buch, und wer in der Lage ist, sich eine kleinere oder größere finanzielle Bibliothek zu halten, wird gut daran thun, es in dieselbe aufzunehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Benedix, Rod., Bilder aus dem Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.
Beta, H., Deutsche Früchte aus England. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 2⅓ Thlr.
Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse. 2 Bde. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1 Thlr.
Gayette, Jeane Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Genast, Wilhelm, Das hohe Haus. 4 Bde. 4 Thlr.
Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 1⅔ Thlr.
Großmann, A., Wahn und Wahrheit. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Gundling, Julius, Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1⅓ Thlr. — Fes und Tschako. Soldatengeschichten. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Pêle-mêle. 3 Bde. 4 Thlr.
Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1⅓ Thlr.
Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. 1⅓ Thlr.
Hemsen, Theodor, Die Czarentochter. 4 Bde. 4⅔ Thlr.
Herbert, Lucian, Louis Napoleon. 2. Volksausgabe. Roman und Geschichte in 5 Bdn. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bände à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Victor Emanuel. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Napoleon III. und sein Hof. 1⅓ Thlr. — Neue Anekdoten aus dem Leben Napoleon III. 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. Roman u. Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. Federzeichnungen. 1⅔ Thlr. — Zwischen Leben und Sterben. 1⅓ Thlr. — Die todte Hand. 4 Bde. 5 Thlr.
Katsch, Ad., Vitibuck. 3 Bde. 3½ Thlr.
Kessel, C. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. 1 Thlr.
Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 3½ Thlr. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 1⅓ Thlr. — Die Sansara. T. A. 4 Bde. 2⅔ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅓ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 1 Thlr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Mende, Fritz, Politische Sünden. 1⅓ Thlr.
Mergenthein, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.
Mühlbach, Louise, Erzherzog Johann und seine Zeit. 2. ill. Aufl. 4 Abth. à 3 Bde. 6 Thlr.
Pichler, Louise, Bei Lampen- und Sternenschein. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr. — Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr.
Schirmer, Adolph, Lütt Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr.
Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 3. Volksausgabe. 24 Ngr.
Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 2 Thlr.
Stein, Paul, Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 4 Thlr. — Leopold's Irrfahrten. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.
Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr.
Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.
Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagog. Roman. 1⅓ Thlr.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 8.

Ausgegeben am 16. Februar 1866.

Inhalt:

Eine Freskocomposition Ludwig Richters . . . . . Seite 281
Die Mäßigkeitssache 288
Der Landesvater im vorigen Jahrhundert 295
Ein Missionär in Indien. 2. 307
Auch eine Ehrenrettung 316

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Eine Freskocomposition Ludwig Richters.

Während wir der Oelmalerei jeden Stoff und jede Vortragsweise freigeben, verbindet sich uns mit der Bezeichnung „al fresco“ ganz von selbst die Vorstellung von monumentalem Gehalt und monumentalem Stil, und selbst anderen Kunstgattungen hat die Malerei dies Wort zu diesem Sinne leihen müssen. Vielleicht zu allerletzt von allen lebenden Meistern wird man an Ludwig Richter denken, wenn von Freskostil die Rede ist, ja es möchte nicht wenige Canonisten geben, welche von vornherein die Kleinmanier dieses Meisters und das Fresko für unvereinbare Gegensätze erklären. Gleichwohl haben sich nun diese Beiden mit einander verbunden, und ist es ein Bastard, was daraus hervorgegangen, so kann man doch den Fehltritt nicht ungeschehen wünschen, da der Erfolg davon so anmuthig ist. So hat der Meister seine Art und Natur verleugnet? Keineswegs. Die Cartons des Freskowerkes, über welches wir berichten wollen, darf man nur verjüngen, so gleichen sie aufs Haar jenen lieblichen, anspruchslosen Holzschnittbildchen, die in so einzig poetischer Weise die stillen Stunden unseres Volkes, seine süßen Erinnerungen und die unvergänglichen Träume darstellen, in denen wir alle glücklich sind; die des Menschen Thun und Treiben an dem Punkte erfassen, wo er mit der lieben Natur noch innig verschwistert lebt, mit Bach und Baum und Blume, mit Hund und Katze, mit Engeln und Erdgeistern sich versteht und in genügsamer Selbstbeschränkung so durchaus glücklich, so durchaus zufrieden ist. Ganz aus diesem engbegrenzten und doch so unerschöpflichen Ideenkreise hat der stille, treue Maler der Heimath auch den Stoff zu diesen Fresken gegriffen, ja er hat sie in derselben Größe gezeichnet wie seine anderen Sachen — sie sind erst durch andere Hand vergrößert worden — und etliches davon unter die Blätter seiner neusten Hefte gemischt, gegen die es weder durch die Bedeutung des Gegenstandes noch durch Größe der Behandlung absticht.

Die Fresken, von denen wir reden, bedecken die Außenwände der Villa Feodora zu Bad Liebenstein am thüringer Walde, die der Erbprinz Georg von Meiningen vor einigen Jahren im Schweizerstile hat erbauen lassen. Die

Digitized by Google

Brüder Heinrich und August Spieß aus München — von denen der eine an der Ausführung der Wartburgfresken betheiligt war, und die zusammen, wenn wir nicht irren, den Zwischenvorhang des münchner Actientheaters malten — haben dieselben nach Richters Handzeichnungen ins Große gebracht und im letzten Sommer nach eigenen Farbenskizzen al fresco ausgeführt. Auf der Wand der Façade gab es fünf durch Fenster und Thür getrennte schmalere Räume auszufüllen; auf den beiden Seitenwänden war je ein ziemlich langes Feld für ein Bild freigelassen. Die Felder der vorderen Wand benutzte Richter zur Darstellung der vier Jahreszeiten, die er dann, repräsentirt durch die Gestalten von vier Kinder-Engeln, noch einmal auf der fünften, mittleren, Fläche in ansprechender Verbindung vorführte. Die einfache Vorstellung ist auf einfache Weise durch Zusammenstellung von je zwei Figuren zum Ausdruck gebracht, eines Kindes und eines Erwachsenen, welche letztere durch von Bild zu Bild höher gegriffenes Alter den Fortschritt des Jahres und des Lebens ausspricht. Eine junge sinnende Kranzwinderin unter blühendem Rosenstrauch, ihr zu Füßen ein Kindchen, das an den bunten Blumen sich erfreut, die es pflückt; eine schöne rüstige Mutter, mit ihrem Knaben von der Feldarbeit heimkehrend, sie eine Garbe auf dem Haupte, er einen Strauß Feldblumen im Trinkkruge; ein Vater, der Obst bricht, von dem er dem Kinde mittheilt; eine Großmutter, die unter dem Weihnachtsbaum der Enkelin Märchen erzählt: das sind die Motive. Auf dem mittleren Bilde giebt ein Baum, an dem ein mächtiger, erst noch zu vollendender Blumen- und Fruchtkranz hängt, den Vereinigungspunkt für die vier Kindergestalten ab. Alle fünf Bilder, ohne Hintergrund und Einfassung auf die weiße Fläche gemalt, sind in der Weise zusammencomponirt, daß sie von den beiden äußersten an nach dem mittleren zu ein wenig massiger und höher werden.

Die Flächen der Seitenwände sind von verschiedener Länge. Die längere theilte Richter für zwei Bilder ein, die er auf eine sinnige und anmuthige Weise unter sich verband. Auf dem einen sehen wir in einer Bauernstube die Kinder des Hauses mit Hund und Katze begehrlich um den Tisch versammelt, an welchem die Mutter, unterstützt durch eine ältere Tochter, das Vesperbrod bereitet und austheilt; das andere führt uns, in einer späteren Stunde, unter den freien Himmel und zeigt uns den von der Arbeit zurückkehrenden Vater, von Mutter und Kindern in Empfang genommen und mit einem Labetrunke begrüßt. Die Verbindung beider Bilder, des Draußen und des Drinnen, wird durch die Hausthüre hergestellt; vor welcher zwei Engel und ein Hund Wache halten. Die Engel — größere Gestalten im Chorknabengewande — sind im Begriff, den Tag und die Arbeit zur Ruhe zu singen; sie legen ihren Segen auf die Schwelle, und nur so friedliche Gäste, als Schwalben, Tauben und Rothkehlchen sind, dürfen ihr noch nahen. Unberufenen verkündet die Ueber-

Digitized by Google

schrift der Hundehütte neben der Thür unzweideutig, was sie zu erwarten haben. „Ich beiße", sagt sie kurz und bündig. Und die Augen ihres Besitzers verfolgen uns, wir mögen treten, wohin wir wollen. Aber freilich, wer sich auf Hundegesichter versteht, der weiß, daß dieses hier die feindselige Drohung Lügen straft und nichts anderes sagt, als: „ich lecke" — und solch ein stillbeschaulicher Physiognomiker minorum gentium mag ja immerhin zu dieser Stätte des Friedens Zutritt haben. „Pax Vobiscum!" — wie an der Hausthür zu lesen steht — das ist das Motto dieser freundlichen Gruppe.

Ist auf dieser Wand das Leben des Werkeltags geschildert, so zeigt uns die dritte eine Sonntagsscene. Ein alter Fiedler — mit seinem Hunde — ist gekommen und geigt den Kindern — mit ihrem Hunde — zum Ringeltanz. Die Eltern mit dem eifrig zappelnden Kleinsten, die Großmutter sehen zu. Das ist alles.

Die Bilder sind so reizend gemalt, wie sie lieblich erfunden sind. Eine unbedeutende Aufgabe war es nicht, sie zu malen. Es war nicht leicht, so duftige zarte Bilder mit ihren vielen bedeutsamen Kleinigkeiten, ihrem stimmungsvollen Hintergrunde in die Sprache des Fresko zu übersetzen; nicht leicht, sie so lustig, zierlich und poetisch zu erhalten, wie deutlich und auf eine ziemliche Entfernung leserlich zu machen, und es bedurfte dazu einer vollendeten Technik und der feinsten Wägungen und Messungen eines entwickelten Farbensinnes. Aber die Brüder Spieß entledigten sich ihrer Aufgabe mit einer Geschicklichkeit, mit einer so hingebenden und man möchte sagen mitschaffenden Liebe, daß nun das Ganze wie das harmonische Werk einer und derselben Hand den Beschauer erfreut.

Mit der Vollendung dieser Bilder hat das Fresko seine Grenzsteine weit in fremdes Gebiet hineingerückt. In geographischem wie im übertragenen Sinne. Es hat bisher so weit in den Norden hinein seine Werke nicht unter freien Himmel gestellt. Hier ist nur ein Versuch gemacht, und die Zeit wird ihn freilich erst bewähren müssen. Aber man hat solche Vorsicht dabei aufgeboten, daß Sachverständige ihn von vornherein für gelungen halten. Man hat das Gemäuer — und dies ist die Hauptsache — völlig reif werden, den Anwurf von sehr geschickter Hand ausführen lassen; man hat den zum Mörtel zu verwendenden Sand sorgfältig in Betreff der Form seiner Körner untersucht, weil die eine Art weniger leicht als die andere von der getrockneten Fläche abspringt; man hat endlich durch breite Vordächer die Bilder gegen den einzigen atmosphärischen Feind geschützt, den sie eigentlich haben, den Hagel. Sie werden also voraussichtlich von mancher Generation dort gesehen werden.

Ob auch mit Freude und Wohlbehagen? Es ist freilich auch eine neue Welt der Stoffe und Ideen, in welche das Fresko mit diesem Werke einen kecken Eroberungszug gemacht und ohne schwere Rüstung, in leichtem, luftigem

Digitized by Google

Gewande gemacht hat. Und gewiß, im fremden Lande hat es seine feierlichen Manieren ein wenig abgelegt. Aber kein Verständiger wird im Genusse sich durch die Frage stören lassen, ob diese Fresken auch stilvoll sind, nämlich stilvoll in dem engbegrenzten Sinn, auf welchen man heutzutage das Wort einzuschränken liebt, indem man Stoff und Form nicht gehörig scheidet, und in welchem strenge Theoretiker diese Eigenschaft für das Fresko unbedingt fordern. Nein, in dem Sinne stilvoll sind sie nicht. Aber wer eingesehn hat, daß es nicht ausschließlich bestimmte Stoffe sind, welche stilisirt werden können und müssen, sondern daß jeder Gegenstand dies erträgt und jeder es fordert, sobald er künstlerisch verwandt werden will; daß aber der Stil sich mit dem Stoffe zu ändern hat und daß in der Reihe der Idealitäten, in deren Zusammenwirken die Stilisirung sich vollzieht, an erster Stelle die Harmonie des Schmuckes mit dem zu schmückenden Raume steht: der wird diese Fresken sehr wohl stilisirt finden. An ein Landhaus malt man weder Schlachten noch jüngste Gerichte, und ein Bauer braucht nicht durchaus so elastisch auszuschreiten wie der Apoll von Belvedere. Aber jetzt, wo man eine richtersche Composition im Großen vor sich sieht, wird man erst recht gewahr, wie edel die Zeichnung, wie rhythmisch der Gliederbau, wie melodisch der Faltenwurf ist; wie schön die dargestellten Dinge unter sich zusammenstimmen und wie kräftig das Ganze durch geschmackvolle Compositionslinien und durch das wohlempfundene Gesetz von Gewicht und Gegengewicht beherrscht und zusammengehalten wird.

So sorgfältig sich Maler wie Zeichner die Bauern und die Tracht der liebensteiner Gegend, die landschaftlichen Linien, den Baumschlag angesehen und so gut sie ihre Studien verwandt haben, so dürfte man denn doch in der Wirklichkeit dort zu Lande vergeblich nach einer so lieblichen Beeperbrodvertheilung, einem so poetischen Abendempfange, einem so reizenden Kindertanze suchen, wie dergleichen hier nun zu sehen ist. Aber grade so viel realen Lebens ist den Gestalten im Bild gelieben, um sie dem Beschauer aus der Menge verwandt und sie wahrhaft volksthümlich zu machen. Darüber hinaus haben sie noch ein Anderes, ein Fremdes an sich, das sie weit über ihn stellt, aber dem eine geheime, emportragende, mit sich ziehende Gewalt inne wohnt. So wird denn der Beschauer, der seine eigene Art im Bilde dargestellt sieht, zwar das Gefühl haben: Das ist doch Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein! und er wird um der Aehnlichkeit willen interessirt sein, aber es mag ihm auch die dunkle Empfindung kommen, daß es doch eine schöne Sache wäre, wenn er sein eigen Fleisch und Blut so artig zu führen verstände. Und dergleichen Bewandtniß hat es ja überhaupt mit dem künstlerischen Eindruck. Zuerst etwas Fremdes, Vornehmes, Ablehnendes, das die Vertraulichkeit nicht aufkommen läßt, ein Etwas, das zu uns sagt: Geh hin, lege den Werkeltagsmenschen ab, such deine guten Gedanken zusammen, besinne dich auf deine

Digitized by Google

besseren Stunden und komm wieder! Und dann, wenn der innere Aufschwung und die Reinigung erfolgt ist, süßes Gefühl der Verwandtschaft und die frohe Entdeckung, das Kunstwerk verkläre nur das eigne bessere Selbst mit seinen Idealen, das heißt, es hebe sie mächtig aus dem Wust des Gleichgiltigen heraus und stelle sie rein und kräftig ausgesprochen hin. Das Kunstgebilde lehnt im Genießenden die gemeine Wirklichkeit ab und verlangt den erhöheten Zustand; stilisirt wie es ist, fordert es, daß wir uns selber stilisiren, nämlich Fühlung an das Ideal nehmen. Ein Werk, dem diese eigenthümliche Verbindung von lebendiger Naturwahrheit und übergehauchter Fremdartigkeit fehlt, ist schlechterdings kein Kunstwerk und kann einen Werth höchstens durch belehrende Eigenschaften oder durch stoffliches Interesse haben. Jedermann fühlt sofort, wie wenig dieses und wie sehr jenes auf die richterschen Bilder paßt, in wie hohem Maße sie jene poetische aus einer Stufenfolge verschiedener Formulirungen sich zusammensetzende Differenz zwischen Urbild und Abbild aufweisen, als welche der Stil sich fühlbar macht. Die großen Stoffe freilich läßt Richter unberührt, aber auch die kleinen ertragen, wie er sie behandelt, die anspruchsvollere Oeffentlichkeit, die man ihnen jetzt gegeben hat. Ja sie scheinen recht dafür gemacht. Bedenkt man, daß die richterschen Compositionen für das allgemeinste Verständniß gedacht sind, so ist es am Ende kein eigensinniger Gedanke, zu sagen, daß grade sie sich für die leserlichgrobe Schrift des Freeko eignen, die für jeden geschrieben wird und die auch ein ungeübtes Auge zu lesen vermag.

Natürlich denken wir dabei nicht an die Sphäre des höheren geistigen, des staatlichen oder des öffentlichen religiösen Lebens. Den großen Zwecken großartiger Gebäude gebührt auch der imposante Stoff und der erhabene Stil. Aber an das Wohnhaus denken wir, an das Haus des Reichen, der wohlmeinend genug ist, auch den Umwohnenden freundlich erheiternden Anblick zu gönnen. Und recht lebhaft wünschen wir, daß das Beispiel, von dem wir in diesen Blättern Kunde gegeben haben, reiche Nachfolge finde. Vielleicht dient es, indem wir zur Nachahmung auffordern, mit zwei Worten auch eine Vorstellung von dem übrigen Schmucke des Hauses zu geben und wie Eins mit dem Andern in erfreuliche Uebereinstimmung gebracht ist. Das Erdgeschoß der Villa Feodora ist ganz mit mannigfaltigem sorgfältig gepflegtem Rankengewächs umhüllt, dessen oberste Schößlinge schon eine Gallerie erreicht haben, welche drei Seiten des Hauses umläuft. Unter blühenden Akazien, zwischen Rosenbeeten oder Gebüschen von Rhododendron stehend oder in luftiger Veranda lustwandelnd sieht man über den Bord der Gallerie hinweg die farbenglühenden Bilder. Den Rest der weißen Wand schmücken etliche Scheiben, die nach tiroler Art mit Jagdstücken bemalt sind. An einem Seitenvorsprunge des Hauses aber ist unter einem kleinen Baldachin die in Holz geschnitzte, in lebhafte Farben ge-

Digitized by Google

setzte, überlebensgroße Figur des heiligen Georg (nach einem mittelalterlichen in Venedig befindlichen Muster) angebracht. Es entspricht derselben die Gestalt des heiligen Florian, welche das überaus malerische Küchenhäuschen ziert. Beide Figuren sind Arbeiten des Bildschnitzers Klotz, den der Erbprinz zur Gründung einer Bildschnitzerschule von Tirol nach Sonneberg berufen hat. Das Ganze ist, wie man erkennt, die veredelnde und mit freiem Geschmack ausgeführte Nachahmung verzierter Bauten der Art, wie man sie in den Alpen findet.

Uns dünkt, daß dem Zusammenwirken des Architekten, des Malers und des Bildhauers, wie Schinkel es für den Prachtbau forderte und begründete, auch für den Privatbau eine Zukunft blühe. Hoffen wir wenigstens, daß die Zeit vorüber ist, in welcher das Haus nur zur ungesellschaftlichen Abschließung des privaten Lebens diente, alles Schöne ins Innere verlegt wurde und die barbarische, form- und schmucklose Außenseite den von der Allgemeinheit abgekehrten troglodytischen Sinn seines Bewohners bekundete. Wie gesellig und wohlthuend dagegen der ältere städtische Bau! Was ist es denn eigentlich, das uns in Städten wie Hildesheim, Braunschweig, Nürnberg, Landshut so fröhlich anheimelt und uns sofort das beklemmende Gefühl der Vereinsamung nimmt? Es ist der gesellige Charakter ihrer Architektur. Das Ganze ist wie eine gütig geöffnete permanente Kunstausstellung, nicht aus tausend Verstecken in belästigende Enge zusammengeborgt, um uns für einen Tag im Jahre zu übersättigen, sondern organisch geordnet, reichlich mit gesunder Gewöhnlichkeit durchsetzt, sich überall selbst erläuternd. Den Bürgern dieser Städte, wie sie ehedem waren, genügte es nicht, sich und ihre Familien wohnlich unterzubringen, sondern ein kräftiger Trieb zur Oeffentlichkeit ließ sie auch an das Behagen der großen städtischen Familie denken, welcher anzugehören ihnen ein Stolz war. Und so schufen sie, emsig sinnend und reiche Mittel spendend, ein lebendig Individuelles, das sich schön in das lebendige Ganze einfügte. Damals war es vorwiegend der Bildschnitzer, der das Haus verzierte, aber es giebt doch auch Beispiele, wo neben ihm dem Maler Raum gegeben wurde. So steht am Markte zu Hildesheim ein prachtvolles Haus mit kräftig ausladenden Etagen, wo die breiten Schrägungen zwischen den geschnitzten Consolhölzern bis zum höchsten Stocke hinauf mit Oelmalereien bedeckt sind. Es ist nicht zu sagen, einen wie heiteren, fröhlichen Eindruck dieses Haus macht.

Es mag höchst überflüssig scheinen, in einer Zeit, in welcher die neu erwachte Lebenskraft sich zunächst als Lust am Erfinden und Erwerben und an der Massenproduction offenbart, an den gesellig-ästhetischen Sinn der Vorfahren zu erinnern, auf ein zeitgenössisches Beispiel gleicher Tugend aufmerksam zu machen und Nachfolge zu predigen. Aber irren wir nicht, so vollzieht sich grade in denjenigen unserer Städte, welche am meisten auf das Erwerben und

Digitized by Google

Gewinnen geſtellt ſind, nach engliſchem Vorgange eine Wandlung, die einer Veredlung des Hausbaues nicht ungünſtig ſcheint. Es beginnt ſich da — z. B. in Hamburg und Bremen — das Heimweſen vom Geſchäft zu trennen und die Stadt der Speicher und Comptoirs von einer Stadt der Wohnhäuſer umgürtet zu werden. Zeugt dies von Wohlhabenheit und dem Bedürfniſſe ausgedehnterer Räume, ſo iſt damit zugleich wieder die Möglichkeit einer neuen geſchmackvollen Bauart gegeben und, während das in die Häuſerreihe eingeklemmte Bauwerk, mit nur einer ſichtbaren Seite, nur dem Bildhauer Raum bot, dann, ängſtlich überhöht und polizeilich in Reih und Glied eingewieſen und zur Senkrechten verdammt, kaum noch einer Verzierung fähig war, dehnen ſich hier an freiſtehenden Häuſern, welche ihre Lage dem heimlichen Zwange der Mode und der Gewohnheit ohnehin entrückt, dem Maler die wünſchenswertheſten Flächen.

Und wozu müſſen ſie durchaus der Schablone des Töpfers und Stuccateurs ausgeliefert werden? Fehlt es dem Bildhauer, dem Maler an ſchicklichen Motiven zur verzierenden Arbeit? Wem jene Sphäre, aus welcher Richter zumeiſt ſeine Stoffe greift, zu bald erſchöpft ſcheinen ſollte, den wollen wir an einen andern unendlich reichen Schatz mahnen, der noch ſo gut wie unberührt iſt. Das deutſche Märchen, die deutſche Sage ſind faſt blos erſt zu Illuſtrationen verwerthet. Daß das Märchen, allen bekannt und von allen geliebt, von den Malern im Ganzen ſo wenig beachtet wurde, iſt freilich zu verwundern. Minder ſeltſam iſt es, daß die Sage, entweder an die Eigenthümlichkeit örtlicher Verhältniſſe oder an wirkliche Geſchichte ſich anſchließend, der bildenden Kunſt bisher ſo wenig Nahrung gab. Denn die Localſage, die ſich zwar vielfach wiederholt, iſt doch in der Form nicht conſtant, weiſt überall individuelle Züge auf und trifft deshalb nicht auf allgemeines Verſtändniß; die hiſtoriſche Sage, an die Scholle gefeſſelt, iſt freilich eben da bekannt, wo ſie entſtanden, aber eben erſt im Begriff in das gelehrte Wiſſen einzugehen, iſt ſie in die populäre Allgemeinheit noch nicht hinausgedrungen. Nun aber, was ſie dem Oelmaler minder werthvoll erſcheinen ließ, der gern unter Stoffen allgemeinſten Intereſſes ſeine Auswahl hält, das eben macht ſie für unſere Zwecke geeignet. Was ſchickt ſich beſſer ein Haus zu zieren, als das Kinder- und Hausmärchen, das man nicht in der Kirche, nicht in der Schule, nicht auf dem Markte, ſondern nur im Hauſe hört und das ſich ſo innig in unſere Haus- und Kindererinnerungen verwebt? Als die Sage, die dem Boden entſproſſen iſt, auf dem es ſteht? Voll ſind die Städte von ſagendurchwebten Geſchichten, die nur der Stadt Kinder wiſſen und einander erzählen: an jede Kirche, an jedes alte Haus, an jedes Stück Ringmauer knüpfen ſie ſich an, und irgendeine Verbindung findet ſich von jenen Menſchen her, mit deren Namen ſie ſich durchflechten, zu denen, die heute leben. Voll davon ſind Berg und Thal und Wald und, man frage

Digitized by Google

nur nach, kaum ein Dorf mag es geben, wo nicht eine der alten mythologischen Gestalten unter irgendeinem Namen sich heimisch gemacht hätte. Richter hätte reichlichen Stoff gefunden, wenn er die liebensteiner Villa mit den Sagen der Umgegend hätte bemalen wollen. Bei den Grimms und ihren Nachfolgern mag der Maler zu Rathe gehen. Mit den Trachten mag er sich die Geschichte des Bauern und des kleinen Handwerkers holen und verzeichnen. Alle diese tiefsinnigen Geschichten warten nur darauf, dem Munde des Volkes, in dem sie zu ersterben anfangen, entnommen und in lustigen Farben zur Freude kommender Geschlechter zu fröhlicher Auferstehung gebracht zu werden. W. R.

Die Mäßigkeitssache.

Die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung ist bekanntlich auf amerikanischem Boden entstanden: sie gehört zu den Rückerstattungen, mit welchen die neue Welt der alten das auf ihre Erziehung verwendete Capital verzinst und vergütet. Wo hätte sie auch anders erwachsen sollen als auf jener jungfräulichen Erde, auf welcher englische Puritaner, deutsche Pietisten und Communisten eine zweite bessere Heimath fanden, um neben den politischen und socialen auch die sittlichen Ideale ihres Glaubens zu verwirklichen, und wo das trockene, nervenverzehrende Klima ebenso sehr zum Gebrauch berauschender Getränke herausfordert, als es ihn doppelt gefährlich macht? In den Rothhäuten hatte die herrschende weiße Race zudem das abschreckendste Beispiel vor Augen, wohin ungezügelter Branntweingenuß führen könne. Gleich nach der Befreiung vom englischen Joche daher und nach der Constituirung der Republik, begannen sich ernstliche Mäßigkeitsbestrebungen zu regen. Namentlich zeichnete sich der Arzt Dr. Benjamin Rush in Philadelphia durch Eindruck machende Schilderungen von den medicinischen Wirkungen des Schnapses aus. Aber so laut auch solche Stimmen sich erheben mochten, in ihrer Vereinzelung verhallten sie rasch und machten mehr auf das Uebel aufmerksam, als daß sie es schon erfolgreich bekämpften. Die nachhaltiger und einschneidender wirkende Vereinsthätigkeit begann 1813. Zunächst stritt man nur für Mäßigkeit. Bald indessen glaubte man sich zu überzeugen, daß damit dem Feinde nicht ans Leben zu kommen sei; und auf den Betrieb von Justin Edwards, der seine Pfarrstelle

Digitized by Google

aufgegeben hatte, um ganz in den Dienst der Mäßigkeitssache zu treten, wurde von 1826 an die völlige Enthaltsamkeit zum Ziele genommen. Noch aber beschränkte man diese auf die gebrannten Getränke. Es war daher eine weitere Erhöhung des immer noch sehr fernen Ziels, als man auch die gegohrenen, also kurz alle überhaupt berauschenden Getränke zu verbehmen beschloß. Indem sich die Bewegung gleichwohl immer mehr ausbreitete, bekam sie allmälig Einfluß auf die verwaltenden und gesetzgebenden Behörden der Staaten und verwandte diesen dazu, den Spielraum des bekämpften Uebels auch durch gesetzliche und polizeiliche Maßregeln zunehmend einzuengen. Alle Erfolge in dieser Richtung galten ihr jedoch nur als vorläufige und die Stimmung vorbereitende, so lange nicht das gänzliche Verbot des Handels mit Branntwein zum Zwecke des Genusses durchgesetzt war. Dies gelang bekanntlich zuerst 1851 im Staat Maine. Der 2. Juni war der denkwürdige Tag, an welchem das seitdem sogenannte Mainegesetz erlassen wurde, die Beschränkung alles Spiritushandels auf medicinische und gewerbliche Zwecke unter strenger Controle — Dank besonders den energischen Anstrengungen Neal Dows, des Mayors von Portland. Wo von diesem Tage an in Maine noch Branntwein gefunden wurde, floß er, wie am 4. Juli in Bangor zehn Fässer, unerbittlich in die Gosse. Zwar fehlte es nicht an einer leidenschaftlichen Reaction der Schnapsverkäufer und ihres Anhangs; sie zogen sogar Neal Dow unter der fälschlichen Beschuldigung vor Gericht, er selbst gebe sich insgeheim mit Branntweinverkauf ab. Aber noch war die Fluth der gegen den Trunk gerichteten Bewegung im Steigen. Nach einander nahmen dreizehn andre Staaten der Union das Mainegesetz oder ein demselben nachgebildetes gleichartiges Gesetz an: Minnesota, Rhode-Island und Massachusetts im Jahre 1852, Vermont und Michigan 1853, Connecticut 1854, Indiana, Delaware, Iowa, Nebraska, New-York und New-Hampshire 1855. Nur im Staate New-York vermochten die Gegner die angerufene richterliche Gewalt im Jahre 1856 dahin zu bestimmen, daß sie das Gesetz für verfassungswidrig erklärte. Eine weitere Ausdehnung nach Süden hin mußte schon an den Verhältnissen erlahmen, welche die Sklaverei mit sich brachte; den Sklaven Branntwein zu verkaufen war dort ohnedies von jeher sehr erschwert oder verboten. Aber auch das südliche Klima setzt in Amerika, wie in Europa und der ganzen Welt, der Unmäßigkeit im Trinken von selbst gewisse Schranken. Später haben die Donner des Bürgerkrieges den gemessenen Gang der Mäßigkeitsbewegung theils gehemmt, theils wenigstens übertäubt. Wir haben allerdings u. a. noch lesen können, daß Neal Dow an der Spitze eines Regiments von lauter Enthaltsamkeitsmännern den Krieg gegen den aufgestandenen Süden mitgemacht hat. Aber über das Weitere, über die nachhaltigen Wirkungen des Mainegesetzes fehlen uns ebenso noch alle näheren Nachrichten als über die Aussichten auf Wiederbelebung der unterbrochnen Bewegung, wie es denn über-

Digitized by Google

haupt zu beklagen ist, daß diese Agitation durchweg nur enthusiastische Anhänger und fanatische Gegner oder völlig indifferente Zuschauer findet, aber selten oder niemals kaltblütige, unbefangene Kritiker, welche Theilnahme mit wahrer Urtheilsfähigkeit vereinigen.

Nach Europa ist die Bewegung erst seit dem Anfang der dreißiger Jahre gedrungen. Aber obwohl sie damals in Amerika bereits den Charakter der Enthaltsamkeitspredigt angenommen hatte, trat sie hier doch ebenfalls anfangs in der Form der bloßen Mäßigkeitspredigt auf. Als solche bürgerte sie sich im Beginn der dreißiger Jahre in England und Schweden, gegen Ende derselben in Deutschland ein, hier vorzugsweise getragen durch den Pastor Böttcher in Kirchrode bei Hannover. Noch ergriff sie Norwegen und Holland, — wogegen die romanischen und slavischen Länder, ja auch Süddeutschland, die Schweiz und Oestreich wenig oder gar nicht von ihr berührt wurden. Es waren allenthalben größtentheils Geistliche oder religiös gestimmte Laien, welche ihr als Träger dienten. Das Bekenntniß machte dabei nicht, wie Klima und Stamm, einen Unterschied. Mit den Dissidenten und Hochkirchenmännern Englands wetteiferte der berühmte Pater Matthew in Irland, dem man im October 1864 in der Stadt Cork auf öffentlichem Platze eine Denkmal errichtet hat — mit dem Pastor Böttcher und dem Baron Seld, einem rationalistischen und einem orthodoxen deutschen Protestanten, Caplan Seling in Osnabrück und die katholischen Geistlichen Oberschlesiens. Dabei bewährte sich allerdings wieder der alte Erfahrungssatz, daß die katholische Kirche in den Gegenden, wo sie recht heimisch und zu Hause ist, eine ungleich größere Macht über die Gemüther zu entwickeln vermag als die evangelische. Nirgends errang die Enthaltsamkeitsbewegung glänzendere Massenerfolge als in Irland und Oberschlesien: in Irland, wo während Pater Matthews Predigt von 1839 an die Zahl der getrunkenen Gallonen Branntwein beinahe auf die Hälfte und die Zahl der Verbrechen auf wenig über ein Drittel herabsank — und in Oberschlesien, wo nach Lichtmeß 1844 in einem einzigen Jahre über eine halbe Million Männer und Frauen das Gelübde der Enthaltsamkeit ablegte. Der Sieg war glänzend, aber die Eroberung wurde leider nicht behauptet. Ein großer Theil der Bekehrten fiel wieder ab. In beiden Ländern brach nachher auf zwei mißrathene Ernten ein furchtbarer Hungertyphus aus, und selbst ein so ausgemachter Freund der Mäßigkeitssache wie V. A. Huber nimmt an, daß hierzu die plötzliche Entwöhnung so vieler eingefleischter und bereits entnervter Trinker vom Glase das Ihrige beigetragen habe. Dann folgte das Jahr 1848, das in andrer Weise der Agitation verderblich wurde. Theils warfen sich nun viele ihrer eifrigsten Träger in die plötzlich geöffnete politische Arena — u. a. sogar der Baron Seld, der in der zweiten Hälfte des Jahres zu den Führern der fanatisch-royalistischen Bauern in den Umgebungen Berlins gehörte, welche für das nachher einrückende

Digitized by Google

wrangelsche Heer gewissermaßen die moralische Operationsbasis abgaben. Theils kam den Massen die junge Freiheit auch zu plötzlich hereingeschneit, als daß sie nicht sie hätten mannigfach mißverstehen, mit dem Joche des bureaukratischen Despotismus auch das Joch einer vernünftigen Selbstbeherrschung vielfältig hätten abschütteln sollen. Die deutschen Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine gingen demnach bis auf schwächliche Reste zu Grunde, und erst in den letzten Jahren hat hier und da ein noch ziemlich zaghafter Wiederbelebungsversuch stattgefunden.

Kräftiger und in stetigerem Fortschritt hat sich die Bewegung erhalten in den Ländern von gesicherter Freiheit, in England, Holland und Norwegen. In Norwegen, wo sie etwa gleichzeitig wie in Deutschland ihren Anfang nahm und diesen auf einen Candidaten Namens Andresen zurückführt, rühmt sie sich, eine große Umwandlung der Sitten hervorgerufen, die Trunkenheit in Verruf gebracht, den Branntwein aus der Mehrzahl der Bauernhäuser vollständig verbannt zu haben. Die dortigen Träger der Sache fürchten neuerdings sogar nichts mehr als die errungenen Erfolge überschätzt zu sehen, indem der Storthing im Jahre 1863, ihrer Meinung nach zu früh, seinen Beitrag von 2000 Speciesthalern auf die Hälfte herabgesetzt und eine gänzliche Einziehung desselben, als nicht mehr erforderlich, in Aussicht gestellt hat.

Am wichtigsten ist für uns, wie fast in allen socialen Fragen, der Vorgang Englands. Auch dort gerieth die Angelegenheit in ein frisches Fahrwasser, als das Mainegesetz und dessen Adoption durch so viele andre Staatengesetzgebungen in Nordamerika bekannt wurde. Die meisten englischen Mäßigkeitsfreunde verwarfen es als tyrannisch und antienglisch. Andere, denen es recht erschien, gründeten einen neuen großen Verein, die United Kingdom Alliance, und diese überflügelte bald alle älteren. Indessen machte er der vorherrschenden Abneigung gegen die Mainemaßregel das Zugeständniß, daß er 1856 eine sogenannte Permissive Bill, „Erlaubnißgesetz", entwarf, welches die Entscheidung in die localen Kreise zu verlegen bestimmt war, indem es den Gemeinden gestattete, das Feilhalten von berauschenden Getränken zu verbieten, so bald sich zwei Drittel der steuerzahlenden Gemeindegenossen dafür erklärt hätten. Das Gesetz war der Public Health Act und ähnlichen neueren Gesetzen nachgebildet, welche den Gemeinden unter Voraussetzung einer solchen Zweidrittelmehrheit erlauben, ihre Mittel zu bestimmt angeführten gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. Nach achtjähriger Agitation glaubte man weit genug vorgerückt zu sein, um den Gedanken der Permissive-Bill einer ersten parlamentarischen Probe zu unterwerfen. Am 8. Juni 1864 erhob sich im Unterhause Mr. Wilfred Lawson, Mitglied für Carlisle, und brachte mit einer verständigen und wohlbemessenen Rede jenen Entwurf als Antrag ein, gestützt auf 1818 Petitionen mit 337,000 Unterschriften aus allen Theilen des Landes. Der Antrag wurde

Digitized by Google

mit 294 gegen 37 Stimmen abgelehnt — aber das wird bekanntlich in England, wo die Aufhebung der Kornzölle Jahre hindurch auch kein besseres Schicksal hatte, noch lange nicht als entmuthigend angesehen. Unter den Gegnern waren der Minister des Innern, Sir George Grey, Roebuck und Bright. Letztgenannter offenbar getheilten Herzens. Er erklärte sich aus Freihandelsgründen gegen die vorgeschlagene Maßregel, wünschte aber sehr, irgendeiner andern durchgreifenden Maßregel gegen die Trunksucht zustimmen zu können. Ein anderer von den entschiedeneren Liberalen, der jetzige Unterstaatssecretär Forster, sprach auch dagegen, hob aber zu Gunsten des Antrags hervor, daß die arbeitenden Classen — wie sie schon 1834 von der bloßen „Mäßigkeit" zur „Enthaltsamkeit" gedrängt hatten — in großem Umfang dafür seien, und meinte mit Bright, irgendetwas in der angedeuteten Richtung müsse geschehen. Kurz, die Verhandlung ließ den Mäßigkeitsfreunden für die Zukunft immerhin eine vernünftige Hoffnung übrig.

Ein paar hervorragende Mitglieder der englischen Agitation gegen berauschende Getränke hatten im Herbste zuvor an dem festländischen Mäßigkeitscongreß theilgenommen, welcher vom 30. September bis zum 2. October 1863 — zufällig denselben Tagen, an welchen in Frankfurt am Main der deutsche Protestantentag ins Leben gerufen wurde — unter Pastor Böttchers Leitung in Hannover stattfand. Sie waren (wie dieser ihnen versicherte dem bekanntlich in England geborenen König Georg dem Fünften erklären zu wollen) „die Zierde des Congresses". In der That hätte es nicht erst dieser derben Schmeichelei bedurft, um ihr englisches Selbstgefühl der Versammlung gegenüber auf den Gipfel zu treiben. Sie standen da als Männer, welche genau wußten, was sie wollten, und entschlossen waren, darin bis ans Ende auszuharren, unter einem bunten Haufen von Aposteln, welche die Predigt zehn Jahre lang oder länger hatten ruhen lassen, Novizen, denen die Sache noch höchst neu und fremd vorkam, vornehmen Gönnern (darunter die damaligen Minister Windthorst, Hammerstein und Lichtenberg) und einfachen Neugierigen. Der Urheber und Leiter des Congresses, in dem sie die Agitation auf dem Continent verkörpert sehen mußten, präsentirte sich ihnen in der ganzen breiten und saftigen Behaglichkeit, aber auch in der augenfälligen Unzulänglichkeit seines Wesens. Wirkliche Begeisterung und gänzliche Hingebung an die Sache nahmen sie wohl überhaupt kaum wahr; am wenigsten aber in jener handlungsfähigen und des Erfolges sicheren Form ihrer Heimath, bei welcher die innere Gluth nur dazu dient den Arm zu stählen, nicht ihn, wie noch so häufig unter uns, ziellos-unruhig hin und her fackeln zu lassen. Unter den der Versammlung beiwohnenden Deutschen war zwar Pastor Böttcher bei weitem der Beschlagenste, was den gesammten Inhalt der Verhandlungen betraf, aber er begnügte sich, diese Sachkunde und Schlagfertigkeit in unendlichen Reden ausströmen zu lassen, während sich der Beschlußfassungen

Digitized by Google

gewandte Bureaukraten, wie z. B. der Ministerialrath Bucholtz aus Oldenburg oder auch der hannoversche Justizminister Windthorst, bemächtigten. Diese leitende Rolle halb fremder Elemente konnte den Engländern weder gefallen noch imponiren. So traten sie denn auch alsbald aus ihrer Stellung als Ehrengäste heraus, und machten einen verwegenen Versuch, Deutsche und Holländer aus bloßen Feinden des Branntweins zu Tea-Totallers, Nichts-als-Thee-Trinkern oder Feinden aller überhaupt berauschenden Getränke zu machen. Beim ersten Festmahl rümpften sie die Nase, als ihre Tischnachbarn ganz unbefangen Wein zu sich nahmen; beim zweiten hatten sie schon die Genugthuung, daß weit weniger Wein getrunken wurde, und der Minister v. Hammerstein sie ausdrücklich als Tea-Totallers leben ließ. Ein Antrag des Einen von ihnen, den festländischen Mäßigkeitsfreunden die Ausschließung aller überhaupt berauschenden Getränke zur Erwägung anheimzugeben, ging trotz Minister Windthorsts Widerspruch durch, und Pastor Böttcher gelobte ihnen im Privatgespräch, sich die Sache noch einmal zu überlegen und günstigen Falls zu ihren Grundsätzen überzugehen. Um die Naivetät vollzumachen, hat er nachgehends die Berichte, in denen sich die Engländer aller dieser Triumphe über deutsche Unklarheit und Halbheit rühmen, wörtlich und ohne jede Bemerkung in seinen „Mäßigkeitsboten" aufgenommen.

So hat denn der Congreß von 1863 nur bestätigt, was Kenner der betreffenden Persönlichkeiten längst behauptet haben: daß die Leitung der Sache in Deutschland nicht in den rechten Händen ist. Dies muß gelten unbeschadet der nicht geringen Verdienste des Pastor Böttcher. Es sind eben Verdienste des einfachen Streiters, vielleicht des Wachpostens, des Trommelschlägers —, nicht Verdienste des Feldherrn. Für die Führung der Agitation an oberster Stelle, im Mittelpunkt, reichen weder seine geistigen Fähigkeiten und Errungenschaften aus, noch seine sittliche Willenskraft. Man wird dessen oft bis zum Erschrecken inne, wenn man das Organ der Bewegung, den „Mäßigkeitsboten" liest, oder Schriften, welche unter Pastor Böttchers unmittelbarer Aegide erschienen sind, wie die Uebersetzung der „Geschichte des Mainegesetzes" von dem Engländer Lees, ein höchst schülerhaftes Stück Arbeit. Dazu kommt, daß die Kräfte des nicht mehr jungen Mannes nachgrade abnehmen. Er fühlte das selber recht gut, als man auf jenem Congreß von 1863 in ihn drang, bald einen zweiten zu berufen; er lehnte die ehrenvolle Zumuthung wiederholt als sein Vermögen übersteigend ab, und da in der That bis heute keine neue Einladung ausgegangen ist, während man sie doch schon für 1865 erwartete, so müssen seine gerechten Bedenken bei ihm auch wohl schließlich über die verzeihlichen Einflüsterungen des Selbstgefühls den Sieg davongetragen haben. Der Raum wäre also frei für das Eintreten neuer, besser ausgerüsteter Kämpfer in die Schranken.

Digitized by Google

Wir möchten dabei zunächst an den volkswirthschaftlichen Congreß nebst den um ihn sich schaarenden Gesellschaften und Vereinen denken. Zwar scheint die moralische Seite der Sache die ökonomische zu überwiegen; auch hat der evangelische Kirchentag sich ihrer schon einmal mit einem Beschluß angenommen, und V. A. Huber behauptet in der „Concordia" gradezu, sie finde ihre Träger im Grunde nur innerhalb der der innern Mission ergebnen Kreise, stehe bei den Liberalen namentlich durchweg in keinem guten Geruch. Man könnte dies im Wesentlichen zugeben, und müßte doch vielleicht aus der Erfolglosigkeit und dem zunehmenden Absterben der bisherigen Agitation folgern, daß der Geist der innern Mission sich in diesem Falle unzulänglich bewiesen und die Aufgabe folglich an andere Kreise abzugeben habe. Was anders erklärt denn auch die im Lager des Liberalismus herrschende Gleichgiltigkeit gegen die Verwüstungen des Branntweingenusses, als daß man dort bisher an kein gedeihliches Zusammenwirken mit den Trägern der innern Mission auf irgendeinem öffentlichen Gebiet zu glauben vermochte? Werden diese frommen und durchschnittlich ganz wohlmeinenden Männer einmal darauf verzichten, allenthalben im Gefolge des Absolutismus oder wohl gar in dessen Vortrab angetroffen zu werden, so wird sich auch die Stimmung der Liberalen ändern. Man wird dann ihre Vorschläge und Bestrebungen unbefangen würdigen, und wo es irgend thunlich ist, gern mit ihnen Hand in Hand gehen. Mögen sie also zusehen, welche Bundesgenossenschaft ihnen einträglicher zu werden verspricht, die der liberalen Wortführer des Volkes, oder die der absolutistisch gesinnten Regierungen und Kirchengewalten. Wie wenig insbesondere die letzteren in Deutschland der Mäßigkeitssache zugethan sind, geht aus einem vielsagenden Stoßseufzer hervor, der dem Pastor Böttcher auf dem Congresse zu Hannover betreffs des dortigen Consistoriums entschlüpfte — in Hannover, wo doch der König und die Minister das Licht ihrer Gnade von jeher über der Mäßigkeitsbewegung haben leuchten lassen. Aber diesen Kanzel- und Pfründeninhabern ist alle Sittenpredigt zuwider, die nicht in den ihnen untergebnen Kirchen erschallt, und die Rechtgläubigkeit viel wichtiger als die thatsächliche Errettung vom Fluch der Sünde.

Wenn die wirthschaftlichen Vereine Deutschlands der Sache ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollen, so werden sie zunächst natürlich, und vielleicht ausschließlich, die wirthschaftliche Seite derselben ins Auge fassen. Sie werden also z. B. untersuchen, welchen Grad die im Branntweintrinken liegende Verschwendung von nutzbaren Stoffen wie von menschlicher Kraft in Deutschland erreicht hat. Aber schon dabei werden sie sowohl einerseits die eigentlichen Statistiker von Fach, als andrerseits Naturforscher und Aerzte zur Hilfe zu nehmen haben, damit diese den Werth oder Unwerth, den Nutzen und Schaden des Branntweins für den menschlichen Körper zuverlässig feststellen. Demnächst werden sie übergehen zu der kritischen Frage, was gegen das erkannte Uebel nun zu

Digitized by Google

thun sei. Sie werden sich dabei auf einen hinlänglich hohen geschichtlichen Standpunkt erheben, um zu sehen, wie dergleichen Genußmittel im Leben der Völker sich einbürgern und wieder verschwinden, verschwinden mit oder ohne einen gleichartigen aber mildern Ersatz. Sie werden dann die nähere Vergangenheit der civilisirten Nationen prüfen, aus der die Entwicklung des Urtheils über Trunkenheit und Trunksucht und der Uebergang von stärkeren berauschenden Getränken zu schwächern hervorgeht. Sie werden endlich die Frage aufwerfen, ob man dieser Entwicklung des Urtheils und der Sitte vertrauensvoll die zunehmende Erstickung des Uebels anheimstellen, wohl gar schon bestehende Erschwerungen des Spiritushandels wieder aufheben könne, — oder ob umgekehrt die Vernunft an sich, die Erfahrungen, welche andere Länder, namentlich Nordamerika mit einschneidenden gesetzlichen Maßregeln gegen diesen Handel gemacht haben, dazu rathen, desgleichen zu thun. Alle diese wichtigen und nothwendigen Untersuchungen hat unsere deutsche Mäßigkeitsbewegung bisher niemals, oder wenigstens nicht anders als höchst oberflächlich und unbefriedigend angestellt. Eine auf sie gestützte Entscheidung würde die Sache theoretisch mehr klären und praktisch mehr vorwärts bringen, als ein zweites Menschenalter von Agitation von dem früheren Stil.

Der Landesvater im vorigen Jahrhundert.

Man erwarte von der Ueberschrift nicht zu Großes. Keine historische Abhandlung, keine Citation hochseliger Durchlauchten, Hoheiten und Majestäten in Allongeperücken ist beabsichtigt. Unser Landesvater hat zwar mit Potentaten zu thun, ist aber selbst nicht Potentat. Er trägt keine Krone, sondern einen einfachen Hut oder, genauer gesprochen, viele Hüte, er herrscht, aber nur unter Studenten. Es ist, um es kurz zu machen, der alte, allen, die eine Universität frequentirt haben, wohlbekannte Burschenbrauch mit blinkendem Paradeschläger, aufgespießten Farbenmützen und sentimentalen Schwüren für Fürst und Vaterland (jetzt zuweilen ohne Fürst), über den wir im Folgenden ein paar Worte sagen wollen.

Mittelpunkt dieser Feierlichkeit ist das Aufreihen der Kopfbedeckungen auf einen Degen, der singend geleistete Eid, stets auf Ehre halten und ein braver

Digitized by Google

Burſche ſein zu wollen, und das Wiederabnehmen und Wiederaufſetzen der Mützen oder Hüte. Alle dieſe Ceremonien ſind ohne Zweifel alt, möglicherweiſe ſo alt, als die Sitte unſrer Muſenſöhne, ſich zu Landsmannſchaften, Kränzchen, Orden u. d. zuſammenzuthun. Der Hut bedeutete in Studentenverſammlungen wie in Handwerksherbergen den Träger ſelbſt, den Hut bei Berathung oder Gelage aufbehalten zu dürfen, ehrlich, frei und gleichberechtigt ſein. Das Aufſtecken der Hüte auf eine Degenklinge mag eines der vielen Symbole ſein, welche das ſpätmittelalterliche Studentenleben auf die neue Zeit vererbte, es kann aber auch, und dies kommt uns wahrſcheinlicher vor, durch Umbildung einer Logenceremonie entſtanden ſein, und zwar werden wir in dem Act, etwa ſo wie in der „Kette“ der Freimaurer, das Sinnbild der engen Verbundenheit des an der Feier theilnehmenden Kreiſes zu erblicken haben. Eide ferner ſpielten bei allen Handlungen alter Hochſchulen eine Rolle, und ſo fällt nicht auf, daß ſie auch über Gläſern und Flaſchen vorkamen. Das Ordensweſen des achtzehnten Jahrhunderts cultivirte ſie ebenfalls. In unſerm Fall waren ſie urſprünglich und ehe ſie zur bloßen Farce wurden, was ſelbſtverſtändlich bald geſchehen ſein wird, eine neue Weihe des Burſchen für ſtudentiſch ehrenhaftes Leben und deſſen Berechtigungen, deren Beſitznahme durch Wiederbedecken des Hauptes ausgedrückt wurde. Endlich wird bei der Feierlichkeit, von der wir reden, vermuthlich ſchon früh auch ein Lied geſungen worden ſein. Welches, wiſſen wir nicht, nach welcher Melodie, ebenſo wenig. Nur das wiſſen wir, daß die jetzt beim Landesvater üblichen Geſänge ſelbſt in ihrer älteſten Form noch keine hundert Jahre zählen. War vordem ſchon Aehnliches vorhanden, ſo ging es beſtimmt aus einem andern Tone, und keinesfalls miſchte ſich vor dem ſiebenjährigen Kriege irgendwie ein politiſches Element in den Sang der Burſchen.

Der Comment unſrer Studioſen reicht in ſeinen Grundbeſtandtheilen offenbar ziemlich weit zurück. Einige Commerslieder, wie das bekannte, „Ich nehm' mein Gläschen in die Hand“ ſind ſicher, andere, wie die „Saufmeſſe“ wahrſcheinlich ſchon im ſechzehnten Jahrhundert geſungen worden, und das prächtige Zecherlied „Mihi est propositum“ wird ſogar einem oxforder Archidiakonus des elften Säculums, Gualterus de Mapes, zugeſchrieben. Der Text des Landesvaters von heutzutage dagegen iſt nicht viel älter als vierzig Jahre und nichts Anderes, als die Umgeſtaltung einer Gruppe von Liedern, die in der Zeit verfaßt wurden, wo Hölty, die Stolbergs, Gotter, Unzer, vor allen aber Klopſtock die deutſche Harfe ſpielten, nach den Gedanken und Tendenzen der Periode, die mit den Befreiungskriegen ihren Anfang nahm. Klopſtockſche ſtets weihevolle Gefühlsſeligkeit und überſchwängliche, leider nur faſt völlig gegenſtandsloſe Vaterlandsliebe war die Mutter, ein Hauch aus den Maurerlogen, die damals in den Studentenorden vielfach Nachahmung fanden, der Vater unſres Landes-

Digitized by Google

vaters. Als Pathen mögen dazu noch genannt werden die Beliebtheit Josephs des Zweiten unter den Aufgeklärten jener Zeit und der bayrische Erbfolgekrieg.

Vor uns liegt eine literarische Seltenheit, welche sich „Akademisches Liederbuch“ nennt, 1782 zu Dessau und Leipzig in der „Buchhandlung der Gelehrten“ erschienen ist und von einem Ungenannten herrührt, der in Hamburg lebte und allem Anschein nach ein Holsteiner war. Die Sammlung ist „den Lieblingen des Vaterlandes, den Sängern der weisen Freude und fröhlichen Tugend, den Vätern Gleim und Uz, den geweihten Männern Bürger, Claudius, Göckingk, Gotter, Miller, Overbek, F. Stolberg, Unzer, Voß und allen, die deutsche Herzen durch deutsche Lieder bilden“ gewidmet und hat ein Motto aus Klopstock. Als Zweck seines Unternehmens giebt der Herausgeber an „Reform der Gesellschaftslieder“, namentlich aber „Verädlung der akademischen Freuden“, zu deutsch: der Kneipabende und Commerse der Studentenwelt, die bei ihrer damaligen wahrhaft abgründlichen Liederlichkeit und Rohheit allerdings einer Einflößung anständigerer und sanfterer Empfindungen dringend bedurfte. Dieser Zweck wird nur in bescheidenem Maße erreicht worden sein. Nach dem vorgedruckten Subscribentenverzeichniß und nach dem Inhalt einiger Lieder war der Gedanke, ein solches „verädeltes“ Commersbuch zusammenzustellen, fast nur in Holstein und von einigen auf Universitäten des deutschen Binnenlandes studirenden Landsleuten des Herausgebers mit Wohlgefallen begrüßt worden. Die Mehrzahl der Abnehmer sind Angehörige der dänischen Monarchie, 62 allein von ihrer Gesammtzahl, die circa 250 beträgt, fallen auf Kiel. Leipzig ist mit nur einem Namen, Halle und die meisten andern deutschen Universitäten sind gar nicht im Verzeichniß vertreten. Wir werden daher annehmen dürfen, unsre Liedersammlung sei vor allem in Kiel, dann unter den zu Jena und Göttingen zu studentischen Kränzchen vereinigten Holsteinern und Schleswigern in Gebrauch gewesen, was durch jene Lieder, in welchen unter andern Christian der Siebente, der „König auf dänischem Thron“ gefeiert und ein „Vaterlandsgesang“ „Auf des besten Königs Wohl, den wir Dänen ehren“*) angestimmt wird, seine Bestätigung erhält. Ein Theil der hier mitgetheilten Gesänge ging in andere Sammlungen über, das Ganze scheint, da es zur Seltenheit geworden ist, keine weitere Verbreitung gefunden zu haben.

Blättern wir in unserem Commersbuch, welches vielleicht das älteste gedruckte ist, so finden wir zunächst, daß es eine ziemlich gemischte Gesellschaft beherbergt. Nicht, daß es auch unanständige Poesien aufgenommen hätte, wie sie damals wie heute oder noch mehr wie heute in gewissen Kreisen der Studirenden florirten. Im Gegentheil, die Auswahl ist nur zu moralisch und hat namentlich alles Volksliedartige ausgeschlossen — natürlich; denn welcher Liebhaber klopstockscher,

*) Die kieler Studenten fühlten sich damals als Dänen, d. h. als zur dänischen Monarchie Gehörige. Von Schleswig-Holstein war erst vierzig Jahre später wieder die Rede.

Digitized by Google

gleimscher und gottscher Dichtung hätte das naive Volkslied nicht für ein Aschenbrödel geachtet. Was wir meinen ist die Verschiedenheit der einzelnen Stücke nach der Begabung und Tendenz ihrer Autoren. Für gute Gesellschaft hält der Herausgeber, wie die Majorität seiner Lieder zeigt, solche Poesien, die schwärmerische Freundschaft, Naturschwelgerei, enthusiastische Tugendliebe und bardenhafte Begeisterung für Deutschland · Wolkenkukuksheim athmen, sich für weise Mäßigung im Genuß der Lebensfreuden in Stil von Papa Gleim aussprechen und die „Menschenwürde" zu feiern bestrebt sind. Daneben spielen Melodien der Logenorgel in das Concert. Endlich aber befinden sich namentlich unter den Trinklindern auch einige gute derbe Producte, die mit ihrer ehrlichen Sinnlichkeit und aufrichtigen Zecherfreude recht erfreulich von der Süßlichkeit und Nebelhaftigkeit der übrigen abstechen.

Sehen wir uns die Einzelnheiten an, so stoßen wir nach verschiedenen schwachen Leistungen, die mehr nach der Oellampe als dem von ihnen gepriesenen Becher mit Rebensaft duften, auf unser schönes „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher". Dann wieder Mattes und Schales, unter anderm ein Rundgesang „Das Glas der männlichen Kraft und Tugend", dessen erster Vers recht bezeichnend für die vom Herausgeber angestrebte Reform der akademischen Freuden folgendermaßen lautet:

„Nehmt all das Glas und stoßet an!
Das Glas, das Krankheit heilen kann.
Das den, der mäßig es genießt,
Nicht schwelgerisch hinuntergießt,
Zum starken Menschen machen kann."

Man sieht, die in Reime gebrachte Schwindsucht, die eine um so traurigere Figur spielt, als auf sie eine Aufforderung folgt, auf das, „was wir lieben" anzustoßen. Weiter wiederum Besseres, wie Eberts hübsches Lied: „Ich höre gern beim Weine singen, zumal wenn man vom Weine singt", das erwähnte „Mihi est propositum" und Bürgers wohlgelungne Uebersetzung desselben: „Ich will einst bei Ja und Nein". Darauf von neuem trockne pedantische sacht auftretende Vergnügtheit mit langem moralischen Zopf: „Jugendweisheit", „Ermahnung zur weisen Fröhlichkeit", „Ermunterung zur jugendlichen Fröhlichkeit" (die unter gesunden Gesellen überflüssig gewesen wäre), „Ruhelied nach dem Fleiß" und ähnliches Schulmeisterlich-Docirliches, welches wir auf sich beruhen lassen wollen, um Zeit zu einem Blicke in den zweiten Abschnitt der Sammlung zu behalten, der „Vaterlandsgesänge und freundschaftliche Lieder" enthält.

Hier treffen wir zunächst auf Claudius mit dem Weihelied: „Stimmt an mit hellem hohen Klang", in welchem wir den jetzt vergessenen Versen begegnen:

Digitized by Google

„Und unsre Fürsten*) groß und gut!
Und groß und gut die Fürsten!
Uns lieben so wie Joseph**) thut,
Nach deutschem Blut nicht dürsten.

Gut sein! Gut sein! ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der bessre Mann,
Sonst sei der Bessre König."

Dann folgt in einem „Deutschen Vaterlandslied nach Voß" ein mit „Kolbe, Lanz' und Schwert" um sich schlagendes, von „hoher Freiheitsgluth gerötheter" Product, welches mit den ungeheuerlichen Phrasenfittichen, mit denen es aufsliegt, selbst die Phraseurs unsrer heutigen Volksversammlungen weit unter sich läßt. Komisch und charakteristisch ist, daß der Dichter nichts von Friedrich dem Großen, nichts von Roßbach, nur von Höchstedt weiß. Noch komischer, wenn er singt:

„Für uns, für uns wacht Josephs Hand,
Für uns sein Heldenarm.
Er schützt Thuiskons freies Land
Und haßt den Sklavenschwarm.

Für ihn, für seinen Vater wacht
Der freie deutsche Mann;
Mit hohem Muth fleucht er zur Schlacht,
Mit Siegsgefühl hinan."

So gehts gegen die Franzosen, „Hermann und Tell der Schweizerheld" und wieder Kaiser Joseph, „Hermanns freier Enkel Lust" voran, so daß der Kriegszug — das Lied ist jedenfalls während des bayerischen Erbfolgekriegs entstanden — unzweifelhaft gelingen muß. Er gelingt wirklich, und jetzt wirds gelind kannibalisch:

„Auf rothen Wogen wälzt der Rhein
Die Sklavenäser fort,
Und speit sie aus, und schluckt sie ein
Und jauchzt am Ufer fort.

Der Rebenberg am Leichenthal
Tränkt seinen Most mit Blut!
Dann trinken wir beim Freudenmahl
Triumph! Tyrannenblut!"

*) Aus dem Vorhergehenden ist zu suppliren: „sollen sein".

**) Kaiser Joseph der Zweite. Das deutsche Kaiserthum, für welches hier und in den folgenden Liedern geschwärmt wird, war todt, ehe es in aller Form starb, lange vor 1782. Aber unsre Poeten liebten es überhaupt, sich für Schatten zu begeistern.

Digitized by Google

Nr. 3, von Miller, „Auf ihr meine deutschen Brüder" beginnend und nach der Melodie „Kaiser Joseph der soll leben" zu singen, ist von ähnlichem, doch nicht so blutigem Franzosenhaß und ähnlicher Begeisterung für Joseph erfüllt: „Biedermann und deutsch ist er. Hermanns hoher Schatten schwebe waltend um den Enkel her." Zuletzt hat der Dichter zu viel Kraft verbraucht, und so schließt er matt und nicht ohne uns ein Lächeln zu entlocken: „Drum wohlauf! Der Tugend weihe jeder sich, der sie begehrt."

Bei unsern Commersen pflegen drei Lieder gesungen zu werden. Dann folgt der Landesvater als Schluß der Feier. Auch in den Kreisen, in denen dieses Commersbuch gebraucht wurde, kann es so gehalten worden sein, wenigstens steht unmittelbar nach Nr. 3 die Gruppe von Liedern, welche den Landesvater bilden. Das Inhaltsverzeichniß nennt als Verfasser derselben „August Niemann, der Rechte Candidat in Kiel, aus Altona gebürtig". Die Ceremonie aber hatte damals folgenden Verlauf:

Die Studenten, die wir uns nach der Sitte der Zeit glattrasirt, mit Zöpfen oder kleinen Stutzperücken geschmückt, mit dreieckigen Hüten bedeckt, mit langen Schoßwesten, hellfarbigen Röcken, Kniehosen, Strümpfen und Schuhen bekleidet vorzustellen haben, nahmen auf ein Zeichen der Präsiden mit dem Degen die Dreispitze ab und der „Vorsänger" begann „nach bekannter Melodie" (die aber nicht sehr viel älter als der Text sein kann):

„Alles schweige,
Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr!
Horcht! Ich sing das Lied der Lieder!*)
Horcht mir, meine deutschen Brüder!
Hall es wieder, frohes Chor!"

So weit ungefähr wie heute. Dann aber fuhr der Vorsänger fort:

„Josephs Söhne,
Laut ertöne
Unser Vaterlandsgesang!
Den Beglücker deutscher Staaten,
Den Vollender großer Thaten
Preise unser Hochgesang."

worauf der Chor:

„Hab und Leben
Ihm zu geben
Sind wir allzumal bereit.
Stürben gerne jede Stunde;
Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn's das Vaterland gebeut."

*) Die gesperrten Worte bezeichnen die Abweichungen des alten vom jetzigen Texte.

Digitized by Google

Dann wieder der Vorsänger:

„Lied der Lieder
Hall' es wieder:
Groß und deutsch sei unser Muth.
Schaut hier den geweihten Degen,
Thut, wie brave Burschen pflegen
Und durchbohrt den freien Hut.
Joseph lebe!
Ihn erhebe
Jeder brave Landessohn.
Herz und Hand dir, Herr, zu weihen,
Sammlen wir uns hier in Reihen,
Segnen dich auf deutschem Thron."

Nun abermals der Chor:

„Wer's nicht fühlet,
Selbst nicht zielet
Stets nach deutschem Männerwerth,
Soll nicht unsern Kreis entehren,
Soll nicht bei dem Becher schwören,
Nicht entweih'n das deutsche Schwert."

Jetzt wenden sich die Nachbarn der Vorsänger und Präsiden zu diesen, überreichen ihnen einen entblößten Degen und singen:

„Sieh die Becher,
Wackrer Sprecher,
Schäumen, deutschen Saftes voll.
Nimm den Degen in die Linke,
Bohr ihn durch den Hut und trinke
Auf des Landesvaters Wohl."

Nun hebt der Vorsänger den Degen mit der Linken, schwenkt ihn, senkt ihn wieder und singt, während er die drei Mittelfinger der rechten Hand auf die Klinge legt:

„Seht ihn blinken
In der Linken,
Seht den Degen nie entweiht.
Ich durchbohr' den Hut und schwöre
Achten will ich deutsche Ehre
Ueben deutsche Redlichkeit."

Darauf reicht ihm der Nachbar ein Glas und singt ihn mit folgendem Verse an:

„Leer' den Becher,
Junger Zecher,
Trink den Saft der Fröhlichkeit.
Jeder folgt dir deiner Brüder,
Thut auch bei dem Lied der Lieder
Dir als Deutscher brav Bescheid."

Digitized by Google

Und jetzt folgt die Hauptceremonie. Der Vorsänger singt: „Joseph lebe!“ Der ihm zunächst Sitzende folgt mit denselben Worten und der diesem Folgende mit der Zeile: „Leb' Theresiens großer Sohn“, wobei sie nach einander ihre Hüte auf den Degen stecken. Dann singen alle Drei:

„Daß er Herz und Hand dir weihe,
Trat ein jeder in die Reihe
Heil dir, Heil auf Deutschlands Thron!“

Darauf trinken sie, während die Versammlung die drei letzten Zeilen wiederholt, worauf dieselbe Scene so lange wiederspielt, bis der Degen alle Hüte aufgenommen hat. Nachdem dies geschehen, beginnt der Vorsänger, den Degen mit den Hüten in der Hand:

„Heil dem Bande,
Heil dem Lande,
Das mit Joseph uns vereint!
Jeder brave Deutsche trachte,
Daß ihn einst sein Joseph achte,
Sei des Vaterlandes Freund!“

Endlich schließt der Chor der Versammelten diesen Theil der Feier mit den Versen:

„Joseph lebe!
Joseph lebe!
Heil uns, die sein Land vereint!
Jedem Heil, der deutsch und bieder
Ist wie wir, vereinte Brüder,
Und des Vaterlandes Freund!“

Nun eine Pause von einigen Minuten, dann beginnt der zweite Act, den folgendes nach der Melodie: „God save great George the king“ zu singende Lied ausfüllt:

„Heil, Kaiser Joseph, Heil!
Dir, Deutschlands Vater, Heil!
Dem Kaiser Heil!
Wem Josephs Lobgesang
Zum deutschen Herzen drang,
Stimm' ein beim Becherklang:
Heil, Joseph, Heil!

O deck' mit Vaterhand,
Gott, unser deutsches Land,
Sei unser Schild!
Für seines Volkes Zier,
Für Joseph beten wir,
Erhalt' ihn für und für
So deutsch und mild.

Digitized by Google

Wir fühlen hohen Muth
Und lassen Gut und Blut
Fürs Vaterland.
Für seinen Kaiser fliegt
Der deutsche Mann vergnügt
In jede Schlacht und siegt
Fürs Vaterland.

Bleibt, Deutsche, brav und gut!
Du stammst von Hermanns Blut,
Aedles Geschlecht!
Weh, wer für Sklavensold,
Für fremdes feiges Gold
Sein deutsches Blut verzollt,
Fluch sei dem Knecht.

Er fühlt nicht deutschen Muth,
War mit Thuiskons Blut
Niemals verwandt.
Fürst sei er oder Sklav
Er denkt nicht stolz und brav,
Verdienet Schand' und Straf'
Ums Vaterland.

Ihr, echte Deutsche, singt
Joseph eur Lied und trinkt
Auf Deutschlands Wohl!
Oft geh der Becher rund!
Froh thue jeder Mund
Das Lob des Helden kund,
Trink' Josephs Wohl."

Hierauf neue Pause, dann dritter Act, in welchem es die Wiederabnahme der Hüte vom Degen feierlich zu vollziehen gilt. Derselbe wird durch das jetzt nur noch in einigen Versen gebräuchliche Lied an den Degen eingeleitet, welches nach der Weise: „Kinder sitzen euch zu Füßen" gesungen wird und folgendermaßen lautet:

„Komm, du blanker Weihedegen,
Freier Männer freie Wehr!
Hebt ihn festlich mir entgegen,
Von durchbohrten Hüten schwer.
Brüder, kommt, ihn zu entlasten,
Aller Scheitel sei bedeckt,
Und dann laßt ihn unbefleckt
Bis zur nächsten Feier rasten.

Digitized by Google

Wähnt nicht, dieſe Burſchenweiſe
Sei ein bloßer Freudenbrauch!
Nein, in braver Väter Kreiſe
Blitzte ſo der Degen auch.
Ha, wie jeder ſich bemühte
Ganz zu ſein des Feſtes werth!
Keiner taſtete ans Schwert,
War er deutſch nicht von Gemüthe.

Blank, ſprach jeder, wie die Klinge
Müſſen alle Brüder ſein!
Jeder in der Runde bringe
Hier ein Herz, das keuſch und rein!
Fort, wer ädel nicht geboren;
Weſſen Herz nicht treu und gut
Schwarz iſt, wird, wie dieſen Hut
Einſt der Rache Stahl durchbohren.*)

Zwar wir wollen liebreich dulden,
Gern des Bruders Fehl verzeihn.
Aber ſchwarze Frevelſchulden
Müſſen nicht das Schwert entweihn.
Alle drückt der Menſchheit Schwäche,
Und verzeihn iſt ſüße Pflicht;
Doch wer Hohn der Tugend ſpricht,
Zittre, daß das Schwert ſich räche.

Drum, ihr Feſtgenoſſen, achtet
Dieſe Sitte heilig, ſchön.
Auf mit Herz und Sinnen trachtet
Keiner ſtets ſie zu begehn.
Laßt das Schwert uns nun entlaſten!"
u. ſ. w. wie oben.

Nun erfolgt die Vertheilung der Hüte ungefähr in der Weiſe wie heute noch. Der Vorſänger ſingt zunächſt zu der ganzen Verſammlung:

„Nehmt ihn hin!
Eu'r Haupt will ich bedecken
Und dann den Degen ſtrecken;
Es lebe jeder Bruder hoch!
Ihn ſegne, frohes Kränzchen, noch!
Freund, kehre fleißig wieder
Und ſtimm' in unſre Lieder,
Und ſtimm' in unſer Jubelhoch!"

*) Dieſe Deutung des Hutdurchſtechens iſt wie manches Andre vermuthlich aus der freimaureriſchen Symbolik in den Studentenbrauch gekommen. Der nächſte Vers könnte faſt unverändert in einer damaligen Loge geſungen worden ſein.

Digitized by Google

Dann wendet er sich der Reihe nach an jeden Einzelnen, setzt ihm den Hut auf und singt:

„Nimm ihn hin!
Dein Haupt will ich bedecken,
Den Degen nun zu strecken
Es lebe Bruder N. N. hoch!"

Worauf die Versammlung im Chor: „Dich segnet unser Kränzchen noch! O kehre fleißig wieder" u. s. w. wie oben. Der Vorsänger schließt, nachdem ihm zuletzt der Nachbar den Hut aufgesetzt hat, und indem er den Degen in die Scheide stößt, den Act mit dem Gesang:

„Ruhe von der Burschenfeier,
Blanker Weihedegen, nun.
Jeder trachte, wackrer, freier
Bis zum nächsten Fest zu thun.
Jedem Heil, der sich bemühte
Ganz zu sein der Feier werth!
Keiner taste je ans Schwert,
Ist er deutsch nicht von Gemüthe."

Der Chor wiederholt diese Strophe. Dann Pause. Hierauf der Schlußact, bei welchem alle mit bedecktem Haupte und „bei gestrecktem Degen" nach der Melodie: „Ja, süß sind, Bachus, deine Säfte" folgendes Lied anstimmen, welches die damals von verschiedenen Studentenorden (leider immer nur auf kurze Zeit) angestrebte Abschaffung oder Beschränkung der Paukereien im klopstockschen Bardenstil empfiehlt:

„So lag einst in der Friedenshalle
Das deutsche Heldenschwert gestreckt,
Als noch vom Kriegsdrommetenschalle
Der Deutsche nur zum Streit geweckt,
Als Freiheit nur und Vaterland
Zum Schwerte rief die tapfre Hand.

Da galt noch in der Väter Hütte
Der Freundschaft und der Menschheit Pflicht.
Ja, Lästrer alter deutscher Sitte,
So rauh wie eure war sie nicht.
Mit Waffen hat sie nie gespielt,
In Freundesblut sich nie gekühlt.

Ihr Aedlen, ihr von Mana's Samen,
Glüht noch in euch Thuiskons Blut?
O schändet nicht den heil'gen Namen!
Vertilgt die feile Afterbrut,
Die Schwache mit dem Stahle schreckt
Und Wingolf frech mit Blut befleckt.

Digitized by Google

Sich feindlich mit dem Freunde schlagen,
Das thut kein wackrer deutscher Mann,
Hat nie in jenen deutschern Tagen
Ein tapfrer Heldensohn gethan;
Für Vaterland und eignen Heerd
Und Unschuld blitzt das deutsche Schwert.

Wohlan, ihr deutschen Blutes Erben,
Wohlan — gelobt mit Mund und Hand,
Den Degen nimmermehr zu färben
Als fürs gekränkte Vaterland.
Wer anders thut, der fliehe fort
Und rücke nicht an deutschem Ort."

Wir sind zu Ende mit unsern Auszügen. Der Dichter dieser Gruppe von großentheils prononcirt politischen Liedern ist ein Holsteiner. Die derselben in unserm Commersbuch unmittelbar vorausgehenden Gesänge haben gleichfalls Norddeutsche zu Verfassern. Dennoch richten sich ihre Blicke nach Oestreich, ja wenn man bedenkt, daß sie in der Zeit des bayerischen Erbfolgekriegs geschrieben sind, so muß man in der Lobpreisung Josephs, der sehr unmotivirt auch zum Helden gestempelt wird, und dem Schweigen über Friedrich den Großen eine indirecte, in Sätzen wie „Lieben so wie Joseph thut, nach deutschen Blut nicht dürsten" und „Gut sein ist viel gethan, erobern ist nur wenig" eine ziemlich offen hervortretende directe Abneigung gegen Preußen erkennen. Die Ursache davon ist leicht gefunden. Sie liegt in dem damals wieder erwachenden, von Klopstock vorzüglich geweckten, aber noch sehr traumhaften Gefühl der Einheit aller Deutschen, welche poetische Visionäre in dem der Wirklichkeit nach nur noch nominell existirenden Reiche und seinem Kaiser verwirklicht sahen; sodann aber darin, daß der Despotismus Josephs ein aufgeklärter, den Tendenzen der Zeit verwandter war, und daß infolge dessen die aufgeklärte Welt über der Lichtfreundlichkeit des Kaisers seine Gewaltthätigkeit und seine letzten und eigentlichen Zwecke vergaß.

Die Reform der Studentenwelt, die in der Liedersammlung auftritt, ließ auch anderwärts sich deutlich vernehmen, wie Embryonen von Reformgedanken sich überhaupt in allen Ständen regten. Es ging etwas von dem Geiste, der später auf der Wartburg den Zopf verbrannte, ein Vorschatten der Burschenschaft durch die Universitäten. Derselbe luxuriöse, oft sinnlose Gebrauch der Worte Freiheit und Vaterland, dieselbe unhistorische Auffassung der deutschen Vergangenheit und Gegenwart, derselbe berserkerhafte Franzosenhaß und dieselbe Gefühlsseligkeit, die sich mit Hoffnungen über Hindernisse hinweghilft; aber doch hier wie dort immerhin ein Fortschritt gegen frühere Zustände.

Die Freiheitskriege haben weiter geholfen, die Julirevolution, das Jahr 1848, der letzte dänische Krieg noch viel weiter. Noch regiert vielfach die Phrase,

Digitized by Google

die sich mit jedem neuen Ruck zum Bessern hin nur zu bäuten scheint. Noch artet berechtigter Nationalstolz vielfach in renommirende Selbstüberschätzung aus. Noch werden nur zu häufig Siege gefeiert, die erst noch zu erkämpfen sind. Noch wird vor lauter schwarz-roth-goldnem Theater-Deutschthum von der Menge das wahre Deutschland der Zukunft verkannt. Alles das keineswegs blos unter dem jungen Blut der Universitäten. Und doch ist der Wagen ein gutes Ende weitergerückt.

Auch ein Vergleich des Landesvaters von 1782 mit dem heute üblichen — beide an sich nicht viel bedeutende Brimboria — kann das zu Gemüth führen. Der Landesvater norddeutscher Studenten von 1782 war der Habsburger Joseph der Zweite. Ihn allein, den deutschen Kaiser, feierte das „Lied der Lieder". Wer wird der Landesvater der deutschen Studenten im Jahr 1882 sein?

Ein Missionär in Indien.

2.

Die Haupthindernisse der Mission in Indien. — Kastenwesen und Kastenchristen. — Jung-Bengal. — Maya.

In der kalten Zeit unternahmen unsre Freunde in Ghazipur auch Missionsreisen nach entlegnen Orten. Da es im Innern des Landes keine Gasthäuser giebt, so mußten sie dabei ein Zelt, Kochgeschirr, Eßwaaren, Betten und dergleichen, namentlich aber auch Wasser mit sich führen, da das Trinken verschiedenen Wassers hier leicht Ausschläge erzeugt. Reiste man zu Wasser, so miethete man sich ein Boot, reiste man zu Lande, so ließ man seinem Wagen noch einen Ochsenkarren mit dem Zelt, den Bettstellen und Matratzen und den Bibel- und Tractätchenkisten nachfahren. Im letztern Falle legte man, nur am Morgen und Abend reisend, so lange die Sonne am Himmel stand in einem Wäldchen rastend, täglich höchstens zwei Meilen zurück. Kam man am Ziel an, so schlugen die Diener in einem Hain an der Landstraße oder unter den Bäumen eines freien Platzes mitten in dem betreffenden Orte selbst das Zelt auf, während die Missionäre durch die Gassen gingen und mit den Leuten ein Gespräch anzuknüpfen suchten, an den Ecken predigten oder Bücher vertheilten. „Wir

Digitized by Google

sprachen dann," berichtet unser Heidenbekehrer, „von der Bestimmung des Menschen, von dem Sündenfall und von der Erlösung durch Christum, von der Ungewißheit des Lebens, von Tod und Gericht, vom ewigen Leben und von der ewigen Verdammniß und baten die Leute, dem Götzendienst zu entsagen und ihre Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum zu suchen." „Manchmal ging ich davon aus, daß alle Menschen Sünder seien und als solche unter dem Zorne Gottes stünden und der Verdammniß entgegengingen, worauf ich ihnen die Nichtigkeit ihrer guten Werke zeigte und ihnen die frohe Botschaft vom Weltheiland verkündete, der unsrer Sünden Schuld und Strafe getragen und uns die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erworben habe, also daß alle, die an ihn glauben, selig werden können."

Also wieder nichts als Dogmatik, nie und nirgends eine Andeutung, daß auch von der christlichen Liebe gesprochen worden wäre. Kein Wunder, wenn der Verfasser erzählt, daß das Volk, das ihm zuerst überall freundlich entgegenkam, wenn er mehrmals gepredigt, verdrießlich wurde und die Herren Apostel übel behandelte.

Bisweilen begab sich unser Berichterstatter zu einem der Honoratioren des Ortes: dem Zamindar (Gutsbesitzer), dem Guru (Religionslehrer) oder dem Pandit, nahm auf dem Wege jeden, der da wollte, mit und predigte und disputirte dann, vom Hausherrn auf ein Tscharpai (Bettgestell) genöthigt, vor den Versammelten. Mitunter machte unser eifriger Bekehrer sich auch an die Hindu-Heiligen, die in abgelegnen Wäldchen oder an stillen Orten unter dem Schatten eines alten Baumes nicht weit vom Dorfe wohnten. „Diese Leute waren manchmal," wie er sagt, „so von ihrer Heiligkeit eingenommen, daß sie sich mit mir gar in kein Gespräch einlassen wollten und herzlich froh waren, wenn ich sie wieder verließ. Manchen fragte ich: „Ist Dein Herz rein von Sünden?" — „Nein." — „So bist Du kein Heiliger, sondern ein verdammungswürdiger Sünder." Das war gut gemeint, aber nicht grade höflich. Doch nahm es der Heilige nicht übel. „Alle pflegten sich dann zu entschuldigen und zu sagen: „Kein Mensch ist rein von Sünden: denn wir stecken alle in der Macht der Maya (Scheinwelt), und diese ist von Gott."

Außer Kisten mit Neuen Testamenten, Bibeln und Tractätchen pflegen die Missionäre in löblicher Weise auf ihren Reisen von Ort zu Ort auch Arzneien mitzunehmen. „Wenn ich," erzählt der unsrige, „im Dorfe umherging und predigte, sagte ich den Leuten, daß ich Medicin bei mir hätte und dieselbe den Kranken unentgeltlich gäbe. Dann kamen viele zu mir ins Zelt, und dabei versäumte ich nicht, sie auch auf die Krankheit der Seele aufmerksam zu machen und zu Jesu Christo, dem rechten Arzt, hinzuweisen. So sehr die kranken Hindus sich freuten, von mir Heilmittel umsonst zu erhalten, so trugen doch manche Bedenken, die Arznei in Flüssigkeit zu nehmen. Nicht selten geschah

Digitized by Google

es, daß ein orthodoxer Hindu mich fragte, ob durch das Nehmen dieses Tranks nicht seine Dharm (Gerechtigkeit vor der Gottheit) oder Kaste verloren gehen werde. Ich verneinte das und zeigte ihm, daß das Kastenwesen nicht von Gott sei, und daß durch das Beobachten der religiösen Vorschriften und Bräuche kein Mensch vor Gott gerecht werden und die Seligkeit erlangen könne, sondern nur allein durch den Glauben an Jesum Christum", u. s. w. u. s. w. Immer das alte Lied, höchstens mit kleinen Variationen. Genug nun von der Thätigkeit unsres Missionärs, und summiren wir jetzt kurz seine Erfolge, um dann zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die Missionen in Indien und die Hindernisse, die denselben entgegenstehen, überzugehen.

Ueber den Erfolg der siebenjährigen Arbeit unsrer drei deutschen Heidenboten im Lande Bengalen ist bald berichtet. Sie tauften 9 Waisenkinder und hätten noch einige Erwachsene für die Ceremonie bekommen können, wenn sie dem Lebenswandel derselben hätten trauen dürfen, und wenn sie nicht hätten fürchten müssen, daß durch diese Proselyten „der Name Jesu Christi unter dem abgöttischen Volke stinkend werden" möchte. Sie vertheilten eine Anzahl Bücher, die vielleicht gelesen, vielleicht anderweit benutzt wurden, was der Verfasser zugiebt. Sie unterrichteten einige Kinder, die den Katechismus, den sie auswendig gelernt, möglicherweise behalten haben. Im Uebrigen tröstet sich unser Freund damit, daß sie Bahn gebrochen hätten. Der Gesellschaft, die ihn und die Gefährten gesandt, war das nicht genug, und da das Jahr 1848 ihr die Mittel schmälerte, so rief sie ihre Arbeiter aus dem Weinberge ab. Die beiden andern Missionäre traten in die Dienste einer andern Societät. Der Berichterstatter wurde 1850 nach Amerika versetzt.

Sie hatten freilich auch außer ihrer wiederholt erwähnten falschen Methode mit großen Hindernissen zu kämpfen, die Armen! vor allem mit der allgemeinen Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, dann mit der Selbstgerechtigkeit der Orthodoxen unter den Muhammedanern und Hindus. Sehr oft hieß es: „Alles gut, was du sagst, wenn aber alle so wären wie du, wie wollte da die Welt bestehen?" Andre wieder äußerten ganz ungescheut: „Unsre Sorge geht allein darauf, wie wir uns Essen und Trinken verschaffen!" Ein Muhammedaner meinte verächtlich: „Wenn ich durch diesen Jesus selig werden soll, so mag ich gar nicht selig werden." Dazu kamen mancherlei falsche Gerüchte und Warnungen, wie: „Hütet euch, wer ihre Bücher annimmt, muß später sich taufen lassen", oder: „Nehmt euch in Acht, die ihr den Padris zuhört, daß eure Namen nicht von ihnen aufgeschrieben werden, wo ihr dann Christen werden müßt; denn diese Leute sind klug." Das Haupthinderniß aber ist das Kastenwesen, das den Hindu von jedem entfernt hält, der nicht Seinesgleichen ist, und hierüber müssen wir etwas ausführlicher sein.

Der Hindu achtet und fürchtet den Europäer seiner Macht und Klugheit

Digitized by Google

wegen, aber bei alledem hält er ihn für im höchsten Grade unrein, einmal weil er ein Fremder ist, dann weil er alles Eßbare ißt, selbst das Fleisch der für heilig gehaltenen Kuh. Eines Tages erzählte ein Pandit einem der Missionäre in Ghazipur, daß ein Hindu ihn gefragt, wie es nur möglich sei, in das Haus des Padri zu gehen ohne sich zu verunreinigen. Als der Pandit versicherte, daß er sich dadurch nicht verunreinige, erwiderte jener, daß dies wohl nur von dem Pandit als einem Brahmanen gelte, ein Mann von niederer Kaste dagegen würde ganz gewiß unrein. In andern Ländern lebt der Missionär, wenn er seine Aufgabe recht versteht, sich ganz in das Volk hinein, besucht die Heiden in ihren Hütten, arbeitet mit ihnen auf dem Felde und unterrichtet sie in nützlichen Künsten und Lebensregeln. In Indien ist davon nicht die Rede. Besucht der Missionär den Hindu, so darf er nur bis in die Veranda des Hauses kommen, höchstens erlaubt man ihm in ein leeres Zimmer zu treten. Dahin kommt der Hausherr oder ein anderer Mann von der Familie, um mit ihm zu sprechen; zur ganzen Familie läßt man ihn niemals, und man sucht alles zu thun, daß er nicht irgendein Gefäß, namentlich einen Krug, Topf oder Kessel berührt. Einer unsrer Missionäre ging einmal in die Hütte seines Wäschers, weil das Dach baufällig war. Unversehens kam er dem Platze, wo sich das Kochgeschirr befand, ein klein wenig zu nahe. Da schrie ihn der Mann, sein Diener, an, er möge sich doch nur in Acht nehmen; denn sonst würde ihm all sein Zeug unrein. Bei einer Fahrt auf dem Ganges waren die Hinduschiffer unsres Berichterstatters einmal ans Ufer gegangen, um sich auf einem kleinen Feuerheerd, den sie, wie üblich, zum Schutz gegen Verunreinigung in einiger Entfernung mit einem kreisrunden niedrigen Erdwall umgaben, ihr Essen zu kochen. Da ereignete es sich, daß unser Missionär, in der Dunkelheit nach dem Fahrzeug zurückkehrend, wider Wissen und Willen durch den um den Heerd gezogenen Zauberkreis ging, worauf die Bootsleute augenblicklich sagten: „Ap ne hamara khana bigar diye" d. h. Sie haben unser Essen verdorben, und sofort die Speisen wegwarfen.

„Als mein College," erzählt unser Missionär weiter, „eines Tages in die Schule ging, kam ihm der Hindulehrer entgegen und sagte, er müsse ein neues Wassergefäß haben; denn in das bisher gebrauchte sei ein Stück Brod gefallen, und da man nicht wissen könne, ob es von einem Christen oder Muhammedaner wäre, in welchem Falle nicht nur das Wasser, sondern auch das Gefäß verunreinigt wäre, so könne man nicht mehr daraus trinken. Mein Freund suchte ihn zu belehren, aber vergeblich, und da letzterer sich weigerte, ein neues Gefäß zu besorgen, so beschaffte der Lehrer eins."

Aehnliche Beispiele enthält unsere Schrift noch eine ganze Anzahl. Will der Missionär einen Brahmanen anreden, so muß er das aus einiger Entfernung thun; denn zu große Annäherung eines Christen verunreinigt den ade-

Digitized by Google

ligen aus Brahmas Haupt geschaffnen Herrn. Häufig halten sich Brahmanen und heilige Büßer, wenn ein Padri mit ihnen spricht, ein Tuch vor den Mund, damit sein Athem sie nicht unrein mache. Will jener ihnen ein Buch geben, so bitten sie, es irgendwo hinzulegen, wo sie es dann sich abholen. Nicht selten sagen selbst Leute niederer Kaste: „Wir nehmen von euch keine Bücher an; denn wir werden dadurch unrein."

Auch mit den Muhammedanern verkehrt sichs nicht leicht; denn sie sehen den Europäer ebenfalls für unrein an, weil er das Fleisch des im Koran verbotenen Schweins ißt. Außerdem aber hassen sie diese Fremden, weil sie ihnen, die früher die Herren des Landes waren, ihre Gewalt und Macht entrissen haben. „Tum ne hamara mulk ehhin liya", Du hast uns unsere Herrschaft genommen, sagten sie mehr als einmal zu unserm guten Berliner, der doch an Clives Eroberungen so unschuldig war wie an Adams und Evas Sündenfall.

Nicht nur die Eingebornen, auch manche Engländer legen dem Missionär in seiner Thätigkeit Hindernisse in den Weg. Sie betheiligen sich an den heidnischen Festen, z. B. am Durgafest, spenden den Tempeln Geschenke, die als den Göttern derselben dargebrachte Opfer aufgefaßt werden, und schaden, was uns die Hauptsache zu sein scheint, der Ausbreitung des Christenthums durch unsaubern Lebenswandel. Gar oft sagen die Eingebornen dem Missionär: „Geh erst, die Christen zu bessern, und dann komm zu uns."

Der Verfasser schlägt die Zahl der eingebornen Christen in Indien auf 120,000 an. Sehen wir davon ab, daß dies im Vergleich mit den neunzig oder hundert Millionen Heiden und Muhammedanern, welche das Land bewohnen, und im Verhältniß zu der Thatsache, daß die Missionäre hier bereits seit länger als einem halben Jahrhundert mit sehr beträchtlichen Mitteln wirken, eine winzig kleine Zahl ist, so wird die Sache noch mäßiger, wenn man erfährt, von welcher Art viele dieser eingebornen Christen sind. Viele, die sich zur Taufe melden, haben irdische Vortheile im Auge. „Es ist in Ostindien wirklich sehr schlimm, daß man fast alle eingebornen Christen im Anfange auch erhalten muß. Wenn sie um die Taufe bitten, so bitten sie in der Regel auch um ihre Versorgung, und nicht ganz mit Unrecht;" denn der Uebertritt zum Christenthum trennt sie von ihrer Familie und ihren Freunden und Nachbarn vollständig, und niemand von diesen giebt ihnen Gelegenheit, ferner etwas zu verdienen. Der Verfasser erzählt:

„Einst meldete sich — der Charakter der Hindus ist voll Lug und Betrug — bei uns ein Hindu zur Taufe, der schon von einem andern Missionär getauft war.*) Ein Andrer war ein Heiliger und schien es aufrichtig zu meinen.

*) Durchaus nichts Ungewöhnliches in dem Leben auch andrer Missionsstationen. Wir sahen in Jerusalem einen russischen Juden, von dem das Gerücht ging, er habe sich auf dem Wege von Moskau nach dem heiligen Lande nicht weniger als fünfmal die Taufe appliciren lassen und damit, da es jedes Mal ein ansehnliches Viaticum abgeworfen, ein gutes Geschäft gemacht. Jedermann glaubte das, da ähnliche Vorkommnisse schon dagewesen waren.

Digitized by Google

Sobald aber bekannt wurde, daß er Christ werden wollte, bestürmten ihn seine Glaubensgenossen mit Vorstellungen, er möge doch nicht seine Kaste verscherzen, und machten ihm allerhand Versprechungen. Wenn er Christ würde, sagten sie vorzüglich, würde er keine Opfergaben mehr bekommen. Er antwortete ihnen: „Könnt ihr meinem Herzen Ruhe und Frieden verschaffen? Ich suche den Weg zur Seligkeit, und den habe ich allein in dem Christenbuche gefunden. Darum muß ich zum Padri gehen.“ Zuletzt indeß wurde die Versuchung und Anfechtung für ihn doch zu groß. Als er bereits einige Zeit christlichen Unterricht erhalten hatte und nahe daran war, getauft zu werden, gelang es den Feinden, ihn in seinem Entschluß wankend zu machen, und eines Tages lief er uns in der ihm geschenkten Kleidung, die wir ihm gegeben, damit Andre ihn in seinem Heiligenhabit nicht anbeten möchten, auf Nimmerwiederkehr davon.“

Unser Buch berichtet uns zwar auch von Leuten, die fest blieben, und unter andern von einem Manne, der hunderttausend Gulden um seines Glaubens willen daran gegeben. Das sind aber doch seltne Ausnahmen, und das Kastenwesen ragt mit seiner Starrheit selbst in das Christenthum der Hindus hinein.

Der Verfasser weiß uns einen Sonntag auf einer indischen Missionsstation, die schon eine Anzahl eingeborner Christen hat, recht hübsch zu schildern. Während Heiden und Muhammedaner ihren irdischen Geschäften nachgehen, begeben sich die Getauften nach der Kirche, wobei die Verheiratheten ihre kleinen Kinder mitnehmen. In Zügen sieht man die Kinder aus den Waisenhäusern und Kostschulen, die Knaben mit hellfarbigen Turbanen und langen weißen Obergewändern, die Mädchen entweder in weißen Musselin oder hübsch gemustertes inländisches Zeug gekleidet, zu zwei und zwei mit ihren Lehrern und Lehrerinnen zum Gotteshause gehen. Die Männer nehmen beim Eintritt in dasselbe den Turban ab, behalten aber die Schuhe an, während sie früher in Tempel oder Moschee jenen aufbehielten und diese ablegten. Die Kirchen haben statt der Fenster Jalousieläden, welche die Sonne abhalten und die Luft einlassen. An der Decke haben sie in der heißen Jahreszeit große Fächer, die fortwährend durch Stricke in Bewegung gesetzt werden. Manche der Versammelten wehen sich auch mit Handfächern Kühlung zu. Statt der Kirchenstühle bedient man sich langer Bänke von Bambusrohr. Der Boden ist mit indischen Matten bedeckt. Die Männer sitzen auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Emporen giebt es in indischen Kirchen nirgends.

Die Sprache beim Gottesdienst ist entweder bengalisch oder hindustanisch. Der Gesang folgt englischen, bisweilen auch deutschen Melodien. Beim Gebet kniet alles nieder. Auf den englischen Stationen bedient man sich der Liturgie des Commonprayerbooks in der Uebersetzung und mit einigen Kürzungen. Man beginnt mit einem Liede, dann folgt die Liturgie, hierauf wieder ein Lied und sodann die Predigt, die von den jungen Leuten mit dem Bleistift nach-

Digitized by Google

geschrieben wird, damit sie Nachmittags in der Bibelstunde über das Gehörte Antwort geben können.

Das nimmt sich recht nett und sauber aus. Aber das Kastenwesen, welches wenigstens in den christlichen Gemeinden Südindiens geduldet wird, stört das hübsche Bildchen bedeutend. Hier giebt es viele Hindus, die zwar die Taufe genommen haben und den christlichen Glaubenslehren anhängen, aber damit nicht aus ihrer Kaste getreten sind und weder mit den Missionären und andern Europäern, noch mit eingebornen Christen niederer Kaste essen. Desgleichen kommt es vor, daß Muhammedaner sich taufen lassen, aber nicht zum Abendmahl gehen, weil sie fürchten, durch Essen und Trinken mit den Missionären sich zu verunreinigen und vom Tische ihrer noch unbekehrten Verwandten ausgeschlossen zu werden. Ferner weigern sich die Christen höherer Kaste, mit Schudrs und Parias in der Kirche zusammenzusitzen und verlangen Plätze, die von denen jener getrennt sind. Die Hinduknaben, die in den Missionsschulen unterrichtet und erzogen werden, fordern gleichermaßen besondre Adelsbänke und streiten sich mit den Lehrern über die Höhe der Scheidewand, die sie vor verunreinigender Berührung mit den plebejischen Schulkameraden sichern soll. Eingeborne Missionäre und Gehilfen, welche ihre Kaste beibehalten haben, als sie sich zur Taufe meldeten, nehmen Anstand, in die Häuser von Leuten niederer Kaste zu treten, um dort das Netz des Evangeliums auszuwerfen, sie gehen nicht an die Krankenbetten solcher Hindus, die schon Christen sind, wogegen sie mit Kastengenossen, die noch im Heidenthum leben, ungescheut verkehren. „Während sie diese für rein halten, wird der getaufte Hindubruder, der durch das Blut Jesu Christi rein gewaschen ist, ja selbst der Missionär für unrein angesehen." Werden diese Leute über ihr Verhalten zur Rede gestellt, so werden sie unbotmäßig und unwillig gegen ihre Obern. In der Gemeinde selbst reißt anarchisches Wesen immer mehr ein. Ja die Kastenchristen wagen sogar den Unterschied von Rein und Unrein bis zur Feier des heiligen Abendmahls zu tragen. Die aus der Brahmanenclasse wollen nicht aus dem Kelch trinken, aus dem vorher ein Schudr oder Paria getrunken hat, sie fordern einen Kelch für jede einzelne Kaste oder wenigstens, daß die Parias nach den Angehörigen der höhern Kasten trinken sollen.

Diese Ansprüche haben nicht nur die Gemüther verwirrt, sondern auch die Missionsgesellschaften gespalten. Es giebt Missionäre der strengen Observanz, die von dem Eingebornen, welcher die Taufe verlangt, Aufgebung seines Kastenvorurtheils fordern, und solche von der laxen Methode, welche, um mehr Taufen zu erzielen, diese Forderung nicht erheben. Zu jenen gehören alle Sendboten der englischen, schottischen, amerikanischen, der basler und der gossnerschen Mission, zu diesen vorzüglich die der leipziger Missionsgesellschaft. Von selbst versteht sich, daß die Strengen Recht haben; denn das Christenthum ist vor allem die Religion der Gleichheit vor Gott und der Liebe, und Kastenchristen nach leipziger Zuschnitt stehen selbst hinter Muhammedanern zurück, die bekanntermaßen ebenfalls keinen Adel und kein Priesterthum vor Allah kennen.

Ueberblicken wir nun die indischen Zustände von dem religiösen Gesichtspunkte, so sehen wir, daß der Götzendienst mit seinem grotesken Aberglauben und der Islam noch immer die Religionen des Landes sind. Noch herrscht überall der ethische Quietismus, welcher aus dem Pantheismus der Hindus und der Lehre an eine unabänderliche Vorherbestimmung hervorgeht, zu der sich die Muhammedaner bekennen. Noch knechtet die Tyrannei der Brahmanen vielfach den Sinn der Eingebornen, und noch lebt fast die ganze weibliche Bevölkerung in tiefster Unwissenheit und Geringachtung. Noch unterdrückt der Kastengeist alle natürliche Regung der Liebe und allen Unternehmungsgeist.

Digitized by Google

Dennoch ist es nicht mehr wie vor hundert Jahren. Nur irrt der Verfasser, wenn er die unläugbare Metamorphose, die seitdem sich vollzogen hat, allein oder auch nur hauptsächlich auf Rechnung der Missionäre setzt. Dieselben werden einiges Verdienst dabei haben, wenn viele (gewiß nicht alle) Hindus überzeugt sind, „daß ihre Religion und alles, was sie bis jetzt für wahr und heilig gehalten haben, Lug und Betrug ist." Und dieselben mögen mit unter den Ursachen genannt werden, wenn wirklich „die Muhammedaner immer mehr einsehen" sollten, „daß die Lehren, auf die sie bisher ihr ganzes Vertrauen setzten, falsch sind." (???) Es mag richtig sein, daß den Götzen und ihren Priestern jetzt weniger Ehre erwiesen wird, daß der Prunk der heidnischen Feste abgenommen hat, die Wallfahrtsorte nicht so besucht sind, der Werth der Schulen mehr erkannt wird als früher, wo man den Schulbesuch aller Kinder mit 2 bis 6 Rupien monatlich von den Eltern erkaufen mußte, während man jetzt nur noch für die Mädchen zu bezahlen hat. Alle diese Wendungen zum Bessern aber schreiben sich zum größern Theile davon her, daß alle Religionen nach einer Zeit der Blüthe allmälig von selbst absterben, und daß dies jedenfalls von der Hindureligion zu behaupten ist, die überdies schon durch den Buddhismus und den Islam starke Stöße erhielt, von dem großen Stoß, der durch die Eroberung des Landes durch die Briten mittelbar nach ihr geführt wurde, gar nicht zu reden.

„Alle (wir ziehen vor, zu sagen, manche) Eingebornen Indiens haben," wie unsere Schrift berichtet, „das Vorgefühl von einer großen Umwälzung auf sittlichem Gebiet," und „es wird jetzt," von Seiten der Missionäre „nur auf eine allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes über die Bewohner Indiens gewartet, damit dort Schaaren der Kirche des Herrn einverleibt werden" — beiläufig eine Hoffnung, die auch in andern Ländern die Missionäre oft erfüllt.

Wir erlauben uns, diese Erwartung eines Wunders nur als ein Zeichen der Schwäche des Missionswesens und als einen Beweis dafür zu betrachten, daß es auf dem Wege der gewöhnlichen Bekehrungsversuche nicht nach Wunsch vorwärts will. Verständiger klingt, was der Verfasser von dem Einfluß sagt, den die Zunahme nützlicher Kenntnisse unter dem Volke auch auf religiösem Gebiete übt. Ebenfalls einleuchtend ist, daß der Umstand, daß die Regierung ihre einheimischen Beamten nicht mehr blos aus den Brahmanen, sondern aus allen Kasten nimmt, auf das Ansehen der Kasteneintheilung zerstörend einwirken muß. Besonders wichtig ist endlich die Einführung der Eisenbahnen in Ostindien, von denen die Hindus anfänglich nichts wissen wollten, die sie aber jetzt in Masse benutzen, und bei denen, von andern Einflüssen derselben abgesehen, das Kastenwesen sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten läßt.

Bedeutender für die fernere Entwickelung Indiens als das Missionswesen könnte eine sich aus der Mitte der denkenden Eingebornen selbst entwickelnde Reformation werden, von welcher unsre Schrift S. 398 bis 400 berichtet.

Da viele von den Hindus den Verfall und die Entartung der alten Religion erkennen, sich aber gleichwohl nicht entschließen können, dem Glauben der Väter zu entsagen, so denken sie an eine Purification desselben und des mit ihm verbundenen Systems von Observanzen. Einige gelehrte Brahmanen haben vorgeschlagen, einfach auf die alte unverdorbne Lehre der Vedas zurückzugehen, und damit vielfach Anklang gefunden. (Es ist daraus die rein deistische Secte der Brahma Somadsch entstanden.) In Kalkutta und andern großen Städten Indiens hat sich ein Verein gebildet, der von den Engländern „Young Bengal" oder „Young India" genannt wird und bereits Tausende von Mitgliedern zählt. Besonders die wohlhabendere und vornehmere Classe des Volkes ist in demselben vertreten. Das „junge Bengalen" hat sich durchaus von den

Digitized by Google

Fesseln der alten Satzungen, vom Kastenwesen und dem Verbot gewisser Speisen losgemacht. Die Mitglieder des Bundes speisen mit einander und ebenso mit Christen und Anhängern des Islam an einem Tische, essen gleich den Europäern Rind- und Schweinefleisch und verschmähen den Genuß geistiger Getränke nicht. Auch beobachten sie nicht mehr die Ceremonien und Vorschriften des alten Hinduismus. Die Mehrzahl derselben ist in den Regierungs- und Missionsschulen erzogen und kümmert sich nicht um den Widerspruch und die Drohungen der ehemaligen Glaubensgenossen. Die Vorschläge, welche aus ihrer Mitte zu weiteren Reformen gemacht wurden, laufen ungefähr auf Folgendes hinaus:

Alle Menschen müssen Gott aufrichtig anbeten. Sinnliche Darstellungen der Gottheit sind nicht zu verehren. Der gute Mensch hat für seines Nächsten Wohlfahrt zu sorgen wie für seine eigne. Alle religiöse Gebräuche, diejenigen ausgenommen, welche mit der Weihe der Brahmanen für ihr Priesteramt, mit Heirathen und Begräbnissen zusammenhängen, müssen abgeschafft werden. Bei allen religiösen Handlungen hat man sich der Landessprache zu bedienen. Wer Neigung hat, lerne Sanskrit, aber es ist kein Grund vorhanden, weshalb die, welche dasselbe nicht verstehen, es bei religiösen Acten gebrauchen sollten. Jedermann muß es freistehen, hinsichtlich der Aeußerlichkeiten der Religion zu schreiben, zu sprechen und zu thun, was er für gut findet. In Sachen des Glaubens und ebenso in den Verhältnissen des alltäglichen Lebens sollen Männer und Frauen gleich viel gelten, so daß Wittwen z. B. nicht mehr gehindert sein würden, sich wieder zu vermählen. Sittliches Leben muß höher geachtet werden als gottesdienstliche Ceremonien. Die letztern gelten jetzt am meisten, aber das muß aufhören. „Die Weiber sollen nicht meinen, daß sie ihre Sünden abbüßen können, wenn sie in Prozession um den Pipalbaum herumgehen. Der Gebrauch sinnloser Formeln muß ein Ende nehmen. Keine Classe von Menschen darf mit Verachtung behandelt werden, und der Kastenstolz ist verwerflich." Die Vaterlandsliebe ist zu pflegen, jeder muß für das Wohl des Vaterlands zu sorgen bestrebt sein. Jeder wähle den Beruf, der ihm zusagt. Die gesellschaftlichen Unterschiede dürfen sich nur auf Tugend und Verdienst, nicht auf Geburt gründen. Für die Verbesserung der Lage des Landvolks (welches in Indien noch vielfach bedrückt ist) muß Sorge getragen werden, nöthigenfalls mit Anwendung von Gewaltmitteln. Den Befehlen der Obrigkeit gebührt Gehorsam wie den Geboten der Gottheit. (Jung-Indien ist also gut englisch gesinnt.) Alle müssen darnach trachten, sich Kenntnisse und Bildung zu erwerben, und jeder soll sich ohne Unterlaß damit beschäftigen, die Bekümmerten zu trösten, die Unwissenden zu belehren, den Kranken Arznei zu reichen, den Armen Geld zu geben, ein jeder nach seinem Vermögen. Alle müssen die Wahrheit (mit der es der gemeine Mann im ganzen Orient selten genau nimmt) zu ihrem Panier machen, und alle Handlungen, die ihr entgegen sind, vermeiden."

Dieses Programm lautet nicht übel, und dem jungen Indien ist vielleicht eine Zukunft zu prophezeien, die dann eine Basis für Besseres abgeben würde. Das Missionswesen in Ostindien dagegen, wie es sich nach unsrer Schrift darstellt, ist, um uns landesüblich und zugleich möglichst artig auszudrücken, in dem, was den Gesellschaften als Hauptsache gilt — Maya.

Digitized by Google

Auch eine Ehrenrettung.

Sage noch jemand, daß die Welt böse sei! Wenn auch Zeitgenossen und Nachbarn sich hier und da zu beklagen haben, so ist duldende Liebe gegen die Todten, gegen die Vergangenheit zum allgemein anerkannten Gesetz geworden. Früher wußte die hartherzige Geschichte öfters von Tyrannen zu reden; heute findet sich für alle Räuber und Heuchler, welche nur je ein Volk zu plagen verstanden haben, eine gutmüthige Seele, welche sich für ihre Vertheidigung begeistert, eine verkannte Größe in ihnen entdeckt und in aller Unschuld wirklich glaubt, daß es ihr gelungen sei, die Mohren weiß zu waschen.

Ehrenrettungen sind heutzutag in der Mode, und so wird es nicht Wunder nehmen, wenn wir in den folgenden Zeilen die Vertheidigung eines alten ehrwürdigen Herrn übernehmen, der vor langer, langer Zeit einmal leichtsinnig gewesen ist und verliebte Gedichte gemacht hat, die noch jetzt bewundert werden.

Es sind nun über fünfhundert Jahre, da thronte in Avignon in dem finstern Schloß auf der Höhe das Haupt der Christenheit, der Papst. Damals war das kleine Städtchen mit den engen finsteren Gassen der Mittelpunkt eines bewegten Lebens, und ein reges Treiben zeigte sich überall. Papst Benedict der Zwölfte liebte die Wissenschaften und Künste, ein reicher Kranz bedeutender Männer war um ihn versammelt.

Der Hof von Avignon leuchtete damals vor vielen andern Fürstenhöfen hervor. Er war nicht allein wegen seines Glanzes und seiner Pracht, sondern auch wegen des feinen geistigen Lebens berühmt, das sich hier entfaltete. Cardinal Johann Colonnas Schloß war weithin bekannt und stand jedem Manne von Ruf und Bildung gastfrei offen. Neben der Cultur fand freilich auch der leichtfertige Sinn der Zeit seine Stätte in Avignon, und unter Benedikts Nachfolger, Clemens dem Sechsten, gelangte der päpstliche Hof zu dem Ruf größter Ausgelassenheit und Sittenverderbniß.

Die kleine Stadt war der Mittelpunkt der Intriguen, welche die damalige Welt bewegten, der Mittelpunkt einer Politik, deren getreues Abbild der wirkliche, finstere, kalte Palast der Päpste ist.

Diplomaten und Gelehrte, Hilfesuchende und Abenteurer, Kinder aller möglichen Länder strömten nach Avignon, ihr Glück zu versuchen.

Unter andern war im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ein Italiener eingewandert, welchen die politischen Spaltungen seiner Vaterstadt Florenz in die Verbannung geführt hatten. Der Mann hatte ein Söhnchen, das sich als begabt erwies und von seinem Vater bald gen Bologna geschickt wurde, dort die Rechte zu studiren. Das Söhnlein aber vernachlässigte die Pandekten und huldigte den Musen.

Wie nun schon oben bemerkt, sieht die Gegenwart immer milder, und was wir heute an dem Jüngling loben, fand der Vater entschieden tadelnswerth. Er eilte nach Bologna, nahm seinen schwärmerischen Sohn vor, hielt ihm eine derbe Strafpredigt, verbrannte seine schönen Verse und nöthigte ihn aufs Neue zu den trockenen Pandekten.

Doch der Vater starb 1326, und der nun zweiundzwanzigjährige Sohn warf seine Rechtsgelehrsamkeit zur Seite und eilte nach Avignon zurück, dessen geräuschvolles Leben und dessen literarische Kreise ihn mehr anzogen, als die Hörsäle des gelehrten Bologna.

Digitized by Google

Dieser von Leichtsinn nicht ganz frei zu sprechende junge Mann war, wie jeder schon errathen hat, Francesco Petrarca.

In dem folgenden Jahre sah er, wie er selbst in einem Sonett angiebt, bei der Frühmette eine reizende Erscheinung, seine Laura, die sein Herz mit einem Male und für immer in Banden schlug. Besagte Laura soll der gewöhnlichen Erzählung nach im Jahre 1307 geboren und schon zur Zeit ihrer ersten Begegnung mit Petrarca dem tugendsamen Ritter Hugo de Sade vermählt gewesen sein.

Zu allen Zeiten kommt es hier und da vor, daß unbedachtsame Herzen zur Gattin eines andern in Liebe entglühen, und in Avignon, wo die Moral nicht besonders in Ehren stand, war eine solche Zuneigung durchaus nichts Seltenes. Allein es heißt weiter, Frau Laura de Sade habe des jungen Mannes Huldigungen, den damals gangbaren Ansichten zuwider, durchaus nicht zulässig gefunden, und ihren Gemahl gleichsam zum Pfand und Beweis ihrer Treue alljährlich mit einem holden Kindlein beschenkt.

Die Fruchtbarkeit der Geliebten und ihre Zurückhaltung gegen ihn vermochten den begeisterten Jüngling nicht zu erkälten. Er ging zwar auf Reisen, und sah gleich dem vielumhergetriebenen Odysseus mancher Herren Länder und Städte, doch seine Liebe brannte noch in derselben Stärke, als er 1336 nach Avignon zurückkehrte. Er verbarg seinen Schmerz in dem engen Thal von Vaucluse, wo er in rührenden Liedern die Schönheit seiner Geliebten und seine unverbrüchliche Treue zu ihr besang:

„Die Liebe lockt mich nicht nach andern Seiten,
Auch weiß ich andern Pfad nicht zu erstreben,
Noch wie man huld'gen könne einer Zweiten.“)

Gegenüber diesen Versen kann man es nur für eine böswillige Verläumdung der Frau Historia selbst halten, wenn sie uns berichtet, daß der gute Petrarca allerdings noch einen andern Pfad erstrebt habe, daß sein Herz groß genug gewesen sei, um nebenher noch eine reizende Bewohnerin von Vaucluse zu verehren, welche ihm eine Tochter Franceska und in ihr die Freude seines Alters geschenkt habe.

Doch ist diese Mittheilung als unpoetisch zu verwerfen. Nur der Dichter der unsterblichen Sonette an Laura muß leben; was irdisch an ihm war, muß versinken, und er steht da als der Prophet und Sänger der wahren reinen Liebe.

So ist denn auch Vaucluse das Heiligthum geworden, zu dem die empfindsamen Seelen noch heute wandern, wie die Gläubigen nach Mekka, und sie begeistern sich und rühren sich dort durch die sehnsüchtige Erinnerung an das Liebesweh des Dichters, an das vom Schicksal getrennte Pärchen, das jetzt bereits fünfhundert Jahre zählt und noch immer jung ist.

Der Frühling des vorigen Jahres führte mich mit einigen fröhlichen Begleitern in den schönen Süden Frankreichs, und wir kamen auch nach Avignon. Ein Besuch in Vaucluse durfte da nicht versäumt werden, obwohl ich gestehe, daß ich zwar den Glanz und die Musik der petrarcaschen Verse von jeher bewunderte, daß ich mich aber noch nie recht an ihnen habe erwärmen können, da ich den belebenden Hauch warmen echten Gefühls in ihnen nur spärlich verspüre.

Aus der weiten, etwas langweiligen Ebene Avignons, dem Paradiese des Krapp, der das Verdienst hat, die Hosen der kriegerischen Söhne des Landes roth zu färben, führt der Weg nach mehrstündiger Fahrt in das Gebirg. Der Charakter der Landschaft ändert sich plötzlich. Hinter dem schönen Dorfe l'Isle führt der Weg durch eine prächtige Platanenallee zu der Sorgue, einem klaren Gebirgsflüßchen. Nackte Felsen erheben sich vor dem Blick und steile Höhen; noch einige rasche Wen-

*) Die Uebersetzung dieser und einiger andern Verse ist der Uebersetzung von Krigar, Hannover 1866, entnommen.

Digitized by Google

dungen, und man fährt unter den hohen Bogen einer Wasserleitung hin, welche das Wasser der Durance über das Thal hinweg zum Städtchen Carpentras führt.

Diese Wasserleitung ist gleichsam das Thor des Thales von Vaucluse. Der Charakter der Gegend hat sich mit einem Male geändert; wir sind in einem wilden öden Thale, das sich immer mehr verengt, und es dauert nicht lange, so ist das freundliche Städtchen Vaucluse erreicht.

In der That, der Ort war gut gewählt für einen, der wie Petrarca zugleich Philosoph und Weltmann war, der abwechselnd die Einsamkeit liebte und studirte und dichtete, und zu andrer Zeit die glänzenden Gesellschaften der Barone der Nachbarschaft und der Herren zu Avignon nicht verschmähte.

Dieses letztere lag nicht allzuweit, und Vaucluse selbst bot Unterhaltung genug. Gab es auch noch kein „Hotel Petrarca und Laura" daselbst, wie heute, so thronte damals auf der Höhe der Felsen die Burg des Bischofs von Cavaillon, Philipp von Cabassole, des Freundes der Musen, der mit Petrarca vielen Verkehr hatte.

Die Gegend selbst ist wild und romantisch. Durch ein enges Felsenthal bahnt sich schäumend und in vielen hundert kleinen Fällen die kristallhelle Sorgue ihren Weg, nachdem sie geheimnißvoll aus einer bis jetzt unergründeten Grotte in voller Stärke entsprungen ist.

In diesem Thale hatte sich der Dichter ein kleines Haus gebaut, und hier war es, wo er seine Sonette in der jungen Sprache Italiens dichtete. Mit seinem Freund, dem Bischof, erging er sich oft in den verschlungenen Felsenthälern der Umgegend, und sie vergaßen sich als echte Philosophen oft dermaßen in ihren philosophischen, ästhetischen und politischen Gesprächen, daß die Diener des Schlosses bei einbrechender Nacht mit Fackeln auszogen, ihren verirrten Herrn zu suchen und ihm zu melden, daß das Essen auf ihn warte.

Wenn aber nach einiger Zeit Petrarca des idyllischen Lebens überdrüssig war, so führten ihn diplomatische Sendungen, mit welchen ihn der Papst gern betraute, auf Reisen. Häufig ging er so von Vaucluse aus nach Italien, immer aber kehrte er nach dem lieben Winkel zurück, der ihn mehr als die schönste Landschaft fesselte. Und doch mußte er, der so viele Länder gesehen hatte, sich sagen, daß es Gegenden giebt, welche reizender und poetischer sind. Was also zog ihn dorthin? War es die Einsamkeit, welche ihn wohlthätig empfing und den Ermüdeten erfrischte?

Allein bei der Nähe des rauschenden, lebenslustigen Avignon, am Fuße der Burg eines einflußreichen Prälaten war an ein wirkliches Einsiedlerleben nicht zu denken, und Petrarca war auch durchaus nicht dazu geschaffen.

So hat also die Ueberlieferung Recht, welche sagt, daß die Liebe zu der stolzen Schönen in Avignon ihn stets nach Vaucluse zurückgebracht habe?

Aber warum rieth ihm nicht sein gesunder Menschenverstand — auch ein Dichter hat ja dessen bisweilen, und Petrarca war stolzer auf seine diplomatische Feinheit als auf seine Verse — warum rieth ihm sein Verstand nicht, lieber gleich in Avignon selbst zu bleiben, wo man ihn so gerne sah, wo seine Freunde ihn zu halten sich bemühten? Warum zog es ihn nicht unwiderstehlich dahin?

Statt dessen floh er Avignon, und sagt in einem Sonett (Nr. 91) an Colonna:

„Dem schnöden Babel, wo die Zucht begraben,
Wo alles Gute stirbt, dem Sitz der Türken,
Dem Quell der Schmerzen, wandte ich den Rücken,
Um noch mein Leben nicht verwirkt zu haben!"

Verherrlicht so ein Dichter den Ort, wo seine Liebe wohnt? Dagegen preist er Vaucluse:

„Hier bin ich frei, hier spendet ihre Gaben
Die Liebe mir — —"

Lautet das, als ob er sein Herz in Avignon gelassen habe? Vaucluse liegt drei

Digitized by Google

Meilen von Avignon entfernt, und man braucht heute mit schnellen Pferden einige Stunden, um dahin zu gelangen; wie viel mehr wohl damals, als die Straßen noch im Zustand der Kindheit waren? Wahrlich ein sonderbarer Liebhaber, und es scheint, Frau Laura de Sades Tugend war in nicht allzugroßer Gefahr.

Der nordische kalte Werther erschießt sich, als er seine Geliebte nicht besitzen kann, und der feurige Südländer soll sich sechs Stunden weit von seiner Angebeteten niedergelassen haben, um sie aus der Ferne zu besingen?

Andre Aeußerungen seiner Sonette sind, offen gestanden, noch auffallender und unbegreiflicher, wenn sie wirklich jene Dame in Avignon verherrlichen sollen. In dem 169. Sonett klagt er, daß „von einer Schönheit, die wie Eis", die heftigsten Flammen in ihm entzündet worden seien. Noch stärker wäre Sonett 157, in welchem Laura als ein weißes Reh geschildert wird. „Berühre niemand mich!" stand auf einem Ring um ihren Hals geschrieben, heißt es dort. Und nun denke man sich unter der „Schönheit von Eis" und dem „unberührten Reh" eine würdige Mutter von acht Kindern, die sie ihrem Gemahl während der langen Zeit brachte, da der platonische Dichter, der allmälig auch ins Schwabenalter kam, sie dergestalt naiv besang.

Die schöne Helena verstand es zwar, ihre Reize unbegreiflich lang zu conserviren, und die treue Penelope — eine zweite Laura de Sade, was das Eis betrifft — zählte ihre Freier noch nach Dutzenden, als ihr Sohn Telemach schon erwachsen war, aber daß Hekuba, deren Schoß die Götter so reich gesegnet hatten, noch einem andern Manne neben König Priamos Leidenschaft eingeflößt habe, das wagt uns Homer nicht zu erzählen, der doch so zu sagen auch ein Dichter war.

Laura de Sade starb 1348 an der Pest, und Petrarca beklagte den Tod der Geliebten noch lange Jahre. Das Grab jener Dame befindet sich in Avignon in der Kirche, wohin der trauernde Sänger aber — nicht ging, dort sich zu Tode zu seufzen.

Solche gottlose Zweifel kamen uns, als wir in Vaucluse in dem vielbesuchten Hotel „Petrarca und Laura" an den frischen Forellen der Sorgue uns labten.

Da fanden wir eine kleine Schrift (Vaucluse, Petrarque et Laure. 2me édition. Vaucl. 1864); die von einem Petrarcabewunderer in Vaucluse selbst herzurühren scheint, und welche die Vertheidigung des so lange verkannten Dichters übernimmt und seine Ehre gegen die Ueberlieferung retten will, da diese ihn lächerlich mache, statt ihn zu verherrlichen.

Der Verfasser, der die Gegend und ihre Geschichte so gut kennt, wie die Sonette des Dichters, berichtet, daß früher an jedem Gründonnerstag in Vaucluse großer Zusammenfluß von Menschen gewesen sei, weil den folgenden Morgen, am Charfreitag, das Abendmahl in der Kirche des Ortes ausgegeben wurde. Und zwar hätte Vaucluse allein dieses Vorrecht in der ganzen Umgegend gehabt. An einem Charfreitag aber sah der Dichter, wie er selbst in seinem dritten Sonett sagt, seine Angebetete zum ersten Mal in der Kirche, und nach einer andern Stelle (Sonett 8) wohnte sie am Fuß der Hügel und nicht in der langweiligen Ebene von Avignon.

Der Vertheidiger Petrarcas folgert daraus, daß es nicht Frau de Sade, sondern eine andre Tochter des Landes, eine andre Laura war, die den Dichter bezaubert hielt. Er führt zum ferneren Beweis dafür die zehnte Ekloge an, in welcher es heißt, daß Laura unter Felsen und in einem dichten Eichenhain an dem Ufer des Flusses aufgewachsen sei. Auch noch andre Stellen lassen sich beibringen. So sagt das 90. Sonett:

„Gelangt zur Stätte, wo die Liebe thronet
Hier, wo der süße Lorbeer (laurus) ward geboren."

oder Sonett 79:

„Der Stein, ihr Sitz, wenn spät der Tag sich wendet,
Daß Einsamkeit sie und Betrachtung leite —"

Digitized by Google

sind doch kaum anders zu deuten, als auf eine Tochter des Sorguethals. Laura de Sade ward dagegen zu Avignon geboren. An einer andern Stelle (Sonett 174) preist Petrarca die glücklichen Hügel, wo er sein Herz gelassen habe. Diese Hügel seien Lauras Genossen in der Einsamkeit gewesen, und er grüßt den Strom, der ihr schönes Antlitz badet, ihr himmlisches Auge erfrischt (Sonett 267). Und wenn er endlich in demselben Gedicht sagt, die Geliebte habe ihn geheißen, die Sorgue statt des Arno zu wählen, so paßt das doch auch sehr schlecht auf die Dame in Avignon an der Rhone.

So ließe sich noch manches anführen, dem Verfasser jenes Schriftchens in seinem Beweis gegen Laura von Avignon beizustehen.

Allein der Mann geht noch weiter. Um die Gläubigen durch einen andern Namen zu entschädigen, hat er eine zweite Laura ausfindig gemacht. Er präsentirt uns als seine Candidatin Fräulein Laura d'Adhemar, Tochter des Herrn von Cabrières, der in seinem Schlosse beim Dorf Cabrières, etwa zwei Stunden von Vaucluse entfernt wohnte und seine Tochter in der Benedictinerabtei Galas bei Vaucluse erziehen ließ. Diese Abtei lag am Ufer der Sorgue und des oben erwähnten Eichenwaldes.

Auch diese Laura starb frühe und wahrscheinlich unvermählt, — ein nicht zu verkennender Vortheil für sie in ihrem Proceß gegen Laura de Sade. Sie soll achtzehn Jahre gezählt haben, als sie der Dichter zuerst gesehen. Einundzwanzig Jahre lang war er dann

„Im Feuer froh und hoffend in den Plagen,"

so daß auch diese Laura das Alter von neununddreißig Jahren erreicht hatte, als sie, vielleicht auch an der Pest, die 1348 so furchtbar in ganz Europa wüthete, starb.

Erst im Jahr 1352 siedelte Petrarca ganz nach Italien über, wohin er jedoch in der Zwischenzeit öfters und auf längere Zeit gegangen war. War er doch schon 1341 als Dichter in Rom gekrönt worden, und dieser letztere Umstand giebt wohl den entscheidenden Wink.

Als Dichter war es ihm erlaubt, dichterisch zu lieben, und in seinen Phantasien ein Ideal zu sehn, dem die Wirklichkeit vielleicht nicht ganz entsprach. — —

Angeregt von der melancholischen Schönheit des Thales einigten wir uns, als wir wieder nach Avignon heimkehrten, dahin, daß es unserer bescheidenen Einsicht ziemlich gleichgiltig erscheine, wer eigentlich des Dichters Flamme gewesen, daß wir jedoch die reizende Laura d'Adhemar der Madonna in Avignon vorziehen würden. Die gründliche Untersuchung dieser hochwichtigen Frage in gelehrten Abhandlungen wollten wir jedoch gern den Berufenen überlassen. Wir waren ja nur als einfache, neugierige Reisende gekommen und schieden auch als solche, im Gefühl, daß, welche Laura auch der Dichter gemeint habe, seine Verse ewig jung und schön bleiben würden.

Genf. F. L.

Berichtigung. In dem Artikel „Anfänge der Druckkunst ꝛc." im Heft Nr. 7 ist zu lesen: Seite 255 Zeile 2 v. u.: statt „typographischen" „xylographischen" und S. 258 Zeile 14 v. u.: statt MCCCCLV — MCCCCLI.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Von der Monatschrift

„Ergänzungsblätter zur Kenntniss der Gegenwart“

erschien soeben die **März-No. (I. Bd., 9. Heft)** — Subscriptions-Preis 6 Sgr. — folgenden Inhalts:

Philosophie: Lotze, Mikrokosmos, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit, von Dr. *Dühring*.
Biographie: Adolf Theodor von Kupffer. — Johann Wilhelm Schirmer, von Dr. *Max Schasler*. — Christian Albrecht Bluhme, von *Edmund Lobedanz*.
Literatur: Draper, Gedanken über die zukünftige Politik von Amerika, von Dr. *Dühring*.
Kunst: Richard Wagner, von *Fr. G.* — Die Leipziger Gewandhausconcerte, von Dr. *Emil Kneschke*. — Die Bedeutung der Photographie für die Kunst, von Dr. *Max Schasler*.
Geographie: Württemberg. — Algerien. — Sitka (Neu-Archangel). — St. Michael. — Die Mariannen. — Buenos-Ayres.
Physik: Spektraluntersuchungen, von Dr. *H. Cochius*.
Meteorologie: Ausströmung der Elektricität. — Einfluss des Klimas auf den Geisteszustand der Individuen und Völker. — Alpenklima, von Dr. *Dellmann*.
Chemie: Ozon. — Salpetrige Säure. — Kalialaun. — Magnesia. — Schwefelblei. — Kohlenwasserstoffe. — Anhydride und Aether. — Melilotsäure. — Rhöadin.
Abbildungen: Bunsens Spektroskop. — Spektra mehrerer Körper. — Peronospora infestans. — Gezogene Geschütze.

Zu beziehen durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** (Vierteljahrs-Abonnement 18 Sgr.)

Von der

Bibliothek ausländischer Klassiker

(¾ Sgr. der Bogen.)

wurden soeben ausgegeben Band **29** und **30**, enthaltend:

Shelley's
Ausgewählte Dichtungen

[Königin Mab. Alastor. Die Cenci. Lyrische Gedichte.]
Deutsch von Adolf Strodtmann.
2 Theile. 17 Sgr.

Die früheren Bände der Bibliothek enthalten:

Shakespeare. **Macbeth**, von W. Jordan. 5 Sgr. — **Romeo und Julie**, von W. Jordan. 6 Sgr. — **König Lear**, von W. Jordan. 8 Sgr. — **Hamlet**, von Ludw. Seeger. 9 Sgr. — **Timon von Athen**, von Ludw. Seeger. 7 Sgr. — **König Johann**, von Ludw. Seeger. 6 Sgr. — **Wintermärchen**, von K. Simrock. 7 Sgr. — **Viel Lärmens um Nichts**, von L. Simrock. 6 Sgr.

Robert Burns. **Lieder und Balladen**, deutsch v. K. Bartsch. 2 Theile. 13½ Sgr.

Lord Byron. **Belagerung von Korinth**, **Der Gefangene von Chillon.** **Die Insel.** Deutsch von W. Schäffer. 6 Sgr.

Walter Scott. **Das Fräulein vom See.** Romant. Dichtung, übersetzt von Heinrich Viehoff. 8 Sgr.

Esaias Tegnér. **Die Frithjofs-Sage**, deutsch von Heinrich Viehoff. 6 Sgr.

Björnstjerne Björnson. **Bauernnovellen** (Arne. Ein fröhlicher Bursch. Kleine Erzählungen). Aus dem Norwegischen übertragen von Edmund Lobedanz. 2 Theile. 12 Sgr.

Molière. **Charakter-Komödien.** Im Versmasse des Originals übertragen von Adolf Laun. 3 Theile. I. Der Misanthrop 6 Sgr. II. Der Tartüff. 7 Sgr. III. Die gelehrten Frauen. 6 Sgr.

Rudolf Töpffer. **Rosa und Gertrud.** Eine Genfer Novelle, aus dem Französischen übertragen von Karl Eitner. 10 Sgr.

George Sand. **Ländliche Erzählungen**, deutsch von Aug. Cornelius. 2 Theile. I. Der Teufelssumpf. 5 Sgr. II. Franz der Champi. 7½ Sgr.

Beaumarchais. **Figaro's Hochzeit oder Ein toller Tag**, übersetzt und eingeleitet durch Fr. Dingelstedt. 6 Sgr.

Bernardin de St. Pierre. **Paul und Virginie** und **Die indische Hütte**, übersetzt von Karl Eitner. 8 Sgr.

Dante Alighieri. **Die göttliche Komödie.** In Jamben übertragen von Karl Eitner. 3 Theile. 25 Sgr.

Homer. **Die Odyssee.** Im Versmasse der Urschrift übersetzt von F. W. Ehrenthal. 2 Theile. 19 Sgr.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 9.

Ausgegeben am 23. Februar 1866.

Inhalt:

Die Krisis in Oestreich . . . . . Seite 321
Wilhelm Wachsmuth 337
Die berliner Bildhauerschule. 3. 343
Die neue Zeitschrift für bildende Kunst und ihr Publikum . . . 355
Vermischte Literatur 358

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Krisis in Oestreich.

Zur Einigung Oestreichs. Eine Denkschrift von O. Bernhard Friedmann. 2. Aufl. Wien und Leipzig. Literarisch-artistische Anstalt von C. Dittmarsch. 1865.

Die obige Schrift enthält zunächst eine indirecte Kritik der Februarverfassung von 1861, die, im Januar 1862 geschrieben, das Schicksal dieses Versuchs, Oestreich neu zu constituiren, voraussagt. Die Unmöglichkeit, auf diesem Wege Gedeihliches und Dauerndes zu gestalten, hat sich seitdem zur Genüge herausgestellt, und der Verfasser, damals von der schmerlingschen Partei vielfach angefeindet, hat mit seinen Ansichten vollkommen Recht behalten. Auch das Februarsystem war nur ein Provisorium, das mit ihm gemachte Experiment ist gescheitert, und der 20. September des letztverflossenen Jahres hat den ihm zu Grunde liegenden Gedanken zu den Todten geworfen.

Die Frage der Existenz Oestreichs aber — um keine geringere nämlich handelt es sich — ist mit der neuen Wendung der Dinge nicht gelöst, die Krisis dauert fort, und noch immer ist guter Rath theuer in Wien. Ist somit eine Polemik gegen die schmerlingschen Pläne überflüssig geworden, so behalten die in unserer Schrift niedergelegten positiven Behauptungen noch jetzt ihren Werth, zumal sie sich nicht mit einem Tasten an der Oberfläche begnügen, sondern durch alle Illusionen hindurch der Sache auf den Grund gehen. Ja wir stehen nicht an, die Grundgedanken des Verfassers, soweit sie sich auf Oestreich und die Länder der ungarischen Krone beziehen, durchweg adoptirend, zu sagen, daß nur durch Eingehen auf das Wesentliche der hier gemachten Vorschläge von Seiten der Regierung und nur durch Hinlenken nach dieser Richtung von Seiten der deutschen Partei in Oestreich die Krisis einem glücklichen, für Oestreich wie für Deutschland heilsamen Ausgang entgegenzuführen ist.

Jene Grundgedanken aber sind in der Kürze folgende: Keine der schwebenden innern Fragen, weder die ungarische, noch die deutsche, noch eine andre, kann für sich und einseitig gelöst werden; denn jede derselben ist zugleich eine auswärtige für Oestreich. Die „Gleichberechtigung der Nationalitäten" ferner kann nur innerhalb der culturhistorisch und politisch gebotenen Grenzen zur Ver-

Digitized by Google

wirklichung gelangen. Die innere Constituirung Oestreichs sodann ist nur möglich auf Grundlage des Dualismus, in welchem die jüngste Vergangenheit des Gesammtreichs ihre natürliche Wurzel und die Einheit desselben ihre organische Entwickelung hat. Die politische Union der deutsch-slavischen Erblande mit Ungarn kann nur auf dem Wege einer verfassungs- und vertragsmäßigen Vereinbarung zwischen der Krone und den beiderseitigen Landesvertretungen vollzogen werden. Zu diesem Behuf ist eine entsprechende Revision der Februarverfassung und der 1848er Gesetze Ungarns in der Richtung nothwendig, daß für die gemeinsame Berathung und Leitung der Reichsangelegenheiten auch ein gemeinsames Vertretungs- und ein einheitliches Executivorgan festgestellt wird. Oestreich muß aus dem bisherigen deutschen Staatenbunde austreten und dagegen ein völkerrechtliches Bündniß zwischen Deutschland, respective dem deutschen Bundesstaat, und der östreichischen Gesammtmonarchie abgeschlossen werden. In Italien ist zunächst ein aufrichtiger Friedensstand auf Grundlage des Status quo zu erzielen. Der Entwickelung der südslavischen und türkischen Wirren hat Oestreich in bewaffneter Neutralität zuzusehen, bis eine andere Macht intervenirt, in welchem Fall es sich an der Intervention zu betheiligen hat.

Im Nachstehenden fassen wir einige von diesen Punkten mit dem Verfasser näher ins Auge.

Die absolutistische Centralisation Bachs hätte, länger fortgesetzt, zu ihrem Gegentheil, zu vollständiger Decentralisation, ja zur Auflösung des Kaiserstaats geführt. Der dieser Phase der Neugestaltung Oestreichs vorausgehende Föderalismus, welcher allerhand neue Nationalitäten entdeckte und dieselben zu selbständigen Staatsgliedern künstlich elektrisiren wollte, war diese Auflösung. Der gemäßigte Föderalismus, welcher aus den historisch-politischen Individualitäten ein neues Gruppensystem aufbauen wollte, und dessen Ideal durch das Octoberdiplom von 1860 in allgemeinen Umrissen gezeichnet war, würde, abgesehen davon, daß die deutschen Oestreicher bei Ausführung seines Plans von vornherein ins Hintertreffen gedrängt gewesen wären, zu Kämpfen auf Leben und Tod zwischen den autonomen Wünschen und legislativen Forderungen der verschiedenen nationalen Einzelgruppen geführt haben. Auch die constitutionelle Centralisation ist den Beweis ihrer Lebensfähigkeit schuldig geblieben, und so galt es endlich, auch in der innern Politik vollendete Thatsachen anzuerkennen. In den Annalen Oestreichs steht aber vor allem der Dualismus als unzweifelhafte und lebendige Thatsache verzeichnet. Die pragmatische Sanction und die Friedens- und Rechtsverträge mit den Ländern der ungarischen Krone einerseits, die Entsagung Franz des Zweiten auf die deutsche Kaiserkrone sowie die deutsche Bundesacte von 1815 andrerseits sind nicht nur die einzigen Actenstücke, auf welche die neuere Geschichte des östreichischen Kaiserstaats als solchen basirt, sondern zugleich politische Thatsachen, deren Consequenzen sich in dem ganzen staatlichen

Digitized by Google

und privaten, geistigen und materiellen Leben der Völker der östreichischen Monarchie unauslöschlich ausgeprägt haben.

So sehr wir uns in rechtshistorische Studien vertiefen mögen, wir werden nicht läugnen können, daß der Dualismus die einzige historisch haltbare und staatsrechtlich giltige Grundlage der gesammtstaatlichen Entwickelung Oestreichs ist. Er bildet deshalb auch den einzigen praktischen Ausgangspunkt für staatsrechtliche Reformen. Bis 1848 bestand dieser Dualismus darin, daß in den beiden Hälften die Reichsverfassung und Verwaltung verschieden waren: diesseits der Leitha herrschte das absolutistisch-patriarchalische, jenseits das constitutionell-patriarchalische System. Der nächste Schritt zum Verfassungsbau muß die Beseitigung dieser innern Verschiedenheit zum Ziele haben. Die Entwickelung und Befestigung eines wirklich verfassungsmäßigen Staatsorganismus in der bisher mehr oder minder absolutistisch regierten deutsch-slavischen Reichshälfte wird am natürlichsten jenen Dualismus überwinden, der die innere Politik der ungarischen Länder von jener der nichtungarischen trennte. Und entsprechend dem nun diesseits wie jenseits lebendig werdenden Constitutionalismus wird auch der staatsrechtliche Verband, die politische Union derselben insoweit eine klare und bestimmte Form erhalten müssen, daß die selbständige constitutionelle Entwickelung beiderseits ebenso wenig gefährdet ist, wie die einheitliche Vertretung und Leitung der allen Ländern der Gesammtmonarchie gemeinsamen Interessen.

Nicht nur das historische Recht aber entscheidet für den Dualismus, sondern auch noch ein Anderes. Wer sich die verschiedenen Völker und Stämme ansieht, welche das Staatsmaterial Oestreichs bilden, der findet, daß es bisher besonders zwei nationale Elemente waren, welche in lebensfähiger Weise sich entwickelt und dem zufolge auch den Bestand des Reiches gesichert haben: das deutsche und das magyarische. Die geistige Kraft und Bildung der in der östreichischen Monarchie zusammengefaßten Nationalitäten wurzelt vorzugsweise in den Errungenschaften deutscher Cultur, und die wirkliche Höhe der verschiedenen nationalen Bildungsstufen läßt sich allein nach der Empfänglichkeit bemessen, mit welcher eine Nationalität die Früchte dieser Cultur sich aneignet und wieder in ihrem eigenthümlichen Wesen reproducirt. Diesem Maßstabe entsprechend zeigt sich, daß der Magyare, trotz seiner nationalen Abgeschlossenheit, für den Ideenkreis deutscher, wie überhaupt fremder Bildung am empfänglichsten ist, und daß ein höheres Culturstreben sein ganzes Wesen beherrscht, ohne ihn sich selbst zu entfremden.

Ein Blick auf den Entwicklungsstand Ungarns bestätigt diese Behauptung. Die besten Namen des Landes glänzen in den Reihen der wissenschaftlichen Koryphäen. Die feinsten staatsmännischen Köpfe Oestreichs gehen aus den Kavalieren Ungarns hervor. Eine reichhaltige selbständige Publicistik vertritt

Digitized by Google

in großer Verbreitung auf einem durch die Sprache eng begrenzten Raum die öffentlichen Interessen des Landes. Die belletristische Literatur Ungarns hat productive Talente hohen Ranges aufzuweisen. Nirgends findet jede intellectuelle Leistung so rasch allgemeine und opferwillige Anerkennung und Förderung als hier. Endlich sehen wir in dem männlichen Selbstbewußtsein der einzelnen Individuen, in der Einmüthigkeit der politischen Anschauung und in der Volksdisciplin, welche die ungarische Politik trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Operativmittel so geachtet macht, die charakteristischen Merkmale einer politisch gereiften, zu staatlicher Action berufenen Nation. Es ist wahr, der Magyare hat auch seine Schwächen und Fehler, aber viele derselben sind nur die rauhen Folien, auf welchen sich die seltnen Vorzüge des ungarischen Nationalcharakters wiederspiegeln. Die freiwillige Unterordnung des deutschen und slavischen Elements in Ungarn, welche so oft getadelt worden, ist daher nichts weniger als unbegreiflich. Der Magyare hat von jeher die Geschichte des Landes geleitet und entschieden, der magyarische Adel hat die Verfassungskämpfe gekämpft, und er steht heute wieder wie immer an der Spitze des nationalen Freiheitswerkes. Und trotzdem hat kaum irgendwo anderwärts eine größere Achtung der Gewissensfreiheit und der althergebrachten Rechte der hier angesiedelten Stämme bestanden als im mittelalterlichen Ungarn. Noch heute leben die Deutschen in der Zips, in der Marmarosch, im Banat und im siebenbürger Sachsenlande unter dem Schutz ihrer alten eigenthümlichen Institutionen, die nie von magyarischer Seite angefochten wurden, vielmehr in der ungarischen Verfassung ihre gemeinsame Stütze fanden. Das deutsche Element in Ungarn hat sich infolge dessen mit dem politischen Bewußtsein des Landes identificirt, ohne jedoch die eigne Nationalität deshalb aufzugeben. Mehr oder minder war ein Gleiches bei den übrigen wenig entwickelten Nationalitäten im Lande, den Rumänen, Kroaten, Slowaken und Serben zu behaupten, und erst gewisse Mißgriffe von Seiten der Magyaren, mehr aber noch die lauernde Reaction in Wien trieb diese bisher genügsamen, im Bewußtsein ihrer Schwäche bescheidenen Nationalitäten an, die Stellung von selbständigen, anspruchsvollen Staatsgliedern zu begehren.

Oestreich besitzt, wir wiederholen es, nur zwei beachtenswerthe, weil vollständig entwickelte und culturhistorisch bedeutende nationale Elemente, diesseits der Leitha das deutsche, jenseits das magyarische. An diese haben die übrigen Bestandtheile der Monarchie sich in der Weise krystallisirt, daß dort jenes, hier dieses Element den Mittelpunkt einer politischen Gruppe bildet. Hätte ein Staatsmann als Hebel und Stütze einer politischen Organisation sich die nationalen Elemente auszuwählen, welche zugleich die stärkste Bürgschaft böten, daß sie nicht nach Außen gravitirten, sondern nur in innigem Verbande mit dem östreichischen Staatskörper gesicherte Existenz und staatlichen Einfluß suchten, so

Digitized by Google

würde er gleichfalls nur die Deutschen und die Magyaren ins Auge fassen können. Die Position jener ist der Art, daß sie außerhalb der östreichischen Monarchie nur schwache Garantien ihrer selbständigen politischen Existenz finden würden. Die Magyaren aber, als Volksstamm in Europa gänzlich isolirt, von fremden Nationalitäten umlagert, vermögen einzig und allein in einem historisch begründeten Völkerverbande, wie Oestreich ihn bietet, eine hervorragende und entscheidende Rolle zu behaupten. Beide, Deutsche und Magyaren werden sich lediglich durch innigen Anschluß, durch eine aufrichtige Union ihrer Interessen gegenseitig ihre freiheitliche und nationale Entwicklung inmitten der sie umgebenden slavischen Welt sichern können.

Diese Union ist der einzig zweckentsprechende Staatsverband in dem Uebergangsstadium aus dem aufgeklärten Despotismus in die constitutionelle Monarchie, in dem Oestreich sich jetzt befindet. Der Dualismus ist in Oestreich heute noch eine Sache des historischen Rechts und der politischen Nothwendigkeit, eine Staatsform an und für sich aber ist er nicht. Sobald das historische Recht anerkannt und durch verfassungsmäßige Bürgschaften die Gefahren für die selbständige Entwicklung Ungarns innerhalb der Gesammtmonarchie beseitigt sind, wird auch der Dualismus die Nothwendigkeit seines Fortbestehens nicht länger zu behaupten vermögen, und die politische Union der Erblande mit Ungarn wird allmälig auf demselben gesetzlichen Wege innerer Entwicklung wie in Großbritannien zu einer gemeinsamen Reichsvertretung und einheitlicher Gestaltung des Verfassungslebens führen.

Unsre Schrift kommt nun zu der eigentlichen Hauptfrage dieses Abschnitts ihrer Erörterung: wie können die bisher entwickelten Anschauungen in dem heutigen Oestreich zu praktischer Anwendung gelangen? und giebt darauf zur Antwort: in der gleichzeitigen Revision der Februarverfassung und der ungarischen Gesetze von 1848. In jener müssen die auf die gesammtstaatliche Vertretung sich beziehenden Punkte ebenso gut revidirt werden wie bei den ungarischen Gesetzen die Bestimmungen, welche die verfassungsmäßige Ordnung der gemeinsamen Angelegenheiten, die Einheit der Executivgewalt und das Verhältniß des Kaisers und Königs zu den legislativen und executiven Organen der beiden Reichshälften betreffen. Die Nothwendigkeit einer solchen Umgestaltung hat sich in Bezug auf die Februarverfassung einfach aus der nun allgemein erkannten Unausführbarkeit ihrer gesammtstaatlichen Anordnungen ergeben. Für die 1848er Gesetze Ungarns aber ergiebt sich diese Nothwendigkeit nicht nur aus dem Bedürfniß nach einem innigen staatsrechtlichen Verbande mit Oestreich, sondern zugleich aus der Unklarheit mehrer Paragraphen, über deren Deutung in den letzten Jahren vielfach gestritten wurde, und außerdem ist noch zu erwägen, daß seit 1848 sehr wichtige Thatsachen sich vollzogen haben, welche zwar anfechtbar, weil nicht auf verfassungsmäßigem Wege zu Stande gekommen sind, aber nicht

Digitized by Google

ohne große Nachtheile — wir nennen nur die Aufhebung der Zwischenzolllinie, die Durchführung der Gewerbefreiheit, die Grundentlastung — wieder beseitigt werden könnten.

Aus den beiden Grundsätzen, von welchen die Anschauung des Verfassers bezüglich der Neugestaltung Oestreichs geleitet wird, dem der historischen Rechtscontinuität und dem der nationalen Föderation innerhalb der politisch-administrativen Grenzen der bisher dualistisch getrennten Reichsglieder ergiebt sich ihm in Betreff Ungarns, daß das Steuer- und Rekrutenbewilligungsrecht nach wie vor dem Landtag verbleiben, daß die gesammte politische Administration, die Justiz- und Cultusangelegenheiten sowie die ökonomische Verwaltung vollständig den einheimischen gesetzlichen Organen des Landes zustehen und daß die Nationalitätenfrage bezüglich der Sprachverhältnisse innerhalb der autonomen Gemeinden und Comitate, bezüglich der politischen Rechte und Forderungen im Sinne der Föderation durch die Vereinbarung der einzelnen Landtage geordnet werden müßte. Andrerseits aber folgt aus jenen Grundsätzen, daß die materiellen und geistigen Interessen, welche die Gesammtmonarchie berühren, und somit die diplomatische und die handelspolitische Vertretung nach Außen, das Kriegsdepartement und das Staatscreditwesen nur im Wege gemeinsamer Berathung zwischen den Vertretern der Erblande und denen der ungarischen Kronländer geordnet und durch gemeinsame Executivorgane, welche zusammen das Reichsministerium bilden, verwaltet und geleitet werden können. Die Berathung dieser gemeinsamen Angelegenheiten erfordert die Errichtung einer Reichsdeputation, welche aus besondern Ausschüssen des ungarischen und des deutsch-slavischen Landtags zusammengesetzt wird; die Wahl dieser Ausschüsse und ebenso die Feststellung des normalen Reichsbudgets würde auf die Dauer einer ganzen Sitzungsperiode von mindestens sechs Jahren geschehen, während für ausnahmsweise Erhöhungen des letzteren von Fall zu Fall der Zusammentritt der Reichsdeputation vorbehalten wäre. Die Feststellung der Hauptposten für das Reichsbudget würde bereits im Schooße der Deputation soweit stattfinden, daß aus diesen Berathungen sowohl der gemeinsam auszuarbeitende Bericht der Deputation als auch die Bestimmungen der auf jede Reichshälfte entfallenden Beitragsquote zur landtäglichen Behandlung und Beschlußfassung an die beiden Versammlungen in Wien und Pesth gelangen könnte. Die Verantwortlichkeit in Betreff der Durchführung der von diesen Versammlungen gefaßten und vom Kaiser sanctionirten Beschlüsse müßte, soweit es sich um Reichsangelegenheiten handelte, den Reichsministern und den beiden Staatsministern, soweit es sich um Landesangelegenheiten handelte, den betreffenden Ressortministern obliegen.

In Bezug auf das Reichsministerium selbst oder das eigentliche „Cabinet" meint der Verfasser, daß die einfache Besetzung der Reichsministerposten für Auswärtiges, Krieg, Finanzen und Handel in keiner Weise genügen würde.

Digitized by Google

Diese selbst dürften vielmehr nur die Executivorgane eines großen Staatsraths, ähnlich dem Privy Council in England sein, in welchem sowohl die verantwortlichen Staatsminister beider Ländergebiete und mehre Minister ohne Portefeuille, welche die speciellen Länder verkreten, als auch, so oft wichtige Fragen auf der Tagesordnung erschienen, die Statthalter der einzelnen Länder und die Präsidenten der obersten Verwaltungs- und Justizbehörden Sitz und Stimme hätten.

Auf welchen Grundlagen, so fragt unsre Denkschrift weiter, soll die Revision der Verfassung für die deutsch-slavische Reichshälfte vorgenommen werden? Die Antwort lautet: auf denselben wie die Revision der 1848er Gesetze Ungarns, also ebenfalls auf Grundlage der historischen Rechtscontinuität und der nationalen Föderation. Der letzte völkerrechtliche Vertrag, welcher die Geschicke der deutsch-slavischen Erblande bestimmte, war die deutsche Bundesacte von 1815, welche zugleich die Entsagung des Kaisers Franz auf die deutsche Kaiserkrone vom Jahr 1804 und die gleichzeitige Beschränkung des Kaisertitels auf die dem Hause Habsburg angehörigen Länder Oestreichs in das allgemeine Völkerrecht aufnahm. Diese Beschränkung vereinigte zum ersten Male den ganzen Länderbesitz des gedachten Hauses unter einem gemeinsamen Besitztitel: dem des östreichischen Kaiserstaates. Bis dahin kannte Europa keinen Kaiser von Oestreich, sondern nur einen römischen Kaiser deutscher Nation, welcher zugleich König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog, Herzog und Markgraf verschiedener Erblande war. Ferner aber datiren die Rechtsansprüche der Erblande auch in Bezug auf ihr inneres Staatsrecht aus der deutschen Bundesacte von 1815, denn dieselbe garantirte ihnen so gut wie den übrigen Bundesstaaten eine landständische Verfassung, Preßfreiheit und die bürgerliche Gleichstellung der christlichen Religionsbekenntnisse. Erst das Jahr 1848 brachte diese Ansprüche in Oestreich zur Anerkennung, und die Reichsverfassung vom 25. April dieses Revolutionsjahres enthielt diese Anerkennung. Die Länder diesseits der Leitha begründen somit ihre Rechte auf ein constitutionelles Regiment zunächst auf den deutschen Bundesvertrag von 1815, dann auf die Reichsverfassung vom April 1848 und endlich, nachdem diese aufgehoben, auf die Rechtsbeständigkeit des ersten östreichischen Reichstags, in dessen Hände hierauf die Constituirung Oestreichs, respective die Berathung eines Verfassungsgesetzes für die in diesem Reichstag vertretenen Länder gelegt war. Der Reichstag hat diese Aufgabe erfüllt, das Resultat seiner Arbeit war der kremsierer Verfassungsentwurf. Vom historischen und staatsrechtlichen Standpunkt kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die deutsch-slavischen Erblande einzig in dessen Grundzügen den Ausdruck ihrer politischen Wünsche und Bedürfnisse zu erkennen vermöchten. Dasselbe Recht und dieselbe Rechtscontinuität, welche Ungarn für die Anerkennung seiner 1848er Gesetze anführt, könnten auch die übrigen Länder der Gesammtmonarchie

Digitized by Google

für sich in Anspruch nehmen Aber dieselben Gründe der Zweckmäßigkeit, welche eine Modification der ungarischen Gesetzgebung von 1848 erheischen, fordern auch eine Abänderung der 1848er Gesetze in den deutsch-slavischen Erblanden.

Aber nicht blos die Rechtsfrage, auch die praktische Frage der Constituirung findet in dem kremsierer Verfassungsentwurf, wenn man gewisse Bestimmungen desselben, welche das Gepräge jener stürmisch erregten Zeit tragen, hinwegdenkt, ihre glückliche Lösung, wie man aus der Denkschrift selbst S. 46 bis 49 ersehen wolle. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eine Revision der Februarverfassung zunächst die Reichsvertretung auf jene richtigen principiellen Grundlagen zurückführen muß, welche im kremsierer Entwurf und, einigermaßen abgeschwächt, in der Märzverfassung von 1849 enthalten sind. Der Reichstag, bestehend aus einer Länderkammer (Oberhaus, Senat) und einer Volkskammer (Unterhaus, Abgeordnetenhaus) müßte wieder auf der Grundlage der im kremsierer Entwurfe vorgezeichneten natürlichen Organisation gebildet werden, doch würde eine Modification in der Zusammensetzung der Länderkammer dahin eintreten können, daß die Zwecke, welche 1861 durch Bildung eines besondern Herrenhauses verwirklicht werden sollten, auch hier Berücksichtigung erfahren.

Die Gefahren, welche der Dualismus für den Fortbestand der Monarchie in sich birgt, werden vom Verfasser nicht verkannt, und er giebt ferner zu, daß die von ihm befürwortete Union sie nicht ganz beseitigt, da die Möglichkeit eines prinzipiellen Zwiespalts zwischen den beiden Reichstagen bestehen bleibt und politische Verhältnisse eintreten können, wo selbst die parlamentarische Regierungsweise durch den festen Widerstand des einen der beiden in einer wichtigen Frage empfindlich gestört werden kann. Aber mit vollem Recht behauptet unsre Schrift, daß jede andere Lösung der Verfassungsfrage weit größere Gefahren in sich birgt. „Angenommen," sagt sie, „daß eine einheitliche Reichsvertretung der Gesammtmonarchie heute mittelst der constitutionellen Centralisation zu erlangen wäre, so würden die Deutschen unlängbar sich den Vertretern sämmtlicher andern Nationen gegenüber in einer bedeutend kleinen Minorität befinden, ungefähr wie hundert gegen zweihundertfünfzig Stimmen. In jeder allgemeinen Frage, wo es sich um ein nationales Interesse, um die autonome Stellung der einzelnen Länder und Stämme handeln würde, könnte man gewiß sein, daß die deutsche Partei und die centralistische Richtung vollständig unterliegen müßte. Der Kampf, welchen die Nationalitäten bisher im ganzen Reiche in einzelnen Gruppen geführt haben, würde im Gesammtreichsrathe einen legalen Boden und eine compacte Widerstandskraft erhalten, und wir müssen gegründete Zweifel hegen, ob dieser Gesammtreichsrath auch nur eine einzige Session zu durchleben fähig wäre." „Jedenfalls steht so viel fest, daß in einem östreichischen

Digitized by Google

Gesammtreichsrathe heute entweder die Deutschen von den andern nationalen Parteien entschieden majorisirt werden würden, oder, falls die Regierung den Muth hätte, der deutschen Minorität das Wort zu reden, der Reichsrath seine Selbstauflösung votiren und hiermit die absolutistische Partei wieder zur Herrschaft gelangen würde."

„Die Gefahren dagegen, welche eine Union auf dualistischer Grundlage mit sich führt, würden rein politischer und constitutioneller Natur sein. Die Nationalität bliebe vollständig aus dem Spiele, da alle darauf bezüglichen Fragen bereits innerhalb der Gemeinden und der Kreis- und Landtage ausgetragen wären. Die Deutschen würden in dem Reichstage diesseits der Leitha entschieden die Majorität bestimmen, und nur große politische Reichsfragen über internationale Verträge, über Krieg und Frieden, über ausnahmsweise Erhöhung des Reichsbudgets u. s. w. könnten eine verschiedene Auffassung und Behandlung von Seiten der beiden Reichstage in Wien und Pesth erfahren. Selbst wenn ein solcher Zwiespalt der Meinungen eintreten würde, daß alle Vermittlungsversuche von Seiten der Regierung und im Schooße der gesetzlich berufenen Reichsdeputation vergeblich blieben, würde immer noch die Austragung der Differenz im constitutionellen Wege erübrigen, mittelst Auflösung des dissentirenden Reichstags und Appell an das Land durch Einleitung von Neuwahlen."

Weit zweckmäßiger aber findet es der Verfasser, und wir pflichten ihm darin bei, der Möglichkeit solcher Conflicte von vornherein durch eine derartige Ordnung der internationalen Verhältnisse des Gesammtstaats ein Ende zu machen, welche dem Gesammtinteresse aller in der Monarchie vertretenen Völker entspricht. Hier aber ist Eins das Wichtigste und Dringendste: der völkerrechtliche Verband Oestreichs mit Deutschland muß zu vollständiger Klarheit gebracht, und gleichzeitig muß die deutsche Politik des wiener Cabinets eine andere werden, d. h. dasselbe muß dem durch die geographische Lage wie durch die Geschichte gegebnen Beruf Oestreichs nach handeln, „die Cultur nach Osten zu tragen".

Man beachte, daß es ein deutscher Oestreicher ist, dessen Räsonnement wir im Nachstehenden ausziehen.

Der Verfasser geht davon aus, daß die deutsche Bundesverfassung der gesammtstaatlichen Existenz und der constitutionellen Selbständigkeit der östreichischen Monarchie Gefahr droht. Das bisherige Bundesverhältniß giebt dem Dualismus in Oestreich seine factische Berechtigung, indem es die deutsch-slavischen Erblande als einen integrirenden Theil des deutschen Staatenbundes den Beschlüssen des frankfurter Bundestags unterordnet und somit vertragsmäßig die staatsrechtliche Trennung der beiden Reichshälften diesseits und jenseits der Leitha feststellt. Das Bestreben, Oestreich gesammtstaatlich zu centralisiren und gleichzeitig auf der großdeutschen Grundlage der bisherigen Bundesverfassung mit Deutschland

Digitized by Google

zu verschmelzen, war widersinnig. Man bekämpfte den Dualismus als staatsgefährlich, und man erhielt ihm zu derselben Zeit die Möglichkeit der Fortexistenz. Man wollte ein mächtiges Großöstreich, und man wollte im gleichen Augenblick die Regierung und das einheitliche Parlament dieses Großstaats von dem guten Willen einer Anzahl kleiner Fürsten in Deutschland abhängig machen.

Weder die Centralisation, noch der Föderalismus und ebenso wenig die Union auf dualistischer Grundlage, welcher unsre Denkschrift das Wort redet, hat Anspruch darauf, ein haltbarer Staatsverband genannt zu werden, so lange der Dualismus in der völkerrechtlichen Stellung Oestreichs, wie er durch die Bundesacte von 1815 legitimirt wurde, vertragsmäßig fortbesteht. Denn eben auf diesen deutschen Dualismus Oestreichs stützt der ungarische Dualismus seinen in der That hierin wohlbegründeten Anspruch. „Nicht so sehr in den Völkern Oestreichs liegt heute noch der Keim zu separatistischen Gelüsten und der Trieb nach Zerklüftung der großen Gesammtmonarchie; in der traditionellen Regierung Oestreichs, welche ihre Politik den überlebten Verträgen unterordnet, statt die Verträge einer neuen Politik entsprechend zu modificiren, darin allein ist der Keim aller gegenwärtigen Verwickelungen zu suchen." (Die angestrebte Modification der Bundesverträge auf dem Fürstentag von 1863 entkräftet diese Vorwürfe nicht, sondern bestätigt sie vielmehr.) Daß man der nationalen Bewegung in Deutschland von Wien aus nicht ehrlich folgen und noch weniger dieselbe von dort aus leiten kann, liegt klar zu Tage. Das Verlangen der Deutschen nach Einheit, sei es auch nur in der Form einer einheitlichen Vertretung nach Außen und eines deutschen Parlaments, kann unmöglich erfüllt werden, ohne daß Oestreich entweder aus dem Bunde tritt oder seine Selbstauflösung decretirt. Denn eine Selbstauflösung wäre es, wenn die eine Hälfte des Reichs den wichtigsten Theil der östreichischen Souveränetätsrechte an die deutsche Centralgewalt und an die gesetzgebende Versammlung neben derselben abtreten wollte. Die andere Hälfte, nicht zum deutschen Bunde gehörig, müßte in einem solchen Fall nothwendig die Souveränetätsrechte ihrer Krone, der ungarischen Krone, gesondert von jenen des deutsch-östreichischen Bundesfürsten zur Geltung zu bringen suchen, d. h. Ungarn wäre dann genöthigt und berechtigt, seine volle Selbständigkeit zu verlangen, und die Gesammtmonarchie zerlegte sich damit in zwei Theile, von denen der eine, der deutsch-slavische, zu dem einheitlichen deutschen Reiche, der andere dagegen, der Ländercomplex der ungarischen Krone, zu niemand als sich selbst gehörte. Das Verhältniß zu der gemeinsamen Dynastie wäre dann auf den rein völkerrechtlichen Bund zurückgegangen, der die beiden Reichshälften vor dem Abschluß der pragmatischen Sanction aneinanderknüpfte.

Arge Täuschung ist es, anzunehmen, eine Reorganisation des deutschen

Digitized by Google

Bundes auf seiner bisherigen Grundlage könnte der östreichischen Machtstellung neue Stützen schaffen. Eben diese Grundlagen sind es, welche die gemeinsame Schwäche Deutschlands und Oestreichs herbeigeführt haben. Nicht durch den deutschen Bund, sondern neben demselben und trotz desselben hat sich Oestreich seine europäische Bedeutung gewahrt, haben die Gesammtinteressen seiner Völker von Jahr zu Jahr einen innigeren Verband und einen freieren Verkehr sich errungen, und trotz gewisser sehr klarer Bestimmungen der Bundesacte andrerseits wieder haben die östreichischen Länder des deutschen Bundes ihre freiheitlichen und verfassungsmäßigen Rechte nicht eher erlangen können, als bis sie 1848 trotz anderer klarer Bundesvorschriften sich die Anerkennung dieser Rechte auf eigne Hand verschafften. Das Hineinziehen in die allgemeine deutsche Bewegung endlich, die Berufung Deutschöstreichs auf und nach Frankfurt war es, was augenblicklich die ganze freiheitliche Entwickelung Oestreichs vom rechten Wege ablenkte und schließlich zum Stillstand brachte. Die slavischen Nationalitäten erhoben sich gegen die parlamentarische Verschmelzung Oestreichs mit Deutschland, während das kaum zur Selbständigkeit gelangte Ungarn seine beglaubigten Gesandten an den Sitz der deutschen Centralgewalt schickte. Das einige Deutschland sollte sich mit dem unabhängigen Magyarenreich verbünden — der Staatsbegriff Oestreichs existirte nur noch auf dem Papier. So gewiß es im Buch der Geschichte verzeichnet ist, daß alle Vortheile, die Oestreich zur Consolidirung seines gesammtstaatlichen Besitzes seit 1804 gewonnen, neben und trotz der Bundesacte errungen worden sind, ebenso gewiß ist andrerseits, daß alle diplomatischen und kriegerischen Niederlagen desselben wenigstens mittelbar durch das Bundesverhältniß zu Deutschland herbeigeführt worden sind. Wie glänzend auch die Erfolge aussahen, welche die schwarzenbergsche Politik mit ihrem Streben nach der Hegemonie Oestreichs in Deutschland erreichte, sie brachte es doch nicht dahin, dem Kaiserstaat die aufrichtige Allianz Preußens zu verschaffen; nicht einmal den Schein davon erlangte sie. Der orientalische Krieg fand Oestreich isolirt, der italienische überraschte es, und zwar mancher deutsche Mund, aber kein deutscher Arm rührte sich, um Hilfe zu bringen.

Aber die nationalen Sympathien und die Wahrung des östreichischen Einflusses auf Deutschland?

Die Sympathien — es giebt deren verschiedene, gemüthliche, geistige und politische. „Gemüthliche" — sagt der Verfasser, „allerdings in Worten, im Gesang und selbst im Turnen zeigen wir unsere Sympathien für die deutschen Brüder. Aber unsre deutschen Brüder sprechen, singen und turnen schon lange Zeit und haben Deutschland und den deutschen Bund damit nicht um ein Haar breit weiter gebracht. Geistig sympathisiren wir mit Deutschland. Unzweifelhaft. Unsre ganze wissenschaftliche und literarische Bildung, aber auch nur diese, ent-

Digitized by Google

nehmen wir zumeist der deutschen Literatur. Ganz dasselbe ist aber auch mit andern Nationalitäten Oestreichs der Fall, ja die deutschen Buchhändler würden, hierüber befragt, bezeugen müssen, daß der größere Absatz des deutschen Büchermarktes bis vor Kurzem nicht in den deutschen, sondern in den nichtdeutschen Ländern Oestreichs zu finden war. Können wir also bezüglich der höheren geistigen Bildung auf unsre deutschen Sympathien nicht sehr pochen, so ist dies noch weniger bezüglich der gewöhnlichen Schulbildung der Fall. Diese war bisher durchaus nicht im Geiste deutscher Bildung, sie war entschieden undeutsch, sie war römisch-katholisch, und sie ist dies in den Volksschulen noch heute und wird es so lange bleiben, als nicht der Volksunterricht aus den Händen der Geistlichkeit genommen wird. Unsre deutschen Kinder genießen diesen klerikal zugemessenen Unterricht gemeinsam mit den Kindern anderer Nationalität, und unsre deutschen Sympathien haben es noch nicht dahin gebracht, daß der Bauer und Handwerker in den rein deutschen Provinzen auch nur eine entfernte Ahnung von den Segnungen deutscher Bildung hätte." Und nun die politischen Sympathien. „Was will der Deutschöstreicher? Ein einiges Deutschland mit Centralgewalt und Parlament? Will er sich in Frankfurt vertreten wissen? — Gewiß, es giebt auch solche sympathetische Politiker bei uns, welche gleichzeitig in Frankfurt und in Wien ihre constitutionellen Wünsche befriedigen zu können meinen. Der Kern des Volkes aber, der Bauer und Bürger, fragt ganz nüchtern und praktisch: was hab' ich davon? Will man sich ein unzweideutiges Zeugniß über die wirklichen politischen Sympathien des Deutschöstreichers verschaffen, so mache man einmal ein ehrliches Experiment nach der neunapoleonischen Methode. Man lasse einmal in den deutsch-östreichischen Ländern abstimmen: ob zu Deutschland oder zu Oestreich? Vorausgesetzt, daß keine andere Wahl zu einer gemüthlichen Zwitterstellung übrigbliebe, so kann man mit positivster Gewißheit vorhersagen, daß nicht die Majorität, nein, das ganze Land mit Ausnahme einiger politischen Schöngeister und Literaten sich unbedingt für das Verbleiben bei Oestreich aussprechen wird. Und zwar nicht aus überwiegender Sympathie für die heutigen Verfassungszustände in Oestreich, sondern aus dem praktisch gewordenen materiellen Bedürfniß und aus der lebendig gewordenen geistigen Gewohnheit des innigen Verbandes mit den übrigen Ländern der Gesammtmonarchie." Niemals hat man aus Deutschöstreich in den letzten Jahren, wo die nationale Bewegung in Deutschland so hoch ging, ein ernst gemeintes Wort brüderlicher Zustimmung zu den Bestrebungen nach deutscher Einigung vernommen. Die wehmüthigen Tiraden der großdeutschen Rhetoren und Demagogen in Schwaben und Bayern, Hannover und Sachsen, man wolle das kerndeutsche östreichische Volk aus Deutschland hinausdrängen, waren vor allem deshalb komisch, weil diese Kerndeutschen sich gar nicht in Deutschland wußten. „All unser Sinnen und Trachten," sagt der Verfasser

Digitized by Google

unsrer Schrift, „ist nur auf die innern Verwickelungen, zunächst auf unser Verhältniß zu den nichtdeutschen Ländern Oestreichs gerichtet. Die deutsche Frage hingegen liegt unserm politischen Denken und dem Volksbewußtsein nicht näher, ja beinahe ferner als die italienische, die polnische, die orientalische Frage, und eigentlich macht sie bei uns nur den Staatsmännern Sorge, welche die Strohhalme der alten Verträge als die einzigen Grundpfeiler der östreichischen Politik zu betrachten gewohnt sind."

Suchen Staatsmänner diesen Schlags die Meinung zu verbreiten, Oestreichs bisheriges Verhältniß zu Deutschland müsse möglichst unversehrt aufrecht erhalten werden, denn darauf gründe sich Oestreichs Einfluß auf Deutschland und der Einfluß der östreichischen Deutschen auf die andern Nationalitäten des Kaiserstaats, so erklärt der Verfasser unsrer Denkschrift jenen Einfluß Oestreichs auf die Geschicke Deutschlands einfach für Phrase und Märchen, und wir können ihm, wie sehr auch die Behinderung Preußens durch Oestreich bei naturgemäßer Ordnung der schleswig-holsteinischen Sache jetzt gegen ihn zu sprechen scheint, nur Recht geben. Oestreich hat Deutschland vielfach gehemmt, aber ohne daß es ihm selbst zum Nutzen gereicht hätte. Es hat negiren, aber für sich nichts gewinnen können. Als die Probe gemacht wurde, was es in Frankfurt vermöge, im Frühjahr 1859, zeigte sich deutlich, daß sein Einfluß so gut wie Null war. Und als die zweite Probe gemacht wurde, beim Fürstentag von 1863, erlebte man eine zweite große Enttäuschung. Sodann aber: die östreichische Politik hat uns Deutschen in gewissen Bundes- und Congreßbeschlüssen verfassungsmäßige Freiheiten verkümmert und gegen die unitarische Partei Schranken gezogen; sehr wohl, aber es führte dabei nur den Vorsitz. Die Führerschaft hatte bis zum Anfang der fünfziger Jahre Rußland und später Frankreich. Rußland und Frankreich waren es, vor deren erklärlichem Uebelwollen eine gründliche Aenderung der Bundesverfassung unmöglich war, und vor Frankreich, nicht vor Oestreich scheute man sich in Berlin, wenn jetzt man in Schleswig-Holstein nicht rascher die erwünschte Ordnung stiftete.

Beachtenswerther scheint der Einwand gegen den Austritt Oestreichs aus dem bisherigen Verbande mit Deutschland, daß dann für die Deutschen in Oestreich die nationale Stütze, der stammverwandte Rückhalt in Deutschland verloren ginge. Die acht Millionen Deutschöstreicher, meint man, würden ohne jene „Unterstützung" der deutschen Bundesgenossen gegenüber den andern Nationalitäten in Oestreich kaum ihre selbständige deutsche Entwicklung behaupten können, sie würden vielmehr in Gefahr kommen, magyarisirt und slavisirt zu werden. Diese Bedenken klingen im ersten Moment sehr plausibel, zumal man schon jetzt an einigen Punkten, z. B. in Krain (wo die Slowenen in Laibach und Umgegend rasche Fortschritte machen) das Slaventhum dem Deutschthum Boden abgewinnen und an andern, z. B. in Siebenbürgen, die Rumänen stark

Digitized by Google

überhandnehmen*) sieht. Im Allgemeinen aber muß man dem Verfasser beipflichten, wenn er diese Bedenken nicht theilen kann. „Nicht die geringe Ziffer der in Oestreich wohnenden Deutschen ist es," so antwortet er den Bedenklichen, „wodurch dieselben bisher gegenüber den andern Nationalitäten gefährdet erschienen, so wenig als die vierzig Millionen deutsche Bundesgenossen jenseits der österreichischen Grenzen auch nur den kleinen Finger gerührt haben, um unsre selbständige nationale Entwicklung in Deutschösterreich zu fördern. Die Unterstützung von Seiten unsrer deutschen Brüder hat sich bisher wesentlich auf einige schöne und billige Redensarten beschränkt. Wenn wir Deutschen in Oestreich uns trotzdem von deutscher Bildung genährt und in deutschem Sinn entwickelt haben, so ist dies nur dem unabweislichen Einflusse des deutschen Geistes und seinen wissenschaftlichen und literarischen Leistungen zu verdanken, und je freieren, innigeren und thätigeren Antheil die Oestreicher künftig selbst an diesen Leistungen nehmen, je lebendiger sich das Bewußtsein der geistigen Verwandtschaft und der gemeinsame Wetteifer für die Hebung und Verbreitung deutscher Cultur entwickeln wird, desto inniger wird sich auch ohne jedes äußerliche Band das Verhältniß der Deutschen diesseits und jenseits der österreichischen Grenze gestalten, und desto entschiedener wird sich zugleich das geistige und moralische Gewicht des deutschen Einflusses auf die benachbarten und verbündeten Nationalitäten in Oestreich geltend machen. Und dieser Einfluß wird von Seiten der andern Nationalitäten um so williger als ein vollkommen berechtigter anerkannt werden, je freier er aus der tiefen Quelle deutschen Wesens und Geistes entspringen und je weniger die Regierung sich dieses Einflusses als eines politischen Bekehrungsmittels, als einer bureaukratischen Handhabe bedienen wird, um zu Gunsten der centralisirenden Staatsgewalt die verschiedenen Nationalitäten zu germanisiren. Daß das Deutschthum in Oestreich sich unter dem Schutz einer freien Verfassung vollständig zu erhalten und zu entwickeln vermag, davon geben die Deutschen grade in jenen Gebieten Zeugniß, welche bisher außer dem deutschen Bunde waren und daher der angeblichen Unterstützung ihrer deutschen Brüder nicht theilhaft werden konnten." „Um wie viel weniger haben die Deutschen in den Erblanden für ihre selbständige nationale Entwicklung zu besorgen, wo sie in unmittelbarem Verkehr mit dem benachbarten Deutschland und selbst in einer compacten Majorität beisammen wohnend, das natürliche Mittelglied zwischen Deutschland und den östlichen Ländern Europas bilden? Um wie viel weniger dürfen sich aber auch die Deutschösterreicher das Armuthszeugniß ausstellen, daß sie, im Besitz der materiell und geistig cultivirtesten Provinzen, gestützt auf eine ansehnliche Landwirthschaft, eine überlegne Industrie,

*) Nur infolge einer thörichten Sitte der sächsischen Bauern, welche die Vermehrung der dortigen deutschen Bevölkerung aufhält.

Digitized by Google

bedeutende Capitalkräfte und eine Reihe von deutschen Bildungsanstalten, tonangebend in der Hauptstadt des Reichs, unmittelbar geschützt und geleitet von einem rein deutschen Fürstenhause, ohne die „Stütze" der Deutschen „draußen im Reich" verlassen und verloren wären."

Allerdings haben die Deutschen in Oestreich bisher eben nicht viel nationales Selbstgefühl und sehr wenig selbständige Kraft entwickelt. Fast überall überließen sie die Wahrung ihrer Interessen der Regierung. Nur in Böhmen traten sie der rührigen Agitation der Czechen als besondre Partei gegenüber, aber auch hier ohne die rechte Entschlossenheit, die ihnen ihre geistige und materielle Ueberlegenheit hätte geben sollen, und immer nach Wien um Unterstützung blickend, die gar nicht nothwendig war. „Wer das Fanfaronadenthum der Ultraczechen kennt, wer das künstliche Gebäude dieser Wiedergeburt des alten Hussitenthums näher betrachtet, der kann nur darüber lächeln, mit welcher kleinlichen Angst und welcher fieberhaften Erregung sich die guten Deutschen in Böhmen dieser Agitation gegenüber verhalten. Ein einziger thätiger und energischer Mann, redlich unterstützt von seinen deutschen Stammgenossen, müßte im Stande sein, dem Deutschthum in Böhmen jene Achtung und jenes Ansehen zu verschaffen, auf welche es seiner ganzen Stellung und Leistung nach den vollgiltigsten Anspruch hat."

„Die Deutschen in Oestreich," so sagt unsere Denkschrift gegen den Schluß der Betrachtung dieses Punktes hin, „müssen vor allem zu der Erkenntniß gelangen, daß ihre Nationalität und ihre politische Stellung nicht von Außen her geschützt und auch nicht durch ein äußerliches Band gekräftigt werden kann. Sie müssen grade den andern Nationalitäten gegenüber, welche fortwährend die besonderen nationalen Forderungen voranstellen, auch ihre nationale Gemeinsamkeit bekennen und zu einer selbständigen Kundgebung derselben sich vereinigen. Die Deutschen in Oestreich müssen sich vor allem der hohen Mission bewußt zeigen, die ihnen der Geist der Geschichte in dem vielgliedrigen Kaiserstaat angewiesen; sie müssen das alte deutsche Gemeinwesen als die Grundlage communaler und provinzialer Freiheit und Selbstverwaltung wieder herzustellen und zu entwickeln suchen; sie müssen die nationale Autonomie und Föderation innerhalb der Gemeinde, des Kreises und des Landes zur Wahrheit und die ungehemmte Entfaltung der Geistes- und Gewissensfreiheit zum Programm ihrer politischen Thätigkeit machen; dann können sie gewiß sein, daß sich die andern Nationalitäten willig mit ihnen verbinden und ihrer Führung vertrauen werden. Diesen Einfluß auf die Geschicke Oestreichs kann uns keine deutsche Bundesversammlung und auch kein deutsches Parlament, sondern nur unsre eigne Kraft verschaffen. Und wir werden uns um so eher darum bemühen, wenn wir einmal mit uns selbst über die Zukunft unsres nationalen Lebens und unsrer politischen Stellung in Oestreich ins Reine gekommen sind, wenn

Digitized by Google

wir uns endlich werden entschlossen haben, als ganze Deutsche in einem ganzen Oestreich, nicht aber wie bisher als halbe Oestreicher in einem vierunddreißigtheiligen Deutschland zu leben. Diese Existenz, wo wir mit halbem Leibe im großen deutschen Meere plätscherten, während wir mit der andern Hälfte in Oestreich auf dem Trocknen lagen, diese amphibienhafte Existenz muß nun ein Ende haben."

Umgestaltung des bisherigen bundesrechtlichen Verhältnisses Oestreichs zu Deutschland in ein rein völkerrechtliches Bündniß, wie es nur zwischen zwei vollkommen selbständigen, einheitlichen, in sich abgeschlossenen Staaten möglich ist, diese deutsche Reform allein kann Oestreich und Deutschland vor der Gefahr, die beiden fortwährend droht, bewahren. „Wir sind es der innern Consolidirung Oestreichs und der innern Consolidirung Deutschlands schuldig, endlich das Verhältniß mit unsern deutschen Stammesgenossen in einer Weise zu ordnen und festzustellen, daß, wie einst das schwarzenberg-stadionsche Wort sehr treffend lautete, „das einige Deutschland und das einige Oestreich" mit einander verbündet, den Gefahren der nächsten Zukunft in ruhiger Machtentwickelung entgegensehen können."

Soweit unsre Schrift, welche die Ueberzeugung der deutschen Autonomisten in Oestreich vertritt, einen Standpunkt, den auch d. Bl. einnimmt, und den wir demnächst in Briefen aus Oestreich, die uns zugesagt sind, den jetzt sich vorbereitenden Ereignissen in Pesth und Wien gegenüber vertreten werden. Sollten die Ungarn von dem schroffen Rechtsstandpunkt, den die Majorität gegenwärtig einzunehmen scheint, abzugehen bewogen werden können, so wird ohne Zweifel der Partei der deutschen Autonomisten die Aufgabe zufallen, die Vereinbarung mit Ungarn auf constitutionellem Wege durchzuführen. Die Centralisten sind mit ihrer Weisheit fertig. Schmerling hat sich und seine Anhänger unmöglich gemacht. Nur der Versuch eines gemäßigten Dualismus ist jetzt noch möglich. Gelingt auch dieser nicht, so ist auch Oestreich unmöglich.

Digitized by Google

Wilhelm Wachsmuth.

Deutschland hat in Wilhelm Wachsmuth einen seiner Historiker, die Universität Leipzig eines ihrer lehrenden Mitglieder verloren, welches eine lange Reihe von Jahren hindurch, in einer seltenen Ausdauer geistiger Vollkraft und regen Fleißes, eine hervorragende Bedeutung in der literarischen und akademischen Welt behauptet hat.

Nur von wenigen der Historiker, die mit Wachsmuth ungefähr gleichzeitig herangereift sind, wird man finden, daß sie von vornherein die Geschichte als den wesentlichen Gegenstand ihrer Studien ins Auge gefaßt hätten. Viel zu sehr pflegte dieselbe durch die mächtigen Fachwissenschaften des Rechts, der Theologie, der Philologie überragt zu werden, als daß nicht der Blick des angehenden Musenjüngers zunächst auf diese sich geheftet hätte; erst allmälig übte dann wohl die Geschichte, nachdem sie anfangs hauptsächlich als Dienerin von jenen eine beiläufige Beschäftigung auf sich gezogen, ihren selbständigen Reiz und nahm den ganzen Menschen in Anspruch. Wachsmuths Bildungsgang ist in seinem Beginn auf ganz andere Dinge gerichtet gewesen als worin er schließlich seine Bedeutung zu finden bestimmt war; in eigenthümlicher Weise hat sein vielseitiges Talent bald hier, bald da eine Bahn eingeschlagen; verhältnißmäßig erst spät brachte ihn ein besonders gutes Gelingen auf der einen derselben, seinem eigenen Ausdrucke gemäß, „ins rechte Fahrwasser", und dann, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, doch der Hauptsache nach in glatter und glücklicher Fahrt zu schönen Zielen.

Wachsmuth selbst hat einer seiner letzten Schriften, den „Niedersächsischen Geschichten", eine kurze Schilderung seiner zurückgelegten Laufbahn vorausgeschickt. Als er geboren ward (28. December 1784), befand sich Friedrich der Zweite noch am Leben, und der große Preußenkönig war denn auch die erste historische Figur, welche die Phantasie des Knaben füllte, bis sich, aus der Lecture von Schillers dreißigjährigem Kriege, die heitermenschliche Gestalt Gustav Adolfs dazu gesellte.

Die Geburtsstadt Hildesheim bot in ihrer nominellen Abhängigkeit von einem geistlichen Fürsten bei thatsächlicher Selbständigkeit und großentheils protestantischer Bevölkerung, mit den verschiedenen Spaltungen und Zerklüftungen, die durch das städtische Wesen hindurchgingen, und mit den mancherlei wunderlichen Formen, in denen sich längst Abgelebtes künstlich zu conserviren strebte, auf kleinem Raume ein recht lebendiges Bild derjenigen Art von deutschen

Digitized by Google

Zuständen, gegen welche eben Friedrich der Große mit seiner Weise und mit seinem Eindruck auf die Zeitgenossen den stärksten Contrast ausmachte. Als hochbejahrter Greis hat Wachsmuth, in seiner Geschichte von Hochstift und Stadt Hildesheim, sowie in einem 1856 zu Hildesheim gehaltenen Vortrage, anziehende Rückblicke auf diese Verhältnisse gethan; wie er als Knabe in denselben heranwuchs, bei schlechten Schulanstalten und mangelhaften Hilfsmitteln zum Selbstunterricht, schien kaum etwas in seiner Lage auf den künftigen Gelehrten hinzuweisen. Mit dem Emporsteigen in diejenige Classe der städtischen Schule, die dem Gymnasialunterricht gewidmet war, begann sich indeß ein höheres geistiges Bedürfniß in ihm zu regen. Noch in späten Jahren erinnerte er sich gern, mit welchen Empfindungen er zum ersten Mal die Thürme der Stadt, unter deren Botmäßigkeit sich Hildesheim in allen wissenschaftlichen Dingen fühlte — Göttingens —, vor sich emporsteigen sah. Diese Universität schien denn auch bestimmt, den vom Gymnasium Abgegangenen aufzunehmen; daß der berufene Reichsdeputationshauptschluß von 1803 Hildesheim an Preußen brachte, bewirkte eine Aenderung und entschied für Halle. Wie damals die meisten Söhne unbemittelter Eltern, sah auch er fürs Erste die Theologie als sein Fach an; freie, aus innerstem Triebe hervorgegangene Wahl ist dies jedenfalls nie gewesen. Die Philologie, durch Fr. Aug. Wolf in ausgezeichnetster Weise vertreten, zog an; die schöne Literatur der Zeit auf sich einwirken zu lassen, lag in der Nähe des lauchstädter Theaters eine bedeutende Anregung; Ergänzungen seiner historischen Kenntnisse dagegen empfing Wachsmuth fast nur insofern ihm dieselben durch antiquarische, kirchengeschichtliche oder philosophische Vorlesungen zugeführt wurden. Am folgenreichsten schien es zunächst werden zu wollen, daß der Einfluß eines ihm befreundeten Professors, des Philosophen Eberhard, ihn besonders auf das Studium neuerer Sprachen hinwies. Den stärksten Nachdruck erhielt diese Aufforderung, nachdem Wachsmuth eine Lehrerstelle im grauen Kloster zu Magdeburg angenommen, durch die französische Besitznahme dieser Stadt. Wie überhaupt sein beweglicher Geist während seiner Entwickelungsperiode eine seltene Bereitschaft gezeigt hat, dasjenige, was die Zeit an ihn heranbrachte, für seinen Bildungsgang zu verwerthen und den letzteren durch jenes beeinflussen zu lassen, so trat jetzt, wo man allenthalben eine Gelegenheit, sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen, und allenthalben ein Bedürfniß nach Unterricht in derselben vorfand, das Studium des Französischen, mit dem des Italienischen und Englischen verbunden, in den Vordergrund. Aehnlich blieb es auch in Zerbst, an dessen Gymnasium Wachsmuth im Jahre 1811 eine Anstellung erhielt; und noch, als er 1815 an das Pädagogium in Halle berufen wurde, richtete sich seine mit dem dortigen Lehreramte verknüpfte Thätigkeit an der Universität ganz auf Sprachliches. Hatte seine erste Druckschrift von den Hauptpunkten gehandelt,

Digitized by Google

auf die es bei Erlernung des Französischen ankomme, so lautete der Titel seiner Inaugural-Dissertation: De accusativo cum infinitivo.

Da führte der gute Erfolg eines auf mehrfache Aufforderung unternommenen Collegiums über Weltgeschichte, sowie ein interessantes Gespräch mit dem berühmten Carnot, das ihn zu Vorlesungen über Revolutionsgeschichte veranlaßte, die Richtung auf das Historische herbei. Charakteristisch für jene Zeit, in welcher literarische Fehden zu den beliebtesten Schauspielen in der wissenschaftlichen Welt gehörten, ist dann Wachsmuths eigene Erzählung von der Entstehung seines ersten historischen Buches. Darnach trieb ihn der Rath eines Freundes zu einem „Wagestück"; „ich müsse, sprach er, mich gegen eine Notabilität versuchen; wenn gut ausgeführt, werde das guten Effect machen — schreiben Sie gegen Niebuhr". Wachsmuth gab darauf sein Werk über die ältere Geschichte Roms heraus. Es war dies der erste umfänglichere Angriff gegen Niebuhrs großartiges Unternehmen, das ganze bisherige Gebäude von Roms alter Geschichte als unhaltbar abzubrechen, um dann aus Einem Gedanken heraus, mit dem brauchbar befundenen Theile der Werkstücke, einen neuen, festgeschlossenen Bau aufzuführen. Der Angriff Wachsmuths geschieht wesentlich zur Wahrung des Ueberlieferten gegen Niebuhrs weitgehende Negationen; freilich waren dann aber doch die letzteren viel zu gewichtig und bedeutsam, als daß nicht auch der wissenschaftliche Conservatismus den Stoff, den es zu vertheidigen galt, einer neuen Sichtung zu unterwerfen, Manches daran neu zu gestalten, Vieles ganz aufzugeben oder doch umzudeuten genöthigt gewesen wäre. Nach den ungeheuren Fortschritten, welche in neuerer Zeit Kritik und genetische Erklärung der Sage überhaupt gemacht haben, will natürlich das Buch Wachsmuths mit einem anderen Maßstabe gemessen sein, als welchen wir heutzutage an derartige Untersuchungen zu legen pflegen; zu seiner Zeit nahm es in der Menge der durch Niebuhr hervorgerufenen Schriften eine ehrenvolle Stelle ein und schaffte dem Verfasser einen Ruf nach der Universität Kiel.

Auch dieser Ruf aber ging noch nicht auf eine Professur der Geschichte, sondern der alten Literatur. Nur mühsam vermochte sich anfangs Wachsmuth in die holsteinischen Verhältnisse und in die schwer zugängliche Weise der dortigen Bevölkerung zu finden, für deren Abschließung gegen Dänemark man sich in Deutschland noch nicht hatte interessiren lernen, so daß nur die Abgeschlossenheit gegen Deutschland unangenehm ins Auge fiel. Allmälig aber fand er Freunde, Anerkennung und für seine Wirksamkeit Gedeihen. Auch zu Kopenhagen konnten sich damals, wo die zwischen Dänemark und den Herzogthümern schwebenden Fragen nur erst vereinzelte Verstimmungen hervorgerufen hatten, freundliche Beziehungen anknüpfen, und von dem dortigen Hofe hatte Wachsmuth manche Gunst zu erfahren. Zur Sammlung von Materialien für die von ihm beabsichtigte hellenische Alterthumskunde wurde er mit einem Reisestipendium versehn.

Digitized by Google

Nicht freilich einer Reise nach Griechenland selbst — wo damals die Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke den äußersten Schwierigkeiten unterworfen gewesen sein würde — sollte dasselbe dienen; die Bestimmung beschränkte sich auf eine Reise nach den Hauptorten deutscher Wissenschaft. Natürlich indeß hatte auch eine solche Reise damals ganz Anderes zu bedeuten als heutzutage; die persönlichen Verbindungen, die man auf derselben gewann, wurden um so viel höher angeschlagen, je entfernter man von der Leichtigkeit war, mit welcher jetzt die Vertreter einer Lebensrichtung aus den verschiedensten Gegenden miteinander in Zusammenhang treten. Auch wirkten die Eindrücke, die Wachsmuth auf dieser Reise empfangen, mit manchen, ihm in Kiel entstehenden Unannehmlichkeiten zusammen, ihn eine Versetzung von den Grenzmarken deutschen Lebens nach der Mitte desselben wünschen zu lassen. Ein aus Leipzig kommender Ruf zog ihn, im Jahre 1825, nach dem Orte, der ihm hinfort dauernden Aufenthalt und reiche Wirksamkeit zu bieten bestimmt war.

Der Erfolg seiner Vorlesungen, die Anerkennung, welche seine nun erscheinenden hellenischen Alterthümer fanden, und angenehme gesellige Verhältnisse vereinigten sich, ihm besonders den Anfang seines leipziger Lebens zu schmücken; dazu entfaltete sich immer schöner das reiche Glück, das er im Kreise seiner Familie fand; und zum rechten Genuß alles sich ihm darbietenden Guten, sowie zu rüstiger Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit kam ihm trefflich zu Statten seine kräftige Gesundheit, zu deren Aufrechthaltung namentlich ausgedehnte Fußwanderungen — einige Alpenreisen und häufige Brockenfahrten — ihre Dienste leisteten. In seltener Weise ist ihm denn diese Rüstigkeit auch treu geblieben bis in späte Jahre. Die Zahl seiner älteren Freunde sah er mehr und mehr sich lichten; noch ungleich härter berührten ihn die vielen und schweren Verluste, die ihn während der letzten Jahrzehnte in seiner Familie betrafen; die Elasticität seiner Natur aber bewahrte ihm bis ins hohe Alter nicht blos eine staunenswerthe Arbeitskraft, sondern auch lebendige Empfänglichkeit für neu sich anknüpfende Verbindungen und volle Freude an dem Glück, wie es sich ihm in den zwei ihm gebliebenen Kindern*) und den um diese sich bildenden Familienkreisen darbot. An die Stelle der Fußwanderungen traten nach und nach Reisen von minder angreifender Natur, namentlich auch fleißige Besuche der Jahresversammlungen der Historiker, Alterthumsforscher, Philologen, an deren Verhandlungen wie an den dort entstehenden persönlichen Bekanntschaften mit Fachgenossen Wachsmuth fortwährend das lebhafteste Interesse fand. Dabei fehlte es nicht an äußeren Ehren mannigfacher Art, an Orden und an sonstigen Zeichen der Anerkennung; namentlich bei Gelegenheit mehrer Jubi-

*) Einer Tochter, verheirathet mit einem der ersten Aerzte Dresdens; und einem Sohne, geachteten Advocaten und Director der Creditanstalt zu Leipzig.

Digitized by Google

läen gingen sie von nah und fern in Fülle ein. In besonderem Werthe aber hielt Wachsmuth die Beweise der Liebe und Achtung, die ihm, dem „Veteranen", in seiner Geburtsstadt Hildesheim zu Theil wurden, zu welcher seine Beziehungen grade gegen das Ende seines Lebens eine neue Innigkeit gewannen.

Was die Arbeiten Wachsmuths während der letzten $3^1/_2$ Jahrzehnte seines Lebens betrifft, so wurde er zu dem classischen Alterthum schon durch seine Vorlesungen in ununterbrochenem, lebhaftem Zusammenhange erhalten; seine literarischen Entwürfe hatten es jedoch meist mit Gegenständen zu thun, die sich in einem unmittelbaren Bezug zu der Gegenwart und deren Bedürfnissen befanden. Einen bedeutenden Erfolg erwarb er sich mit seiner europäischen Sittengeschichte — einem um so verdienstlicheren Werke, je mehr es damals an den Vorarbeiten gebrach, wie sie grade auf diesem Felde die für dasselbe geweckte Thätigkeit der neueren Zeit in so außerordentlicher Menge gebracht hat. Dann nahm ihn, für eine Reihe von Jahren, vorzüglich die französische Revolution und die napoleonische Periode in Anspruch. Die vierbändige Geschichte derselben, die er von 1840 an zu der heeren- und ukertschen Sammlung europäischer Staatengeschichte lieferte, geben das Resultat sorgfältigen Studiums der damals zu Gebote stehenden Literatur. Ist es in diesem Werke hauptsächlich auf die exacte Feststellung der einzelnen Thatsachen abgesehen, so wird ziemlich der nämliche Stoff in einer für ein größeres Publikum bestimmten, mehr auf Herauskehrung des politischen Zuges berechneten Ueberarbeitung durch das „Zeitalter der Revolution" (Leipzig, 1846 ff. 4 Bde.) geboten. Wachsmuths eigenem Urtheil, der dies Buch für die am besten ausgeführte seiner politisch-historischen Schriften erklärte, müssen wir vollkommen beistimmen. Es folgten von größeren Werken eine Culturgeschichte (Leipzig, 3 Bde. 1852 ff.), eine Geschichte der politischen Parteiungen (3 Bde. Braunschweig, 1853 ff.), eine Geschichte deutscher Nationalität (3 Bde, 1860 und 61), bis Wachsmuth zum Schluß, in seinen „Niedersächsischen Geschichten" (1863) und in seiner „Geschichte von Hochstift und Stadt Hildesheim", sich auch schriftstellerisch mit Vorliebe seiner engeren und engsten Heimath, dem Land und der Stadt seiner Geburt, zuwendete.

Fügen wir noch hinzu, daß Wachsmuth in den Kreis seiner Vorlesungen grade während der letzten Jahrzehnte seines Lebens besonders gern auch die neuere Literaturgeschichte Deutschlands zog, so bedarf es nicht erst des Hinweises, auf welche Mannigfaltigkeit von Gegenständen sich fortwährend seine Thätigkeit erstreckte. Wie man wohl die Mehrzahl der namhaften Gelehrten in zwei Classen sondern kann, die Einen, welche durch Entdeckung neuer, folgenreicher Wahrheiten, durch Eröffnung einer neuen Methode bahnbrechend gewirkt, etwa eine eigene Schule gebildet haben, die Anderen, welche mit vielseitiger Empfänglichkeit und verbreiteter Kenntniß an den verschiedensten Stoffen den Grad der Entwicklung, zu dem ihre Wissenschaft zur Zeit gelangt ist, zur Anschauung

Digitized by Google

bringen, so nahm Wachsmuth jedenfalls in letzterer Classe einen der rühmlichsten Plätze ein. Welchen Stoff er auch erfassen mochte — überall trägt sein Werk den Stempel vollständiger Orientirung über die Bedingungen seiner Aufgabe, sowie gründlicher, eigener Durcharbeitung an sich; bei mehrern seiner Bücher, wie bei seiner europäischen Sittengeschichte, seiner Geschichte der französischen Revolution, ging eine öftere Behandlung in Vorlesungen der schriftstellerischen Arbeit voran. Und daß es seinen Werken, so verschiedenartige Stoffe sie behandeln, doch nicht an Einem, individuellen Gepräge fehlt, dafür ist schon durch den Stil gesorgt. Derselbe ist ihm durchaus eigenthümlich, aus einem Streben nach prägnanter Kürze, nach gewähltem und gehaltvollem Ausdruck entstanden, und mit zunehmender Leichtigkeit hat Wachsmuth denselben, je weiter er in seiner schriftstellerischen Laufbahn vorwärts gerückt, handhaben lernen. Nicht minder aber giebt sich seine Eigenartigkeit in der Wahl seiner Gegenstände zu erkennen; zumal in der letzten Zeit liebte er es, sich Aufgaben von besonderer Beschaffenheit zu stellen, Aufgaben, mit deren Lösung irgendeine durch die Zeit aufgebrachte Frage eine geschichtliche Beantwortung, irgendeine die Gegenwart bewegende Erscheinung ihre historische Erklärung finden zu müssen schien; wie denn in dieser Beziehung namentlich seine Geschichte der deutschen Nationalität einem jeden, der ihr eine eingehende Aufmerksamkeit widmet, die mannigfachsten Anregungen bieten wird. Fragen wir aber nach der allgemeinen Welt- und Lebensansicht, die sich in Wachsmuths Auffassung der historischen Dinge abspiegelt, so erklärt Wachsmuth selbst, daß eigentliche Schulphilosophie, — in der Zeit seiner Entwicklung so mächtig und alle Wissenschaften sich zu unterwerfen trachtend — ihn fast unberührt gelassen. Im Wesentlichen haben wir in ihm den Mann der edlen Humanität, in welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts, unter den Einwirkungen der durch Kant geläuterten Aufklärung und der schönen Literatur, die Mehrzahl unserer Gebildeten ihr Lebenselement finden lernte. Sowie er als Philosoph keiner bestimmten Schule angehörte, so konnte ihn als Politiker keine Partei unter ihre eigentlichen Mitglieder zählen; daß ein im Jahre 1848 angestellter Versuch, auf dem Felde der praktischen Politik zu verkehren, nicht zu seiner Befriedigung ausfiel, gesteht er selbst. Keineswegs aber mangelt es in seinen Werken an einer auch politischen Kritik der Begebenheiten. Ausgehend von dem festen Glauben an Beruf und Fähigkeit der Menschheit zu wirklicher Weiterentwicklung, richtet sie sich gegen die Ausschreitungen, zu denen unnatürliche Hemmungen wie Förderungen dieser Entwicklung geführt, mit besonderem Nachdruck aber gegen alles falsche Spiel, welches, die Partei heiße wie sie wolle, der Egoismus mit dem Dienste der Idee getrieben. Diese Kritik wirft ihre Lichter und Schatten oft mehr in kurzen Andeutungen, als in starken Auslassungen auf die Gegenstände; neben Männern wie Schlosser oder den liberalen und radicalen Parteihistorikern pflegte

Digitized by Google

man daher wohl früher Wachsmuth einen Mangel an Entschiedenheit vorzuwerfen. Sieht man näher zu, so wird man finden, daß sich die Gemessenheit und Milde seines Ausdrucks zum guten Theil herschreibt aus der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten, der sich für jedes seiner Worte verantwortlich fühlt, aus der Scheu, durch grellere Beleuchtungen dem Hervortreten der Dinge in ihren eigenen, natürlichen Farben und Umrissen Eintrag zu thun, sowie aus dem Wohlwollen, welches ihn überall bei Betrachtung und Beurtheilung menschlicher Angelegenheiten charakterisirte.

Dieses Wohlwollen, und damit eng zusammenhängend, die freundlichste Anerkennung dessen, was Menschen und Schicksal ihm boten, gab denn auch dem persönlichen Verkehr des Verstorbenen sein Gepräge. Seine Rüstigkeit, sein beweglicher Witz, sein lebendiges Interesse für alles, was die Zeit erregte, sein frohes Eingehn auf das, was der gute Genius der Stunde brachte, schafften ihm nicht blos zahlreiche Freunde, sondern machten ihn auch in weiteren, geselligen Kreisen zu einem willkommenen Element geistiger Belebung und Erfrischung. Jene Eigenschaften sind ihm treu geblieben auch in Zeiten, in denen er seinen gesellschaftlichen Verkehr ins Enge zu ziehen für angemessen fand. Wodurch sich aber die, welche ihm als Schüler oder durch irgendwelche andere Bande näher verknüpft waren, am wohlthätigsten berührt fühlten, das war die freundliche theilnehmende Gesinnung, mit der er nie müde ward ihrem Ergehn seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und zur Förderung desselben mit Rath und That sich bereit zu erweisen.

Die berliner Bildhauerschule.

3.

Mitschüler Drakes in der rauchschen Werkstatt war August Wredow, wohl gleichen Alters mit jenem, in Brandenburg geboren, 1822 in das Atelier eingetreten. Trotz eines ungewöhnlichen Talentes und gründlicher sorgfältiger künstlerischer Bildung hat ihn die eigenthümliche, kritisch über dem eignen Schaffen waltende Natur doch gehindert, eine auch nur annähernd ähnliche Zahl von Werken zu bilden und damit für die Entwickelung unsrer Plastik,

Digitized by Google

und für die der berliner Bildhauerschule insbesondere, so bedeutend einflußreich und bestimmend zu werden, wie die in den vorhergehenden Abschnitten Genannten. In der äußersten Vollendung und Durcharbeitung einfacher Gestalten suchte er Zweck und Ziel seiner Kunst immer weit mehr, als in complicirter, bewegter oder figurenreicher Erfindung. Aber auch bei solchen einfachen Aufgaben hat das Erreichen jener ihm selbst vorschwebenden Vollendung gewöhnlich lange Jahre der Arbeit erfordert, da er sich nie genug zu thun und nie den Abschluß zu finden vermochte. Von 1822 bis 27 war er als Schüler studirend und mitarbeitend bei Rauch thätig. Dann ging er für lange Zeit nach Italien, wo er in ein nahes Verhältniß zu Thorwaldsen getreten ist. Der naive Idealismus des großen Meisters hat den entschiedensten Einfluß auf ihn geübt, der in seinen bekannteren Werken leicht sichtbar wird. Es sind dies der „bittende Knabe", der kleine Merkur, der mit dem Stöckchen nach der Eidechse am Boden schlägt, der Ganymed und der den Bogen glättende Paris. Eine herrliche Naivetät, die bei dem Merkur bis zum drolligen Humor der unbefangnen Kindernatur geht, und gleichzeitig ein wahrhaft classischer Schönheitssinn und die subtilste Ausführung ist ihnen gemeinsam. Die simpelste und doch nahezu bedeutendste Aufgabe der plastischen Kunst, die ruhig dastehende nackte, fast knabenhafte Jünglingsgestalt ist kaum zum zweiten Mal in modernen Zeiten so rein und vollkommen gelöst worden, wie in jenem aufblickenden Ganymed, der in Bronce ausgeführt in Charlottenhof steht. — Den Paris begann er 1836. Sechs Jahre später wurde der nach des Autors Meinung noch keineswegs vollendete Marmor in Berlin ausgestellt. Es war auch in dieser Einzelgestalt wieder ein in seiner Art Absolutes erreicht. Sie hat immer als ein Kanon der reif erblühten weichen und üppigen Jünglingsschönheit gegolten. An der Bewerbung um öffentliche Monumente hat Wredow sich nur einmal betheiligt. Eine völlig unabhängige äußere Lage verschaffte ihm den nicht genug zu schätzenden Vorzug, durch keine außerkünstlerischen Gründe bewogen zu werden, sein Talent in ihm widerstrebende Richtungen zu zwängen. Und das moderne Denkmalswesen war und blieb ihm fremd. Nach dieser Seite hin hatte Rauchs Beispiel und Schule keine Macht über ihn; Uniform und Mantel reizten ihn durchaus nicht (bis zur späteren Zeit, als er zu Anfang der sechziger Jahre sich an der Preisbewerbung um das kölner Königsdenkmal betheiligte und dann freilich den allerseltsamsten Entwurf zu Tage förderte); der nackte Menschenleib blieb ihm immer der erste und letzte Gegenstand aller Plastik. Nachdem er theils in Italien, theils in Berlin, dort mit manchen resultatlos gebliebenen künstlerischen Experimenten, z. B. einer großen kunstreichen Vase, hier mit dem von ihm selbst geleiteten, entworfnen und mit vortrefflichem architektonischem Geschmack durchgeführten Bau seines Hauses in der bernburger Straße manches Jahr zugebracht, gab ihn der Auftrag, eine der acht Schloßbrückengruppen, von denen unser voriger Artikel be-

Digitized by Google

richtete, zu modelliren und zu meißeln, seiner rechten künstlerischen Heimath wieder. „Die Siegesgöttin trägt den gefallenen Krieger zum Olymp empor", das war der ihm übertragene Gegenstand jener Gruppe. Er erfaßte ihn in ziemlich wunderlicher Weise: er läßt seine Nike oder Victoria nämlich nicht den Verklärten zu den Wohnungen der Götter hinauftragen, sondern den Leichnam des im Kampfe Gefallenen! Das war von vornherein ein Mißgriff und ein Theil der unendlichen Arbeit, welche ihm diese Gruppe, sein Schmerzenskind, später kostete, kann darauf zurückgeführt werden. Leichname haben im classischen Olymp nichts zu thun. Und ein willenlos und „leblos dem Gesetz der Schwere" folgender Körper über den Arm der aufschwebenden Göttin hängend, muß deren Flug hemmen und wird in solcher Stellung in den Linien kaum mit denen der andern Gestalt zur harmonischen Geschlossenheit der Gruppe zusammenzufügen sein. Letzteres gelang Wredow indeß überraschend genug, freilich nach vieljährigen Versuchen und Mühen. Eben als die andern an den Brückengruppen Arbeitenden ihre Werke im Marmor vollendet hätten, näherte sich sein Thonmodell dem Abschluß. Der nackte Jünglingskörper ist bei der gewagtesten Kühnheit der Stellung und Bewegung wieder von einer ganz wundervollen Schönheit und Durchbildung der Form; und das stürmische Aufschwingen der seinen edlen Leib mit der Linken stützenden Göttin erscheint wie ein glänzender Sieg über die Schwere des Materials der plastischen Kunst. Aber diese großen Vorzüge können die in der Auffassung des Gegenstandes begründeten Mängel des Ganzen nicht hinlänglich verdecken. Nach der Analogie war man berechtigt zu schließen, daß Wredow in der Marmorarbeit nach einem Modell, dessen Vollendung ihm bereits so viele Jahre gekostet, überhaupt kein Ziel und Ende finden würde. Doch endlich von seinen Auftraggebern zur Beschleunigung gedrängt, verzichtete er nach verhältnißmäßig kurzer Zeit auf den Gedanken, dem Marmor eine Ausführung nach seinem Sinn und seiner Gewohnheit zu geben, ließ es bei einer mehr decorativen Behandlung bewenden, woher es zu großer Ueberraschung der betreffenden Künstlerkreise möglich wurde, die Gruppe, auch der Reihenfolge nach die letzte des Cyklus, bereits zwei bis drei Jahre nach der Aufstellung der übrigen auf ihrem Sockel aufzurichten.

Die andern gleichaltrigen Genossen dieser ersten Generation von rauchschen Schülern sind nicht zu selbständiger schöpferischer Thätigkeit gelangt, nicht als eigne künstlerische Persönlichkeiten zur Geltung gekommen. Bräunlich blieb bis zu des Meisters Lebensende an dessen Marmorarbeiten beschäftigt. Metz ging zur Malerei über, arbeitete in Dresden und Rom und starb in den fünfziger Jahren. Zu desto größerer Bedeutung aber entfaltete sich dann das um ein Jahrzehnt jüngere Geschlecht. Ein paar Männer aus demselben haben sich, die rauchsche Lehre aufs treueste bewahrend und streng in seinem Sinne schaffend, zu den Besten der modernen Plastik überhaupt gesellt und walten heut als

Digitized by Google

ihres Meisters wahre Geisteserben auch in der Lehre, so gut wie Drake, die Traditionen der berliner Schule treulich ihren jungen Nachfolgern übertragend. Hier ist vor allen Albert Wolff zu nennen, geboren zu Neustrelitz 1814, Sohn des mecklenburgischen Hofbildhauers, eines Freundes und Studiengenossen Rauchs. Trotz dieser nahen Beziehungen des Vaters zu letzterm wollte es diesem keineswegs in den Sinn, den Sechzehnjährigen sofort vom Gymnasium und der väterlichen Lehre her in seine Werkstatt als Schüler herüberzunehmen. „Ich mag keine Studenten haben," schrieb er dem Freunde, „sondern Leute, die sich ihre Suppe schon verdienen können." Es sollte ihn indeß nicht gereuen, als er schließlich doch den jungen Menschen zu sich nach Berlin kommen ließ, ohne daß er zuvor Klempner, Schlosser, Drechsler oder Tischler gewesen. Denn nach zwei Jahren fleißigen Studiums in der Werkstatt und im Actsaal der Akademie nach der Antike und der lebendigen Natur war diese jugendliche Kraft zu einer Entwickelung innerhalb der strengsten Schuldisciplin gelangt, daß Rauch wohl einsah, er könne ihm ein unbedingtes Vertrauen schenken. Von da ab ist Albert Wolff der seines Meisters Herzen Nächste geworden. An den wichtigsten Werken jener thatenreichen Periode des rauchschen Lebens, an den Polenkönigen, den Victorien, dem Grabmonument der Königin von Hannover, dem Piedestal des bairischen Königsmonuments und besonders Pferd, Reiter und Postamentfiguren des Friedrichdenkmals hat dieser Schüler nicht nur neben und mit Rauch unter dessen unmittelbarer Aufsicht, sondern oft genug völlig selbständig nach den ersten flüchtigen Skizzen des Meisters gearbeitet. An manchen der vielbewunderten ist jede Stelle des großen Modells Albert Wolffs Werk. Es ist in dessen Natur eine seltne glückliche Mischung von selbstloser Unterordnung, von vollständigem Hineinfinden und Einleben in seines Meisters Intentionen, Gestaltungs- und Vortragsweise und einer frischen eigenartigen Kraft, von Tüchtigkeit, künstlerischer und menschlicher Zuverlässigkeit und freier Schönheit, von Solidität und hohem reinen Idealismus, daß sich daraus sehr wohl erklärt, wie er für Rauch das werden mußte, was er ihm geworden. Das Vertrauen des Meisters in den Jüngling, die treue Hingebung des letzteren an jenen, wie sich beides in den Jahren ihres Zusammenlebens und Arbeitens und für den jenes Verhältnisses Kundigen in so manchem denselben entstammenden Werken kund gab und giebt, hat etwas wahrhaft Rührendes.

Nach der Vollendung des Hilfsmodells der Reiterstatue Friedrich des Großen für das berliner Monument trat Wolff seine italienische Reise an (1843). In Adolph Stahrs bekanntem „Jahr in Italien" geschieht des „grundguten, reinen und liebevollen Menschen" Albert Wolff freundliche Erwähnung, mit dem er dort in Rom zusammentraf, der ihn dann in Sorrent heimkehrend zurückließ. Er erkannte in dem Bildhauer die „schöne, reine, von keiner modernen theoretischen Cultur berührte, nur durch das Leben, durch Anschauung und Nachbildung

Digitized by Google

des Schönen gebildete Künstlernatur, aus der ihm, wie aus einem klaren Spiegel, jede Erscheinung und Gestalt des Menschlichen und Schönen, das sie zusammen geschaut und genossen, rein und klar wiederstrahlte". — Von selbständig unter seinem Namen ausgeführten Arbeiten wird als erste eine Statue der Unschuld genannt (1838), die ich nicht aus eigner Anschauung kenne. Von Italien heimgekehrt, erhielt er den Auftrag zur Ausführung einer der Schloßbrückengruppen: Pallas ruft den jungen Krieger zum Kampf auf. Modell und Marmor haben ihn bis zum Jahr 1853 beschäftigt. Das Werk nimmt durch den Adel seiner Linien, durch die schöne Ruhe und Hoheit in seiner Conception, die große Solidität und Sorgfalt seiner Arbeit einen sehr ehrenvollen Platz unter den Achten ein. Der Künstler steht darin durchaus unter der starken Einwirkung der Antike. Sie gab ihm seine Formensprache, das gehaltne Maß in der Bewegung, während sich Rauchs Schule in der strengen Gewissenhaftigkeit deutlich genug bekundet. An Schwung und Feuer hat sie eher zu wenig, als zu viel. Pallas ist eine Gestalt voll kühler Majestät, wie sie ihr zukommt; in dem zum Kampfe vorstürzenden nackten Kriegerjüngling erscheint die heroische Leidenschaft vielleicht mehr als nöthig gebändigt durch die plastische Ruhe. Noch ehe dies große und schwierige Werk vollendet war, trat eine andre, noch kolossalere Aufgabe an Wolff heran, welche die dort mehr zurücktretenden Eigenschaften, leidenschaftliche Bewegtheit lebendiger Gestalten, und zwar nicht allein der menschlichen, als die ersten und wichtigsten erforderte. Die Amazonengruppe von Kiß hatte ihre Aufstellung auf der östlichen Treppenwange des Museums erhalten; es mußte für sie ein Gegenüber auf der westlichen gefunden werden. Rauch hatte bereits verschiedentlich Skizzen zu einem solchen Pendant, der Gruppe eines Löwenkampfs, entworfen. Als die Sache definitiv beschlossen war, überließ er indeß das ganze Werk seinem Lieblingsschüler, der in dessen Entwurf und Ausführung durchaus selbständig verfahren durfte. Die Gruppe steht erst seit fünf bis sechs Jahren in Bronce an dem ihr zugewiesenen Platz. Gleichzeitig mit einer immer mehr anwachsenden Menge monumentaler Arbeiten entstehend, ist zumal das erste kleine Hilfsmodell nur langsam zum Abschluß gefördert worden. Dem Kampf des schönen jugendlichen Amazonenweibes mit dem angreifenden Panther ist hier der eines jungen Heroen mit dem von ihm angegriffnen Löwen gegenübergestellt. Das genialische Feuer in der Composition der kißschen Gruppe vermißt man in Wolffs Werk nicht mit Unrecht. Es ist die Schöpfung eines klaren, ruhigen, schönheitsvollen Geistes, einer gründlichen Kunde der Menschen- und Thierformen, deren Aufeinanderwirken es hier zu schildern galt; nach wohlgezeitigtem durchdachtem Plan aufgebaut. Seine Wirkung im Ganzen ist daher im Vergleich zu der der Amazonengruppe eine mehr kühle als hinreißende. Die künstlerische Gestaltungskraft darin immer sehr imponirend, der geläuterte Formen-

Digitized by Google

sinn, der sich überall ausspricht, höchst wohlthuend. Ausstellungen im Einzelnen können sich wohl nur gegen das für eine solche Situation nicht ganz genügend stürmische und momentan zuckend bewegte Pferd richten. Der ganz nackte Jünglingskörper ist an edelstem Rhythmus der Linien, an wundervoller heldenhaft kräftiger Schönheit von der neuern Sculptur wenigstens noch unübertroffen. In der prächtigen Behandlung des tödtlich verwundet am Boden liegenden, die eine Tatze noch über sich in des Pferdes Leib einschlagenden Löwen macht sich die unschätzbare Schule Rauchs in der besten Weise geltend: es ist auch hier die von dem Meister selbst so oft bekundete großartig plastisch vereinfachende Behandlung charakteristischer Thierformen, bei welcher doch der lebendigen Individualität derselben kein Abbruch geschieht, wahrhaft bewundernswerth.

Von den gleichzeitigen größeren Arbeiten A. Wolffs nenne ich hier: das Relief, welches, ursprünglich als umlaufender Fries einer Vase componirt, später an der 1854 im Invalidenpark zu Berlin aufgestellten Denksäule für die in den Revolutionskämpfen gefallnen Soldaten seine Verwendung in kolossalem Maßstab gefunden hat. Borussia empfängt die Trophäen der Sieger und nimmt die „reuigen Verirrten" wieder zu Gnaden an. Das Ganze ist durchaus in den künstlerischen Ausdrucksformen der Antike gegeben, reich an glücklichen Motiven und Gestalten voll reiner Schönheit und doch, wie es der Sache nach kaum anders sein kann, innerlich frostig. Die höchst treffliche Skizze zu einem Denkmal für Beuth, welche dessen sitzend auf breitem Postament dargestellte Gestalt mit einem reichen architektonisch-plastischen Aufbau (einer der schönsten Gruppen von symbolischen Frauengestalten mit daran anschließenden Lehnsitzen ꝛc.) umgeben und in decorative Zusammenwirkung gebracht zeigte, kam, es bleibt schade für den Platz an der Bauakademie, nicht zur großen Ausführung; wurde aber doch wenigstens in Würdigung ihrer hohen Schönheit in kleinem Maßstab in Bronce für das Gewerbinstitut gearbeitet. Eins seiner reizvollsten und liebenswürdigsten Werke jener fünfziger Jahre gehört der decorativen Gattung an: zur Herstellung in vergoldetem Zink modellirte er als einen vielarmigen Candelaber die schwebende Gestalt der Nacht von kleinen Traumgenien gestützt und getragen, hoch über ihr holdes träumerisches Haupt in den Händen die Mohnranken erhebend, aus denen sich die Lichter tragenden Blüthenstengel und Kelche entwickelten. Das hier in so reizender Form zu Tage tretende romantische Element ist Wolffs ernst angelegter und streng geschulter Natur gewöhnlich fremd. Er erschien in diesem Werk als ein ganz Anderer, und man sah wieder daran, wie precär es ist, aus der Mehrheit des von einer künstlerischen Persönlichkeit Geschaffenen genau die Grenzen derselben, das was sie kann und nicht kann, feststellen, und sie als die so oder so geartete in dies oder jenes Fach allein hineinpassende ein für allemal stempeln zu wollen. — Vorzügliche decorative Statuen eines ganz andern Gepräges waren

Digitized by Google

die ziemlich gleichzeitig von Wolff modellirten Evangelistengestalten, für eine (irre ich nicht) Kirche zu Riga in Marchs Fabrik in gebranntem Thon ausgeführt. Solche einfach große typische Charaktere, solche ernste, würdige, weihevolle Gestalten in streng stilisirter, feierlich wuchtender Manteldrapirung kann niemand besser zu bilden berufen sein als er. Die ideale ruhige Hoheit und Würde wie die ideale ruhige Anmuth sind ihm immer und unbedingt zur Hand. Er bewies das nicht lange danach wieder in den decorativen Figuren, welche er zu Ausgang der fünfziger Jahre für die Façade des königsberger Universitätsgebäudes modellirte: ein paar weibliche Abstracta, Theologie und Philosophie, Staatsrecht und Verwaltung. Solchen gänzlich fleisch- und farblosen Schatten verstand er vortrefflich eine bedeutende, auf einen besondern geistigen Inhalt hinweisende Gestalt zu geben und sie mit meisterlich behandelter Draperie zu einer immerhin würdigen und über die Langweiligkeit doch hinausgehobnen Wirkung herauszustaffiren. Ueber der Hauptpforte desselben Gebäudes aber galt es dann noch ein kolossales Reiterreliefbild des Stifters dieser Universität, des letzten Hochmeisters und ersten Herzogs in Preußen, Albrecht von Brandenburg, herzustellen. In diesem zeigt sich Wolff in der historischen und individualisirenden Charakteristik einer bedeutenden Persönlichkeit nicht minder tüchtig und geschickt, wie in der Verkörperung der allgemeinsten Begriffe. Dieser schwergeharnischte Reiter mit dem bärtigen Haupt auf der steifen Halskrause und sein schweres flamländisches Streitroß sind so geschichtlich echt und so monumental wuchtvoll in der Erscheinung, daß es wirklich zu bedauern ist, sie nur als Relief und nur als Decoration einer Gebäudefaçade ausgeführt zu sehen.

Wenige Jahre zuvor hatte Wolff dieselbe Kunst monumentaler geschichtlicher Porträtbildnerei an einer in Bezug auf Bestimmung und Form der Ausführung größeren Aufgabe zu erproben: an dem Reiterstandbild des Königs Ernst August von Hannover. Der künstlerischen Freiheit des Autors wurden hier indeß äußerlich weit strengere Schranken gezogen, wie sie bei jeder eben erst verstorbenen, noch in treuer Erinnerung der Zeitgenossen fortlebenden Persönlichkeit und ganz besonders, wie sie bei eines modernen, gründlich militärischen Fürsten Denkmal ziemlich natürlich sind. Dieser soldatenfreundliche Herrscher des „Welfenreichs" sollte in seiner Lieblingsuniform der Gardehusaren, den Kalpak auf dem verwegen geschnittenen Haupt, auf seinem wirklichen Leibpferde reitend dargestellt werden. Auch hier war Wolff wieder der echte Schüler Rauchs. Die von diesem gleichsam errungene und mit der unbeugsamen Energie seines künstlerischen Wollens durchgesetzte Unterwerfung jedes noch so unplastischen modernen Militärkostüms unter die Gesetze seiner Kunst, war seiner Schule bereits völlig geläufig geworden. Des Pferdes Gestalt, Organismus und Bewegung verstand Wolff aus dem Grunde. Die Persönlichkeit des Darzustellen-

Digitized by Google

den war ihm, der ihn in einer köstlichen Büste noch nach dem Leben modellirt hatte, völlig vertraut. So wurde es ihm ohne lange Vorbereitungen und vergebliche Versuche bald genug möglich, jenes vorzügliche Reiterstandbild hinzustellen, das in ganz merkwürdiger Weise mit den Forderungen einer nüchternen prosaisch-realistischen, gänzlich äußerlichen Anschauung, welche auf die Schnüre der Uniform, den Sitz der Militärhose und der Husarenpelzmütze ihr Hauptaugenmerk richtete, zugleich die ewig giltigen künstlerischen an ein derartiges Monumentalwerk befriedigt. Da das Postament ganz glatt und schmucklos blieb, so war an dem Ganzen freilich für die freischaffende poetisch-plastische Phantasie auch nicht der geringste Spielraum sich zu bethätigen gelassen. Dieser sollte Wolff um so reichlicher vergönnt sein an der großen Hauptarbeit seines Lebens, welche ihn nun seit zwei Jahren beschäftigt, wie sie wohl noch während des folgenden letzten Jahrzehnts seines eigentlichen Mannesalters seine gesammte Kraft in Anspruch nehmen wird: das Denkmal für König Friedrich Wilhelm den Dritten, das demselben im Lustgarten zu Berlin errichtet werden soll. Auch diese Aufgabe ist gewissermaßen eine Erbschaft Rauchs, der sich während seiner letzten Lebensjahre vielfach mit Plänen zu einem solchen Monument getragen hatte. Unmittelbarer noch fiel Wolff eine andre des Meisters zu. Als letzterer im December 1857 zu Dresden starb, stand seines Lebens letztes kolossales Idealwerk, die Mosesgruppe, eben erst als Gipsmodell vollendet da. Albert Wolff wurde die dem Geschiedenen nicht mehr vergönnt gewesene Ausführung derselben in Marmor übertragen. Um diese zu bewerkstelligen, bezog er nun dieselben Werkstatträume im Lagerhause, in die er einst als junger Schüler zu dem Geliebten und Gefürchteten eingetreten war. Er versteht den Marmor zu behandeln wie den Thon, die Arbeit aus dem Rohen zu leiten und die der letzten Vollendung mit eigner Hand zu üben, und so ist das riesige Werk in einer Weise zur dauernden Verkörperung durch ihn gelangt, wie sie sein Schöpfer selbst nicht schöner gedacht und vollführt haben könnte.

Um das Königsdenkmal wurde eine allgemeine Concurrenz ausgeschrieben. Die Entscheidung der Preisrichter traf diesmal nur mit der aller Urtheilsfähigen so gut wie mit der instinctiven Meinung des ganzen Publikums zusammen, als sie Albert Wolffs Entwurf krönten. Freilich mußte dieser noch so mannigfaltige Wandlungen durchmachen, ehe er einerseits dem Künstler selbst, andrerseits allen denen genügen sollte, welche hier mit oft genug sehr geringer innerer Berechtigung dazu darein zu reden, zu rathen und zu fordern hatten, daß die schließlich erhaltne Gestalt des Ganzen heut kaum noch eine Aehnlichkeit mit der des ursprünglich gekrönten zeigt. Es wird wieder ein Monument von ganz ungeheurer Größe. Das Mißverhältniß des Piedestals, wie beim Friedrichsdenkmal, ist hier glücklich vermieden und die Ueberhäufung mit Uni-

Digitized by Google

formträgern glücklicherweise auch. Das entschiedne Bestreben, sich möglichst von der durch jenes Muster ausgeübten Beherrschung der bildnerischen Phantasie zu befreien, wird sehr ersichtlich darin und führt zu Resultaten, die wir aufrichtig willkommen heißen wollen.

Eine harmonische, höchst bedeutsam wirkungsvolle, reich und organisch entwickelte Gesammtform des ganzen Monuments, Reiter und Piedestal als Einheit betrachtet, zeichnet den gegenwärtigen Entwurf sehr vortheilhaft aus und stellt ihn, wenn ich den grandiosen, leider auch nur Skizze gebliebenen von Reinhold Begas für das kölner Denkmal desselben Königs modellirten ausnehme, hoch über die zahlreichen Königsreitermonumente der letzten Jahrzehnte. Wolff gliedert seine Aufgabe in den rein realistischen und in den rein ideal-symbolischen Theil. Jenen bildet das Standbild selbst, diesen das Postament. Der König ist porträtgetreu gegeben, sogar bis auf den unglücklichen dreieckigen Federhut seiner Zeit, den er auf dem Haupte trägt. Nur die segnend und grüßend seinem Volk entgegengestreckte Handbewegung geht in ihrer allgemeineren Bedeutsamkeit etwas über den in allem Uebrigen festgehaltnen realistischen Bildnißcharakter hinaus. Am Postament dagegen keine Generale als Simsträger, keine Soldaten und kein „Volk“ — und wir beklagen es wahrlich nicht! Gedanklich ließe sich gegen die ziemlich willkürlichen Zusammenstellungen von ihrer innersten Natur nach nicht zusammenpassenden Begriffen manches einwenden, welche in den mächtigen theils hautrelief theils ganz rund herausgearbeiteten Figuren dieses Postaments verkörpert wurden. Dort auf der einen Langseite die zum Kampf aufstehende Borussia in der Mitte, an den beiden Ecken die sitzenden Gestalten des „Niemen“ und des „Rhein“ mit ihren Attributen; auf der gegenüberliegenden die „Gesetzgebung“ und an den betreffenden Ecken ebenfalls sitzend hier Gewerbe und Kunst, dort die Wissenschaft und Lehre in Gruppen von je einer Männer- und je einer Knabengestalt. An der vordern Schmalseite die Klio, des Königs Namen und Thaten an die Piedestalwand zeichnend; an der entgegengesetzten der religiöse Glaube, eine zugleich als Repräsentantin der Union aufgefaßte edle weibliche Erscheinung. Wie sich nun diese Flüsse, Abstracta, Klio, Borussia begrifflich unter einander vertragen, wird immer unklar bleiben. Aber es giebt dieses Arrangement zu einer reichen Wechselwirkung so herrlicher, großartig, einfach und schwungvoll bewegter Gestalten idealen Charakters Veranlassung, daß wir gern über jenen Mangel der Berechtigung, die von ihnen repräsentirten Begriffe in solcher Weise zusammenzustellen, hinwegsehn wollen. Es ist etwas Aehnliches, wie mit den „Sklaven“ am Postament des schlüterschen Kurfürsten oder der „Nacht“ und dem „Tage“ an Michelangelos Grabmal der Mediceer.

Wir kümmern uns schließlich wenig darum, was dieselben grade an jener Stelle thun und „bedeuten“ wollen; genug, daß uns die Pracht, Fülle und

Digitized by Google

Schönheit, welche die betreffenden Monumente aus den so betitelten Gestalten gewinnen, immer von neuem entzückt; während wir so oft auf einer weise, tief und unanfechtbar ausgeklügelten gedanklichen Grundlage den armseligsten künstlerischen Bau sich entwickeln sehn, für dessen Dürftigkeit die Klarheit und Richtigkeit in der Anordnung des abstracten Ideengehalts dann keineswegs zu entschädigen vermag.

In dieser Aufzählung des von Albert Wolff bisher Geleisteten ist natürlich manche kleinere Arbeit, ist die große Zahl seiner Büsten übergangen. Doch wird das Genannte ungefähr genügen, ein künstlerisches Charakterbild von ihm zu gewinnen. Wir verlassen ihn bei der Arbeit an dem kleinern Hilfsmodell des Königsdenkmals. Wenn neben seiner schöpferischen bereits seit Jahren eine ausgebreitete Lehrthätigkeit hergeht, durch welche er sich jenen für große plastische Unternehmungen unentbehrlichen Kreis von Schülern und Hilfsarbeitern herangebildet hat, so wird dieselbe bei Ausführung eines Werkes, wie des genannten, naturgemäß an der großartigeren Praxis auch noch großartigere Ausdehnung und entsprechende Resultate gewinnen. Durch Persönlichkeit, wie durch die Art seines Talents ist Wolff vorzugsweis berufen, das Werk Rauchs auch in Bezug auf die Erhaltung und Fortpflanzung der Schule des Meisters und die Uebertragung der Lehre und Tradition auf ein jüngeres Geschlecht fortzusetzen.

Ungefähr gleichzeitig mit ihm trat sein Altersgenosse Gustav Bläser bei Rauch ein, ein geborner Kölner, frühe schon in heimischen Werkstätten handwerklich praktisch geübt, seinem Naturell und Talent nach in den meisten Stücken sehr abweichend, ja gegensätzlich zu jenem geartet. Leichtblütig und leichtschaffend, naiv und nie von eines „Gedankens Bläße angekränkelt", besonders zu Darstellungen von lebhafter Bewegtheit neigend, weniger von classischer Regel in seiner Gestaltungsweise und Formengebung bedingt, mit offnem frischem Sinn für die wirkliche Natur und gleichzeitig mit entschiedner Neigung zu pathetisch gesteigerter Lebensäußerung und zu alledem mit dem technischen Instinkt und immer zu Gebot stehendem zweifellosen Geschick in jedes Materials Behandlung ausgerüstet. Nicht so ruhig, stetig, mit gleichmäßiger Ausdauer arbeitend wie Wolff, wurde er doch für Rauch schnell genug anstellig und verwendbar an den damaligen großen Arbeiten der Werkstatt. An dem Kolossalmodell des königlichen Reiters selbst (am Friedrichdenkmal) hat er rüstig mitgearbeitet, zu Zeiten in einer Art freier Selbständigkeit. Nach dessen Vollendung geht er in der ersten vierziger Jahren nach Italien. Zurückgekehrt beginnt er seine ganz unabhängige Künstlerthätigkeit und eigentliche Laufbahn. Zunächst decorative Figuren in dem neu ausgeschmückten „weißen Saal" des königlichen Schlosses und im nach dem Brande neu erbauten Opernhause; der große Entwurf eines mit einer Menge allegorischer Gestalten staffirten monumentalen Brunnens für

Digitized by Google

den Dönhofsplatz, der eben, wie so vieles, Entwurf geblieben ist. Nicht übergangen darf die früher schon modellirte, zu demselben Schicksal verdammte, prächtige Skizze eines Beethovendenkmals werden, welches den Gewaltigen in idealer Tracht, die Leier und die Rolle, auf der man die ersten Takte der C moll-Symphonie liest, in den Händen, darstellt. Etwas überschwenglich, über die reale Wahrheit der Erscheinung des Meisters hinausgehend, wie diese Gestalt ist, giebt sie doch die meist charakteristische Seite seines Wesens besser, zwingender und ergreifender, wie irgendeine der uns bekannten. — Die Aufgabe, eine der acht Schloßbrückengruppen zu bilden, trat in den letzten vierziger Jahren auch an Bläser heran. Der ihm gebotene besondere Gegenstand entsprach seiner Sinnesart und Richtung, wie es kein andrer gekonnt hätte. Pallas führt den jungen Krieger, ihn schützend, in den Kampf.

Die bläsersche Gruppe ist bekanntlich fast die effectvollste unter allen, von der einheitlichsten, „schlagendsten" Wirkung. Es ist Sturm, Zug und Feuer der Bewegung darin, ein kühner glücklicher Wurf, der die erste Anlage auszeichnete, ist festgehalten bis zur letzten Durchführung im Marmor, und das ist bekanntlich eine der seltensten Fähigkeiten der Bildhauer und Eigenschaften ihrer Werke. Fast gleichzeitig mit der Marmorarbeit an dieser Gruppe sah sich Bläser mit einer sehr abliegenden Aufgabe betraut. Die magdeburger Bürgerschaft wollte ihres verstorbenen Bürgermeisters Franke Verdienste um die Vaterstadt durch ein Broncedenkmal ehren; er wurde ausersehn das Modell zu demselben herzustellen. Die Gestalt ist, wie es nicht anders sein konnte und durfte, durchaus realistisch aufgefaßt und gegeben. Selbst der Mantel ist es, der die bürgerlich gekleidete drapirt, welche dasteht, als ob das Original irgendeine kluge entscheidende Ansprache an den Magistrat seines Gemeinwesens halte. Dies vortreffliche Modell wurde 1853 vollendet. Eine höchst schwierige monumentale Aufgabe schloß sich ihm unmittelbar an. Für die Thore, welche zu dem Wunderwerk der modernen Bautechnik, der dirschauer Eisenbahnbrücke führen, sollten zwei kolossale Reliefs und je zwei ebenso kolossale Zwickelfiguren zwischen den Thorbogen und Seitenkanten modellirt werden; für den Thorthurm der marienburger Seite mittelalterlich preußischer, für den der dirschauer moderner gegenwärtiger Geschichte des Staats entlehnt, beides in Bezug auf den Fluß, den Bau und auf Land und Provinz Preußen. Schievelbein, von dem wir zunächst ausführlicher zu erzählen haben werden, fiel die erstere Parthie des Ganzen, Bläser die letztere zu. Es war für einen Bildhauer ein schlimmer Gegenstand: König Friedrich Wilhelm der Vierte nimmt von den mit des riesigen Baues Ausführung Betrauten, den Ministern, Geheimen Räthen und Baumeistern, die Einladung zum Betreten des vollendeten Werkes an und wird gleichzeitig von den Vertretern der Provinzialbevölkerung, welche dieser Bau nun direct mit dem Herzen des Staates verbindet, bewill-

Digitized by Google

kommnet. Bläser bewies sich dem gegenüber als echter und rechter Zögling der berliner Schule: er scheute vor keiner Consequenz im Realismus zurück und wußte das Ganze doch in bedeutender und großer monumentaler Wirkung zu gestalten. Dies ganze am Brückeneingang postirte Baucollegium besteht aus lauter Porträts; nicht die Köpfe allein, auch die Gestalten, die in diesen steifen nüchternen Uniformen stecken, sind direct nach der Natur gemessen und Zug für Zug, Form für Form porträtirt. Dasselbe gilt von dem Reiterzug des Königs und der Prinzen. Wer es damals gesehen, vergißt nie den Anblick, als dies kolossale Reliefbild erst nackt aufgebaut war, und die Herren Geheimräthe u. s. w. mit den bereits frappant ähnlichen Gesichtern und porträtgetreuen nackten Gestalten riesengroß in Thon dastanden, resp. zu Roß saßen!! — — —

Aber Bläser zwang und bemeisterte in Wahrheit seine Aufgabe. In die, im Grunde immer langweilige, Scene des officiellen Empfanges wußte er außer durch die geistreiche Porträtirung der Betreffenden, noch durch Hineinziehung eines andern Elements ein frisches Leben und Interesse zu bringen: durch jene Gruppen lithauisch-ostpreußischer Landleute, welche er dem Könige ihre Grüße und ihre Gaben bringen läßt. Dieser ganze Theil der Composition ist von so naiver gesunder, blühender Schönheit, Kraft und Anmuth, daß er selbst für eine langweilige Behandlung der langweiligsten Hauptscene einigermaßen entschädigen mußte.

In den Zwickeln über und neben dem Spitzbogen des dirschauer Brückenthores hat Bläser dann noch jene berühmten beiden Gestalten des Ingenieurs und des Arbeiters gebildet, in welchen eine bekannte berliner demokratische Zeitung die praktisch-künstlerische Lösung der „socialen Frage" sehn wollte. Wir können uns zwar nicht zu gleicher Siedehitze echauffiren, werden aber immer diesen beiden durch Conception und geschickte Raumbenutzung gleich trefflichen Figuren die Anerkennung als Meisterwerke monumental-decorativer Plastik werden lassen, welche sie unbedingt verdienen. Und in gewiß nicht geringerem Grade verdient dieselbe jene andre kolossale Gestalt, welche Bläser für das Thor der kleinern (der marienburger) Eisenbahnbrücke über die Nogat wenig später modellirte, die Statue des Herzogs Albrecht von Brandenburg-Preußen. Im vollen reichen Harnisch des sechszehnten Jahrhunderts, das aufgerichtete Ritterschwert in der einen, das Bibelbuch in der andern stahlgewappneten Hand steht er ruhig da, ein Bild ritterlicher Mannhaftigkeit und frommer Glaubensstärke von unvergleichlicher Wucht und Wirkung.

Alle diese Brückenthordecorationen waren in der marchschen Fabrik in dem neuerdings bei uns sehr in Aufnahme gekommenen Material, dem gebrannten Thon, ausgeführt. Man hat ihn praktisch sehr bewährt gefunden; edler bleibt doch immer die Bronce. Für die Ausführung in diesem classischen Material der monumentalen Plastik modellirte Bläser unmittelbar danach (1861—63)

Digitized by Google

ein neues riesiges Werk: die Reiterstatue Friedrich Wilhelm des Vierten, welche, als Pendant der im vorigen Artikel erwähnten des regierenden Königs von Drake, auf der kölner Seite des Eingangs zur Eisenbahnbrücke über den Rhein aufgestellt werden sollte. Hier ging Bläser wieder, um mich eines populären Ausdrucks zu bedienen, „recht ins Zeug". In Formen und Bewegung gab er Roß und Reiter etwas über die Natur gesteigert Kühnes und Massiges, das unter den ungeheuren Maßen der dortigen Umgebungen wohl bedeutend zusammenschrumpft, immer aber auch dort der Totalerscheinung einen Effect sichern wird, welcher ein ganz schlichtes und simples Porträtgebilde dort nimmermehr auch nur annähernd erreichen würde. Bei der Concurrenz um das, Friedrich Wilhelm dem Dritten in derselben Stadt zu errichtende Monument war Bläser natürlich mit auf dem Platz. Zwar wurde seine Skizze nicht mit dem ersten Preise gekrönt. Aber nach Art moderner Concurrenzen übertrug man ihm die Ausführung des Reiterstandbildes, seinem Mitbewerber Schievelbein die des Postaments. Das Endresultat kann sich jeder selbst sagen, da er noch inmitten der Arbeit an seinem Modell ist, wollen wir nicht aus der Schule plaudern.

Von rein idealen Gestalten Bläsers sei noch die schöne und anmuthige der „Gastfreundschaft" genannt, die erst ganz neuerdings im großen Modell vollendet worden ist, und neben ihnen und den großen Monumentalwerken eine Menge von Statuetten und Büsten, jene oft von humoristisch-poetischer Bedeutung, letztere durch die frappante lebensvolle Wahrheit immer ganz besonders ausgezeichnet.

Die neue Zeitschrift für bildende Kunst und ihr Publikum.

Das erste Heft einer neuen „Zeitschrift für bildende Kunst" liegt vor uns: seit etwa vier Jahrzehnten der vierte Versuch, durch regelmäßige Mittheilungen für die Kunstproduction und Kunstwissenschaft unserer Tage im weiteren Kreis aller Gebildeten ein tieferes Interesse zu erwecken. Bekanntlich sind die drei ersten Versuche, das cottasche Kunstblatt, dann das berliner, das ihm folgte, und neuerdings die wiener Recensionen über bildende Kunst nach kürzerer oder längerer Dauer schließlich an der Theilnahmlosigkeit des größeren Publikums gescheitert. Ein Schicksal, das zum Theil wohl der unüberwindlichen Gleichgiltigkeit Schuld zu geben ist, mit

Digitized by Google

der sich das letztere Jahrzehnte lang einer eingehenden Beschäftigung mit künstlerischen Dingen widersetzt hat, zum andern Theil aber — und sicher zum nicht geringeren — der unklaren und schwankenden Haltung jener Zeitschriften selber. Sie suchten halb unter den Künstlern und Kennern, halb unter den gebildeten Laien ihre Leser, und fanden, indem sie es jedem recht machen wollten, zuletzt auf beiden Seiten nur ein verschwindendes Häuflein. Folgte auch diese Unentschiedenheit mehr aus dem Zwang der Umstände, als aus einem Fehler des Programms: nun, so war das nur ein Zeichen mehr, daß die Zeit noch nicht gekommen war, den Gebildeten überhaupt zu der Kunst in ein näheres Verhältniß zu setzen.

Für die neue Zeitschrift liegen die Dinge anders und unbedingt günstiger. Jeder fühlt an sich selber, wie seit etwa anderthalb Jahrzehnten das allgemeine Interesse für die bildende Kunst in raschem Zunehmen begriffen ist; schon äußerlich beweist das der starke Absatz der populären kunstgeschichtlichen Werke und der Hunderte von Photographien, welche die Meisterwerke aller Epochen der Anschauung der weitesten Kreise übermitteln. Das neue Organ hat sich im vollen Bewußtsein dieser Veränderung seine Aufgabe und sein Programm vorgezeichnet. So hat es vor seinen Vorgängern den großen Vortheil voraus, eine bestimmt abgegrenzte Stellung einzunehmen und sich an ein Publikum zu wenden, das wirklich vorhanden ist. Es geht, wie der Prospect und das erste Heft uns zeigen, von dem Gedanken aus, daß die Kunst weder das Monopol einer Zunft von Kennern und Kritikern, noch ein „müßiger Zeitvertreib der Reichen und Vornehmen", sondern ein unauslöschliches Bedürfniß und ein unverlierbares Eigenthum des menschlichen Geistes überhaupt ist: die Blüthe des ganzen Culturlebens, welche im Kampfe der sich kreuzenden Interessen des Tages immer wieder die Gewißheit der in sich befriedigten Vollendung des menschlichen Daseins wenigstens im Bilde giebt. Ein Erzeugniß also der edelsten Kräfte, das eben jetzt durch die fortgeschrittene und ausgebreitete Bildung, welche die beste und einzig sichere Errungenschaft unserer Zeit ist, täglich mehr zum Gemeingut des ganzen lebenden Geschlechtes wird.

Wenn aber die Zeit sich aus diesem weiteren Gesichtspunkte in eine nähere Beziehung zur Kunst setzt, so thut ihr unzweifelhaft ein Organ noth, das sich die Aufgabe stellt, ihr zum tieferen Verständniß des Kunstlebens zu verhelfen. Es ist so selbstverständlich und wird doch immer wieder vergessen, daß die bildende Kunst, weil sie den edelsten Inhalt des menschlichen Lebens in einer geläuterten Form mit Hilfe eines spröden Materials zu versinnlichen hat, sich nicht dem gleichgiltigen Auge des Beschauers ergiebt, der aus der kleinen Welt des täglichen Treibens in dieses Reich des idealen Scheins einen neugierigen Blick werfen möchte. Auch dem Gebildeten bleibt sie ein Buch mit sieben Siegeln, wenn seine Phantasie und sein Auge sich nicht gewöhnt haben, in den Formen und Farben die innerlich gestaltende Kraft der Dinge gleichsam wiederzuentdecken. Namentlich hat sich in unserer Zeit — wir kennen ja die alte Klage — in der Gährung der allgemeinen Zustände, in dem Wechsel und der Unfertigkeit aller Culturformen die Anschauung ebenso abgestumpft, als die Erscheinung des Lebens selber zum schwankenden und gleichgiltigen Mittel des nach neuer Gestaltung erst ringenden Geistes geworden ist. Zudem hat die dem Zeitalter eigene geschichtliche Spürkraft die Kunstschätze aller früheren Epochen wie in einem ungeheuern Museum angesammelt, andererseits aber der modernen Kunst

Digitized by Google

die weite Stoffwelt des vergangenen wie gegenwärtigen Daseins in ihrem ganzen Umfange erschlossen. Dies erschwert nur um so mehr dem Laien sowohl die richtige Einsicht in den Werth und die Bedeutung, welche auch die Kunst der früheren Geschlechter für uns noch hat, als das Urtheil über die Kunstschöpfungen der Gegenwart.

Aus diesem eigenthümlichen Verhältniß des Jahrhunderts zur bildenden Kunst — das der leitende Aufsatz des ersten Heftes von W. Lübke mit feinem Verständniß beleuchtet hat — hat die neue Zeitschrift, so scheint uns, mit sicherem Tact die Gesichtspunkte entnommen, nach denen sie vorgehen will. Sie muß einmal sowohl in der Wahl ihrer Objecte als in der Darstellungsweise immer den weiteren Kreis der Gebildeten im Auge haben und ebendaher soweit möglich den Zusammenhang mit dem ganzen Culturleben; sie hat darnach ihr Verhältniß zum blos Fachlichen in feste Schranken zu ziehen. Da sie ferner, so viel an ihr ist, den Sinn für das echt Künstlerische in der Erscheinung, d. h. Auge und Phantasie bilden will, so legt sie, wie sie gleich anfangs hervorhebt, das Hauptgewicht auf die Kunstanschauung selbst. „Sie will nicht nur zum Lesen und Urtheilen über Kunst, sondern zum eigenen Sehen und Vergleichen Gelegenheit bieten," daher die Beilage von größeren und kleineren Illustrationen, und grade hierin erblicken wir eine Bürgschaft des Gelingens, denn die Zeit empfindet das Bedürfniß, mit offenem Auge die Kunst in ihre eigene Anschauung aufzunehmen und nicht mehr, sich blos von ihr erzählen zu lassen. Was weiter die Beziehung auf die Kunst der früheren Epochen anlangt, so wird die neue Zeitschrift deren große und mustergiltige Schöpfungen öfters in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen müssen, einmal, soweit neue Forschungen ein neues Licht auf sie werfen, dann aber namentlich, sofern sich nur aus ihnen die unverbrüchlichen Gesetze abnehmen lassen, auf denen alle echte Anschauung und alle echte Kunstübung beruht. Am schwierigsten natürlich ist die Stellung des neuen Organs den Erzeugnissen der modernen Kunst gegenüber. Wir hoffen, daß es ihr weder an liebevollem Verständniß noch an schneidigem Muth gebrechen wird, um die Aufgabe durchzuführen, welche sie hier zu erfüllen hat: das Falsche nämlich von dem Echten, das Gemachte von dem Unwahren zu scheiden; das hervorzuheben, was in die Tiefen unseres Lebens greift und einen wesentlichen Zug des modernen Geistes zum Ausdruck zu bringen strebt, dagegen einer schonungslosen Kritik zu unterwerfen, was sich an unsere Schwächen heftet und mit kleinlichem oder unreinem Reiz den Sinnen wie der Einbildungskraft gleichsam von rückwärts beizukommen sucht; vor allem aber und immer darauf zu achten, daß in der Kunst jeder Inhalt nur soweit berechtigt ist, als er zu voller künstlerischer Erscheinung, zu lebendiger Form und Gestalt heraustritt. Nicht genug können grade wir Deutsche diesen Punkt im Auge behalten, und daher nehmen wir es als ein gutes Zeichen, daß Lübke am Ende jenes Aufsatzes auf eben diesen Punkt Gewicht legt: „Vor allem soll die Kunstwissenschaft," so schreibt er, „die Klippe vermeiden, die uns Deutschen leicht gefährlich wird: daß wir über dem ideellen Inhalt das eigentlich Künstlerische, die edle, den Gedanken zur Schönheit verklärende Form vergessen, da doch erst die harmonische Sättigung des Einen durch das Andere das wahre Meisterwerk ausmacht." Hat so die Zeitschrift der modernen Kunst gegenüber eine strenge und gründliche Kritik zu üben, so muß sie andrerseits aus geschichtlichem Standpunkt

Digitized by Google

ihre verschiedenen Leistungen und Richtungen zu Gruppen zusammenfassen, in der Mannigfaltigkeit den fortlaufenden Faden der Entwicklung und den Zusammenhang der Kunst mit den großen Zügen des modernen Lebens suchen. Auf diese Weise wird manches, was mit rein künstlerischem Auge betrachtet vielleicht allzusehr in Schatten treten würde, in ein milderes und günstigeres Licht sich rücken lassen.

Daß die neue Zeitschrift diese verschiedenen Bedingungen ihrer Aufgabe vollständig begriffen und zu ihrer Lösung in diesem Sinne die tüchtigsten Kräfte berufen hat, darin scheint uns auch für ihre äußere Lebensfähigkeit durch die gesteigerte Theilnahme der Gebildeten eine Gewähr zu liegen. Auch das äußere Gewand, die sowohl gediegene als elegante Ausstattung, welche ihr die seemannsche Verlagsbuchhandlung gegeben hat, entspricht der größeren Rolle, in welche das neue Organ des Kunstlebens eingetreten ist. Das erste Heft macht einen glücklichen Anfang, indem es uns (neben jenem Aufsatz von Lübke) zwei hervorragende Erscheinungen aus der modernen Kunst vorführt: das Schillermonument von Begas (im Holzschnitt; besprochen von Woltmann) und den Rinderraub aus dem Odysseecyklus von Preller (in einer Radirung von dessen Schüler Hummel, besprochen von M. Jordan). Daran schließen sich ein paar trefflich geschriebene Recensionen über kunstliterarische Werke; und endlich das Beiblatt, die Kunstchronik, welche in regelmäßiger Wiederkehr eine Uebersicht über die täglichen Erscheinungen und Ereignisse auf dem ganzen Gebiete des Kunstlebens geben soll. An dem Publikum ist es nun, durch seine Betheiligung das Unternehmen zu fördern, das ja ihm selber sich widmet. μ. ρ.

Vermischte Literatur.

Neue Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1865. S. VI. 150.

Wer freut sich nicht, wieder einmal einer gesunden, frischen und schwungvollen Dichternatur in neuen Schöpfungen zu begegnen? J. G. Fischer hat sich bereits eine feste Stelle in der Achtung und Liebe der Nation erworben. Es ist ihm insbesondere gelungen, seinen lyrischen Gedichten ein deutliches, individuelles Profil und in denselben zugleich dem Bewußtsein der Gegenwart einen sprechenden, bedeutsamen Ausdruck zu geben. Was ihn namentlich auszeichnet, ist die ungeschminkte Wahrheit, womit er seine innersten Anschauungen und Erlebnisse in der Dichtung enthüllt,

Digitized by Google

die männliche Kühnheit und schöne Leidenschaftlichkeit seiner Gesinnung, die echt dichterische Tugend einer edlen Natur, die manchmal an seinen großen Landsmann Schiller erinnert. Wir haben einen unablässig strebenden Dichter vor uns, der sich noch lange nicht erschöpft zu haben scheint.

Da wir an einen solchen Mann schon einen strengeren Maßstab der Kritik anzulegen berechtigt sind, so lassen wir nicht unerwähnt, daß manches in die neue Sammlung seiner Gedichte aufgenommen worden ist, was die Höhe seines Talentes und seiner Bildung nicht erreicht, daß wir im Einzelnen entweder die scharfen Linien seiner Individualität etwas verblaßt oder seine glücklichen lyrischen Stimmungen nicht zur künstlerischen Abrundung herausgestaltet finden.

Schälen wir aber den eigentlichen Kern des Buches heraus, so bietet uns dieser genug, woran wir uns fast ungetheilt erfreuen können; ja es fehlt ihm nicht an Vortrefflichem, wodurch unsere lyrische Literatur bereichert wird.

Unter den Liebesgedichten nimmt „Meine Königin" (S. 45 ff.) ohne Zweifel die erste Stelle ein. Aus diesem ganzen Gedicht, das im Tone zwischen Lied und Elegie die Mitte hält, athmet uns eine innige Wärme an, und besonders bezaubert darin die Verschmelzung der menschlichen Seele mit den Umgebungen der Natur. Die aus dem Herzen mild hervorquellende Sprache legt in metrischer Beziehung den Vers des deutschen Ritterepos oder den Hans-Sachsischen Vers mit seinen vier Hebungen zu Grunde, folgt aber theils in der Zahl der letzteren, theils im Gebrauche der Senkungen einem freien musikalischen Gefühl, wodurch der sprachliche Ton überall den glücklichsten Ausdruck der wechselnden Stimmungen erreicht. Einzelne Zeilen sind wunderschön, wogegen es auch nicht an vergriffenen Bezeichnungen fehlt. Wenn sich dieses Gedicht unsern deutschen Minneliedern würdig anreiht, so erinnert es, ohne dadurch hierdurch seine Selbständigkeit verlöre, an den reizenden Gesang, den Tieck seinem „Franz Sternbald" eingeflochten hat. — Die Stimmung des Gedichtes „Gründonnerstag" (S. 41 f.) ist individuell und warm, die Gestaltung etwas zerflossen, die volksliederartige Sprache herzlich und mildschmelzend, doch nicht rein genug. Der Refrain begünstigt den melodischen Ausklang der Strophen. Die „Reliquien" (S. 31) ähneln der Liederweise und haben eine durchgebildete, reine, melodische Form. — „Der Glücksgöttin" ist in leichtem, anmuthigen Liedestone gesungen.

Einzelne Gedichte zeichnen sich durch ein seelenvolles Herausfühlen und lyrisches Nachmalen von Naturstimmungen aus. Dahin gehören: „Maifeier" (S. 61 ff.), in lebendiger, warmer, schwungvoller Sprache. „Die Welt ist glücklich" (S. 68), von einem sanften Schwunge getragen. „Dem Gott der Freude" (S. 66), im sapphischen Versmaße und antiken Tone, eine von lyrischem Feuer durchglühte, zugleich erhabene und milde, sprachlich vollendete Ode, die eine rein musikalische Stimmung ausdrückt und von Seiten der lyrischen Beschreibung musterhaft genannt werden kann. „Sommernachmittag" (S. 67). „Unter der Brücke" (S. 75 ff.), ein Gedicht, das bei seiner lyrischen Anschaulichkeit, seiner gußfesten, plastischen und gewandten (einigermaßen an Lenau erinnernden) Sprache den Mangel einer bedeutenden poetischen Idee empfinden läßt.

Digitized by Google

Als Meister in der humoristischen Erfassung und Darstellung idyllischer Persönlichkeiten und Zustände bewährt sich Fischer in dem untadelhaft schönen Lebensbilde „Beim alten Herrn. (Aus vergangenen Tagen)" S. 83 ff. Das gesunde Herausfühlen fremden Seelenlebens, die markige und treuherzige Erzählungsweise, die Hans Sachsens, Goethes und Uhlands Stil selbständig fortbildet, die warme, leichte, ganz abgerundete Sprache müssen hier das Gemüth des Lesers wohlthuend berühren. Die Begeisterung verständnißinniger Liebe ist der verklärende Genius dieses schmucklosen Gedichtes.

Unter den politischen Gesängen nennen wir das „Schützenlied" (S. 111) mit seinem kräftigen Liederschwunge und seiner sprachlichen Gewandtheit, den „Bundschuh" (S. 126 ff.), ein leidenschaftliches Strafgedicht in strammer, markiger, plastischer Sprache, und „Nur einen Mann aus Millionen!" (S. 132 ff.) ein Lied von durchgreifender, lyrischer Lebendigkeit, sprachlicher Kraft und Gewandtheit.

Schließlich gedenken wir noch des elegienartigen Gedichtes „An den Tod" (S. 135 ff.), das einen rein lyrischen Ton anschlägt und lebendig, kräftig, schwungvoll, in abgerundeter Form sich ausspricht.

Das Hochgebirge vom Grindelwald. Naturbilder aus der schweizerischen Alpenwelt von Dr. Christoph Aeby, Edmund v. Fellenberg und Pfarrer Gerber. Mit einem Panorama in Farbendruck, neun Ansichten in Holzschnitt und einer Karte in Farbendruck. Coblenz, Verlag von Karl Bädeker. 1865.

Eine Beschreibung des Thales vom Grindelwald in naturhistorischer, geschichtlicher und ethnologischer Hinsicht, die Schilderung eines Besuchs des Thales von Engelberg (Canton Unterwalden) in Distichen, dann Mittheilungen über Besteigungen verschiedener Gipfel der Hochalpen: des Wetterhorns, am 29. Juli 1863, woran sich eine Rundfahrt um diesen Gebirgsstock schließt, ferner des Schreckhorns, am 4. August 1864, des Eigers, am 23. August desselben Jahres, des Berglistocks, am 26. September 1864, des kleinen Viescherhorns, am 27. Juli 1864, und des kleinen Schreckhorns, am 16. Juli 1865. Die Darstellung ist lebendig und anschaulich, doch wiederholt sich selbstverständlich vieles in den einzelnen Abschnitten. Die wissenschaftliche Ausbeute ist nicht bedeutend, und überhaupt sind derartige Bergfahrten selbst mehr eine Art des Sport, ihre Schilderung mehr für Liebhaber dieser Art von Sport. Man besteigt einen Berg, weil die Besteigung schwierig oder gefährlich ist, und weil sie noch selten oder gar nicht gewagt wurde; sonst hat es weiter keinen Zweck. — Die Ausstattung ist übrigens brillant, schönes Papier, vortrefflicher Druck, das große Panorama und die Karte vorzüglich ausgeführt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von **Rudolf Reichenau.**

9. Auflage. **Wohlfeile Ausgabe.** 3 Abtheilungen in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1. Abth: Bilder aus dem Kinderleben. 2. Abth.: Knaben und Mädchen. 3. Abth.: Auswärts und Daheim.

Dasselbe, 1. Abth., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3⅓ Thlr., fein geb. 4⅓ Thlr.

Im Verlage von **C. H. Wigand** in **Göttingen** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Rechtsstaat.

Eine publicistische Skizze

von

Dr. Otto Bähr,

Ober-Appellationsrath in Cassel.

gr. 8°. Broschirt 1 Thaler.

Diese Schrift des geistvollen Verfassers hat eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit erregt. Sie behandelt eine der wichtigsten und brennendsten Fragen des Staatslebens und des öffentlichen Rechts, eine Frage, deren Lösung dem Constitutionalismus erst seinen Werth, weil einen festgesicherten Inhalt, giebt.

Wir machen auf diese Erscheinung der Literatur besonders alle zur Mitwirkung am Werke der Gesetzgebung berufene Männer der Nation aufmerksam.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eyth, Max, Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler, in eleg. Cart. 1⅔ Thlr., fein geb. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Aufg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Zizka. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstroug. Trauerspiel. 1 Thlr.

Meyern, G. v., Ein Kaiser. Drama. Min.-Ausg. broch. 20 Ngr., eleg. geb. mit Goldschn. 28 Ngr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.

Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 4. Aufl. M.-A. broch. 16 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr.

Hie Welf hie Waiblingen. 2 Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden **Festgeschenken.**

Auf **Lucian Herbert's** neuesten, in Oesterreich spielenden Roman

Die todte Hand, 4 Bde. 5 Thlr.

(Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig)

sei hiermit die Aufmerksamkeit des Lesepublikums ganz vorzüglich gelenkt. Der nationale Conflikt, der Oesterreich zerklüftet und die Schilderung des kirchlichen Lebens in Oesterreich bildet die Unterlage des hochinteressanten, abwechslungsvollen und figurenreichen Buches, welches eigentlich den Titel führen sollte: Oesterreich, wie es ist.

Die „todte Hand" ist auch ein weiteres Bruchstück zu der Gallerie zeitgenössischer Romane Lucian Herbert's, in welchen sich die Geschichte unseres Jahrhunderts wiederspiegelt und deren Titel lauten: **Louis Napoleon.** (Volksauflage in 5 Bänden oder 28 Lieferungen. 4⅓ Thlr.) **Napoleon III.** (8 Bände. Preis 10 Thlr. 20 Ngr.) **Carlo Alberto.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **Victor Emanuel.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr) **1830.** (Pariser Julirevolution. 2 Bde. 2 Thlr.) **1831.** (Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr.)

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 10.

Ausgegeben am 2. März 1866.

Inhalt:

Briefe Beethovens . . . . . Seite 361
Die baltischen Provinzen und die Knownothings Rußlands . . . 375
Alte Fastnachtsspiele 385
Vermischte Literatur 398

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Briefe Beethovens.

Briefe Beethovens. Herausgegeben von Dr. Ludwig Nohl. Stuttgart, Cotta. 1865.

Die herben und verdienten Zurechtweisungen, welche Herr Ludwig Nohl wegen seiner schriftstellerischen Versuche, namentlich seiner begonnenen Beethoven-Biographie verschiedentlich hat erfahren müssen (vgl. Allg. Mus. Ztg. 1864. Nr. 41. 42 u. a.), hätten, sollte man meinen, denselben dazu veranlassen sollen, ehe er weitere Pläne ausführte, durch gewissenhafte Studien sich die Kenntnisse die Bildung des Urtheils und die wissenschaftliche Sorgfalt anzueignen, von, deren Mangel er so eclatante Beweise geliefert hatte. Nicht ohne Ueberraschung erfuhr man daher, daß nach jenem verunglückten biographischen Versuche sehr bald zwei neue Arbeiten (wenn man sie so nennen kann) erschienen; den 1864 herausgegebenen Briefen Mozarts sind in kurzer Zeit die Briefe Beethovens gefolgt.

Wenn man dieselben aus obigen Gründen begreiflicherweise mit einem ungünstigen Vorurtheile zur Hand nahm, so mochte doch immerhin das Interesse des Gegenstandes, vielleicht auch die Hoffnung, einen Fortschritt in Herrn Nohls Arbeitsweise zu gewahren, eine nähere Kenntnißnahme rechtfertigen. Wir gingen das Buch aufmerksam durch, um zum Schlusse nur um so bitterer getäuscht zu werden. Wir sprechen unsere, nach eingehender Prüfung gefaßte Meinung um so mehr noch jetzt aus, als andere Erwähnungen und Besprechungen des Buches, die uns zu Gesicht gekommen sind, ein auf Sachkenntniß beruhendes Urtheil über die Leistung als solche nicht abgegeben haben; von diesen wünschen wir unsere Besprechung dadurch unterschieden zu wissen, daß wir die nohlsche Sammlung nicht als interessante Lectüre behandeln, sondern fragen, in wie weit dieselbe als wissenschaftliche Arbeit, als Bereicherung des Materials zur Kenntniß von Beethovens Leben zu betrachten sei.

Da es die erste Sammlung beethovenscher Briefe ist, die selbständig erscheint (bekanntlich fanden sich kleine Sammlungen schon bei Wegeler, bei Seyfried, bei Schindler), so wird zunächst nach der Berechtigung einer solchen Sammlung zu fragen sein. Nun glauben wir nicht auf vernünftigen Widerspruch zu stoßen, wenn wir von einer selbständigen Briefsammlung die doppelte

Digitized by Google

Absicht fordern, einmal, uns an einen hervorragenden Mann zu erinnern und zur Kenntniß seines Lebens und Charakters beizutragen, und dann, eine auch für sich charakteristische und durch selbständigen Inhalt fesselnde Lectüre zu bieten. Wo letzteres Erforderniß fehlt, da kann immer noch, z. B. bei großen Schriftstellern, die Betrachtung maßgebend sein, daß man keine Aeußerung ihres Geistes untergehen lassen will; aber hier wird schon die Grenze leicht überschritten werden, jenseits deren es tadelnswerth wird, Aeußerungen, die der Schreiber nie zur Veröffentlichung bestimmt hatte, als Documente seines Geistes zu ediren.

In andern Künsten und Fertigkeiten fällt aber auch dies Erforderniß weg, und es trägt zum Ruhme eines ausgezeichneten Malers oder Musikers nichts bei, wenn man bestrebt ist, auch jedes seiner Worte zu retten. Seine schriftlichen Aeußerungen bieten ein wichtiges Material für die Kenntniß seines Lebens und Charakters; ein Recht auf separate Bekanntmachung gewinnen sie erst dann, wenn ihnen als solchen eine selbständige, charakteristische Bedeutung innewohnt; und dies wird bei Briefen namentlich erst dann eintreten, wenn der Verfasser, abgesehen von einer auch in ihnen hervortretenden geistigen Individualität, ein sorgfältiger und regelmäßiger Briefschreiber ist und nicht erst gelegentlich und ungern dazu schreitet.

Jene beiden Erfordernisse trafen bei Mendelssohn zusammen, und darum machte das Erscheinen seiner Briefe ein so großes und verdientes Aufsehen; sie geben uns nicht blos umfassende Nachricht über das reiche Leben dieses Künstlers, sondern bewähren sich selbst als Erzeugnisse eines lebhaften, vielseitig gebildeten Geistes, dem Talent und Gewöhnung den Ausdruck durchs Wort fast so geläufig gemacht hatten wie durch den Ton, und der sich sowohl über äußere Eindrücke, wie über Fragen seiner Kunst in der beredtesten und anziehendsten Weise zu äußern weiß.

Bei Beethoven ist das völlig anders. Zunächst war er, was er auch selbst von sich sagt, kein emsiger Briefschreiber. Zwar nennt ihn Herr Nohl den „schreibseligen Meister"; aber sein eigenes Verzeichniß mußte ihn darauf führen, wie unverdient diese Bezeichnung sei. Seine Sammlung enthält, nebst dem Anhange, 411 Nummern. Von diesen sind zunächst 26 Nummern, von denen später zu reden ist, abzuziehen, da sie keine Briefe sind; es bleiben also 385 Briefe, und diese erstrecken sich über einen Zeitraum von ungefähr 34 Jahren (1793—1827), so daß durchschnittlich aufs Jahr etwa 12 Briefe kommen. Nehmen wir nun auch die 83 von Köchel neu edirten Briefe an Erzherzog Rudolph, nehmen wir die etwa 250 Briefe, die sich in den Sammlungen anderer Beethovenforscher befinden*), und von denen Herr Nohl nichts weiß,

*) Wir verdanken diese Angabe einer brieflichen Privatmittheilung und theilen sie nach vorheriger Erlaubniß mit.

Digitized by Google

hinzu, so erhalten wir doch immer höchstens 20 Briefe aufs Jahr, d. i. kaum zwei auf den Monat. Von diesen aber besteht eine ganz enorme Zahl in ganz kurzen gelegentlichen Zetteln, wie Beethoven sie an wiener Bekannte schrieb; neben welchen die ausgeführten Briefe an auswärtige Bekannte eine außerordentlich kleine Anzahl bilden. Man sieht, wie viel richtiger Beethoven selbst sich beurtheilt hat, als Herr Nohl; und auf die Bedeutung einer selbständigen Briefsammlung Beethovens wirft dieser Umstand schon ein bedenkliches Licht.

Nun beachte man außerdem den Inhalt der Briefe. Die größte Verehrung vor Beethoven dem Musiker braucht uns nicht so befangen zu machen, daß wir nicht eingestehen sollten, daß die größte Zahl der Briefe weder an sich gehaltvoll, noch für Beethoven als Künstler charakteristisch ist. Mit Ausnahme der wenigen an ihm nahe und von ihm geliebte Freunde (Wegeler, Ries, Amenda, Erzherzog Rudolph u. a.) geschriebenen sieht man ihnen allen das Flüchtige und Gelegentliche an, man sieht, wie Absicht und Laune des Augenblicks häufig Stil und Inhalt bestimmt, die Briefe erhalten dadurch eine gewisse Flüchtigkeit und Ungebundenheit, die uns an Beethoven biographisch natürlich im höchsten Grade interessirt, uns den Menschen genauer kennen lehrt, die aber den Briefen eine selbständige Bedeutung nicht geben kann; und namentlich sieht man bald, daß er sich über künstlerische Fragen, die man grade am liebsten aus seinem Munde erörtern hörte, nur ungern und nur in der größten Kürze äußert. Wenn man liest, wie er guten Freunden gegenüber, so dem Baron von Zmeskall u. a., seinen launigen, oft derben, keineswegs immer angenehmen Einfällen freien Lauf läßt, wie er an Frau von Streicher über kleine häusliche Angelegenheiten schreibt, wie er sich auch in Geschäftsbriefen an auswärtige Verleger und in anderen, so den im Anhang mitgetheilten an Kauka, in nachlässiger, nicht einmal immer correcter Weise, gehen läßt: so ist es für sein Leben wichtig, ihn in seinem ganzen Naturell und in seinem Verhältniß zu den betreffenden Personen kennen zu lernen; wer aber diese momentanen Einfälle als eigenthümliche Aeußerungen seines Geistes vor aller Augen stellt und den Lesern gleichsam zuruft: hier, lernt auch daraus den Genius kennen und schätzen — der, glauben wir, hat die Bedeutung desselben nicht erfaßt und versündigt sich an seinem Andenken.*)

Nach dem Gesagten müssen wir unserer Ueberzeugung nach die Veranstaltung einer selbständigen Sammlung der beethovenschen Briefe für ein in sich verfehltes Unternehmen halten. Wir sehen in Beethovens Briefen ein unentbehrliches und interessantes biographisches Material, und gewinnen aus denjenigen, aus denen man ihn wirklich kennen lernen kann, ihn als edlen Menschen

*) Herr Nohl versteigt sich zu hohem Entzücken auch über diese Unebenheiten. „Cyklopische Felsblöcke werden hier mit cyklopischer Macht geschleudert" (S. VII.) — mit solchen und ähnlichen Phrasen werden auch die Schwächen von Beethovens Correspondenz entschuldigt.

Digitized by Google

und begeisterten Künstler lieb. Die Publication sämmtlicher Briefe aber finden wir an sich unpassend, und um so unzeitiger, als wir noch keine genügende und abschließende Biographie Beethovens besitzen. In wie weit nun durch den einmal ausgeführten Versuch einer Briefsammlung unsere Kenntniß bereichert werde, und in welcher Weise Herr Nohl diesmal seine Aufgabe gelöst habe, bleibt zu fragen.

Zunächst schickt er denselben eine Vorrede voraus, angefüllt wieder mit den bekannten, unklar verschwommenen und hochtrabenden Phrasen, die uns schon in seinen früheren Arbeiten so störten; dabei in einer Selbstgefälligkeit einhergehend, die nur von seiner Oberflächlichkeit übertroffen wird. Mit keinem Worte erklärt er dem Leser, warum er seine angefangene Biographie vorerst liegen lasse und die Briefsammlung vorausschicke. Er spricht von seinen Forschungsreisen; wie weit sich diese erstreckt haben müssen, wird uns bald klar werden. Freundlich herablassend erkennt er das Verdienst des „chronologischen Verzeichnisses" von Thayer an, welches zwar für ihn wenig neue Daten biete; natürlich, da er es kaum angesehen, und z. B. von der darin erwähnten thompsonschen Correspondenz nichts gefunden hat. Wenn er aber einen seiner Irrthümer aus Thayer sofort verbessern muß (112), so nimmt es sich um so naiver aus, wenn er meint, Thayer könne auch von ihm Berichtigungen und Ergänzungen erfahren. Nach der umfassenden und weitschichtigen Forschung, von welcher Thayers Buch Zeugniß giebt, glauben wir kaum, daß letzteres aus Nohl auch nur an einer einzigen Stelle ergänzt oder gar berichtigt werden könnte.

Daß seine Sammlung nicht vollständig sei, sieht er ein, findet aber doch seine Ausbeute hinreichend, um mit dem schon früher Vorhandenen einen festen Kern zu bilden. Unter seinen neuen Quellen scheint ihm der schindlersche Nachlaß in erster Linie zu stehen; doch ist dieser auch frühern Sammlern schon wohlbekannt gewesen; und man erstaunt über den geringen Gewinn an wirklich interessantem Neuen, was nicht Schindler selbst schon veröffentlicht hätte. Außerdem beschränkt sich, wie man leicht sieht, Nohls Forschung so ziemlich auf die wiener Bibliothek und das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde daselbst, und auf das, was ihm glücklicher Zufall dort auf privatem Wege in die Hand spielte; ein paar Briefe in Zürich hat er wohl auf der letzten Reise, wovon er in der Vorrede erzählt, gefunden; dagegen hat er z. B. nach Prag, nach Leipzig, nach Berlin, wo sich überall Originalbriefe finden, keine „Forschungsreisen" gemacht, und citirt die dort befindlichen Briefe nur nach Copien oder Drucken. Ueberhaupt erkennt man sehr bald, daß Nohl von sehr wenig Briefen die Originale gesehen hat, auch wenn er wußte, wo dieselben sich befanden, daß er aber in Fällen, wo ihm gedruckte Quellen vorlagen, wie z. B. bei den Briefen an Ries, an Hofmeister, an Giannatasio del Rio u. a. sich nach den Originalen, wie es scheint, meist gar nicht umgethan hat. Und wenn er in der Vorrede

Digitized by Google

weiter von der Schwierigkeit des Suchens, von der Versteckheit vieler Briefe z. B. in englischen „Raritätenkästen" redet, so nimmt sich diese Klage eigenthümlich aus in dem Munde eines Mannes, dem, wie wir sehen werden, nicht einmal alle bereits gedruckten Briefe bekannt gewesen sind.

Was die Redaction betrifft, sagt er in der Vorrede weiter, so habe er orthographische Fehler corrigirt, Beethovens eigenthümliche Schreibart in Grammatik oder vielmehr Syntax aber nicht angetastet. Man sieht aber sehr leicht, wie wenig ihm die Grenze zwischen orthographischen Fehlern und grammatischen Eigenthümlichkeiten der Zeit deutlich ist, und mit welcher Willkür er oft in Interpunktion und dergleichen Beethoven corrigiren will, selbst in Briefen, die schon früher von andern gedruckt waren. Wollte er solche Correctur üben, so mußte er auch gegen sich selbst strenger sein, und nicht z. B. S. 14 schreiben: „(Beethoven) verfuhr mit den Herren sehr didaktorisch."

Was er dann weiter über den Charakter dieser Briefe und Beethovens überhaupt in seinen gewöhnlichen unklaren und überspannten Phrasen sagt, in denen man deutlich den Einfluß Richard Wagners*) merkt, müssen wir übergehen. Interessant ist nur, mit welcher Entschuldigung er sich von der Aufgabe entbindet, neben den Briefen einen erläuternden biographischen Text hergehen zu lassen, dessen Fehlen man bei Beethoven mehr empfindet wie bei Mozart, der aber hier auch viel schwerer herzustellen war. Ein elektrischer Strom, sagt er, verbindet diese Blätter, ich — Nohl — empfand ihn überraschend und überzeugte mich, daß denselben ein biographischer Commentar nur stören würde.

Wir verlassen die grandiosen Redensarten, unter denen u. a. auch wieder die Parallele zwischen Beethoven und Napoleon auftaucht, welche wir schon aus der Biographie kennen, und wenden uns zu dem Inhalte selbst, um zu sehen, was uns denn nun eigentlich mit so großem Gepränge Neues geboten wird.

Zunächst müssen wir hier eine Anzahl von Nummern abrechnen, die unserer Meinung nach in eine Briefsammlung gar nicht gehörten. Von der Dedication der ersten Sonaten (1) und von einem Entwurfe einer Eingabe (49) ist Nohl selbst der Ansicht, daß Beethoven sie nicht verfaßt habe; trotzdem müssen sie die Zahl seiner Nummern vermehren helfen. Mehre andere amtliche Eingaben und Actenstücke, wenn sie auch in gewisser Weise für ihn charakteristisch sind, gehörten nicht in die Sammlung (Nr. 3, 46, 116, 221, 223, 399), und noch viel weniger gewisse in Zeitungen erlassene Erklärungen über seine Compositionen (Nr. 27, 30, 107, 113, 114),**) oder gar die Dedication des Trios Op. 38

*) „Dem Meister Richard Wagner" ist das Buch gewidmet.

**) Wollte Herr Nohl hier vollständig sein, so mußte er auch die Erklärung über das C-dur-Quintett, die über die C-dur-Ouverture und die Concertanzeige vom 24. Februar 1824 mit aufnehmen, die er alle bei Thayer finden konnte.

Digitized by Google

(23), der neue Titel des Quintetts nach dem C-moll-Trio (193) und andere kleine Erklärungen (71, 225, 379). Das schöne Testament an seine Brüder ist gewiß eines der herrlichsten Zeugnisse für die tiefedle Gesinnung des Meisters, und war auch längst bekannt; nach demselben Princip aber, welches jenem eine Stellung unter Briefen anwies, konnte man schließlich auch für die interessanten Mahnworte an sich selbst, die sich zerstreut in Beethovens Tagebüchern finden, das Gleiche fordern. Am allerwenigsten aber hatten mit dieser Sammlung jene Stammbuchblätter, Gelegenheitscanons und dgl. etwas zu thun, welche auch noch sechs Nummern füllen (9, 90, 118, 217, 224, 328); so daß wir nun sechsundzwanzig Nummern erhalten, welche gar nicht in das Verzeichniß gehörten. Von diesen aber waren über die Hälfte, nämlich siebzehn, schon früher gedruckt.

Von den übrigbleibenden 385 wirklichen Briefen, welche die Sammlung enthält, ist nun etwa die Hälfte (189, wenn wir richtig gezählt haben) bereits früher durch den Druck veröffentlicht gewesen; das müssen wir hervorheben, weil erstlich es bei vielen Nohl anzumerken verschmäht, in einzelnen Fällen nicht gewußt hat. Unter diesen befinden sich nun so ziemlich die ausführlicheren und recht eigentlich für Beethoven charakteristischen, wie man sie längst kannte und liebte, so die an Wegeler (8), an die breuningschen Familienglieder (5), an Ries (31, von denen einer, 279, noch unbekannt war), an Giannatasio del Rio (28, aus den Grenzboten), an Amenda (2, aus den Signalen), an Julie Guicciardi (2), an Bettina von Arnim (3), an die leipziger Musikhändler Hofmeister und Peters (etwa 12, meist aus der neuen Zeitschrift für Musik), an Varenna (7), an Steiner und Haslinger (meist aus Seyfried) an Birchall (aus Chrysander), an Schott (6, aus der Cäcilia), an Moscheles (3, aus Schindler), und viele einzelne. Unter den bisher ungedruckten ragen an Zahl hervor die vielen Billets an Zmeskall (gegen 50, meist von der wiener Hofbibliothek)*), die Billets an Schindler (29, zum Theil schon aus Schindler bekannt) und die Briefe an den Neffen (37, davon schon 12 aus Schindler bekannt); dann von wichtigeren noch sieben an den Erzherzog Rudolph (aus dem Archiv der Musikfreunde), dreizehn an Frau von Streicher (stückweise, nach Abschriften), fünf an Pasqualati (von der wiener Bibliothek), zwölf an den Advocaten Kauka (nach Abschriften), vier an Holz und noch viele einzelne, zum Theil an unbekannte Adressaten, von Bedeutung und größerem Umfange äußerst wenige.

Man begreift, daß bei einer so erstaunlich geringen Ausbeute von interessantem Neuen Herr Nohl selbst sich über die Unvollständigkeit seiner Sammlung

*) Selbst von diesen sollen einige in der uns nicht zugänglichen Wiener A. M. Z. gedruckt sein, wie uns zuverlässig mitgetheilt wird, und was Nohl jedenfalls wissen und angeben mußte.

Digitized by Google

nicht täuschen konnte; nur verzeiht man ihm bei seiner hinzukommenden Saumseligkeit des Forschens die Herausgabe um so weniger. Man vermißt Briefe an Beethoven nahestehende Persönlichkeiten, von deren Dasein man wußte oder Vermuthungen hegen durfte, so die an den Grafen Brunswick, an die Gräfin Erdödy; statt der wenigen (4) Billetchen an Treitschke wünschte man die interessante Correspondenz über die projectirte Oper Romulus zu kennen, die sich in andern Sammlungen findet; in diesen finden sich auch, wie wir wissen, die Briefe an Pasqualati, an Steiner und Haslinger, an Frau von Streicher, selbst an Zmeskall weit vollständiger und zahlreicher, als sie Nohl bietet, von den Briefen an Giannatasio del Rio fehlt der eine, den die Grenzboten nicht aufgenommen haben, auch bei Nohl; und was die Briefe an Erzherzog Rudolph betrifft, so hat Nohl bekanntlich bald nach dem Erscheinen seines Buches durch Köchel eine traurige Enttäuschung erfahren müssen. Aber was sollen wir bei diesen Mängeln uns aufhalten, da Herrn Nohl das weit Schlimmere widerfahren ist, bereits veröffentlichte Briefe zu übersehen. In den Grenzboten von 1859, zweites Vierteljahr S. 236, sind (von O. Jahn) aus dem Jahre 1812 zwei Briefe an Brunswick und sieben an Fräulein Amalie Sebald veröffentlicht, die Beethoven in Teplitz kennen gelernt hatte; sie sind von besonderem Interesse für Beethovens Wesen und hätten eine Zierde der Sammlung gebildet.*) Herr Nohl, der doch die Briefe an del Rio aus den Grenzboten abdruckt, hätte bei einigermaßen eifrigem Suchen darauf kommen müssen; statt dessen giebt er nur (90) ein kleines Stammbuchblättchen an „die Sängerin Auguste Sebald", über welches er weitere Aufschlüsse nicht mittheilt. — In Thayers chronologischem Verzeichnisse finden sich (S. 100 fg.) Anführungen aus 10 Briefen Beethovens an Thompson in Edinburgh; Herr Nohl, dem jenes Verzeichniß noch vor dem Abschlusse in die Hand kam, erwähnt sie mit keinem Worte, obgleich er behauptet, daß er bei Thayer kaum Neues gefunden habe. — Einen kleinen Brief an Pasqualati, den Nohl nicht hat, findet man in der Neuen Zeitschrift für Musik Bd. 9. S. 164. — Ein Brief an Schindler aus Hetzendorf, den Nohl stückweise giebt (266), steht vollständig facsimilirt in Breidensteins Festgabe zur Inauguration des Beethovenmonuments (Bonn 1845), wo, außer anderen Abweichungen, statt des Juli der 1. Juni 1823 als Datum angegeben ist. — Von einem Billet an den Redacteur Bernard, welches Schindler II. 75 erwähnt, weiß Nohl nichts.

Die gleiche Oberflächlichkeit tritt nun auch in dem, was er giebt, und in der Art, wie er es giebt, allenthalben hervor. Als gewissenhaftem Herausgeber war es für ihn erste Pflicht, überall seine Quelle genau anzugeben, und na-

*) „Die Zartheit Beethovens Frauen gegenüber, sein inniges Gefühl und seine Laune sprechen sich in diesen Briefen so einfach und so liebenswürdig aus, daß sie als ein besonders anziehender Beitrag zu seiner Charakteristik angesehen werden dürfen." Jahn a. a. O.

Digitized by Google

mentlich das, was er zum ersten Male veröffentlicht, deutlich von dem zu scheiden, was schon früher gedruckt war. Statt dessen läßt er uns sowohl über den Umstand, ob ein Brief schon gedruckt war, wie darüber, ob er das Original gesehen oder nicht, an vielen Stellen völlig im Unklaren, und bei Unkundigen entsteht dadurch ein falscher Schein, den der Herausgeber schon seiner wissenschaftlichen Ehre wegen vermeiden mußte. Von vielen bei Schindler bereits gedruckten Briefen unterläßt er dies anzugeben, so bei dem Briefe an Mosel (165), einem an die Baronin Ertmann (174), den Briefen an Moscheles (389, 396, 398); von mehrern an Haslinger mußte er ihre frühere Veröffentlichung durch Seyfried erwähnen; von dem Briefe an Matthison (16) weiß er nichts, oder verschweigt es, daß derselbe schon in der Neuen Zeitschrift für Musik (Bd. 7. 51) steht. Andere Beispiele wird jeder selbst finden.

Wie nützlich es ihm gewesen wäre, auch bei schon gedruckten Briefen, oder solchen, die er nach Abschriften edirt, sich selbst nach dem Originale umzusehen, mögen einige Beispiele zeigen, die uns die ganze Methode des Herrn Nohl recht vor Augen stellen. — Den Brief an Dr. Schade in Augsburg (Nr. 2) hatte Herr Nohl in seiner Biographie als eine Entdeckung aus der Revue britannique, nachdem er ihn ins Deutsche zurückübersetzt, mitgetheilt; er mußte sich damals belehren lassen (A. M. Z. 1864. Nr. 42), daß jene französische Uebersetzung selbst nach einem englischen Aufsatze Thayers gemacht war, daß er aber den Brief deutsch in der Vossischen Zeitung von 1845 hätte finden können. Er druckt nunmehr den Brief in der ursprünglichen Fassung ab, ohne, wie es seine Pflicht war, den Irrthum seiner Biographie einzugestehen, einfach angebend, daß der Brief außer in der Vossischen auch noch in der Berliner Musikalischen Zeitung von 1845 gestanden hatte. Das Original ist ihm noch jetzt unbekannt geblieben; ob nach eifriger Nachforschung? Wir wollen das nicht untersuchen und ihm nur für den Fall, daß es ihm das Glück doch schließlich noch in die Hände spiele, als Vorgeschmack dieser Freude die Varianten desselben mittheilen. Erstlich heißt der Adressat nicht Schade, sondern Schaden; ausdrücklich adressirt Beethoven auf dem Originale: „à monsieur de Schaden, conseilier d'Augspurg, à Augspurg". Z. 3 heißt es im Original ich will, bei Nohl will ich; Z. 9 Original erhielte, Nohl erhielt; Z. 10 Original wär, N. wäre (solche Provincialismen durften gewahrt bleiben, ebenso wie das Täge in vielen Briefen, woraus Nohl „Tage" machen zu müssen glaubte); S. 5 Z. 12 Original einige Nachsicht, Nohl einige Zeit Nachsicht; Z. 19 Original der ich, Nohl da ich; außerdem noch viele Abweichungen in der Interpunction und den Anfangsbuchstaben, die wir übergehen. — Aehnlich hat ihm bei Nr. 220, welchen Brief er als muthmaßlich an Artaria geschrieben bezeichnet, die Unkenntniß des Originals geschadet, in welchem der zu Anfang abgekürzte Buchstabe ein S ist, kein A. Sowohl nach dem Inhalte

Digitized by Google

wie nach der Unterschrift amicus ad amicum (welche Nohl nicht hat) möchte man als Adressaten Schindler vermuthen, und nach Nr. 266 zu schließen scheinen ja ohnedies nicht alle an Schindler gerichteten Briefe vollständig von diesem aufbewahrt worden zu sein.*) —

So lassen sich nun unzählige Beispiele zusammenstellen, welche den Beweis liefern, wie sehr Herrn Nohl jeglicher philologische Tact und jede Genauigkeit, welche jedem, der etwas herausgiebt, nöthig ist, abgeht, indem er theils nothwendige Notizen über die Form der Briefe unterläßt, theils im Texte derselben mit Willkür ändert. Bei 190 (Ries) findet sich eine Nachschrift „mit eigener Hand", wie Ries ausdrücklich bemerkt; Nr. 246 bezeichnet Ries selbst als „Auszug eines Briefes, dessen Anfang sich nicht mehr vorfindet"; beides hält Herr Nohl nicht für nöthig mitzutheilen. Der Beispiele von Willkür und Ungenauigkeit im Einzelnen sind zu viele, als daß wir sie alle namhaft machen könnten.**) Es verletzt besonders, zu sehen, wie er häufig Interpunction und Eigenthümlichkeit der Orthographie ändert, wo sie dem beethovenschen Ausdrucke grade eigenthümlich sind. Diese unbefugte Correctur übt er sogar, wo er nach gedruckten Quellen edirte.

Wenn nun auch Herr Nohl den Briefen keinen fortlaufenden biographischen Commentar beigeben wollte (um den „elektrischen Strom" in denselben nicht zu stören), so finden sich doch bei den meisten kürzere oder längere Anmerkungen, in denen er sachliche Erläuterungen gibt oder Vermuthungen äußert. Auch diese sind in den allerseltensten Fällen der Art, daß man ihnen Belehrung verdankt (so wenn er aus Schindlers Nachlaß einiges beibringt, oder zu 61 eine Notiz nach mündlicher Erzählung Malfattis giebt); meistens sind sie aus den bekannten Biographien und anderen naheliegenden Quellen zusammengeschrieben, wobei er wiederum, seiner früher gerügten Unsitte folgend, seine Quelle meist nicht nennt. Ein bestimmtes Princip tritt dabei nicht hervor; neben vielem Bekannten und Unnöthigen vermißt man häufig an Stellen, welche Unbekanntes enthalten, die nöthige Erläuterung. Warum weiß er z. B. über Mademoiselle Gerardi, über Auguste Sebald, über Fürst Fiziipuzli (103) u. s. w. nichts zu sagen? — dem gegenüber hatte es doch wenig Interesse, z. B. zu erfahren, daß Dr. Schebek in Prag eine ausgezeichnete Autographensammlung besitzt. Daneben tritt die haltlose Willkür auch in den Erklärungen auf, und wo eine zweifelhafte oder bestrittene Frage zu entscheiden war, da zeigt sich seine Urtheilslosigkeit in der unglaublichsten Weise. Wir nehmen die Briefe an Bet-

*) In diesem Briefe muß es außerdem noch statt „in dem Jahr", was gar keinen Sinn hat, nach dem Original „in der Woche" heißen.

**) Wir erwähnen namentlich den Brief 238 an Peters (nach der N. Ztschr. f. Musik), wo Nohl „einige Täge mehr" in „einige Tage eher" verändert hat, und (S. 216, Z. 2) bei „Knabe" die Worte „von 15 Jahren" ganz wegläßt.

Digitized by Google

tina von Arnim (66, 67, 91 bei Nohl) als Beispiel, deren Echtheit in der Gestalt, in der wir sie lesen, bekanntlich allgemein angezweifelt wird. Herr Nohl kommt und eröffnet uns, er habe deren Echtheit nie bezweifelt, wer die jetzt veröffentlichten Briefe lese, werde auch seine Zweifel fahren lassen, und für den, welchem „innere Gründe“ nichts gelten, genüge das Zeugniß des „urtheilsfähigen Fachmannes“ M. Carriere, welcher die Briefe gesehen habe. Was Nohl für innere Gründe meint, ist nicht zu ersehen; denn der affectirt-sentimentale, und wiederum der selbstbewußte Ton in denselben findet sich, wir können sagen, in keinem einzigen andern Briefe wieder; man vergleiche nur einmal den dritten, im August 1812 in Teplitz geschriebenen, mit den oben erwähnten, zu gleicher Zeit und an gleichem Orte geschriebenen Billets an Amalie Sebald, um den Abstand zu gewahren. Was er in diesem Briefe von seinem Zusammentreffen mit Goethe und seinem Verhalten gegen höchste Personen, von seiner Verachtung von Ehren und Auszeichnungen spricht, ist mit Rücksicht auf sein Wesen, wie wir es sonst kennen, eine absolute Unmöglichkeit. Das Zeugniß der Bettina ist, wenn man an die Erweiterungen denkt, die sie sich mit goethe'schen Briefen erlaubt hat, von keiner Beweiskraft, und der Professor Carriere kann da, wo es sich nur um sicheres Gedächtniß handelt, nicht mehr wie jeder andere als Fachmann gelten. Es treffen also innere wie äußere Gründe zusammen, um uns zu der Ansicht zu nöthigen, daß die Briefe, so wie wir sie lesen, von Beethoven nicht herrühren können; und bei dieser werden wir so lange bleiben, bis jemand kommt und uns sagt, er habe die Briefe in dieser Gestalt im Originale gelesen.

Von andern Fehlern, die sich in Nohls Erklärungen finden, merken wir noch folgende an. Zum achtzigsten Briefe (an Varenna) setzt er, Schindlers Angaben corrigirend, die Composition des König Stephan und die Eröffnung des pesther Theaters in den Winter 1811. Aus Thayer, sowie einem Aufsatze in der A. M. Z. 1865, Nr. 7 fg., konnte er wissen, daß letztere am 12. Febr. 1812 geschah. Die Briefe an Giulietta Guicciardi setzt er 1800, da dieselbe sich einem Zeugnisse Thayers zufolge 1801 verheirathet habe; und so muß auch ein Brief an Wegeler von 1801 (18), der jener Ansetzung widerspricht, auf 1800 rücken. Wo Thayer dies sage, giebt er nicht an, und wenn er mündliche Mittheilung meint, so irrt sein Gedächtniß sich sicherlich. Der letztere Brief aber muß in 1801 stehen bleiben, da in diesem Jahre erst das erste Porträt Beethovens gemacht wurde, wovon der Brief spricht. Wir verdanken diese Angabe einer Quelle, die, wie wir glauben, auch Herrn Nohl überzeugen würde. Die Verheirathung geschah erst 1803, und somit sind die wohlbezeugten Daten jener Briefe nicht zu ändern. Wenn der Brief Nr. 50 auf ein 1808 stattgefundenes, von Reichardt beschriebenes Concert bezogen wird, so wird das bei einer Vergleichung der beiderseitigen Angaben zum wenigsten höchst willkürlich

Digitized by Google

erscheinen. Dergleichen Flüchtigkeiten machen natürlich gegen alle seine Angaben mißtrauisch, wo er nicht durch Verweisung auf seine Quelle uns die Mittel zur Controle bietet.

Noch andere Fehler aufzuführen würde Raumverschwendung sein und ist auch überflüssig. Doch darf eine besondere Unart nicht ungerügt bleiben, die darin besteht, daß Nohl oft seine Erklärung, wenn sie durch ein oder wenige Worte auszudrücken war, in Klammern mitten in den Text der Briefe hineinsetzt und dieselben dadurch verunstaltet. Es ist unbegreiflich, daß er es über sich gewinnen konnte, den „elektrischen Strom" fortwährend dadurch zu unterbrechen, daß er uns im besten Eindrucke von Beethovens Worten über seine eignen stolpern läßt.

Herr Nohl hat die Briefe chronologisch zu ordnen versucht. Bei den datirten Briefen machte sich das von selbst; bei den undatirten ist zuweilen das annähernd Richtige getroffen; anderswo zeigt sich völlige Willkür und Unsicherheit, und letztere war ja auch unvermeidlich bei den vielen Zetteln, deren Inhalt nicht den geringsten Anhalt bot. So sind die Briefe an Collin (44), an Gleichenstein (45), an Hammer-Purgstall (59) u. a. ganz willkürlich so gestellt, wie sie stehen, oder auf ganz vage Vermuthungen hin. — Wie es ferner möglich sei, daß zwei Briefe an Ries auf dasselbe Datum (5. Sept. 1823) fallen sollen, hat er auch unterlassen zu erklären. Da diese Verwirrung nicht vermieden werden konnte, so hätte eine chronologische Anordnung nicht versucht werden müssen; die Briefe waren vielmehr nach Gruppen von Personen zu ordnen, wobei sich die Art des Verhältnisses zu den einzelnen Personen auch deutlicher hätte verfolgen lassen. — Die drei großen Abtheilungen: „Lebens Freud und Leid" (1783—1815), „Lebens Aufgaben" (1815—1823), „Lebens Müh und Ende" 1823—1827) sind so verkehrt wie in sich abgeschmackt. Wer Beethovens Leben kennt, wird die Aufgaben desselben nicht erst mit 1815 beginnen und nicht 1823 einen besonderen Abschnitt desselben statuiren.

Aeußerlich störend ist noch, daß nicht gleichmäßig jeder Brief seine Ueberschrift hat. Man sieht gar keinen Grund zu dieser Unordnung, ausgenommen die Eile der Redaction.

Es bedarf keines Wortes, wie wenig empfehlend alle die gerügten Uebelstände für einen Mann sind, der eine Biographie Beethovens begonnen hat.

Der Briefsammlung ist ein Namen- und Sachregister beigegeben, wie es scheint zur Erleichterung des Nachschlagens, doch nicht ganz so unschuldig, wie es den Anschein hat. Die einzelnen Namen gestalten sich unvermerkt zu kleinen Biographien, ohne neue Mittheilungen, aber völlig noblich gefärbt. Da wird z. B. Carl Holz „ein etwas lockerer wiener Zeiserl" genannt, „der mit seiner leichten Lebensanschauung sogar den ernsten Beethoven zeitweise ansteckte und beherrschte" (?!). Und Marx erhält von ihm das Lob „daß er bis zum heu-

Digitized by Google

tigen Tage der fruchtbarste Vertreter des Fortschritts in unserer Kunst geblieben" sei.

Vielleicht zu lange hat uns diese neueste nohlsche Herausgabe beschäftigt; doch galt es zu zeigen, daß alle die Untugenden, daß der ganze schriftstellerische Leichtsinn, wie ihn die Biographie Beethovens zeigte, in dieser Briefsammlung wiederkehrt. Fährt Herr Professor Nohl fort, in dieser leichten Manier auch fernerhin Bücher zu machen, so mag er Kindern und Unwissenden damit imponiren: eine wissenschaftliche Kritik wird weiter keine Notiz von ihm nehmen können.

Dreiundachtzig neu aufgefundene Originalbriefe Ludwig van Beethovens an den Erzherzog Rudolph, herausgegeben von Dr. L. Ritter von Köchel. Wien, Beck. 1865.

Es ist wahrhaft wohlthuend, jenem Erzeugnisse anmaßender Nichtigkeit eine Arbeit gegenüberstellen zu können, in der wir nicht allein eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniß Beethovens, sondern zugleich eine Probe echter wissenschaftlicher Sorgfalt zu erblicken haben.

Ritter von Köchel, der hochverdiente Verfasser des Mozartkatalogs, bietet uns hier 83 in dem Nachlasse des Erzherzogs Ludwig Joseph vorgefundene Briefe Beethovens an Erzherzog Rudolph, seinen langjährigen Schüler und wohlwollenden Freund; er fügt denselben noch drei an den Kammerherrn von Schweiger gerichtete bei. Er schickt den Briefen eine Einleitung voraus, worin er das Verhältniß des Künstlers zu seinem hohen Freunde und Gönner, wie es diese Briefe zum ersten Male vollständig klar vor Augen stellen, in treffender Kürze schildert und darauf hinweist, wie sehr jenes Verhältniß kein blos äußerliches, sondern auf der höchsten beiderseitigen Hochschätzung beruhendes war. Dann zählt er die für Beethovens Leben wichtigen Punkte auf, die in denselben berührt werden; auch auf die in den Briefen erwähnten Compositionen macht er kurz aufmerksam; und so zieht er schon gleich selbst die Summe dessen, was wir den Briefen neues verdanken und hat dadurch dem künftigen Biographen in dankenswerther Weise vorgearbeitet.

Hierauf folgen nun die Briefe selbst (mit Weglassung der Ueber- und Unterschriften, die sich in allen gleichmäßig wiederholen) im Allgemeinen in chronologischer Folge; wo das nicht anging, und nicht deutliche Zeichen auch ohne Datum auf die Zeit schließen ließen (was namentlich schwierig war bei den vielen undatirten Entschuldigungsbillets), da hat er sich nicht auf haltlose und unwahrscheinliche Vermuthungen eingelassen, sondern eine ganze Reihe derselben am Schlusse zusammengestellt, und auch in den früheren, wie S. 15 gesagt wird, mehr die Zusammengehörigkeit dem Inhalte nach, als das Datum

Digitized by Google

zur Richtschnur genommen; doch werden die einem Jahre angehörigen meist nicht getrennt. Was die Art der Edition angeht, so muß für den, der sie nicht nach den Originalen controliren kann, der Name des Herausgebers Bürgschaft genug dafür sein, daß sie sorgfältig und treu ist; und wenn Köchel sagt, daß er sich in Orthographie und Interpungirung die „bescheidenste Freiheit" erlaubt habe, so hat dies natürlich bei weitem mehr Gewicht, wie wenn Herr Nohl dergleichen sagt.

Der Eindruck der Briefe selbst ist ein von den sonst bekannten im Ganzen ziemlich abweichender; die Person des Adressaten hat offenbar bewirkt, daß Beethoven sorgfältiger und gemäßigter schrieb. Aber grade in dieser Form nehmen sich die Ergüsse wahren Gefühles, die Aeußerungen warmer Anhänglichkeit an den Erzherzog, den er sogar in der Musik den Besten gleichstellen möchte, sowie die hohe Begeisterung für seine Kunst, die oft hervorbricht, um so wohlthuender aus. Wir sehen aber auch hier wieder, wie wenig es mit Beethovens Natur und Neigung übereinstimmte, sich in weiteren Erörterungen über die Kunst zu ergehen; er giebt zuweilen dem Erzherzog einen praktischen Rath (so z. B. empfiehlt er ihm das Studium Händels), urtheilt über andere Künstler, spricht aber höchst selten eigene Ansichten aus. Als charakteristisch und hübsch verdient hier hervorgehoben zu werden, was er (Br. 60) von der Nothwendigkeit contrapunktischer Studien sagt, welche dem Erzherzog sicher kein Kopfweh verursachen würden, „ja eher, wenn man sich so selbst mitten in der Kunst erblickt, ein großes Vergnügen. — Nach und nach entsteht die Fähigkeit, grade nur das, was wir wünschen, fühlen, darzustellen, ein den edleren Menschen so sehr wesentliches Bedürfniß." Solche Worte erscheinen uns namentlich bedeutungsvoll, wenn wir bedenken, daß sie in der Zeit der großen Messe und der neunten Symphonie gesprochen sind. — Von Aeußerungen über eigene Werke, nach denen man in Beethovens Briefen natürlich am begierigsten sucht, findet man auch nicht eben viele; Köchel hat sie am Schlusse seiner Anmerkungen zusammengestellt. Unter den erwähnten Werken erscheint in den Briefen 4. 5. aus dem Jahre 1813 ein mit dem Violinspieler Rode zu spielendes Werk, welches Köchel kaum anders als auf die Sonate Op. 96 zu deuten weiß; und da diese bei Thayer (162) nur vermuthungsweise 1810 angesetzt ist, so möchte einen dieser Brief vielleicht auf 1813 als Entstehungszeit führen. Dann kommt der Schlußchor Germania, der Fidelio, verschiedene Sonaten, das B-dur-Trio und anderes zur Erwähnung, am häufigsten die große Messe; nirgendwo aber läßt er sich über die innere Bedeutung der Werke selbst aus, überall sind es äußere Notizen und Mittheilungen, die man vernimmt. Von zwei Compositionen spricht er, von denen wir sonst nichts wissen, einer „Pferdemusik" (Br. 15 mit Köchels Note) und einem Canon „Großer Dank" (Br. 64. 65.).

Digitized by Google

Was von Hindeutungen auf seine übrigen Verhältnisse vorkommt, das hat Köchel in der Einleitung zusammengestellt; es sind namentlich seine eigenen Gehaltsverhältnisse, sowie die Verwicklungen wegen seines Neffen, welche vielfach erwähnt werden, und worin des Erzherzogs Vermittlung angerufen wird; dann aber treten mancherlei Verhältnisse zu andern Künstlern, für die er sich verwendet, hervor, man hört von seinen Absichten, Concerte zu geben, von Aufführungen des Fidelio u. a.; aber wenn es auch nur das Verhältniß zum Erzherzoge, die Stellung und Gesinnung Beethovens zu demselben wäre, worüber wir wirklich neuen und reichen Aufschluß erhalten, so wäre der Gewinn des Bekanntwerdens dieser Briefe ein unschätzbarer.

Köchel hat die Briefe mit Anmerkungen versehen, worin man über die in denselben erwähnten Persönlichkeiten und Verhältnisse die nöthige Aufklärung erhält. Dieselben enthalten manches aus eigener Kenntniß Geschöpfte, was die Biographien nicht haben; überall aber zeigt er sich in emsiger Ausnutzung der literarischen Hilfsmittel (Biographien und Zeitschriften) sowohl wie mündlicher Nachfrage, zuweilen auch durch glückliche Vermuthungen thätig. Dunkelheiten aufzuhellen, was natürlich stellenweise nicht möglich war. Entgangen ist ihm, bezüglich der Anm. 2 über Beethovens und Goethes Zusammentreffen, daß Goethe, wenn auch nicht in den von ihm citirten Tags- und Jahresheften, so doch in den Briefen an Zelter über dies Zusammentreffen spricht. In Nr. 7, bei den Vermuthungen über die in Polledros Concert gespielte Sonate, konnte er die 3 Op. 12 auch noch nennen. Bezüglich des B-dur-Trios Op. 97 hat er den Widerspruch nicht gelöst, daß dasselbe 1811 componirt ist und doch in einem ins Jahr 1814 gesetzten Briefe als neue Arbeit erwähnt ist.

Sollen wir nun auch noch, um aus früher Gesagtem die Consequenz zu ziehen, die Frage aufwerfen, inwieweit eine selbständige Edition dieser Briefe am Orte war, so müssen wir gestehen, daß uns die Bereicherung des Wissens, die darin geboten wird, in der That etwas befangen macht. Denn ganz streng genommen war es auch hier wohl mehr ein wichtiges biographisches Material, was geboten wurde, als etwas selbständig Bedeutsames, und auch diesen Briefen, so sehr sie von andern durch Sorgfalt abstechen, wird *als solchen* durch die selbständige Edition zu hoher Werth beigelegt. Köchel fühlte das selbst, wenn er bezüglich der letzten 20, fast ganz übereinstimmenden Briefe sagt, nur die Rücksicht auf die Verehrer Beethovens, welche keine Zeile umkommen lassen wollten, bestimme ihn dazu. Man darf also fragen, ob nicht auch diese Briefe vielleicht erst zur Verwerthung in einer umfassenden Biographie wären aufzuheben gewesen. Aber wir hätten dann vielleicht noch länger warten müssen, und die Freude über das schon jetzt Gebotene mag die schroffe Ziehung der Consequenz zurückdrängen. Indem Köchel den biographischen Gewinn aus den Briefen selbst in der Ein-

Digitized by Google

leitung aufzählt und auch in den Anmerkungen Biographisches mittheilt, können wir die Briefe als jenem biographischen Beitrage zugefügte Beweisdocumente betrachten, und so wäre unser Princip, sofern es richtig ist, gerettet.

Unerklärlich bleibt es, daß Köchel die schon früher bekannt gewesenen Briefe an Erzherzog Rudolph (7 stehen bei Nohl) nicht mit aufgenommen hat, da er doch ein Gesammtbild dieses Verhältnisses geben wollte. Dieses würde namentlich durch die Briefe 229 und 308 bei Nohl in interessanter Weise vervollständigt worden sein.

Die baltischen Provinzen und die Knownothings Rußlands.

Während das Deutschthum an fast allen Punkten der westlichen Grenze vor französischer Sprache und Sitte, in Tirol vor italienischem Wesen und in Krain vor dem Slaventhum langsam zurückweicht, macht es in Polen jedes Jahr raschere Fortschritte und weiß es sich in den baltischen Provinzen Rußlands wenigstens zu behaupten. Dort an der Weichsel ist es der deutsche Bürger und Landmann, der die Feldzeichen dieser friedlichen Eroberung weiter trägt, hier an der Düna und der Ostsee ist vorzüglich der adelige Gutsbesitzer der Träger und Vertheidiger des Deutschthums. Dem gegenüber hat sich in Rußland im Lauf der letzten Jahrzehnte und namentlich seit der jetzige Kaiser der öffentlichen Meinung größere Freiheit gab, eine Partei nationaler Eiferer gebildet, welche auf das heftigste gegen die „Germanisirung" des Reichs Front macht, allerlei Unheil von derselben weissagt und unaufhörlich in die Regierung dringt, gegen das deutsche Element an der Westgrenze und die deutschen Institutionen in den Ostseeprovinzen in derselben Weise einzuschreiten wie gegen das Polnische.

Verdächtigungen der perfidesten Art, mehr oder minder radicale Russificirungsvorschläge, Klagen bald vom demokratischen, bald vom ultraconservativen Standpunkte aus folgten sich bei dieser Agitation, die, dem Treiben der Knownothings in Amerika ähnlich, nichts gelten lassen und nichts dulden will, was nicht russisch ist, unablässig und mit stets gesteigerter Heftigkeit, und wenn diese Klagen sich vorzüglich auf die baltischen Länder bezogen, so hatten sie, sofern

Digitized by Google

der in ihnen sprechende Deutschenhaß sich in das Gewand des Eifers für Rechtsgleichheit, Freiheit und Menschenwürde kleidete, den dortigen Zuständen gegenüber in der That den Anschein der Berechtigung. Es war bis jetzt allerdings in Livland wie in Kurland ungemein viel, worüber sich klagen ließ. Ehe wir das jedoch betrachten, werfen wir einen Blick auf die Kläger.

Die Partei, welche das baltische Deutschthum bekämpft, zerfällt in drei Gruppen: die unitarische, die demokratische und die bureaukratische.

Zu der unitarischen Gruppe, welche die Herren Katkoff, Aksakoff und Leontieff zu Führern und die „Moskowskija Wiedomosti" zum Organ hat, gehören alle prononcirt nationalgesinnten Russen. Dieselbe sieht überall das Gespenst einer kosmopolitischen Partei, welches das Russenthum nicht nur in seiner Verbreitung, sondern auch in seinem Bestand bedroht, und will im Reiche nichts Fremdes mehr leiden. Sie zerfällt wieder in zwei Fractionen: eine mildere, an deren Spitze Katkoff steht, ein gebildeter Mann, der ein warmer Freund classischer Bildung und ein Verehrer englischer Civilisation ist und nur alle nationalen Unterschiede in Rußland verwischt und die Einheit in Rechten und Institutionen zwischen den einzelnen Bestandtheilen des Reichs hergestellt wissen will, und eine stockrussische, die vorzugsweise von Aksakoff vertreten wird und alles Nichtrussische fanatisch von sich stößt.

Dann kommen die Demokraten, die, seit die Bauernemancipation erfolgt und eine Reorganisation der Gerichte zugesagt ist, nur mit finstrer Stirn von dem baltischen Junkerregiment und den dortigen Patrimonialgerichten sprechen können. Sie wird vorzüglich vom „Invaliden" vertreten. An ihrer Spitze steht ein Deutscher, der ein intelligenter Mann ist, und ihre Agitation hat in den letzten Jahren manche Reform rascher eintreten lassen, als dieselbe ohne ihre Rührigkeit gekommen sein würde. Es fällt schwer, mit ihr nicht zu sympathisiren; wenn die Liberalen in den Ostseeprovinzen es nicht thun, so ist es deshalb, weil die octroyirten Reformen, welche von Petersburg kommen würden, den baltischen Provinzen neben einigem Guten auch viel Schlechtes bringen würden, und weil die Fortentwicklung einer Legislation in der einmal vorhandenen Bahn, als naturgemäßer, stärkere Bürgschaften der Dauer und Tüchtigkeit in sich trägt, als eine fremde Gesetzgebung, die künstlich in ein Land verpflanzt wird. Diesen Demokraten ist mehr Geduld und mehr Vorsicht anzurathen. Sie laufen sonst Gefahr, mit den Stockrussen Moskaus und mit der sogleich zu charakterisirenden dritten Partei gemeinschaftliche Sache zu machen, die sie sofort bei Seite schieben würden, sobald ihre vereinten Angriffe zum Siege geführt hätten. Das Bewußtsein ihres ehrlichen Strebens für Freiheit und Gleichberechtigung sollte ihr den Muth geben, sich den Angriffen gegenüber, welche die baltische Junkerpartei gegen sie richtet, ruhig und gemessen zu verhalten und nicht von dem Wunsch nach Repressalien sich in das Lager drän-

Digitized by Google

gen zu lassen, wo viel weniger die Demokratisirung als die Entnationalisirung des baltischen Lebens erstrebt wird.

Das dritte Element, welches die Institutionen dieser Provinzen anfeindet, ist das büreaukratische. Es ist vielleicht das mächtigste, aber gewiß nicht das uneigennützigste. Die Stellung, welche das Beamtenthum noch immer in Rußland einnimmt, giebt diesen Gegnern der alten Einrichtungen in den Ostseeprovinzen großen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge, und wenn der Bureaukratie im eigentlichen Rußland der Boden immermehr unter den Füßen schwindet, wie gewinnverheißend, wenn sie ihre Thätigkeit in die noch nicht ausgesognen baltischen Länder verlegen könnte, wo die russischen Gegner ihres Systems sie gewiß ungestört lassen würden, da alles im Namen des einheitlichen Rußland geschehen würde.

Besonders beunruhigt fühlte sich die fremdenfeindliche Partei der Moskauer Zeitung, als sich im vorigen Sommer das Gerücht verbreitete, die Regierung beabsichtige den westlichen Theil des Gouvernements Kowno zu Kurland zu schlagen. Man sprach offen seine Befürchtung aus, daß die Vereinigung dieses lithauischen Landstrichs mit Kurland die rasche Germanisirung desselben zur Folge haben würde, was nach der Meinung der Jungrussen ein größeres Unglück wäre als die völlige Polonisirung dieser Gegend, weil durch die fortschreitende Verdeutschung der Westprovinzen Rußlands der Einfluß Preußens in denselben wachsen müßte.

Der Eifer, mit welchem damals die Deutschen in den baltischen Provinzen von den Unitariern angegriffen wurden, überstieg alle Grenzen und bediente sich der absurdesten Mittel, um die Gegner zu verdächtigen und bei dem großen russischen Publikum verhaßt zu machen. Die Moskauer Zeitung, auf die Unwissenheit dieses Publikums rechnend, scheute sich nicht, unter anderm die Behauptung aufzustellen, Riga sei gar keine Handelsstadt, es treibe nur Transithandel, und seine Bewohner seien nur Steuereinnehmer, nicht für die Regierung, sondern für sich, indem ihnen die Bevölkung des Dünabassins für die günstige Lage der Stadt tributpflichtig sei. Abgesehen davon, daß die rigaer Kaufmannschaft sich in den letzten Jahren auch dem Speculationshandel mehr und mehr zugewendet hat, wird kein verständiger Mensch den Zwischenhändler für einen unbefugten Preisvertheurer halten, und Herr Katkoff weiß als tüchtiger Nationalökonom recht wohl, daß Riga, wenn es nicht existirte, sofort geschaffen werden müßte. Aber es ist eine deutsche Handelsstadt, und da die russischen Kaufleute für den russischen Nationalitätsschwindel nicht empfänglich genug sind und gute und wohlfeile Waare mit Vergnügen auch aus der Hand deutscher Vermittler nehmen, so muß Riga ihnen als ein überflüssiges und kostspieliges Anhängsel dargestellt werden.

Nicht weniger grundlos waren die Klagen der Moskauer Zeitung, daß in

Digitized by Google

den baltischen Gelehrtenschulen das Russische vernachlässigt würde, und die daran geknüpfte Erwartung, man werde in Riga und Reval Gymnasien mit russischer Unterrichtssprache errichten. Gleichermaßen thöricht war die Behauptung des Blattes, die baltischen Deutschen bedrückten die russische Kirche und ihre Bekenner. Die Beschuldigung, daß die deutschen Gutsbesitzer ihre lettischen und esthnischen Bauern griechischer Confession durch eigenmächtige Kündigungen und Arbeitsentziehungen benachtheiligt, wurde durch amtliche Untersuchung glänzend widerlegt, und wenn im vorigen Sommer ein griechischer Archimandrit in Dorpat einen Bericht veröffentlichte, nach welchem die Kirchen seines Bezirks ungenügend seien, weil sie nicht Raum für die „Andersgläubigen" hätten, welche an hohen Festtagen hier ihre Andacht verrichten möchten, wenn die Moskauer Zeitung für Hebung des griechischen Cultus in Kur-, Liv- und Esthland collectirt, weil derselbe auf elende Hütten angewiesen sei, wenn dasselbe Blatt die Deutschen für den Nichtbesuch der Kirche seitens der griechischen Esthen und Letten verantwortlich macht, so erweist sich das gerade Gegentheil ihrer Behauptungen als richtig. Es ist eine bekannte Thatsache, daß namentlich in Livland die hier vor erst zwanzig Jahren importirte morgenländische Confession verhältnißmäßig mehr wie drei Mal so viele und in vielen Fällen schönere Kirchen hat, als die lutherische Confession, die seit drei Jahrhunderten im Lande ist, und der 86 Procent der Bevölkerung angehören. Andrerseits ist erst im Mai vorigen Jahres durch das Gutachten des russischen Erzbischofs Platon in Riga bewiesen worden, daß die große Mehrheit der 130,000 lettischen und esthnischen Convertiten, welche 1845 zur russischen Kirche übertraten (beiläufig keineswegs freiwillig) sehr gern zum Protestantismus zurückkehren würden, wenn dies nicht mit Strafe bedroht wäre, und schließlich ist es erklärlich genug, wenn diese verschwindend kleine griechische Minorität schon deshalb ihrer Kirche den Rücken kehrt und großentheils nach wie vor am protestantischen Gottesdienst theilnimmt, weil sie eben kein Russisch versteht. Auf der Rundreise, auf welcher jener Erzbischof das Material zu seinem Gutachten sammelte, wurden wenig erfreuliche Zeichen der Glaubenstreue der griechischen Letten und Esthen bemerkt. Geschickt wußte man das Verlangen nach Befreiung aus dem Glaubenszwange durch allerlei Fragen nach den wirthschaftlichen Sorgen der Bauern in den Hintergrund zu drängen. Man fragte nach ihren Abgaben, ihren Rechten, nach etwaigen Wünschen und Klagen und nicht ohne Erfolg; denn wer wünschte und klagte nicht, wenn ein Gönner ihn dazu auffordert. Der häufigst gehörte Wunsch aber war: „Wir wollen in unserm Glauben freikommen!" Ein Pope, welcher seiner Gemeinde die Vorzüge der heiligen orthodoxen Kirche vor dem Luthertum auseinandersetzen wollte, wurde mit Anstimmung des Liedes „Eine feste Burg", in welches die ganze Versammlung einfiel, zum Tempel hinausgesungen. Welche Demoralisation der griechische Zwang im Gefolge hat, davon giebt der

Digitized by Google

Umstand einen Begriff, daß diese Convertiten sich heimlich in den lutherischen Kirchen zur Communion einschleichen, was sie „sich das Abendmahl stehlen gehen" nennen. In vielen Gegenden leben sie lieber in wilder Ehe, als daß sie sich zu dem von den Popen bei der Trauung geforderten Revers bequemten, ihre Kinder griechisch taufen zu lassen. Seltsam lautete die Nachricht, daß Erzbischof Platon den Armen einer Bauerngemeinde an der Düna aus eignen Mitteln dafür, daß sie den Wunsch zur Rückkehr in die protestantische Kirche nicht ausgesprochen, 300 Rubel geschenkt habe.

Ebenso abgeschmackt wie die Klagen der Moskauer Zeitung über die Bedrängung der russischen Kirche in Livland und Kurland waren die Fabeln, welche dasselbe Blatt von einer in den baltischen Ländern bestehenden Separatistenverschwörung seinen Lesern auftischte. Alles Derartige aber wurde überboten von einem Artikel über Livland, den man Mitte vorigen Jahres in den Publicationen der bei der moskauer Universität bestehenden Gesellschaft für russische Geschichte zu lesen bekam. Man genoß da unter Andern folgenden blühenden Unsinn: „Das gegenwärtige Jahrhundert hat Livland beträchtlich von Rußland entfernt. Der Grund davon war die Begründung der Universität Dorpat nach deutschem Rechte. Die heutige Generation der Livländer, die aus Studenten jener Universität besteht, hat eine Corporation mit dem Namen „Jung Livland" gegründet. Sie haben sich über das ganze Land verbreitet, und jeder von ihnen eifert in seinem Kreise gegen Rußland. Der Adel lärmt auf den Landtagen, Andre thun desgleichen in Volksversammlungen und treten nicht in den Staatsdienst. Dieses Jung-Livland wird zu seinem Gebahren vermuthlich von Herrnhutern, Pietisten und Muckern angeregt und unterstützt. Die letztern haben in Königsberg ihr Nest und haben sich von dort über ganz Deutschland und die Ostseeprovinzen verbreitet. Die preußische Regierung aber hat sie entdeckt und verfolgt sie." Wie muß es mit dem wissenschaftlichen Ernst der gelehrten Körperschaft bestellt sein, deren Annalen für Absurdidäten dieser Sorte Platz haben und in zwei Bänden nicht weniger als vier auf Livland bezügliche Aufsätze verwandten Charakters bringen konnten? Und wenn das am grünen Holz der moskauer Wissenschaft geschieht, was soll man vom dürren Holz der dortigen Journalistik erwarten? Preußen und die Deutschen überhaupt mögen bei Zeiten die Gefahren erkennen, welche ihnen von Osten her drohen, sobald die immer mächtiger ihr Haupt erhebende katkoffsche oder jungrussische Partei einmal an das Staatsruder gelangt. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen aber werden wohl thun, sich mit den Reformen, zu welchen sie sich endlich entschlossen haben, zu beeilen; denn nur durch raschen Fortschritt werden sie zu rechter Zeit in den Stand gelangen, alle Angriffe der Gegner als Verläumdung zurückweisen zu können. Nimmt der politische Umschwung in Deutschland den Verlauf, den man jetzt zu erwarten Ursache hat, so wird der nivellirende Gegner

Digitized by Google

an jene Provinzen sehr bald herantreten. Noch scheint die Regierung wenig oder nichts auf die Verdächtigungen und Rathschläge der Großrussen in Betreff der Deutschen in Liv- und Kurland zu geben, aber eine gewisse Schwankung derselben kündigt sich doch an. Noch ist nichts geschehen, um dem fortwährenden Drängen der Großrussen nach vollständiger Verschmelzung der heterogenen baltischen Länder mit dem Gesammtreiche Genüge zu thun. Aber im vorigen August konnte man doch schon in der officiösen „Russischen Correspondenz" in Bezug auf die gasteiner Convention bedenkliche Andeutungen lesen, ja es war deutlich ausgesprochen, daß Angesichts der Gefahren, mit welchen eine große preußische Flotte Rußland bedrohe, eine vollständige Assimilirung der Ostseeprovinzen zur gebieterischen Pflicht werde, da Rußland gegen den immer mehr wachsenden Germanismus fester und starker Grenzen bedürfe.

Treffen die bisher angeführten Vorwürfe die baltischen Deutschen nicht, so waren andere bis vor Kurzem um so begründeter; und wieder andere sind es noch jetzt. Das gilt von allen Theilen der Ostseeprovinzen, besonders aber galt es bis auf die letzte Zeit von Kurland. In Livland war von Anfang an das Bürgerthum eine Macht, und dieselbe erhielt sich, als man genöthigt war, die Ritterschaft zum Schutz gegen äußere Feinde ins Land zu rufen. Kurland dagegen war von den Rittern allein erobert worden, und die wenigen deutschen Handel- und Gewerbtreibenden, die hier sich angesiedelt, spielten eine völlig untergeordnete Rolle. In Livland waren die Ritterschaft unter ihren Heermeistern, die Priesterschaft unter den Erzbischöfen, die Bürgerschaft unter ihren Stadträthen jede zu einem Stande emporgewachsen, der kräftig festhielt, was ihm gebührte, und den andern Ständen lassen mußte, was diesen zukam. Alle hielten zusammen gegen außen, und so konnte Esthland dem Ritterstaat gewonnen werden und dieser eine Zeit lang eine wichtige Stellung einnehmen im Norden Europas. Als endlich das Unglück unaufhaltsam hereinbrach, sicherten sich die Liv- und Esthländer im nystädter Frieden und durch die rigasche Capitulation wenigstens ihren alten Besitz in Recht, Sitte, Sprache und Bekenntniß. Kurland dagegen war und blieb immer nur das Land eines Standes, des Adels, und erst Familienzwiste, dann Streitigkeiten zwischen den Herzögen und der Aristokratie bilden seine Geschichte, bis endlich 1795 eine Deputation aus der Mitte der letzteren die Herzogskrone der Kaiserin Katharina bedingungslos zu Füßen legte.

Dieser verschiedene Gang der Geschichte der beiden Länder hat ihnen auch eine verschiedene Physiognomie aufgeprägt. In Kurland wird die höhere Bildung fast allein von den Adeligen repräsentirt, der Mittelstand denkt mit geringen Ausnahmen beinahe nur an den Broderwerb und ist in Bezug auf diesen vielfach auf den Adel angewiesen und daher von demselben abhängig. Livlands Mittelstand dagegen ist nicht nur zahlreicher und unabhängiger, sondern auch

Digitized by Google

regsamer, von größerem Gesichtskreis und mehr bestrebt, mit der Zeit fortzuschreiten, und nicht wenige vom dortigen Adel theilen dieses Streben.

Dennoch herrschte auch in Livland bis auf die letzten Jahre im Vergleich mit andern deutschen Ländern der Geist vor, der sich in allen vorwiegend Landwirthschaft treibenden Gegenden kundgiebt. Das Interesse der Mehrzahl richtete sich fast ausschließlich auf das Mehr oder Weniger von Besitz und Erwerb. Nicht blos der Körper dieser adeligen Landwirthe, auch der Geist nahm eine, so zu sagen, terrestrische Richtung. Schwerfällig conservativ gegenüber den von Einzelnen aus ihrer Mitte angeregten Reformen, bewahrten sie das Althergebrachte in ihrem Kreise, und die Bürger der Städte thaten desgleichen in dem ihrigen. Ueberall erhielt sich unter dem Schutz der Landesprivilegien eine antediluvianische Welt von feudalen Institutionen, Rechts- und Freiheitsbeschränkungen, Zunftgesetzen, Vetternschaften und andern Protectionen von Unrecht und Eigennutz. Wie der Adel der Gesammtheit der übrigen Stände, so nahm das Patriciat der Städte der Masse der übrigen städtischen Bevölkerung gegenüber eine außerordentlich bevorzugte Stellung ein, und so wenig dieses Patriciat mit der grundbesitzenden Aristokratie harmonirte, so unbedingt ging es mit ihr Hand in Hand, wenn es galt, Reformversuchen entgegenzutreten. Der städtische Bürger versagte dem Fremden Wohnung und bürgerliche Nahrung, die patricischen Geschlechter wollten den übrigen Städtern nicht Antheil gönnen an der Regierung des Gemeinwesens, der Grundherr suchte die Lasten der Hörigen zu mehren und ihnen jeden Rechtsschutz zu entziehen.

Besonders traurig war bis auf die Gegenwart das Verhältniß des Adels zu der bäuerlichen Bevölkerung. Diese Liven, Letten und Esthen waren auch nachdem die Leibeigenschaft 1817 von ihnen genommen war, im Zustande kläglichster Abhängigkeit von ihren ehemaligen Herren, in tiefster Unwissenheit und ohne allen Anhalt, sich aus ihrer gedrückten Lage emporzuhelfen. Was zu ihrer Hebung geschehen war, hatten sie immer nur dem Eingreifen der Fürstenmacht zu danken gehabt, früher der schwedischen, später der russischen. Eine große Kluft trennte sie von den Deutschen, die nie daran gedacht hatten, sie zu germanisiren, wie dies mit ihren Stammgenossen in Ostpreußen geschehen war, sondern im Gegentheil die Schranke, welche Sprache und Sitte zwischen ihnen und dem Bauernvolke bildeten, für erhaltenswerth anzusehen schienen. Die Folge war, daß der Bauer den Deutschen und namentlich den großen Gutsbesitzer beneidete und haßte, und daß, als in neuerer Zeit das Russenthum sich mit der Miene hilfreichen Sinnes den Letten zu empfehlen suchte, es vielfach geneigtes Gehör bei ihnen fand. Es entstand ein slavophiler Verein, der unter dem Namen der junglettischen Partei den Zweck verfolgte, das allmälige Aufgehen der Letten in die slavische Völkerfamilie mit Umgehung der deutschen Cultur zu fördern. Das Organ dieser Bestrebungen war die „Petersburgas

Digitized by Google

Awisu", ein in lettischer Sprache geschriebenes Blatt, welches, von den Herren Allunan, Beesbardis, Woldemar und Dünsberg gegründet und nicht ohne Geschick redigirt, eine Zeit lang das Evangelium für den Bauer der Ostseeprovinzen und dessen Beilage „Peclikkurus" — eine Art lettischer Kladderadatsch mit Karikaturen auf Adel und Geistlichkeit — seine Allsonntagsschadenfreude bildete.

Die Ritterschaft und Geistlichkeit glaubte sich anfänglich nicht anders helfen zu können als durch Denunciation des unbequemen Blattes. Sie bewirkten beim Minister des Innern zunächst eine sechsmonatliche Suspension desselben und Maßreglung der Redacteure. Beesbardis wurde ausgewiesen, Dünsberg, seines Zeichens Schulmeister, internirt, seiner Correspondenz mit den übrigen Führern der Partei beraubt und von dem kurländischen Polizeiminister v. Kotzebue genöthigt, auf fernere Mitarbeiterschaft zu verzichten. Woldemar, der kaiserliche Ministerialbeamte, der „Officiöse", blieb zunächst unbehelligt. Er hatte sich indeß in andrer Weise einen üblen Namen gemacht und das Vertrauen der Bauern verscherzt, indem er dieselben zur Auswanderung von Kurland nach der Gegend von Nowgorod aufgefordert, ihnen Sümpfe als fruchtbares Land angepriesen, durch Agenten von den zur Emigration Geneigten bedeutende Anzahlungen erhoben, dann, als die Leute bereits unterwegs, plötzlich vor der Auswanderung gewarnt und das eingezahlte Geld nicht zurückgegeben hatte. Als das „Awisu" wieder erscheinen durfte, erschien es, statt wie bisher unter petersburger, unter rigaer Censur, da der Gouverneur der Ostseeprovinzen erklärt hatte, daß sich mit solcher Preßopposition nicht regieren lasse. Damit war die Lebensfähigkeit des Blattes untergraben, und die Redaction sah sich gezwungen, es eingehen zu lassen. Mit ihm und noch mehr durch jene Entlarvung der menschenfreundlichen Absicht Woldemars, seine Stammgenossen und deren traurige sociale Lage zum eignen Vortheil auszubeuten, starb die Partei. Der lettische Bauer, obwohl in hohem Grade mißtrauisch gegen den adeligen Grundherrn und voll Haß gegen denselben und den „Wazesch" (Deutschen) überhaupt, ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihm von deutscher Seite eine solche Falle wie die woldemarsche niemals gestellt worden wäre; seine tausend durch jenes Manöver zur Auswanderung nach Rußland verlockten und an den Bettelstab gebrachten Landsleute haben ihm die Augen geöffnet und der deutschen Sache unter den Letten außerordentlich geholfen.

Doch würde hierauf wie auf die Hilfe der Regierung gegen die rührige Gegnerschaft in Rußland nicht zu bauen sein, wenn sich unter den Deutschen der Ostseeprovinzen nicht in der letzten Zeit eine lebhaftere Geneigtheit, wenigstens aus dem Gröbsten zu reformiren und berechtigten Klagen in dieser wie andren Beziehungen ein Ende zu machen, kundgäbe. Sehr viel hat hierzu ohne Zweifel die Befürchtung beigetragen, daß, wenn man nicht selbst Hand

Digitized by Google

an die bestehenden Mißbräuche legt, die Regierung endlich von der öffentlichen Meinung in Rußland genöthigt werden kann, dies zu thun, und daß in diesem Falle leicht alle Privilegien und mit diesen alle Schranken gegen die Russificirung fallen könnten. Ebenso sicher aber ist auch, daß es in Livland eine aufrichtig liberale Partei giebt, welche, auf einer respectabeln Bildung fußend, erkannt hat, daß nicht blos mit Rücksicht auf die neue Aera in Rußland, sondern um der Sache selbst willen mit den alten Uebelständen aufgeräumt, schädlichen Vorrechten ein Ende gemacht und der Verfassung der baltischen Länder neues Leben eingehaucht werden muß. Diese Partei ist nicht sehr zahlreich, aber geschickt und rührig, und sie hat in der „Rigaer Zeitung" ein Organ, welches mit ebenso viel Gewandtheit und Eleganz als Sachkunde und Mäßigung sowohl die Vertheidigung des baltischen Deutschthums gegen die russischen Knownothings in Moskau als die Befürwortung von Reformen den Junkern und Zunftzöpfen in den Ostseeprovinzen gegenüber vertritt.

Den Liberalen, die vor allem auf Aenderung des ständischen Charakters der Verfassung, Reformen des Gerichtswesens, in welchem bis jetzt die Ausübung des Richteramts an die Zugehörigkeit zu einem gewissen Stande geknüpft und die Ernennung der Justizbeamten den Ständen in die Hand gelegt war, und auf Beseitigung der Beschränkung des Rechts zum Erwerb von Gütern auf den eingeborenen Adel dringen, steht eine conservative Partei gegenüber, deren Programm ungefähr folgendermaßen lautet:

Die auf Urkunden erbaute Landesverfassung weist das Recht am Güterbesitz dem indigenen Adel zu, ein Recht, das um so höher zu veranschlagen ist, als nur der Grundbesitzer an den Beschlüssen des Landtags Theil hat.

Kraft dieses Rechts vertheilt der Adel die Landesämter, betheiligt er sich an der Verwaltung der lutherischen Kirche, leitet und ordnet er den Postverkehr im Lande, und zieht er in das Bereich seiner Berathungen alles, was das Wohl des ganzen Landes betrifft.

Das ritterschaftliche Privilegium ist das einzige constitutionelle Landesrecht unsres livländischen Colonialgesammtstaates, der einzige Wall gegen die slavische Welle, welche die Grenzen unseres protestantisch-germanischen Lebensgebietes umdrängt, das einzige Organ für die selbständige Entwicklung der nicht zu Riga gehörigen Bevölkerungsschichten. Die Ritterschaft ist verantwortlich und verpflichtet, sowohl für den Bauer wie für den Bürger der Landstädte Sorge zu tragen und ihnen in Ermangelung einer verfassungsmäßigen Vertretung ihres Standes das Wort zu reden.

Die alte Verfassung darf nicht verworfen werden, weil sie, wie behauptet worden, den Forderungen der Gegenwart nicht mehr entspräche, vorzüglich seit Rußland unter Alexander dem Zweiten in die große sein Staatswesen umgestaltende Bewegung hineingerathen. Denn man bedenke, daß die Verfassungswand-

Digitized by Google

lungen, welche neuerdings in Rußland eingetreten sind, nicht das Erzeugniß fortgeschrittenen russischen Volksgeistes, sondern der Ausfluß einer einzigen wahrhaft freisinnigen Persönlichkeit, eines großdenkenden Alleinherrschers sind, daß das russische Volk dadurch nicht im Handumdrehen zur Reife gebracht, die Ueberreife der höheren Gesellschaft nicht gehoben und infolge dessen nicht mit Bestimmtheit vorausgesagt werden kann, welchen Lauf die Entwicklung des russischen Staatswesens endlich nehmen wird. Wir Livländer thun daher besser, statt uns der großen Massenbewegung anzuschließen, unser altes Landesrecht auf verfassungsmäßigem Wege weiter auszubilden.

Gegen mehre von den Hauptsätzen dieses Programms dürfte auch der verständige deutsche Liberale nichts einzuwenden haben, soweit er an die Wahrung seiner Nationalität denkt. Nur mußte erwartet werden, daß die hier redend eingeführte Partei nicht blos auf ihre Privilegien blicken, sondern den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeit gemäß den andern Parteien und Ständen freiwillig eine Beschränkung dieser Privilegien und das Recht, im Landtage mitzusprechen, zugestehen werde.

Diese Erwartung ist im vorigen Sommer wenigstens in Betreff eines wesentlichen Punktes erfüllt worden, und zwar an einer Stelle, wo man dies kaum gehofft hätte. Am 24. Juni v. J. faßte die in Mitau tagende „Brüderliche Conferenz" (Landtag) der kurländischen Ritterschaft mit 160 gegen 115 Stimmen den Beschluß, bei der Staatsregierung die Aufhebung des bisher ausschließlich Gliedern des immatrikulirten Adels zustehenden Rechts zum Erwerbe von Rittergütern in Kurland zu befürworten und auf Freigebung dieses Rechts an Personen aller Stände anzutragen. Dieser Beschluß, von ganz außerordentlicher Bedeutung nicht nur für Kurlands Zukunft, sondern überhaupt für die russischen Ostseeprovinzen, mußte um so mehr überraschen, als bis dahin durchaus keine Agitation für dieses Desiderat in Kurland stattgefunden hatte. Wurde somit der dortige Adel von keiner Seite gedrängt, das ihm formell seit Jahrhunderten zustehende Güterbesitzrecht dem Wohl des Landes und den Ideen der Zeit zu opfern, so ist dieser freiwillige Verzicht auf althergebrachte und keineswegs für den bisherigen Inhaber werthlose Privilegien gewiß ein sprechendes Zeugniß dafür, daß sogar der kurländische Adel sich zu liberaleren Anschauungen zu bekehren beginnt. Zur Erreichung dieser erfreulichen Thatsache haben die Führer der kurländischen Liberalen v. d. Recke und Baron v. d. Brüggen viel beigetragen. Daß die Regierung sich gegen den Antrag nicht sträuben würde, war selbstverständlich. Natürlich hoffte man nun auch in Livland, wo ein ausschließliches Güterbesitzrecht des Adels bis vor zwanzig Jahren nicht einmal existirte, daß man hier dem gegebenen guten Beispiele folgen werde, nachdem trotz mehrfacher Adressen an den Landtag eine Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Rechts des Bürgerstandes nicht erfolgt war. Bis jetzt ist derartiges

Digitized by Google

indeß noch nicht erfolgt. Dagegen hat sich die kurländische Ritterschaft ferner bewegen lassen, zum Besten der seither in einem Pächterverhältniß zu den Grundbesitzern stehenden bäuerlichen Wirthe den „Gesindeverkauf“ freizugeben, wodurch der Bauernschaft allgemein die Möglichkeit geworden ist, eignen Grundbesitz zu erwerben, und womit ein Gegenstand gerechter Klage beseitigt wurde, welcher den Slavophilen beinahe eine Million Letten in ihr Netz getrieben hätte.

Noch ist in den baltischen Ländern ungemein viel zu bessern und abzuschaffen, namentlich auch auf dem Gebiete der Justiz, der Kirche und der Schule. Aber es ist jetzt mindestens ein Anfang mit der Umgestaltung des Altherkömmlichen gemacht, und fährt die baltische Ritterschaft auf diesem Wege der Selbstreform fort, und beeilen sich auch die Städte, ihre Zunftordnungen und Sektenunterschiede aus der Gesetzgebung zu verbannen, so wird man bald aufhören können, sich über die boshaften Angriffe der russischen Presse zu beunruhigen; denn der heißhungrige Wunsch moskauer Knownothings, das baltische Deutschthum in ihr alleinseligmachendes Russenthum aufgehen zu sehen, welcher sich hinter dieser Polemik gegen sociale Uebelstände verbirgt, wird dann nicht mehr den Deckmantel des Liberalismus umnehmen können.

Alte Fastnachtsspiele.

Vortrag am 7. Februar 1866 im leipziger Professorenverein gehalten von Professor Eckstein.

Sie sind bei der letzten Zusammenkunft einer lebendigen Darstellung höfischer Sitte und ritterlicher Frauenverehrung mit Interesse gefolgt und haben an Herrn Ulrich von Lichtenstein, dem steirischen Edelmann, das traurige Leben gesehen, welches ein unglücklicher Minner durch die Launen einer ihn höhnenden Frau geführt hat. Gestatten Sie mir, Ihnen eine andere Seite unseres deutschen Lebens im Mittelalter vorzuführen, dessen Züge sich für bestimmte Lebenskreise in reicher Fülle aus den Fastnachtsspielen ergeben. Denn Fastnachtspiele und nicht Fasnacht muß ich sagen, nachdem Zarncke mit überzeugenden Gründen die Ansicht süddeutscher Gelehrten widerlegt hat*) Auf die sehr häufige Form

*) Wackernagel, L. G. S. 314. Schmeller I, 369. Zarncke, Mhd. Wörterb. II, S. 301. Möller in Herrigs Archiv XIV, S. 400.

Digitized by Google

vasnabt bauend hatte namentlich Wackernagel faseln verglichen, das uns in den Wortbildungen Faselei, faseln, faselig, Faselhans, Faseljürge ganz geläufig geworden ist und doch in dieser Bedeutung des zerstreuten, zerfahrenen und dadurch närrischen und thörichten Wesens wohl kaum über den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hinaufgeht. Sie haben sich mehr noch durch Fasel, das junge Thier, bestimmen lassen und die allen Völkern gebräuchliche Uebertragung des ausgelassenen, ausschweifenden Benehmens dieser Thiere auf menschliches Gebahren (Kälberei) zur Vergleichung herangezogen. Für die Fastnacht spricht der Fastelabend, die Fastelnacht, der Fasteltag und mehr noch als dies die Herleitung aller unserer dramatischen Poesie aus den Gebräuchen der Kirche. Aus den lateinischen Spielen zur Weihnachts-, Oster- und Himmelfahrtszeit waren allmälig im vierzehnten Jahrhundert deutsche geistliche Spiele hervorgegangen, in denen man die Gelegenheit komische Scenen einzumischen gern ergriff, weil man dadurch des Beifalls der Menge sicherer war. Solche Spiele paßten nicht mehr für die kirchlichen Räume; man spielte sie auf dem Markte oder sonstigen freien Plätzen ohne große Zurüstung. Aber das Volk wollte auch seine besondere Lust haben und Angesichts der vierzigtägigen Fastenzeit, welche die Kirche auferlegte und in Rückblick auf die altgermanische Frühlingsfeier, wählte man den Vorabend des Aschermittwochs für eine besondere Art von Spielen. Wie man sich in dieser Zeit manches herausnahm, was man in der Charwoche oder am Ostertage nicht würde gethan haben, so gestattete man auch den Fastnachtsspielen eine Ausgelassenheit, ja Rohheit, die nur in der Zeit ihrer Entstehung und der größeren Lebendigkeit unserer süddeutschen Stammesgenossen ihre Entschuldigung findet.

Denn dort haben sie ihren Anfang genommen im fünfzehnten Jahrhundert und bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein ihre vorzüglichste Pflege gefunden. Auf Nürnberg und seine Umgegend weisen die erwähnten Ortschaften; Augsburg und das Lechfeld kommen beiläufig vor. Nach Nürnberg gehören die beiden Dichter, deren Stücke uns aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten sind. Hans Rosenplüt der Schnepperer um 1450 und Hans Folz aus Worms, der Barbier; dorthin der wackere Meister Hans Sachs, dessen Spiele mit 1517 beginnen und erst 1563 aufhören, und dessen Nachahmer Jacob Ayrer, der 1605 gestorben ist. Einige wenige Spiele sind aus der Schweiz gekommen; dorthin gehört der baseler Bürger Pamphilus Gengenbach, dessen Nollhart 1517 durch etlich geschickt burger einer loblichen stat Basel aufgeführt ist; von Bern stammt Manuel. Dem Norden sind sie gleichfalls nicht fremd geblieben; denn wir haben niederdeutsche Spiele, von denen eines sicher in Lübeck gedruckt ist. Aber von den wenigsten Stücken sind uns Verfasser, Zeit und Ort bekannt; die rohe Form zeigt, daß sie aus dem Volke hervorgegangen sind, das sie durch derbe Späße zu ergötzen bestimmt waren. Viele zeigen fränkischen Dialekt.

Digitized by Google

Diese Spiele haben sich auf den Fastnachtabend beschränkt, daher ihr Name; denn Fastnacht bedeutet den Vorabend der Fastenzeit. Dafür spricht auch der seltenere Name Fastelabendesspiel. Wenn ein einziges Stück (Nr. 71) die Ueberschrift Aschermittwochvasnacht, vom Peichten hat, so hindert der Inhalt gar nicht anzunehmen, daß man den Ernst dieses Feiertages zum Gegenstande einer lustigen Parodie am Fastnachtabend gemacht hat, und man darf darin keine Bestätigung modernsten und naheliegenden Brauches finden, nach welchem grade Aschermittwoch noch einmal zum Austoben toller Faschingslust dient. Daß man aber zu keiner andern Zeit des Jahres gespielt hat, erhellt unzweifelhaft aus dem häufig wiederkehrenden Versprechen, daß man übers Jahr wiederkommen werde*) und aus der überall sich wiederholenden Entschuldigung, daß die vasnacht allein den plumpen Scherz gestatte und daß man ihr Recht thun müsse in närrischem Spiel.

Wer sind aber die Spieler gewesen? Eigentliche Schauspielertruppen hat es vor den s. g. englischen Komödianten nicht gegeben. Die Spielleute und die Farenden, die sonst wohl öffentlich und in Privathäusern mit allerlei Gaukelwerk belustigten, werden nirgends verwendet, und selbst der Schwerttänzer, der in einem der Spiele die Rolle des Herolds spielt, ist nur in diese Maske gesteckt. Es sind junge Leute aus dem Bürgerstande, gute Knaben S. 58, wohlgewanderte Knaben S. 92, die sich zu dieser Lustbarkeit vereinigten und so die ersten Liebhabertheater abgaben. Alle Rollen werden von Männern gespielt, auch die Weiberrollen, wie in den geistlichen Spielen. Daß in einem solchen die Susanna zu Basel von einem Mädchen gespielt sei, folgert Wackernagel S. 456 zu rasch aus den Worten, daß man dort eine Bühne auf dem Brunnen gemacht und einen zinnernen Kasten daneben gestellt habe „darin die Susanna sich weschet". Das erste öffentliche Auftreten von Frauen auf der Bühne ist erst durch die Bedürfnisse der Oper bedingt, und die ersten Schauspielerinnen scheinen sich in der Truppe Joh. Veltheims befunden zu haben, der, eines hallischen Kramermeisters Sohn, die wissenschaftlichen Studien aufgab und kurfürstlich sächsischer Komödiendirecter wurde um 1685. Die Spieler erschienen in der Tracht der darzustellenden Personen, bisweilen auch in der eigentlichen Narrentracht (S. 729), die aber noch nicht das buntscheckige Kleid des Arlekin ist, sondern die blaue Farbe zeigt. Auch sieben Männer in sieben verschiedene Farben gekleidet treten auf (103). Der Schellenbesatz an der Kappe und die Kolbe, bald von Holz bald der Bequemlichkeit wegen von Leder, wird nicht gefehlt haben. Eigenthümlich aber ist die Narrentracht für eine höchst wichtige Person, die man von den geistlichen Spielen auch auf die Fastnachtsspiele übertrug, den praecursor, Vorläufer, Einschreier und Ausschreier (pro- und exclamator,

*) Vgl. S. 159, 198, 213, 218, 240, 647, 730. Die Zahlen der Seiten und die Nummern der einzelnen Spiele beziehen sich auf die Sammlung von Keller.

Digitized by Google

prolocutor), Ausrufer oder dialektisch Ausriefer. Treten vornehme Personen auf, so vertritt diese Stelle ein Herold, neben dem dann wohl noch ein besonderer Narr und eine Närrin figuriren. Weil man nicht an öffentlichen Orten spielte, sondern in Privathäusern und in dieselben ungeladen eintrat, so bedurfte es einer Person, die zum Platzmachen auffordert, die Anwesenden begrüßt, den Inhalt des aufzuführenden Spiels ankündigt, für Ruhe sorgt und am Schlusse Urlaub nimmt. Insofern dieser Abschied mit guten Wünschen für das Haus schließt, heißt der Epilogus auch der Gesegner, der Urlaub der Gesegnereim.

Sobald die Spieler ein Haus betreten, wird für sie Platz geschafft, Kinder und Wiegen und alles im Wege stehende Mobiliar weggeräumt, die Hunde hinausgejagt, Bänke aufgestellt, damit die Zuschauer darauf treten und allen geboten „die Mäuler" zu halten, den Ruhestörern wird die Thür gewiesen. Was zu dem Hause gehört, hört dem Spiele zu, daher die Mannigfaltigkeit in den Anreden des Vorläufers: her wirt, wirt und frau, wirt und wirtin; wirt, frau und alles, das do in dem haus ist; der wirt und sein gesind, frau, kind, hausdirn. Und da das Schellengeklingel die Aufmerksamkeit der Nachbarn erweckte, so fanden sich auch Gäste ein, wirt und gest, und daher kommen die weiter gebenden Anreden: ir herren und ir frauen, ir mannen und ir werden frauen, selten wohl umgekehrt ir frauen und ir mannen, auch ir lieben freunt oder nu vernement alle, weib und man, die sich hier gesament hann, oder IV, 216:

nun hört, ir herren, alle gemain
payde grosse und auch klein,
alt, jung, kegel und kind
alle, die hye gesamlet sind.

Daß die Frauen zugegen gewesen sind, ist hiernach unzweifelhaft; ein moderner Leser vieler Spiele wird es sonst kaum für möglich halten.

War das Spiel zu Ende, so folgte Gesang und Tanz; denn Geigen und Flöten, Pfeifen und Pauken hatten die Spielleute, welche die Schauspieler begleiteten, mitgebracht. Je länger Frauen und Mädchen, auch das Gesinde, auf diese Lustbarkeit wegen der Länge des Spiels haben warten müssen, um so lustiger und lauter ertönt der Zuruf: pfeif auf, spilmann, mach uns ein reien oder: pauk auf und mach die seiten klingen. Reihen, also Springtänze wurden getanzt, von denen der neunauf (Siebensprung in Schwaben) und der kröenpein beiläufig genannt werden. Daß die Spieler sich hauptsächlich an dem Tanze betheiligen, ist selbstverständlich.

Erst nach dem Tanze folgte das Schlußwort des Ausschreiers: nie ohne Entschuldigung für etwa zu grob gesponnene Späße und mit den besten Wünschen für das ganze Haus. Geschenke werden nicht gegeben, nur Wein wird

Digitized by Google

gefordert und sowohl den Eintretenden als den Abziehenden gereicht. Darauf geht das einmal (191) erwähnte schenk. An Sammeln von Lebensmitteln denken überhaupt nur die jetzigen Bauernkomödianten.

Der Aufenthalt scheint nicht zu lange gewährt zu haben, denn man wiederholte das Spiel an dem einen Abend in mehren Häusern. S. 227:

laßt uns der rede ein end hie geben
und laßt uns itzund furpas draben,
wann wir noch mer zu schicken haben.

oder S. 240: ir herrn, wir mußen furpas hauen
und uns uberall lassen schauen.
ob wir den leuten dann gefallen
so woll wir ofter zu euch wallen.

S. 364: wir müßen heint noch ziehen weit
und müssen auch anderswo richten unser sach.
herr wirt, got geb euch ein guote nacht.

S. 647: man hat heut noch mer sach außzutragen.

Solche Umzüge ergeben sich aus der oft vorkommenden Wendung z. B. S. 39:

kumpt iemant nach uns fragen herein,
so sagt im, wir sind allsampt auß,
man sind uns in dem nechsten haus.

Der Beschluß ist natürlich im Wirthshause gemacht S. 113:

herr wirt, tut jemant nach uns fregen
der uns dan sehen woll gern,
den weist hin zum ploben stern
und do woll wir die sach beschließen.

so daß eine allgemein zugängliche Aufführung in einem Wirthshause und ein Trinkgelag den Beschluß des Abends gemacht zu haben scheint. Als Orte erscheinen am häufigsten Erieslegen und Poppenreut; während Trippotill (303) oder wohl Trippstrill in Württemberg, mit seinem Wirthe Namens Füll und Schroffenhausen (341), wo sie mit Gläsern und Krausen ein Scharmützel veranstalten wollen, erdichtete Namen sind.

Die große Zahl der vorhandenen Stücke (in Kellers Sammlung stehen 132 und wie viele giebt es außerdem aus dem sechzehnten Jahrhundert!) ergiebt auch eine große Mannigfaltigkeit der Behandlung, die von dem einfachen Zwiegespräch sich zu sechzehn, siebzehn und mehr spielenden Personen erhebt, ja ganze Gruppen von Bauern aufweist, die gleichzeitig aufgetreten sind. Von dramatischer Kunst, ja überhaupt nur von einer Handlung ist kaum die Rede. Es spinnt sich das Ganze in der Unterredung ab, man müßte denn die Prügeleien unter Eheleuten oder die Schlägereien der Bauern als Handlung betrachten oder den Kampf, welchen Ritter und Bauern im Neithartsspiele ausfechten.

Digitized by Google

Die beliebteste Form ist die Darstellung von Processen, für welche unser Volk seit den frühsten Zeiten große Vorliebe und rege Theilnahme gehabt hat. Daher die frühe Einführung der Streitgedichte in unsere Literatur und besonders in das Drama, das geistliche wie das weltliche. Das Osterspiel verweilte mit besonderem Behagen bei der sündigen Maria Magdalena und ließ in dem Zwiegespräch mit Martha ihre Bekehrung nur langsam erfolgen. Die Paradiesspiele lassen den sündigen Menschen gebunden durch Lucifer vor Gott schleppen und seine Verstoßung verlangen, aber nur die Gerechtigkeit findet das Begehren begründet, während die Barmherzigkeit den Menschen entschuldigt und Gottes Gnade anfleht. Wenn diese Vorliebe sich bis ins siebzehnte Jahrhundert erhalten hat und noch in der ersten hamburgischen Oper 1678 der Rechtsstreit über die Erlösung geführt wird, so wird man es erklärlich finden, daß unsere Fastnachtsspiele zahlreiche Processe darbieten, zumal dieselben ihre Stoffe meistens aus dem Leben der processsüchtigen Bauern schöpfen. Kläger und Beklagter treten auf und führen ihre Sache selbst; nur in verwickelten Fragen wird auch der Sachtreiber (der Advocat) oder Fürsprecher oder Worthalter zugezogen. Sind es einfache eheliche Zwistigkeiten wegen zu häufigen Wirthshausbesuches, wegen eines verschenkten Hasens, wegen angeblicher Untreue, so übernehmen die Schwiegereltern oder ein Nachbar oder ein Gevatter die Schlichtung des Streites. Aber der Proceß wird auch förmlich geführt, Richter und Schöppen sitzen zu Gericht, Klage und Widerrede wird vorgetragen, jeder Beisitzer giebt sein Votum ab und das Publikum ist wie im Gerichtssaale passiver Theilnehmer. Meistens erscheinen Bauern als Richter. Wo es sich aber um ein gegebenes Eheversprechen handelt, wird ein förmliches Kör- oder Ehegericht constituirt, die Parteien erscheinen vor dem Official (Offizagel nennt ihn der unwissende Bauer) und seinen Procuratoren und Notarien, und nach gethanem Spruch werden die Streitenden als Eheleute proclamirt. In Erbschaftssachen tritt der König als Richter auf; das Urtheil Salomons über die zwei Mütter ist mit großer Ausführlichkeit behandelt. In dem Spiel vom babst, cardinal und von bischoffen (78) werden weltliche und geistliche Fürsten vor Papst und Kaiser verklagt, diese daß sie ihre Schäflein verderben, jene, daß sie die Länder mit Raub, Mord und Brand verheeren, und auch die einzelnen Stände erheben Klage gegen einander, namentlich der Ritter gegen die ihres Standes sich überhebenden Bauern und Bürger. Zu großem Aerger des Edelmanns sagt freilich der Narr, daß die Edelleute um ihrer Eitelkeit willen Burg und Land versetzten und umsonst wiederhaben wollten; wolle man vor ihnen in Frieden leben, so solle man ihnen fortan nichts mehr abkaufen und leihen. In Liebessachen tritt Frau Venus (32) als Schiedsrichterin auf. Dem Scherze angemessen sind dann die auferlegten Bußen; man soll zwei Viertel guten Wein, zwei Wecken und einen Braten bringen (Nr. 24), die man am folgenden Morgen gemeinschaftlich ver-

Digitized by Google

zehren will, oder nur ein Viertel Wein (34); aber nicht immer läuft es so harmlos ab. Ueber einen jungen Mann, den ein Freund zum Freiwerber genommen, der aber das Mädchen für sich geworben hatte, werden sechs Strafen verhängt, von denen als die härteste die erscheint, S. 159:

gebt im zwei weiber zu der e,
die thun im wol das grosste we,
mit kippeln, keifen wi ich sagen,
tun im alltag sein herz abnagen.

Bis jetzt waren es Verhältnisse des wirklichen Lebens, welche zu einer Entscheidung gebracht werden sollten; es traten aber auch Personificationen an deren Stelle. In einem niederdeutschen Spiele streiten sich Leben und Tod (121); jenes bringt allerlei Auskünfte vor, aber der Tod beweist siegreich mit sieben Stellen aus dem N. T., daß ihm nichts entgehen könne. Im Jahre 1414 hat ein böses Siechthum, der Tanawäschel, Deutschland verheert (54), alle Stände erscheinen vor dem Marschall, um ihn zu verklagen, der Tanawäschel schiebt alle Schuld der Todesfälle auf das unregelmäßige Leben der Verstorbenen, aber die Richter sprechen ihm das Leben ab, er beichtet und dann wird ihm von dem Henker der Kopf abgeschlagen; denn solche Hinrichtungen sind wesentlich auf die komische Wirkung berechnet. Oft tritt die Fastnacht selbst als Klägerin auf; so beklagt sie in Nr. 72, daß sie von der Fastenzeit beschlichen allen ihren Gesellen habe Urlaub geben müssen und selbst ein geistlich Leben führen solle; die Fastenzeit hält Widerrede, aber die neun Richter scheuen sich eine Entscheidung zu geben und verschieben dieselbe auf die fröhliche Maienzeit. Oder in Nr. 73 klagt sie, daß noch so viele Sülzen, Krapfen und Hühner übrig geblieben seien, wofür sie die Fastenzeit entschädigen müsse; hier hält der Papst selbst die Widerrede, aber der Richter mit seinen fünf Schöppen weiß sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Klage auf die Osterzeit aussetzen, die mit Eiern und Fladen wiederkehrend das geben werde, was die Fasten genommen haben. Die Fastnacht wird auch selbst verklagt; die Anwälte des Adels, des Bürgers, der Handwerker, der Bauern und selbst der Frauen treten als Kläger nach einander gegen sie auf; aber sie weiß keck jede Einrede zurückzuweisen und auch der Richter will schließlich das alte und lange Herkommen geehrt wissen.

Nicht minder bieten die kirchlichen Verhältnisse einen willkommenen Stoff. In dem Spiele von der alten und neuen Ehe von Hans Folz treten Christenthum und Judenthum, Kirche und Synagoge, Doctor und Rabbi, Talmud und Bibel gegen einander auf, aber die Entscheidung wird auf das nächste Jahr verschoben. In dem langen Spiel von Kaiser Constantinus (106) ist dieser der Vertreter des Christenthums, seine Mutter Helena die Verfechterin des Judenthums. Beide haben ihre Worthalter zur Stelle gebracht, die Kaiserin einen Rabbi, der Kaiser einen Doctor; diese beginnen eine förmliche Tischpibatzen,

Digitized by Google

der Jude wird bekehrt trotz aller Klagen seiner Kinder. Nicht vergessen bleibt der Antichrist oder wie er noch im sechszehnten Jahrhundert heißt der Endechrist, denn so war im Munde des Volks sein Name gestaltet, nicht weil er erst am Ende der Welt erscheinen solle, wie Grimm sagt, sondern weil er als das Ende der Christenheit gedacht wird. Vor Philipp dem Schönen, Herzog von Burgund, erscheint auf der einen Seite Sibylla, auf der andern ein Trupp Juden mit ihrem Messias, den sie endlich gefunden zu haben behaupten. Der Messias soll ein Zeichen thun, und ein feuerspeiender Drache erscheint, aber Sibylla bannt die böse Zauberei, entlarvt in dem angeblichen Messias den Antichrist und die grausamsten, ja unsäglichsten Strafen werden über die armen Juden verhängt. In einem andern Spiel: des entkrist vasnacht (68) hält er seinen feierlichen Einzug in das Land, kündigt sich an als ein Herr über alle Herren, als der wahre Gott; zwei Propheten, die ihn als den teuflischen Mann erkennen, läßt er todtschlagen, die Juden begrüßen ihn freudig als den gehofften Messias und spotten der Christen und ihres Heilands. Auch von den Christen verlangt er Anerkennung; der Kaiser und seine Räthe sind gar nicht abgeneigt, die Geistlichkeit wird leicht für ihn gewonnen, weil er dem Bischof das Biethum von Luzern (auch ein Spott, da es ein solches nicht giebt) verspricht, dem Abt seinen Bauch füllen will, der Kaplan sich auf die Abschaffung des Coelibates freut, und endlich singt gar ein Vielfraß das Lob des neuen Gottes. Freilich hat vorher noch ein frommer Pilger, der den Trägen, Aeffer und Lüger verflucht, dafür mit dem Tode büßen müssen.

Mit solchen Proceßspielen lassen sich am bequemsten die Räthselfragen verbinden, namentlich diejenige Form derselben, in der ein neckender Witz, mitunter auch ein Wortspiel die Hauptsache ist. Dennoch ist das Räthsel nicht so oft verwendet worden, wie man nach der komischen Wendung, die viele derselben nehmen, voraussetzen sollte. Jedermann kennt Bürgers Gedicht vom Kaiser und Abt, das zunächst einer englischen Ballade von König Johann und dem Abt von Canterbury oder Kantelburg, wie Bodmer sagte, nachgedichtet ist. Derselbe Stoff geht durch alle Völker und Zeiten bis zu den Tibetanern und hinauf in die nordische Mythologie, in der wenigstens Simrock S. 482 den Schäfer Hans Bendix an Odins Stelle treten läßt. Das spil von einem keiser und ein apt (22) ist in der Ausführung eins der vollendetsten. Das Vertrauen, dessen sich der Abt bei dem Kaiser erfreut, hat den Neid der Großen erregt; sie verweisen den bedrängten Kaiser höhnisch an den Abt, der wie er sonst zu gutem trank und feistem praten gerathen habe, so auch jetzt mit seiner Weisheit gegen die Feinde helfen werde. Der weiß freilich nicht zu rathen; da droht ihm der Kaiser, daß er für allen Schaden der Feinde stehen solle, wenn er als ein geistlicher Mann nicht drei Sachen zu rathen im Stande sei;

Digitized by Google

das erst, wie vil wassers im mer sei,
und wem das gelück auf nechst wonet bei,
das dritt, was ein keiser wert wer,
was man solt fur in zalen angever.

Der Abt erbittet sich acht Tage Frist, um erst ein Kapitel zu berufen. Da giebt ihm der Prior den Rath den Müller herbeizuholen, der als Doctor in aller Büberei solche Dinge gar leicht errathen werde. Nach einigem Widerstreben folgt der Müller dem abgesendeten Mönche, erklärt die Beantwortung für kinderleicht und fährt nach reichlich genossener Speise zu Hofe. Im Meere sind nicht mehr als drei Kufen Wassers, wenn nämlich dieselben nur groß genug gemacht werden; der Kaiser ist vier Groschen werth, denn wenn der Groschen zu allen Zeiten sieben Pfennige gehabt hat und Christus für dreißig Pfennige verrathen ist, so gilt daneben der Kaiser kaum achtundzwanzig. Das Glück habe er selbst am nächsten gewonnen:

vor was ich ein mulner, iez ein apt,
und kunt ich lesen, singen und schreiben,
man must mich lan im closter bleiben.

Der Kaiser macht ihn zum Abt, aber acht Tage Frist erbittet er sich, um seine Mühle zu verkaufen, seiner Frau zu verkünden, daß sie fortan Aebtissin sei und seinen Kindern, daß sie einen Mönch zum Vater haben. Indessen darf der gesunde, praktische Mutterwitz des gemeinen Mannes gegenüber der Unbeholfenheit des Gelehrten, das selbstgefällige Behagen des neuen Abtes nicht ohne Strafe und Demüthigung bleiben; denn zuletzt tritt ein Bauer auf, der ihn darauf hinweist, wie oft er von seinem Korn gestohlen habe. — Zahlreicher noch sind die Fragen und treffender die Antworten in dem Spiel von dem Freiheit (63). Einen Freiheit nämlich nannte man bereits im Mittelalter einen Landstreicher, eine Art Zigeuner, die aus dem Wahrsagen Profession machte, frei mit Beziehung auf das herren- und berufslose Leben solches Gesindels, heit aber männlich und persönlich gebraucht, wie es in ebenheit „der Genosse" außerdem vorkommt*). Es ist ein Freiheitsbube, den die Dichter auch mit Eintauschung einer geläufigeren Schlußsilbe Fribart nennen. Dem kecken Burschen werden von dem Frager eine Menge Fragen gestellt, die er rasch und sicher beantwortet; eine Probe mag genügen:

sag, was ist gruner dan der kle,
und was ist weisger dan der schne?
sag, warumb sein die glocken also hell
und warumb sein die pferd also schnell
und warumb sein die wasser trüb
und warumb sein die schön weib so lieb?

*) Wackernagel in Haupts Zeitschr. VIII, 509.

Digitized by Google

das laub iſt gruner dan der kle,
der ſchwann iſt weiſſer dan der ſchne,
die pferd werden vom futer ſchnell,
von guter ſpeis die glocken hell,
von regenwaſſer die prunnen trieb,
umb ir ſchön do ſein die frauen lieb.

Eine Nachahmung des Traugemundliedes ohne irgendwelche Handlung, außer daß der Burſche das Fragen ſatt bekommt und für die fehlerloſe Beantwortung aller Fragen zuletzt Geld fordert.

Bei dieſer volksthümlichen Richtung der Spiele darf es nicht Wunder nehmen, daß ſich Anknüpfungen an bereits vorhandene Sagen und Lieder nicht häufig finden. In einem Spiel (62) werden wir an König Etzels Hofhaltung geführt; eine ſchöne Jungfrau klagt ihm, daß ein wilder „Wunderer" ſie verfolge und ſie zur Ehe begehre. Sie ſoll ſich unter des Königs Mannen einen Beſchützer wählen. Rüdiger von Bechlaren lehnt die Ehre ab, aber der junge „Perner" Dietrich iſt ſofort bereit. Mit frechem Hohne tritt der Wunderer dem jungen Lappen entgegen, der ihn aber überwältigt und ihm das Haupt abſchlägt. In den Sagenkreis von König Artus gehören drei Spiele (80, 81, 127); in dem einen handelt es ſich um eine zauberhafte Krone, die dem zu Theil werden ſoll, dem ſie am beſten paßt; dem König von Orient wachſen Hörner daraus wie einem Bock, und er muß ſich deswegen von ſeiner Gemahlin der Untreue beſchuldigen laſſen; dem König von Cypern fällt ſie bis an den Hals herab, und er geſteht ſeine Untreue freiwillig ein. In dem zweiten Spiel handelt es ſich um den Zaubermantel, den nur treue Frauen mit Ehren tragen können; viele Fürſtinnen beſtehen mit Schande, der jungen Gemahlin des alten Königs von Spanien, die noch dazu der Gemahl von der verfänglichen Probe entbinden will, ſitzt er wie angegoſſen, und ſo ſchließt das Spiel mit einer begeiſterten Lobrede auf die edeln Frauen. Ein Gegenſtück dazu giebt das Spiel von dem Trinkhorn. Sieben Fürſten ſind an dem gaſtlichen Tiſche des Königs Artus verſammelt, da ſendet die Königin von Cypern ein köſtlich Horn, aus dem jeder beim Trinken den Wein verſchüttet, der ein Weib hat mit wanclem muot. Die Probe wird gemacht: König Artus ſelbſt begießt ſich, ebenſo der König der Griechen, der von Kerling, von Frankreich, von Preußen, von Dänemark; nur der König von Spanien wird nicht begoſſen. Das Zwiegeſpräch zwiſchen dem Tanhäuſer und der Welt gehört entweder nicht in die Reihe der Spiele, oder iſt eines der älteſten.

An die Zeitgeſchichte erinnert beſonders das Roſenblüt zugeſchriebene des Türken Vasnachtſpiel vom J. 1454, das, wie die vielen Umarbeitungen beweiſen, beſondere Theilnahme gefunden haben muß. Der Großtürke hat eben

Digitized by Google

Griechenland unterworfen und Konstantinopel erobert, da hört er, wie traurig es in der Christenheit aussieht; er kommt unter dem freien Geleit der Stadt Nürnberg, um die Sünden auszurotten. Die Boten des Papstes, des Kaisers und der Fürsten protestiren auf das feierlichste gegen solche Einmischung in die innern deutschen Angelegenheiten und drohen in sehr unglimpflicher Weise. Aber zwei Bürger verkünden, daß man das versprochene Geleit gewähren werde; morgen freilich gehe es bereits zu Ende, und deshalb rathen sie die Stadt zu verlassen. Er scheidet mit Dank gegen die wackern Bürger und verspricht ihnen große Ehre und Reverenz in seinem Gebiet.

Von den Ständen, die in den Spielen auftreten, will ich nur der vier Facultäten gedenken, so sehr dieselben auch zurücktreten gegen die Bauern und Ritter. Geschichten von Bauern sind natürlich überwiegend; ihre Rohheit und Gefräßigkeit, ihre Rauf- und Händelsucht, ihre betrügerische Schlauheit, ihre Aufschneidereien, ihre plumpen Tänze und Liebesabenteuer bieten den ergötzlichsten Stoff. Die ehrenvolle Rolle der Ritter ist vorüber. Die Städter werden geschont; wenn in Nr. 35 ein Krämer das gezahlte Geld genau prüft, so ist es eher darauf abgesehen, die Sucht der Bauern, falsche und schlechte Münzen an den Mann zu bringen, zu verhöhnen. In einem andern Spiel (70) treten zwar die verschiedenen Handwerker auf bei der Bewerbung um eine Jungfrau, aber sie werden alle zurückgewiesen, nur der Schreiber „stolz und fein" gewinnt ihr Herz, und jubelnd ruft sie aus:

es ist nichz vor meim stolzen schreiber,
der kan vil freuden geben.
all töchter schülln noch darnach streben.

Die Geistlichen mit ihrem zuchtlosen Leben in Spielen, Trinken und Buhlen sind nur in zwei Spiele eingeführt, und da ist es einmal ein Waldbruder, der von einem Bauer wegen seines sündhaften Wandels und groben Lügens durchgeprügelt wird, das andre Mal ein Domherr, der von einer Kupplerin bethört, auch keinen erfreulicheren Ausgang seiner Liebesnarrheit erfährt. Aber die Beziehungen auf Mönche und Nonnen, Rollbrüder und Beginen fehlen nicht. Eine förmliche Trauung mit allen ihr vorangehenden Verhandlungen über Aussteuer und Hochzeitsgeschenke ist in Nr. 66 dargestellt, und eine frevelhafte Parodie der Predigt kommt auch vor (70). Wenn man an dem Knechte den Herrn erkennt, so werden die Aufschneidereien von zwölf Pfaffenknechten ein ergötzliches Bild geben, die sich überbieten in Beweisen von ihrer Faulheit. Einer hat im Hofe an der Sonne gelegen und geschlafen, es ist ein Regen gekommen, aber er ist liegen geblieben, bis ihm die Haare ausgingen und der Regen ihm ein Loch in den Kopf schlug; ein anderer, am Fahrweg liegend, hat sich von einem vorüberfahrenden Wagen lieber das Bein brechen lassen, ehe er es zurückzog;

Digitized by Google

ein dritter will lieber Hungers sterben und verdursten, ehe er die Hand nach dem vor ihm liegenden Brode ausstreckt, oder den schweren Trinkkrug emporhebt.

Bei dem Richterstande bietet höchstens die Anwendung der lateinischen Sprache dadurch eine komische Seite, daß der gemeine Mann sich stellt, als verstünde er das Gesprochene. Geld zu nehmen von den streitenden Parteien lehnen sie entschieden ab, sind aber Geschenken nicht abhold. Die Sachtreiber reden kein Wort (130), ehe sie nicht das Geld für ihre Mühe in der Hand haben. Auch der Pedell spricht Latein (115).

Mehr komischen Stoff hat der Arzt geboten, zumal er häufiger als Quacksalber auftritt. In Nr. 6 gehen ihm zwei Diener vorauf, die in scherzhafter Weise seine Kunst anpreisen. Aus dem fernen Schlauraffenlande ist er gekommen, von sieben Künsten kann er achtehalb, er hat mit seiner Arznei Mönche und Pfaffen getödtet, kann Gesunde siech machen, Sehende blind, Gerade krumm und den Gesunden das Lachen vertreiben. In seiner Arznei hat er einen Froschschwanz, Stahl von einem bleiernen Nagel, Hasenstaub, Glockenklang, das Krachen einer alten Bank, das Blaue vom Himmel und Mückengehirn; diese Salbe braucht er nur an die Stirn zu schmieren, so wird jeder gesund. Oder in Nr. 82 kann Meister Vivian die Blinden reden machen, den Stummen Gesicht geben und einem Kranken zu keiner Frist helfen. Mit solchen Quacksalbern erlauben sich die Bauern die gröbsten Späße (48) und denen entsprechen die von ihnen empfohlenen Mittel (82). Aber auch die wahren Aerzte prahlen vielfach mit ihrer seltenen Kunst (98, 101) und können nichts thun, wenn ihnen nicht der gefangene prunnen gezeigt wird. Nur in einem Spiele (120) tritt der Arzt mit dem Ernste und der Würde seines Berufes auf, aber durch die Mißverständnisse, welche seine verblümten Fragen nach dem Zustande des Kranken hervorrufen, wird das Lachen erregt.

Was bleibt für die Philosophen übrig? Zwar erscheinen die Vertreter der sieben freien Künste in einem Spiel (96):

Briscianus mit gramatica,
die lert lateinisch reden und sprechen,
die silben spalten, piegen und prechen.
hie vindt man loica mit irer list,
die lert, was valsch und unrecht ist;
sie krumpt, sie slicht, sie genzt, sie trent,
die lug sie bei der wahrheit kent;
ir meister heist Aristotiles.
die geometria lert Euclites,
die misset hoch, tief, eng und weit
kurz, lang, smal, preit, die kunst das geit.

Digitized by Google

Tullius lert retorica,
hübſchlich reden nein und ja
und mit geblumten worten dictiren
und ſach von ſach ſpecificiren.
Bohetius lert die muſica
wie ut re mi fa sol und la
ſo ſüeß herclinget auf ſeitenſpilen,
mit vingern und mit vederkilen.
Pitagarus leret practiciren
und kann auch wol auß zifferiren
wie ſich jeder numerus gemert;
die arsmetrica das lert.
aſtronomia geit zu verſten
wie ſunne und mond ſo vern umbgen
und wie ſie all frücht würken hie unten;
das hat mein herr kunig Tholomeus gefunden.

aber alle ihre Künſte werden nur zum Wohlgefallen der holden Frauen verwendet und einem Jüngling Anweiſung dazu gegeben. Doch dürfen wir Ariſtoteles nicht vergeſſen, der in jener Zeit mehr als eine Facultät vertritt und der uns wiederholt vorgeführt wird als der Gewährsmann aller Wahrheit, als das Muſter aller Tugend. Einem nur können ſelbſt die mächtigſten und weiſeſten Männer nicht widerſtehen, das iſt der Frauen Liebreiz, durch welche ſelbſt eines Ariſtoteles Weisheit zur Thorheit wird. An vier Königsſöhnen hat der große Meiſter ſeine phyſiognomiſche Wiſſenſchaft erprobt und nicht eben Löbliches von ihrer Complexion verkündet. Da wird ihm ſein eignes Bild vorgelegt, und er findet daran einen Mörder, Dieb, Lügner und unkeuſchen Mann. Schon triumphiren alle, daß ſeine Kunſt zu Schanden geworden, aber er widerlegt ſie mit dem offenen Geſtändniß, daß er allerdings jene Gebrechen habe, ſie aber zu bezwingen wiſſe. Das ſtolze Wort ſoll durch die That raſch geprüft werden. Des Sultans Weib naht ihm mit freundlichen Worten (in einem andern Spiel iſt es die Königin, der er zunächſt nur gramaticam, loicam, philosophiam und rethoricam lehren will, aber ſie weiſt dieſe Künſte zurück, die ſich für ein Weib nicht ziemen), er wird bethört, wirft ſich auf alle vier und läßt die Fürſtin auf ſich hin und her traben, die in der rechten Hand eine Art Knute ſchwingt und in der linken einen Zaum hält, der dem bärtigen Philoſophen durch den Mund geht. Bitter beklagt er nachher die ihm durch ſolche Thorheit erwachſene Schande und will lieber ſterben und warnt darum ernſtlich die jungen Geſellen, ſich nicht von einem Weibe bethören zu laſſen. Das iſt ein Stoff, an dem das Mittelalter ſein beſonderes Behagen gefunden und den es ſelbſt durch die Bildhauerei und Malerei wiederholt dargeſtellt hat.

Digitized by Google

S. 126: man hat das vor wol mer gehort,
das frauen die zu narren machen,
die allzeit in weisheit wachen.
die weisen in der alten e,
Salomon und Aristotile,
damit Absalon und Sampson
die mussten sich all teuschen lon.
das macht der frauen susse minn,
das sie beraubt werden irer sinn.

Neben Salomon, Aristoteles und Samson wird S. 1039 auch Vergilius genannt, die weisesten und stärksten, die alle an Weibern erblindet waren. Frau Venus fügt S. 263 als fünften den Sokrates hinzu. Und Aristoteles selbst bekennt S. 150:

genadt mir, edler herre mein,
kein man auf erd so weis mag sein
ein weib efft ihn, ob sie wil;
sie kunnen susser wort gar vil
und thun sich auch gar hubsch aufpflanzen;
sie machten ein münch im kloster tanzen.

Unter Ihnen, w. D., die Sie sich heute hübsch aufgepflanzt d. h. geschmückt haben, wird zwar keine sein, die durch süße Worte einen der vielen hier anwesenden Aristoteles dahin bringt, sich auf die Hände zu legen und den Rücken zu einem Ritt durch Garten oder Stube darzubieten, alle aber werden ohne süße Worte die hier versammelten Herren tanzen machen, zumal sich kein Münch unter ihnen befindet. Von allen aber, die mir geduldig Gehör geschenkt haben, nehme ich Urlaub mit den Worten eines der Ausschreier (S. 46):

hett wir mit unsern vasnachtspiln
euch kunnen machen freuden vil
wer unser aller (d. h. mein) freud und will.

Vermischte Literatur.

Carl Friedrich Nebenius. Ein Lebensbild eines deutschen Staatsmannes und Gelehrten. Von Dr. Joseph Beck. Mannheim, Druck und Verlag von J. Schneider. 1866. 128 S. 8.

Der Verfasser, bekannt durch seine treffliche Biographie Wessenbergs, giebt uns

Digitized by Google

hier die Charakteristik eines Mannes, der schon längst eine eingehende Würdigung seiner vielfachen Verdienste nicht blos um Baden, sondern um die Entwicklung der deutschen Zustände überhaupt verdient hätte, und er war als Freund des Verewigten zu dieser Arbeit besonders berufen. Seine Darstellung dieses bedeutenden Lebens, selbstverständlich eine kurze Geschichte zugleich der Entwicklung Badens, wo Nebenius zunächst als höherer Finanzbeamter, dann dreimal als Minister wirkte, ist klar, einfach, vom Geiste eines gemäßigten Liberalismus getragen und reich an neuen Notizen, namentlich in Betreff der Entstehung der badischen Verfassung und der ersten Periode ihrer Wirksamkeit. Von besonderem Interesse ist, was über die Thätigkeit mitgetheilt wird, die Nebenius für das Zustandekommen einer commerziellen Einheit Deutschlands entwickelte, obwohl der Verfasser, wenn er Aegidis Schrift über die Vorgeschichte des Zollvereins gekannt hätte, seine Meinung über Preußens Stellung zu dieser Angelegenheit vermuthlich einigermaßen modificirt haben würde. Dagegen müssen wir ihm vollständig beipflichten, wenn er List und seinen Verehrern gegenüber die intellectuelle Urheberschaft des Gedankens eines allgemeinen deutschen Handels- und Zollvereins dem Gegenstande seiner Darstellung vindicirt. Nebenius war es, der 1818 schon, in der bekannten Denkschrift (einer Privatarbeit beiläufig, nicht, wie Häusser irrthümlich sagt, einem amtlichen Gutachten) diese Idee ausführlich entwickelte. Nicht die Spur ist vorhanden, daß in jenen Tagen außer Nebenius irgend jemand in Süddeutschland einen praktischen Vorschlag zur Abstellung der bezüglichen Mißstände zu machen gewußt hätte. Auch List wußte in dieser Rücksicht nur den Rath zu ertheilen: man solle „einen Congreß von Kaufleuten und Fabrikanten berufen, um einen gründlichen Plan über ein Bundesdouanensystem zu entwerfen, das die inländische Industrie sichere und den Ausfall in den Finanzen der einzelnen Staaten decke“ — eine Meinung, die nicht zu vertheidigen war, weil einem solchen Congreß einerseits höhere staatswirthschaftliche Kenntnisse, andrerseits ein nicht durch eigne Betheiligung getrübtes Urtheil mangeln mußten. Im November 1819 noch bekannte List in einem Brief an Nebenius seine völlige Rathlosigkeit in der Sache, indem er sich selbst sagen mußte, wie jede, auch die energischeste Darstellung des nirgends in Abrede gestellten Nothstandes und der Dringlichkeit der Abhilfe durch ein gemeinschaftliches Zollsystem so lange erfolglos bleiben mußte, als nicht nachgewiesen wurde, auf welche Weise eine solche Maßregel wirklich ausführbar sei. Mitte Februar 1820 machte er in einer Eingabe des Handelsvereins, dessen Consulent er war, den wunderlichen Vorschlag, „daß die Zolleinkünfte entweder vom ganzen Bunde oder von den einzelnen Staaten an eine Actiengesellschaft verpachtet werden sollen, die sich dann verbindlich machen müßte, den bisherigen Zollertrag als Pachtzins zu entrichten.“ Mit dem bloßen lauten Rufen, es müsse anders werden, ists in politischen Dingen nicht gethan, sondern wer das Wie zu sagen weiß, schießt den Vogel ab. Nicht wer unter Tausenden, welche die Verwirklichung eines Gedankens verlangen, seine Stimme am lautesten erhebt, sondern wer bei entstandenem Zweifel über die Möglichkeit seiner Verwirklichung die Art und Weise, wie die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen und die Ausführung zu sichern, auf befriedigende Weise entwickelt, bringt das Ei des Columbus zum Stehen. List ist nicht ohne Verdienst um die Entstehung des Zollvereins, aber wenn seine enthusiastischen

Digitized by Google

Anhänger ihm das Hauptverdienst zuschreiben, ihn gar zum Urheber des Gedankens in Süddeutschland oder Deutschland überhaupt machen, so ist dagegen auf Grund der Thatsachen zu protestiren. List wirkte für Bereitung des Bodens für den Verein in Süd- und Mitteldeutschland dadurch, daß er seit dem Frühjahr von 1819 die Klage über den traurigen Zustand des deutschen Handels und der deutschen Industrie und den Ruf nach Abhilfe mittelst eines gemeinsamen Mauthsystems immer lauter und kräftiger erhob; Nebenius that dasselbe schon ein Jahr zuvor und in weit werthvollerer Weise, indem er die Lage der Dinge mit der Klarheit und Sicherheit des Kenners besprach und dabei bereits ahnen ließ, daß die Schwierigkeiten einer commerziellen Vereinigung in Deutschland nicht unübersteiglich seien. List weiß zunächst zur Erreichung des sehnlich herbeigewünschten Abkommens nichts Besseres zu rathen als eine Zusammenkunft von Kaufleuten und Fabrikanten, welche das Räthsel erst lösen, das Auskunftsmittel erst suchen soll; dann will er das neapolitanische System einer Zollverpachtung den Deutschen als Nothbehelf empfohlen wissen; Nebenius legt bereits zu Anfang des Jahres 1819 einen vollständig ausgearbeiteten, auf gründlichster Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse basirenden Plan vor, welcher den deutschen Zollverein in nuce darstellt, nach dessen Vorschlägen dieser später im Wesentlichen ins Leben tritt, und auf dessen Grundgedanken er noch heute besteht. Dort großer Eifer und starke Fertigkeit im Reden, hier die Reife der Erfahrung und Reichthum fruchtbarer Gedanken — niemand wird zweifelhaft sein, wem der Preis gebührt.

Darstellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Controle in Oestreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Würtemberg, Baden, Frankreich und Belgien von Carl v. Czörnig. Wien, 1866. Wilhelm Braumüller. 187 S. 8.

Eine instructive Zusammenstellung alles Wissenswerthen über einen Gegenstand, der in der Literatur bis jetzt nur noch spärlich behandelt ist, von dem östreichischen Finanzministerium angeregt und ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, jetzt eine willkommene Vervollständigung des größeren, 1862 in zweiter Auflage erschienenen Werkes des Verfassers über das östreichische Budget von 1862 im Vergleich mit denen anderer europäischer Länder. Die vom Titel genannten Staaten werden zunächst einzeln nach ihrer Finanzperiode, ihrem Verwaltungs- und Rechnungsjahr, nach Form und Inhalt ihres Budgets, nach ihrer Staatsrechnung, Rechnungscontrole und ihrer Staatscontrole betrachtet, dann folgt eine vergleichende Uebersicht über dieselben nach diesen Einrichtungen. Da in Oestreich das Staatsrechnungs- und Controlwesen einer wesentlichen Umgestaltung entgegengeht, so wurden die Grundsätze, welche derselben zur Basis dienen werden, dem letzten Abschnitt als Anmerkung beigefügt und so der Gegenstand bis auf die unmittelbare Gegenwart fortgeführt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Königliche landwirthschaftliche Akademie Proskau in Schlesien

Das Sommer-Semester beginnt am 16. April. Der Cursus ist zweijährig; der Studirende hat sich bei seinem Eintritt jedoch nur für das laufende Semester. Die verschiedenen Disciplinen aus dem Gebiete der Philosophie, Volks-, Land- und Forstwirthschaftslehre, Naturwissenschaften, Thierheilkunde werden in systematischer Aufeinanderfolge dem Charakter und den Einrichtungen einer Hochschule von dreizehn Docenten vorgetragen. Reiche Sammlungen und mannigfaltige wissenschaftliche und Hilfsmittel, zu welchen das chemische Laboratorium, das physiologische und zootomische Laboratorium, Versuchsfeld, das pomologische Institut, der landwirthschaftliche Thierpark und die umfassende Gutsgehören, unterstützen den Unterricht. Junge Männer, welche die Absicht haben, sich besonders Schäfereiwesen vertraut zu machen, um später die Leitung von Schäfereien als Geschäft zu betreiben, halten Gelegenheit, sich für den erwählten Beruf gründlich auszubilden. Ebenso ist für die praktische lernung der Spiritus- und bairischen Bier-Fabrikation in besonderen Cursen Vorsorge getroffen. monatlich zu entrichtendes Lehrhonorar können junge Landwirthe, deren Verhältnisse ihnen den an der Akademie während eines vollen Semesters nicht gestatten, als Hospitanten zugelassen werden Erlernung der praktischen Landwirthschaft ist durch die mit der Akademie in Verbindung gebrachte Station Gelegenheit geboten. Das Studien-Honorar beträgt für zwei Jahre hundert Thaler. Näheres richten über die Akademie, deren Einrichtungen und Lehrhilfsmittel enthält die bei Wiegandt & in Berlin neu erschienene und durch alle Buchhandlungen zu beziehende Schrift: „Die Königliche schaftliche Akademie Proskau", auch ist der unterzeichnete Director gern bereit, auf Anfragen kunft zu ertheilen.

Proskau in Oberschlesien, im Januar 1866.

Der Director, Königliche Landes-Oeconomie-
Settegast.

Im Verlage von **Georg Sendelbach** in **Coburg** erschien soeben:

Erinnerung
an
Friedrich Rückert
von **Dr. C. Beyer** in **Coburg.**

Mit Portrait des Dichters.

gr. 8°. Eleg. brochirt. Preis 7½ Ngr.

Bei J. J. **Grunow** in **Leipzig** ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu

Der Staat oder die Staatswissenschaften im Lichte unserer

Unentbehrliches populares Handbuch und Rathgeber für alle Klassen stände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. C. H. Th. Huhn. Pr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. wirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Auf **Lucian Herbert's** neuesten, in Oesterreich spielenden Roman

Die todte Hand, 4 Bde. 5 Thlr.

(Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig)

sei hiermit die Aufmerksamkeit des Lesepublikums ganz vorzüglich gelenkt. Der nationale Con Oesterreich zerklüftet und die Schilderung des kirchlichen Lebens in Oesterreich bildet die hochinteressanten, abwechslungsvollen und figurenreichen Buches, welches eigentlich den Titel fü Oesterreich, wie es ist.

Die „todte Hand" ist auch ein weiteres Bruchstück zu der Gallerie zeitgenössischer Lucian Herbert's, in welchen sich die Geschichte unseres Jahrhunderts wiederspiegelt Titel lauten: **Louis Napoleon.** (Volksausgage in 5 Bänden oder 28 Lieferungen. 4⅔ Thlr.) (8 Bände. Preis 10 Thlr. 20 Ngr.) **Carlo Alberto.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **1830.** (Pariser Julirevolution. 2 Bde. 2 Thlr.) **1831.** Tage. 2 Bde. 2 Thlr.)

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespal angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 11.

Ausgegeben am 9. März 1866.

Inhalt:

Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preußischen Partei Seite 401
Der Marokkrieg auf Neuseeland 413
Die berliner Bildhauerschule. 4. 430
Briefe aus Oestreich 434
Literatur 440

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preußischen Partei.

Der Schluß des preußischen Landtages kam sehr unerwartet. Ob er wirklich im Interesse der Regierung war, darf man bei unbefangener Schätzung der Verlegenheiten bezweifeln, welche er ihr gegenüber abgeschlossenen Verträgen vor dem Auslande zu bereiten droht; die Opposition hat durch die unwillige Entsendung nicht an Ansehen eingebüßt. Sie hat erreicht, was in dieser Sitzung überhaupt für sie zu hoffen war, sie hat die Größe des innern Zwiespalts, welcher die Regierung und die Majorität der Volksvertreter trennt, aufs Neue dargelegt. Die Verhandlungen über einen Entscheid des Obertribunals waren bedeutungsvoll für Preußen, noch nie hatte das Ministerium in der Debatte so auffällig den Kürzeren gezogen, die Gründe des Abgeordneten Gneist, die leidenschaftliche Bewegung Twestens, die ruhige Erklärung Simsons gaben der Verhandlung einen Ernst und eine Würde, welche nirgend die Wirkung verfehlt hat, als vielleicht da, wo wir alle die größte Wirkung wünschen. Wer die tiefe Erregung beachtete, welche hinter den gemessenen Worten zuckte, der darf sich nicht verbergen, daß in den dritthalb Jahren seit den Juniordonnanzen gegen die Presse der Streit in Preußen langsam größere Dimensionen angenommen hat; und der Abgeordnete Simson hatte guten Grund zu dem Ausspruch, daß man einst diese Verhandlung als verhängnißvoll für das System bezeichnen werde.

Allerdings ist seit dem Juni 1863 auch für die liberale Opposition der Kampf gefahrvoller geworden. Der innere Schade hat weiter gefressen, durch viele Zwischenfälle, durch eine militärische Expedition, durch Verwicklungen mit dem Auslande, durch die Festsetzung des Ministeriums des Innern und die völlige Aptirung der Regierungsmaschinerie an das herrschende System sind neue Schwierigkeiten geschaffen; von beiden Seiten ist die Antipathie größer, eine Verständigung der Parteien nach menschlichem Ermessen unmöglich geworden. Der preußische Staat befindet sich im Anfange eines schweren Processes innerer Umgestaltung, dessen einzelne Momente noch gar nicht zu über-

Digitized by Google

sehen sind. Aber jeder Vergleich mit ähnlichen Zuständen anderer Länder und jede Schätzung menschlicher Leidenschaften geben Grund zur Besorgniß, daß diese Verjüngung des Staates nicht mehr auf dem Wege ruhigen Compromisses durch die Klugheit einzelner Führer gelenkt werden wird, sondern daß in irgendeinem Augenblick auch die empörte Empfindung der Regierung wie des Volkes eigenwillig hineinbrechen kann.

Seit der Streit über die Heeresorganisation den schneidenden Gegensatz offenbarte, welcher zwischen Regierenden und Regierten über ihre Berechtigung im Staate bestand, hat es nicht an wackern Männern gefehlt, welche behaupteten, daß der Streit nicht zeitgemäß sei, daß die Versöhnung wohl möglich, daß Nachgiebigkeit der Volksvertreter in dieser einen Frage den ganzen Conflict vermeiden könne. Preußen sei durch die Verfassung noch kein Verfassungsstaat geworden, man müsse sich allmälig einleben, alter Gewöhnung der Regierenden vieles zu Gute halten, bis nach und nach der Sinn sich ändere, oben Selbstbeschränkung, unten sichere Manneskraft allgemeiner werde.

Wer solche Ansicht vertrat, der forderte von dem neuen Factor, der durch die Verfassung zu gesetzlicher Geltung gekommen war, von Intelligenz und Gewissen, von Leidenschaft, Neigung und Haß im Volke eine Diplomatie, welche praktisch unmöglich ist. Ein einzelner Mann, der durch lange Entziehung der Nahrung geschwächt ist und endlich die ersehnte Kost errungen hat, wird vielleicht bei großer Gewöhnung, sich selbst zu beherrschen, auch ohne äußern Zwang sich zu mäßigster Diät entschließen. Ein Volk und die Vertretung eines Volkes vermag diese Art von Selbstverläugnung nicht zu üben; aus ihm bricht mit dem Zwange einer Naturgewalt die Stimmung hervor. Es gehört zum Wesen einer repräsentativen Körperschaft wie der Presse, bei jeder Veranlassung ihre Gesinnung kund zu geben. Lang geschulte Parteien vermag allerdings in ruhigen Zeiten der kluge Wille der Führer so zu unterwerfen, daß sie eine Zeit lang der Uebermacht des Individuums sich fügen, und dann erscheint wohl bei großen Fragen auch eine parlamentarische Partei als vorsichtiger und kluger Taktiker; und wieder pflegt eine geknechtete oder an Intelligenz arme Masse willig geheimen Leitern oder bewährten Sprechern zu gehorchen. Aber sobald in einem Staat, welcher Verfassungsformen hat, irgendwie sittliche Empfindungen: das Rechtsgefühl, das Ehrgefühl, das Selbstgefühl der Wähler gekränkt werden, ist es mit klugem Verhüllen vorbei; was in dem Volke sich lebendig regt, das dringt auch in der Presse, auf der Tribüne in Worten und Beschlüssen hervor.

Und wer die Parteien in Preußen näher betrachtet, erkennt leicht, daß sie keineswegs mit den Parteien eines Staates zu vergleichen sind, welcher seine Gegensätze auf dem Boden der Verfassung auszukämpfen gewöhnt ist. Der Kampf in Preußen, der im Jahre 1848 begonnen und seitdem nur in kurzen

Digitized by Google

Zeiträumen geruht hat, ist ein Kampf nicht nur um die Verfassung selbst, sondern um die gesammten sittlichen Grundlagen des bürgerlichen Lebens. Wie matt er in manchem Jahre geführt wurde, er ist doch in der Stille unaufhörlich fortgeführt worden, in der Kirche, in den Familien, in der Gesellschaft, im Beamtenstand, im Heer, auch auf dem weiten Gebiet der materiellen Interessen. Immer bestand der drohende und dem Staat furchtbare Gegensatz zwischen einer großen Genossenschaft der Privilegirten, welche durch engen Anschluß an die Idee des selbstwilligen Königthums ihre eigene Sonderstellung im Staate zu behaupten suchten, als regierende Beamte, als Militärs, als Zugehörige des Hofes, als bevorzugte Grundbesitzer; und zwischen solchen, welche den Rechtsstaat wollten. Immer war dies ein tiefer Gegensatz auch in den gesammten sittlichen Grundlagen des Handelns: hier Ehre, dort Recht, hier Autorität, dort freie Selbstbestimmung, hier hingebender Glaube, dort selbständige Forschung, hier Vorrechte, dort freie Concurrenz. In jedem Staat sind dieselben Gegensätze des Idealismus und der Thatkraft geschäftig, aber Jahrhunderte mögen vergehen, ohne daß eine Partei die andere unerträglich findet. Anders ist es in Preußen gekommen, wie es denn überhaupt zum Wesen dieses Staates gehört, sich in den schärfsten Gegensätzen von Tüchtigkeit und Verkehrtheit, von Größe und Kleinlichkeit, von Kraftentwickelung und Schwäche darzustellen. Hier haben zwei Fürsten des Regentenhauses eifrig gearbeitet, sich und den Staat auf die Reagirenden in der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft zu stützen. Dadurch ist eine extreme Partei von äußerster Unduldsamkeit zur Macht gekommen. — Selbstverständlich unterscheiden sich sehr viele tüchtige Männer in unserm Landadel und im Heere, auch wenn sie sich der Partei zurechnen, welche mit Unrecht die conservative genannt wird, nur durch eine wenig bemerkbare Schattirung von naheſtehenden Männern der andern Partei. Aber charakteristisch ist, daß in verhältnißmäßig vielen Individuen die ganze Schärfe des Contrastes zu Tage kommt, und daß grade die Exaltirten der reactionären Partei es sind, welche das Herrenhaus füllen, das Ministerium stützen und beschränken, als Vertreter und Tonangeber des Heeres ihren Einfluß erweisen. Deshalb ist es in der That ein Zusammenstoß zweier grundverschiedener Weltanschauungen, was auf dem Terrain des preußischen Staates gegen einander streitet.

Manche Preußen hoffen noch immer eine Tilgung des Risses, der den ganzen Staatsbau durchzieht, von einer Aenderung in den Anschauungen des Staatsoberhauptes, und vertrösten auf solche Aenderung in der jetzt lebenden oder künftigen Generation. Wir halten für ein Glück, und zwar zunächst aus Loyalität, daß diese Zahl in Preußen täglich kleiner wird. Denn wer so denkt, ist in dringender Gefahr, die Hände in den Schooß zu legen und wieder auf das Haupt und die Verantwortung des Königs eine Arbeit zu wälzen,

Digitized by Google

welche das Volk selbst vornehmen muß, deren Früchte ihm nicht als ein Geschenk von oben kommen dürfen.

Es ist allerdings in Preußen bekannt, daß der Kronprinz in fester Opposition gegen das herrschende System verharrt, daß er an den Sitzungen des Ministerraths keinen Theil nimmt und nur bei den Conseilsitzungen erscheint, zu denen er vom König selbst beordert wird.

Aber was ist alles in Preußen umzuformen! Riesengroß ist die Arbeit geworden, sie vermag, wie die Sachen liegen, nimmer durch den guten Willen eines Fürsten gethan zu werden. Wo ungeeignete Personen aus ihren Aemtern entfernt werden, müssen doch andere bewährte statt ihrer eintreten, wie sollen diese einem Fürsten erkennbar und der Last gewachsen sein, wenn sie sich nicht im lebhaften Kampfe bewährt und das Metall ihres Willens gehärtet haben. Ferner aber sind die in Preußen nöthigen Reformen zum Theil von der Art, daß sie sich gar nicht anders durchführen lassen, als gefordert durch eine stark bewegte und imponirende öffentliche Meinung, welche zahllosen Ansprüchen Einzelner und ganzer Classen gebieterisch Resignation auferlegt. Wir erinnern nur an die Umgestaltung des Herrenhauses. Es ist in Preußen nicht eine kleine, sondern eine große und mächtige Partei, welche dadurch tödtlich gekränkt wird; Ansprüche, welche in fast zwanzig Jahren groß gezogen, Anschauungen, welche von oben sorgfältig gepflegt sind, weichen nicht einem Federstrich, und wenn er von der Hand eines Königs käme; es genügt auch nicht, zweihundert neue Mitglieder des Herrenhauses zu ernennen, um den aufbrennenden Haß und stillen Widerstand von Tausenden einflußreicher Männer zu brechen, das vermag nur durch die Ueberzeugung zu geschehen, daß auf dem Wege, der bis dahin beschritten wurde, ohne größte Gefahr für die Einzelnen und den Staat nicht weiter zu kommen sei. Und diese zwingende Ueberzeugung vermag, wie Menschenart ist, nur eine Respect einflößende Haltung des preußischen Volkes zu geben.

Es fehlt in Preußen auch nicht an solchen Liberalen, welche jetzt schon finster in die Zukunft sehen und sich unheimlicher Vergleichung mit den Revolutionen des vorigen Jahrhunderts nicht entschlagen können. Es hat damit keine Noth. Die Preußen sind keine Franzosen, der Bauer ist kein Sklave, der Erwerbende hat trotz der Forderungen eines strengen Staates die Ueberzeugung, daß er wacker vorwärts kommt, in den Familien ist Zucht und Sitte, die große Idee, daß der Einzelne sich zuletzt dem Staate schuldig sei, ist dort sehr tief in die Seelen geprägt. Auch die Opposition mag einmal zu gewagten Schritten gedrängt werden, aber die Veranlassung und Methode des Streites ist dazu angethan, den Leitern Besonnenheit und Selbstbeschränkung zu geben, denn es ist ein Kampf um gesetzliches Recht und seine Consequenzen. Auch steht die liberale Partei in Deutschland jetzt unter der Zucht und dem Urtheile des

Digitized by Google

ganzen gebildeten Europas. Für den warmen Antheil, womit das Ausland den preußischen Streit für die Verfassung betrachtet, sind wir dankbar; wir würdigen sehr wohl den Werth, welchen die Sympathien Europas in irgendeinem bevorstehenden Stadium des Conflictes für uns haben können. Da aber die englische Presse den Preußen einen gewissen Mangel an Entschlossenheit vorwirft, so geben wir ihr freundlich zu bedenken, daß die Führer des Langen Parlaments wahrscheinlich als friedliche Colonisten in irgendeinem Territorium Amerikas geendet hätten, wenn König Karl 200,000 Soldaten unter der Fahne und eine vortrefflich eingerichtete und fügsame Beamtenmaschinerie zur Verfügung gehabt hätte. Auch die Franzosen mögen uns nicht zürnen, wenn wir Anstand nehmen, ihrem Beispiel zu folgen. Wir sehen nicht, daß der häufige Wechsel der Dynastien ein untrügliches Mittel ist, die innere Freiheit zu stärken. Und wir vermögen den Imperialismus auch dann nicht zu bewundern, wenn wir zugeben, daß er der Franzosen Macht und Ansehn in Europa vergrößert hat. Denn wir sehen zugleich, daß dies System die Individuen schwächer und politisch untüchtiger macht. Und wir wünschen unserm Preußen solche Größe nicht, welche gezwungen ist, die Bürger herabzuwürdigen, um den Staat zu heben.

Dieser Kampf um die Reorganisation des preußischen Staates, das heißt um seine Verwandlung in einen Verfassungsstaat, mag in unserem oder einem folgenden Geschlecht mit dem Siege unserer Partei enden; wie er jetzt schwebt, füllt er uns Herz und Gedanken, durch ihn sind wir Theilnehmer an den politischen Geschicken unseres Volkes, er ist uns Freude und Sorge und das große Interesse unserer Tage. Er ist es mehr oder weniger auch für die Deutschen, welche nicht in Preußen selbst sich daran zu betheiligen vermögen.

Und es ist sehr an der Zeit, daß, wer irgend zur liberalen Partei gehört, und wer auf Preußens Zukunft irgendwelche Hoffnung setzt, sich selbst klar mache, wie er zu diesem Kampfe stehe, und welches Verhalten ihm Pflicht sei.

Es sei deshalb erlaubt, zunächst an einige triviale Wahrheiten zu erinnern.

In Preußen gehört, grade wie in Staaten mit altem Verfassungsleben, nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der urtheilsfähigen Menschen einer bestimmten politischen Partei an, der größere Theil beharrt in der Rolle eines theilnehmenden Zuschauers, der sich den Parteien gegenüber eine gewisse Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren sucht und nur in Fällen der Noth oder bei zufälliger Veranlassung als thätiges Mitglied einer Partei hervortritt. Auch diese stillen Beobachter sind nicht parteilos, ihre Sympathien sind doch in der Hauptsache auf einer Seite, auch sie werden durch die Parteien beeinflußt, in Zeiten der Noth sind sie auf den Anschluß an die bestehenden angewiesen und treten unter das Commando der vorhandenen Führer. Es ist deshalb nicht statthaft, einer Partei vorzuwerfen, daß sie in irgend-

Digitized by Google

einem Augenblick ihrer politischen Thätigkeit nicht die absolute Mehrzahl der Staatsangehörigen unter ihren Fahnen zähle; das ist nie und nirgend der Fall, außer in Katastrophen des Staats, und dann wird in der Regel eine schnelle Entscheidung herbeigeführt. Ein verständiger Staatsmann darf nur fragen, zu welcher Partei gehen stille Neigung und Wünsche der zur Zeit schweigenden großen Mehrzahl der Staatsangehörigen, und in der Regel wird diese Frage nicht schwer zu beantworten sein. Aber wie groß die Zahl derer in einem Staate sein mag, welche ihre Parteinahme nicht öffentlich manifestirt haben; so lange sie in der Stellung ruhiger Beobachtung verharren, vermögen sie den Sieg einer Partei aufzuhalten, aber niemals selbst einen Erfolg durchzusetzen, denn Indifferenz, Vorsicht, Trägheit, Furcht, Verstimmung und Abneigung gegen alle Politik sind keine Qualitäten, welche eine politische Kraftäußerung möglich machen. Dagegen sind sie für jede Partei wichtig, weil jede um sie wirbt, und weil das Bestreben, ihre stillen Sympathien nicht zu verlieren, die Partei vor argen Ausschreitungen und vor übergroßer Einseitigkeit bewahrt. Wer also in politischen Dingen irgendetwas durchzusetzen wünscht, der hat sich und seine Interessen nicht diesen Indifferenten anzuvertrauen, sondern er hat sich an eine thätige Partei anzuschließen und die Consequenzen dieses Anschlusses auf sich zu nehmen.

Jeder solcher Anschluß giebt viel und nimmt einiges, er macht sicherer und stärker, aber er beschränkt wahrscheinlich auch in manchen Fällen die Freiheit, eine persönliche Ueberzeugung in beliebiger Weise geltend zu machen; er giebt Gelegenheit zu einer großen Wirksamkeit, aber er stellt auch dieser Wirksamkeit gewisse feste Schranken auf. Die Partei hebt, trägt und bringt zur Geltung, aber sie bändigt auch den eigenen Willen und sie nöthigt die genialste Kraft, sich zu bescheiden. Das hat Cäsar gefühlt, Cromwell und jeder andere Staatsmann, der aus dem Privatleben heraufkam. Denn die Grundlage jeder segensreichen politischen Thätigkeit ist Compromiß, und zwar Compromiß des Wahlmanns mit dem Wahlmann, des Schriftstellers mit seinen Lesern, des Deputirten mit seinen Parteigenossen, der Partei mit der Gegenpartei, der Regierung mit den Parteien, der Staaten untereinander. Der Einzelne, welcher sich solcher Parteisubordination nicht unterwerfen will, mag als Einzelner friedlich dahin leben, aber er muß auf jede nützliche Theilnahme an Politik verzichten. Es versteht sich von selbst, daß darum niemand Sklave der Partei wird; jedem steht der Austritt und Rückzug in das Privatleben frei, und keinem kann a priori das Recht genommen werden, eine neue Partei zu bilden.

Die politische Thätigkeit einer Partei, welche nicht im Besitz der Regierungsgewalt ist, äußert sich auf der Tribüne, durch die Presse, durch persönliche Einwirkung auf die einzelnen Wählerkreise. Die Abgeordneten sind es, welche durch das Vertrauen ihrer Wähler zu verhandelnden Politikern ernannt werden,

Digitized by Google

sie sind die erwählten Führer der Partei, ihrem Gewissen ist die folgenschwere Beurtheilung der höchsten Staatsfragen anheimgegeben, durch ihre Thätigkeit in der Kammer leiten sie auch das Schicksal ihrer Partei; durch sie erst wird die Parteibildung vollendet, denn sie erst bringen ihre Partei zu gesetzlicher politischer Geltung.

Es ist deshalb selbstverständlich, daß die Möglichkeit, welche dem Einzelnen wird, eine persönliche Ueberzeugung zur Geltung zu bringen, in hohem Grade abhängig ist von der socialen Stellung, welche er innerhalb der Partei einnimmt, d. h. von dem Theil seiner Zeit, welchen er der Politik zu widmen im Stande ist. Der Wähler, der Journalist, der Abgeordnete stehen darin nicht gleich. Wer nur einzelne Stunden eines beschäftigten Lebens herzugeben vermag, bei dem wird die größte Selbstbeschränkung und die willigste Unterordnung unter die Führer nützlich sein; eine feste persönliche Ueberzeugung vermag er in der Regel nur in kleinem Kreise geltend zu machen. Tritt jemand aber mit einer großen Forderung gegen die Partei hervor und wirbt er selbstwillig für seine Ueberzeugung Anhänger, so legt sich auch die Pflicht auf seine Seele, das Neue, welches er selbst in die Partei hineinträgt, in ihr oder gegen sie zu politischer Geltung zu bringen. Einem Mann von gewöhnlicher wohlgemessener Menschenkraft wird dies selten ohne eine vollständige Hingabe an solche Idee möglich sein, er wird dann selbst Abgeordneter werden und sich zutrauen müssen, durch persönlichen Verkehr und in dem politischen Kampf der Tribüne seiner Partei neue Gesichtspunkte zu geben oder eine neue Partei zu bilden u. s. w. Erkennt er aber die Unmöglichkeit, sein persönliches Wollen siegreich im Staate durchzusetzen, so wird er sich mit Bescheidenheit resigniren, weil er im entgegengesetzten Fall vielleicht eine Störung des in Deutschland ohne dies noch viel zu lockern Parteizusammenhangs hervorbringen, aber nichts Positives schaffen würde. Freier steht der Journalist, und wer sonst durch die Presse auf die öffentliche Meinung einwirkt. Unläugbar hat hier die persönliche Auffassung weit größere Rechte, schon deshalb, weil sie unvermeidlich ist; denn der Journalist hat nicht nur Thatsachen mitzutheilen, sondern auch das eigene Urtheil beizufügen; er ist nicht immer in der Lage, Parteistimmung und Beschlüsse der Parteiführer abzuwarten, ja von ihm wird verlangt, daß er diese selbst begutachte. Aber auch er ist abhängig zunächst von Tendenz und Haltung des Blattes, in welchem er sich äußert, dann von seiner eigenen Stellung zu den Parteien; sein und seiner Zeitung Werth wird darnach geschätzt, ob sie politischen Charakter und Parteitreue habe, und ob die Urtheile Intelligenz und Patriotismus und die Kenntnisse verrathen, welche die Leser dauernd fesseln. Es ist eine charakteristische Erscheinung, daß das Publikum selten solche Blätter zu seinen Lieblingsblättern macht, welche sich völlig als Organe der leitenden Politiker einer Partei darstellen, daß es

Digitized by Google

aber ebenso sehr in dem ganzen Zuge des Blattes feste Parteihaltung und rücksichtsvolle Behandlung der Parteigenossen fordert.

Aber auch die Führer einer Oppositionspartei, die Abgeordneten, sind nur einige Monate des Jahres in vereinigter Thätigkeit für uns sichtbar, auch sie treten alljährlich wieder in das Privatleben zurück, und der Mangel eines einheitlichen Zusammenhangs der Parteigenossen wird dann allerdings sehr fühlbar. Bei jeder neuen Frage, die in der Zwischenzeit zwischen zwei Landtagen auftaucht, für alle Stimmungen, welche unterdeß in das Volk dringen, fehlt der Regulator der Tribüne und die einheitliche Beeinflussung der öffentlichen Meinung. In dieser Zeit bleibt vorzugsweise der Presse überlassen, die Traditionen aufrecht zu erhalten. Selbst in Staaten von längerer parlamentarischer Erfahrung, wo die Parteiüberlieferungen fest und die Disciplin der Parteigenossen weit strammer ist, benutzen die Parteiführer mit großer Sorgfalt jede sich darbietende Gelegenheit, um vor angesehenen Corporationen, vor ihren Wählern, bei festlichen Gelegenheiten sich über neue Tagesfragen auszusprechen und dadurch die öffentliche Meinung vorsichtig zu leiten. Vielleicht mangelt den Führern der preußischen Partei zu sehr die Gelegenheit; zuweilen auch die Gewöhnung, bei solcher gelegentlichen Aussprache die Vorsicht und vornehme Haltung zu bewahren, welche der öffentlichen Rede eines Volksvertreters so gut stehen. Es fehlt uns allen noch etwas von der Taktik, welche sich in längerem parlamentarischen Leben herausbildet.

Aber grade da uns in einem Theil des Jahres die stille Direction fehlt, welche vor anderem die Tribüne vermittelt, und da wir jeden Tag in die Lage kommen können, in vereinzelter Stellung unter dem Eindruck eines neuen Ereignisses zu sprechen und zu handeln, ist uns nothwendig, daß wir die Fühlung mit Gleichgesinnten und den parlamentarischen Führern der Partei niemals aufgeben. Persönlicher und brieflicher Verkehr mit Parteigenossen hat unter uns besondere Bedeutung, er vermag freilich nicht den Mangel eines festen Zusammenhangs unter den Leitern der Presse und den Deputirten zu ersetzen.

Da wir nun leicht in Gefahr kommen, in der Auffassung neuer politischer Interessen auseinanderzugehen, so wird wenigstens die größte Rücksicht auf die Personen unserer politischen Führer und größte Schonung einer entgegengesetzten Ansicht bei Parteigenossen unsre Pflicht. Denn in vielen Fällen, wo verschiedenartige Behandlung derselben Frage die Kraft der Partei schwächt, ist die letzte Ursache nur die mangelnde Gelegenheit zu persönlicher Verständigung unter den Einzelnen, bevor sie sich durch Wort und That für eine bestimmte Richtung engagirt haben. Diesen Uebelstand vermögen wir nicht zu beseitigen, er ist zuletzt eine Folge davon, daß weder Deutschland, noch in diesem Sinne Preußen einen großen politischen Mittelpunkt hat; aber wir können ihn mildern, wenn wir uns in jedem Augenblick erinnern, daß unsere oder mehrer

Digitized by Google

Einzelner neugewonnene Ueberzeugung noch alle Vorzüge und Schwächen einer individuellen Auffassung hat.

Allerdings wird uns diese nothwendige Selbstbeschränkung auch deshalb schwer, weil wir liberal sind, das heißt, weil wir nicht nur im Staat, sondern auf jedem Gebiete des geistigen Lebens mit größerer Energie und mit größerer Gemüthswärme, als irgendein anderes Volk, nach Freiheit gerungen haben. Der ernste innere Proceß, den jeder von uns in Glauben und Lehre, in der Weise, wie er seine Pflichten und Rechte erfaßt, durchgekämpft hat, grade die siegreiche Arbeit auf großen idealen Gebieten unsers Lebens, macht uns schwer, einen und den andern Titel unserer Erkenntniß oder unsers Wollens gegenüber unserer politischen Partei aufzugeben. Der Geist, welcher gewöhnt ist, tief aus seinem Innern die Wahrheit herauszuholen, welche er verkündet, und das Gute, welches er für Andere thut, ist auch geneigt, für jede einzelne seiner Ueberzeugungen zu fechten, am liebsten gegen solche, welche ihm nahe stehen, d. h. gegen solche, mit denen ihm überhaupt Verständigung möglich ist. Und da wir in diesem Sinn alle mehr oder weniger Gelehrte sind, kommen wir in der Politik leicht in Gefahr, uns ein eigenes System zu bauen und unsere Forderungen auch gegen politische Nachbarn eigensinnig geltend zu machen.

Schwieriger noch ist die Lage der preußischen Liberalen außerhalb Preußens, sie sind weder Wähler noch Gewählte, sie haben nur indirecten Antheil an den Stimmungen, welche in Preußen selbst durch den Kampf um die Verfassung aufgeregt werden, leicht empfinden sie die innern Zerwürfnisse in dem Staat ihrer Hoffnung als nachtheilige Hemmnisse für äußere Erfolge. Dazu kommt, daß ihnen eine energische Einwirkung auf die Parteikämpfe fast nur durch gelegentliches Aussprechen ihrer Ueberzeugungen in der Presse möglich ist. Auf der andern Seite erscheint grade ihnen in andern Territorien Deutschlands der Vortheil eines großen Staates imponirender, und der Wunsch, durch Preußen diesen Vortheil für ganz Deutschland bereitet zu sehen, heftiger. Kein Wunder also, wenn ihnen die deutsche Aufgabe Preußens wichtiger erscheint, als die Ausgleichung der innern Schwierigkeiten, für welche sie vielleicht das beste Correctiv in einer Vergrößerung des Staates erkennen.

Zuverlässig ist solche Anschauung auch für die liberalen Politiker in Preußen nicht ohne Werth, denn die größere Unbefangenheit, mit welcher die Aufgabe des Staates von solchen Anhängern, welche außerhalb leben, in den Vordergrund gestellt wird, kann das eine Mal der Muthlosigkeit, ein anderes Mal der Verbitterung wirksam entgegentreten. Aber diese Stellung außerhalb des Staates befängt auch das Urtheil, die Theilnahme wird zur Ungeduld, die Entfernung verhindert genaue Kenntniß der innern Zustände und Stimmungen. Grade von warmen Anhängern Preußens, welche außerhalb des Staatsverbandes leben, ist die Ansicht vertreten worden, daß der Kampf für die innere

Digitized by Google

Freiheit in Preußen seine Berechtigung verliere, sobald er den Versuchen des Ministeriums, das Terrain des Staates zu vergrößern, in den Weg trete. Nicht selten hört man diese Auffassung so aussprechen, es sei besser, daß Preußen durch einige Jahre ein despotisches Regiment ertrage, wenn durch dasselbe der deutsche Bund in preußischem Interesse umgeformt werde, die Machtfrage sei wichtiger als die Verfassungsfrage, sei die eine gelöst, werde die andere von selbst in liberalem Sinne beantwortet werden müssen.

Zunächst hat diese Auffassung in Preußen selbst keine Aussicht, sich durchzusetzen. Man kann ebenso gut einem Manne, der am Nervenfieber darniederliegt, den freundlichen Rath geben, ein Weib zu freien und seinen Hausstand einzurichten, oder einem andern in dem Augenblick, wo ein Brand in seinem Hause ausgebrochen ist, die nützliche Mahnung zugehen lassen, das Grundstück eines Nachbars zu kaufen. Es ist fruchtlos, von einer politisch handelnden Partei zu verlangen, daß sie eine Kampfweise aufgebe, welche ihr den warmen Antheil ihrer Wähler sichert, und es ist vergeblich, seinen Nachbarn Vertrauen zu dem Charakter und der Kraft solcher Personen zu empfehlen, an denen sie seit Jahren Inconsequenz, Gewaltthat, Willkür, den auffallenden Mangel an mehren der Eigenschaften, welche nach deutschen Begriffen einen zuverlässigen Politiker bilden, bekämpft haben.

Ferner aber ist die Forderung: erst Macht, dann Freiheit, wenn sie auf die gegenwärtigen Zustände Preußens angewendet wird, auch gefährlich. Unser Liberalismus gleicht doch nicht einem einzelnen Gliede, welches wir uns abhauen können, oder in die Tasche stecken, wie eine geballte Faust? er ist unser bestes Leben selbst, und wie die Natur uns zwingt, unabläßig Athem zu holen, müssen wir auch unser Freiheitsgefühl bethätigen, wo wir veranlaßt sind zu reden, zu rathen, zu handeln. In der Kirche, im Staat, ja in der Kunst und Wissenschaft ist er die Grundlage für jedes Urtheil, er leitet unsere Auffassung des Rechts und der Sitten, er leitet unser Urtheil über jede Handlung eines Andern und über die Bildung, Tüchtigkeit und den Charakter jedes Andern. Was heißt dem Einzelnen in der Stille liberal sein? Vor sich selbst und vor andern verächtlich werden. Und was jedem Einzelnen von uns unmöglich wäre, das ist ebenso einem Volk und seinen Vertretern unmöglich. Was bedeutet für ein Volk, fünf Jahr, zehn Jahr, bis die Macht kommt, sich Mißregiment unterwürfig gefallen lassen? Das heißt für ein Volk unerhörtes Vertrauen erweisen, wo man das heftigste Mißtrauen empfindet, das heißt sich selbst erniedrigen, um eine Anwartschaft auf Stolz zu erhalten, das heißt sich zum Knecht machen, damit unsere Kinder die Möglichkeit erhalten, den Herrn zu spielen.

Wer in der That solchen Rath gäbe, würde sich über die Natur des politischen Kampfes täuschen, den er mäßigen will. Man bedenke noch einmal, daß es nicht zwei politisch gleichberechtigte Parteien sind, welche in Preußen auf

Digitized by Google

dem Boden derselben Verfassung um einzelne Acte der Gesetzgebung hadern Hier stehen nicht Whigs und Tories einander gegenüber, nicht Liberale und Conservative, sondern solche, welche ihr gutes Recht suchen, und solche, welche es weigern. Zwischen Opposition und Reaction ist in Preußen noch lange kein Compromiß möglich, und wenn er möglich wäre, so wäre es ein schwächlicher Compromiß, der auf der Stelle von beiden Theilen wieder gebrochen werden würde. Es ist wahr, die preußische Presse, ja sogar das Abgeordnetenhaus geben von der furchtbaren Schärfe dieses Gegensatzes nur ein sehr unvollständiges Bild. Dennoch wird das herrschende System auch in Preußen nur dadurch möglich, daß die Confiscationen der Zeitungen unablässig fortgesetzt werden, daß gegen den einen liberalen Factor der Gesetzgebung ein anderer benutzt wird, den man so reactionär als möglich geformt hat. Es ist ein Irrthum, daß der Kampf nur geführt wird zwischen Tribüne und Ministertisch, bei jeder Nichtbestätigung eines Stadtraths, bei jeder Strafversetzung eines Richters, bei jeder Einsetzung eines Staatsanwalts, bei Berufung eines Geistlichen, bei Ertheilung der Lehrerqualification, bei Entziehung des Gewerbebetriebs, bei Verleihung von Concessionen, Belohnungen, Privilegien, überall hat er sich eingedrängt und wird von beiden Theilen leidenschaftlich hineingezogen. Denn es ist in Wahrheit ein Kampf um das Leben, den der Liberalismus in Preußen zu führen hat. Ohne Zweifel werden preußische Zeitungen nicht mehr confiscirt werden, wenn sie sich enthalten, über irgendeine Regierungsmaßregel Kritik zu üben; ohne Zweifel wird jeder Stadtrath bestätigt werden, wenn er sich verpflichtet, jeder oppositionellen Aeußerung seiner Commune kräftig entgegenzuarbeiten. Ohne Zweifel wird jede Session des Abgeordnetenhauses das Bild höchster patriotischer Einmüthigkeit darstellen, wenn jeder Volksvertreter sich Herz und Gewissen verhärtet gegen die Klagen und den Zorn seiner Wähler, ohne Zweifel würde das System aufhören, irgend jemand zu schädigen, wenn jedermann sich beeiferte auszusprechen, daß er sich, seine Börse, seine Kinder, seine Wünsche und sein Gewissen der Regierung zur Verfügung stelle. Ohne Zweifel sind die Preußen ein sehr loyales Volk und sie sind gewöhnt, ihrer Regierung viel zu überlassen; aber wenn sie sich auf unbestimmte Zeit aus Politik freiwillig zu solchem Knechtssinn verstehen könnten, so würde, wenn die glückliche Zeit einträte, wo ihnen, wie dem Papageno, das Schloß vom Munde genommen werden kann, wahrscheinlich nicht viel übrig sein, was noch werthvoll machte, ein Preuße zu heißen.

Nun ist auch die beste und hochgesinnteste Partei nicht der Staat, und die heftigste Opposition ist genöthigt, in der Regierung zugleich die Vertreterin der höchsten Staatsinteressen zu respectiren. Desbalb soll die Opposition selbstverständlich die Pflicht haben, wo ein offenbares und zweifelloses Landesinteresse in Frage kommt, ihre Mitwirkung zur Beförderung desselben nicht zu versagen.

Digitized by Google

Aber so lange es parlamentarische Versammlungen gegeben hat, ist eine der schwierigsten Gewissensfragen der handelnden Politiker gewesen, wie weit man in solcher Unterstützung gehen dürfe. Nicht immer gelingt es einer Partei, im Haß und Kampfeseifer die beiden großen Pflichten, Bedürfniß des Staates und Förderung der segensreichen politischen Ideen, welche Parteimitglieder vereinigen, richtig gegen einander abzuwägen. Jedes Mitglied einer Partei wird in solchem Falle vielleicht seine Parteitreue auf die stärkste Probe gestellt sehen, aber wie der Einzelne zu handeln hat, darf ihm doch schließlich nicht zweifelhaft sein. Die Entscheidung über die Parteipolitik in solchen Fragen steht bei den Politikern, welche durch das Vertrauen des Volkes zu Vertretern gemacht sind, dem Rathenden ist eine anmahnende Thätigkeit nur innerhalb der Partei möglich; der Abgeordnete achtet sehr gern auf die Worte, den Brief, das Memorial eines geachteten Parteimitgliedes, nicht leicht auf das Drängen eines Fremden; Unterschriften für wirksame Adressen kann nur sammeln, wer in seinem Kreise selbst das Vertrauen genießt, ein wohlgeneigter Parteigenosse zu sein, und in der Presse wird nur der die Partei überzeugen und bestimmen, der achtungsvoll als ein zuverlässiger Freund spricht. Wer sich in einer einzelnen Frage, und erschiene sie ihm noch so wichtig, von seiner Partei löst, der ist zu alten Genossen in schiefe Stellung gekommen, und er ist politischen Gegnern nahe getreten, von denen ihn wahrscheinlich immer noch eine große Divergenz der Ansichten trennt. Er wird sich also doch zuletzt entweder bescheiden müssen, den Dingen ihren Lauf zu lassen, oder er wird, wenn er eine Lösung in seinem Sinn durchsetzen will, im Verein mit frühern Gegnern arbeiten müssen, und in diesem Fall wird ihm die bittere Ueberzeugung nicht erspart werden, daß es in der Politik kaum eine einzelne Frage giebt, bei deren Behandlung Liberale und Reactionäre Hand in Hand gehen können; und er wird, wenn er ein fester Mann ist, sehr bald einen Widerwillen und Opposition gegen die Mittel empfinden, durch welche seine Gegner ein auch ihm erwünschtes Ziel zu erreichen suchen.

Es ist deshalb ein guter Rath, daß ein liberaler Mann vor allem fest zu seiner Partei stehe. Es ist auch den liberalen Parteien, wo sie bestanden haben, nicht immer erreichbar gewesen, das möglichst Beste zu thun, auch ihnen sind schwere Fehler und Irrgriffe in keinem Lande erspart geblieben. Dennoch fordern wir von dem einzelnen Manne, daß er überall in seinen privaten Beziehungen volle und ganze Ueberzeugungen bethätige, daß er sich aber als Politiker der großen Verbindung, in welcher er steht, zu subordiniren wisse, seine eigene Auffassung so energisch als ihm möglich ist, aber nur als Parteigenosse bethätige. Wer anders handelt, wie wacker sein Wille sei, den trifft dasselbe Schicksal, wie nach der Sage die Herodias, welche vor dem Tyrannen um das Haupt Johannes des Täufers tanzte, er schwebt vom Sturmwind getrieben haltlos zwischen Himmel und Erde.

Digitized by Google

Wir erkennen gegenwärtig in Preußen nur zwei kämpfende Parteien, Liberale und Reactionäre. Es ist aufs innigste zu wünschen und jetzt, Dank dem Ministerium, beinahe zu hoffen, daß die alten Späne, welche zwischen den Altliberalen und den vereinigten Fractionen des Hauses noch liegen, durch die Besen des Systems weggefegt werden. — Zu den Deutschen aber dürfen die Liberalen in Preußen so sprechen. Den Streit, in welchem wir ringen, kämpfen wir auch für euch. Wenn manchen von euch das Schroffe und Gewaltthätige heimischer Reaction bis jetzt erspart blieb, eine sichere Gewähr dagegen giebt euch doch nur unser Sieg. Das Haus, in dem wir wohnen, hat grade jetzt kein gastliches Aussehn, und wir sind grade jetzt schwerlich im Stande, euch an uns zu ziehen. Aber denkt daran, daß nicht das System allein, daß auch wir zu Preußen gehören, daß uns die Zukunft unseres Staates gehört, und daß an dem Tage, wo unser Sieg entschieden wird, auch die deutsche Frage zur Entscheidung kommt. Denn unsere Arbeit muß dann sein, daß wir auf unsere Weise die Schranken niederreißen, welche euch von uns trennen.

G. Freytag.

Der Maorikrieg auf Neuseeland.

Zu den wunderbarsten und verheißungsvollsten Erscheinungen der außereuropäischen Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zählen die raschen Fortschritte, welche der Culturmensch auf den Inselgruppen der Südsee macht. Nicht blos nach Westen, wohin der Meisten Blicke sich richten, geht der Strom civilisirten Lebens, auch zu den Antipoden des Südens wendet sich seit vier Jahrzehnten ein starker Arm desselben, und wo Cook, der Entdecker dieser fernen Welt, nur Kindervölker in Paradiesen fand, blühen jetzt kräftig wachsende Colonien des weißen Mannes und werden, vielleicht ehe die Sanduhr des Jahrhunderts abgelaufen ist, Staaten leben von ähnlicher Zukunft wie der große republikanische Bundesstaat jenseits des atlantischen Meeres.

Mehr und mehr rückt Wandertrieb und Handelsgeist vorzüglich der germanischen Nationen die Gewässer und Eilande Polynesiens, die so glücklich zwischen den stark bevölkerten und productenreichen Ländern Ostasiens und den rasch sich füllenden und unternehmungslustigen Gebieten Westamerikas

Digitized by Google

liegen, in die Mitte des Weltverkehrs. Ueberall macht hier das Dampfschiff seine Eroberungen, allenthalben schießen, wenn auch oft nicht von dem besten Winde hierhergeführt — wir denken an die Verbrecherdeportationen der frühern und an die Goldgräbercolonien der jetzigen Zeit — die Samen von Ansiedelungen lustig ins Kraut. Wo vor einem Menschenalter ein einsamer Walfischjäger die weite Wasserwüste durchschweifte, wimmelt es heute von Dampfern und Seglern mit neuen Zuwandrern aus England und Deutschland, mit Fabrikaten des europäischen Nordens und mit den Producten, welche die Welt der Gegenfüßler uns dafür sendet. Wo vor dreißig Jahren eine stille Bucht sich streckte, braust jetzt das Treiben und Jagen einer großen Handelsstadt mit dem Rollen von Hunderten beladener Lastwagen und dem Getöse von Dutzenden arbeitender Maschinen. Fast im Nu verwandeln sich einsame Waldidylle in laute Märkte, von Jahr zu Jahr schneidet der Pflug weite Strecken bisheriger Jagdgründe mehr für die Civilisation ab, unaufhörlich setzt das Netz von Dampferlinien, welches die Inseln des Mittelmeers zwischen Asien und Amerika unter sich und mit den beiden Continenten verbindet, neue Maschen an. Schon bestimmen die Wolle und der Weizen Australiens die Marktpreise in London.

Es ist ein großes Leben, welches sich hier dem Auge zeigt, aber kein gemüthliches Leben. Harter Egoismus regiert mit der Gewalt einer Naturkraft. Aber nur so wird der Grund gelegt zu höherem Dasein. Die Civilisation ist mit ihrer Eroberung ein Segen für das Ganze der Menschheit, aber der Tod alles dessen, was sich ihr nicht unterordnet. Nur der Rasche und der Starke behauptet sich, der Langsame wird erbarmungslos zurückgelassen, um zu verkommen, der Schwache im Gedränge niedergetreten, um nicht wieder aufzustehen. Das gilt von dem Culturmenschen, der sein Glück in dieser neuen Welt sucht, und das gilt in noch weit höherem Grade von den Naturvölkern, die in diesen Regionen ihre Heimath haben. Gleichviel, welcher Race, ob dem Affen nahestehende Australneger, ob höher begabte Menschen brauner Familie, sie können nur in paradiesischem Zustande fortexistiren, das Paradies aber weicht der Cultur, und so lichten sich ihre Reihen wie ihre Wälder, auch ohne daß direct Gewalt gegen sie gebraucht wird. Sie sterben schon an der Unfähigkeit zu ernster strenger Arbeit. Sie zu solcher zu erziehen, ist versucht worden, und man hat scheinbare Erfolge damit erzielt, aber zuletzt ist es überall mißlungen, und wo das noch nicht aller Augen sichtbar ist, wird es über kurz oder lang offenbar werden auch für die Hoffenden.

Grausame Härte, perfide räuberische Selbstsucht der weißen Ankömmlinge gegen die autochthone Bevölkerung, wie wir sie im Folgenden zu verzeichnen haben werden, beschleunigen diesen Proceß nur. Wir beklagen jene Gewaltthätigkeiten der Colonisten, die in der That aller Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen, aber wegen des Hinschwindens der Racenvölker vor dem Hauch kau-

kasischen Geistes an dem teleologischen Gesetz der Geschichte zu zweifeln, darf uns nicht beikommen. Weit edlere Stämme der Menschheit gingen in den Kämpfen der Völkerwanderung des Mittelalters spurlos zu Grunde, ohne, was in sie gelegt schien, entwickeln zu können. Wer wird die Libelle betrauern, wenn sie nur wenige Tage ihre bunten Flügel am Bache entfalten darf! Es giebt Phantasiespiele der schöpferischen Kraft auch in der Völkerwelt, theils anmuthig, wie das Blumenvolk von Otahaiti, theils von grotesker Natur, wie die Kannibalenstämme Neuseelands und der Fidschi-Inseln. Sie gaukeln, gleichsam Reste der Urwelt, wo die Phantasie im Schaffen überwog, eine Zeit lang neben dem großen, von ethischen Principien nach den höchsten Zielen der Schöpfung hingetriebenen Gang der Geschichte hin und gehen, so bald sie diesem in den Weg gerathen, unter. Unrecht wird dabei gegen sie nur von Einzelnen begangen. Sie sterben, weil ihre Zeit eben um ist, wie Andere, ihnen Gleiche vor ihnen gestorben sind, als ihre Stunde kam. Es sind Menschenkreise in der Dämmerung und nur für die Dämmerung entstanden, die Sonne steigt auch an ihrem Horizont auf, und sie vergehen an ihrem Lichte.

Australien ist von den hier betrachteten Punkten der größte, aber nicht derjenige, an den sich die meiste Erwartung für die Zukunft knüpft. Nur an seinen Küsten für den Ackerbau und infolge dessen für höhere Cultur geeignet, im Innern eine Wüste mit Oasen, die nur Viehzucht gestattet, ohne bedeutende Flüsse, auf weite Strecken hin völlig ohne Wasser, steht diese ausgedehnteste Insel der Erde fast in allen Beziehungen hinter kleineren Nachbarn in der Südsee zurück. Mindestens ebenso wichtig wie Australien sind für die Zukunft Polynesiens schon durch ihre Lage, dann durch ihre herrliche Natur die Eilandgruppen von Otahaiti und Hawai. Die größten Aussichten aber auf eine glänzende Entwickelung noch in diesem Jahrhundert und auf eine alle ringsum gelegenen Glieder des Archipels der Südsee überragende Machtstellung haben die beiden zuerst 1642 von Abel Tasman aufgefundenen, dann von Cook vor circa hundert Jahren wieder entdeckten Inseln, welchen die Geographie den Gesammtnamen Neuseeland gegeben hat. Schon 1787 schrieb Forster von diesem Zwillingseiland: „Cooks Nachrichten beweisen zur Genüge, daß zumal die nördliche Insel wegen ihrer vortrefflichen Häfen, ihrer Anhöhen, Thäler und wohlbewässerten Ebenen, ihres gemäßigten Himmelsstrichs, ihrer herrlichen Wälder vom besten Bau- und Nutzholz, ihrer dauerhaften Flachspflanze und ihrer fischreichen Gestade dereinst für unternehmende Europäer eine höchst wichtige Entdeckung werden kann. In dem leichten fruchtbaren Boden jenes Landes würden alle Arten von europäischem Getreide, von Pflanzen und Früchten gedeihen und den Ansiedler mit den Nothwendigkeiten des Lebens, bald aber auch mit allem, was zum Ueberfluß gehört, versehen. Ein Sommer wie in England, dessen Hitze nie beschwerlich fällt, und ein Winter wie in Spaniens gemäßigten

Digitized by Google

Provinzen, der eigentlich kein Winter ist, machen das dortige Klima zum angenehmsten Aufenthalte." Und jetzt die Hauptsache: „Für den alle Länder in sein Bereich ziehenden Handel, welcher räumlich getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein als jene der schönen Inselgruppe in der Mitte zwischen Afrika, Indien und Amerika. Man denke sich in Neuseeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die Königin der südlichen Welt."

Die hierin liegende Weissagung beginnt sich jetzt rasch zu erfüllen, nachdem Entdeckungen von reichen Goldlagern den ersten Einwanderern von Australien und England zahlreiche andere nachfolgen ließen. Vor kaum einem Vierteljahrhundert nur noch von braunen Menschenfressern bewohnt, zählt Neuseeland jetzt schon eine weiße Bevölkerung von fast anderthalbhunderttausend Seelen, und täglich landen neue Ansiedler in seinen Häfen. Seine Städte wachsen zusehends, seine Reichthümer werden eifrig ausgebeutet, Hunderte von großen und kleinen Schiffen vermitteln seinen Verkehr mit der übrigen Welt. Der Werth der Einfuhr betrug im Jahre 1861 nach amtlichen Mittheilungen 2,493,811 Pfd. St., was das Vierfache von 1853 und 945,478 Pfd. St. mehr als der Werth der Einfuhr von 1860 war. Ausgeführt wurden für 1,370,247 Pfd. St. Waaren, was mehr als doppelt so viel als die Ausfuhr des Vorjahres war, und wovon allein 523,728 Pfd. St. auf den Wollexport kamen. Schon seit einem Decennium hat Neuseeland sein eignes Parlament, und bereits nennt es der Engländer das „Großbritannien der Südsee".

Aber was oben von allen Inseln Polynesiens gesagt wurde, gilt insbesondere von Neuseeland. Eine Zeit lang schien es, als ob das hier wohnende Urvolk mit seiner höhern Begabung sich den Anforderungen der Civilisation in dem Maße anbequemen werde, welches erforderlich war, wenn seine Fortexistenz neben den Weißen gesichert sein sollte. Aber nicht lange, so erfolgte ein Rückschlag der unter der Oberfläche einer von den Missionären angepredigten Gesittung fortgewucherten und in der That unausrottbaren Barbarei, und die Eingebornen zeigten sich in allen Stücken als die alten Wilden. Ja sie erschienen jetzt mit den Lastern, welche die Civilisation ihnen gebracht, und mit der greuelhaften Grimasse, in welche ihr Rückfall in alte Sitten und Vorstellungen das ihnen angetaufte Christenthum verwandelt, bei allen noblen Zügen, welche sie bei dem nun ausbrechenden Kampfe mit den Colonisten gelegentlich sehen ließen, nur wüster und wilder als ehedem.

Die Maori (spr. Mauri) Neuseelands gehören dem großen Stamme an, welcher die östlichen Inseln Polynesiens bewohnt, und welcher sich in wesentlichen Stücken von der Bevölkerung der westlichen unterscheidet. Diese sind von dunklem Braun, in Gesichtsbildung, Sitte und Brauch den Malayen verwandt, aber in ihren Sprachen sowohl von diesen als unter einander sehr

Digitized by Google

verschieden. Jene, zu denen außer den Maori vorzüglich die Bewohner der Fidschi- und Sandwichsinseln zählen, haben hellere Farbe, reden nur verschiedene Mundarten einer und derselben Sprache, haben eine und dieselbe Sage von der Schöpfung und kennen sammt und sonders die Ceremonie, nach welcher unter Umständen ein Gegenstand oder eine Person für „tabu", d. h. für heilig, unantastbar oder unverletzlich erklärt wird. Die Maoris sind ohne Zweifel körperlich wie geistig der am höchsten stehende Stamm der Polynesier, und sie sind sich dessen, so lange man sie näher kennt, bewußt gewesen; denn immer sahen sie auf ihre Nachbarn mit Geringschätzung herab. Tapfer im Kampfe und nicht ohne Züge von Großmuth, sind sie zugleich bis zu einem gewissen Grade intelligent zu nennen. Vor allem zeigen sie große Neigung und Anlage zur Schifffahrt. Sie scheinen vor einigen Jahrhunderten von Nordosten her eingewandert zu sein und sich durch Vermischung mit dunkelfarbigen Ureinwohnern, von denen man Spuren noch jetzt antrifft, theilweise verwandelt zu haben. Ihre ursprüngliche Religion war ein düsteres Traumwesen mit einem Cultus von Elementargeistern und Ahnenverehrung. Hauptgottheit war Maui, welcher Neuseeland aus dem Meere hob, weshalb die nördliche der beiden Inseln Eena- oder Ikana-Maui, d. i. der Fisch des Maui heißt. Diesem Gott liegt ohne Zweifel die Vorstellung der Sonne als höheren Wesens zu Grunde, an die sich später die des Erfinders und Lehrers nützlicher Künste, wie der Benutzung des Feuers, der Verwendung des Flachses und des Häuser- und Schiffbaus knüpfte. Wer ausführlicheren Bericht über diese und andere Mythen der Maoris wünscht, sei auf Hochstetters vortreffliches Werk über Neuseeland*) verwiesen, welches seinen Gegenstand auch nach andern Richtungen hin erschöpfend behandelt. Hier sei nur noch bemerkt, daß die Maoris von einer Insel Hawaiki eingewandert sein wollen, und daß sie sogar die Namen der Kriegskähne noch zu nennen wissen, mit denen die ersten achthundert Mann des Volkes vor ungefähr zwanzig Menschenaltern den Zug von dort nach Neuseeland unternommen hätten. Auch geht die Sage, daß diese erste Ansiedlerschaar gewisse Pflanzen, wie die süße Kartoffel, den Karakabaum, den Taro und verschiedene Thiergattungen, wie den Papagei Kakeriki und die Ratte Kiore mitgebracht hätten, und in der That weichen diese Gewächse und Thiere wesentlich von dem Charakter der Flora und Fauna Neuseelands ab. Vielleicht läßt sich durch Vergleich derselben mit ähnlichen Gestaltungen tropischer Länder, an die sie erinnern, Näheres über die Herkunft des Volkes ermitteln, und nicht unmöglich ist, daß sich die Vermuthung bestätigt, die Urheimath der Maoris sei der Westen Mittel- oder Südamerikas.

*) Neuseeland. Von Dr. Ferdinand v. Hochstetter. Mit 2 Karten, 6 Farbenstahlstichen, 9 großen und 89 kleinen in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Cottascher Verlag. 1863.

Digitized by Google

Auch die Physiognomie vieler Maoris weist darauf hin, doch ist bis jetzt in dieser Beziehung nichts mit Sicherheit zu behaupten.

Die ersten Europäer, welche die Neuseeländer näher kennen lernten, fanden ein Volk von kräftigem Bau und großer Statur, welches in verschiedene Stämme unter Häuptlingen zerfiel. Letztere bildeten eine Art hohen Adel, unter dem ein niederer Adel und Gemeine, vermuthlich jene Reste der Ureingebornen, lebten. Das Volk wohnte in Dörfern beisammen, die meist auf steilen Höhen gelegen und mit Palissaden und Gräben umgeben waren. Ihre Hütten waren von Holz gebaut, mit Schilf gedeckt und häufig mit Schnitzerei und bunten Arabesken verziert, die auch ihre Kähne schmückten und sehr groteske Phantasien darstellten. Der Gebrauch des Eisens war unbekannt, alle Zimmermanns- und Bildhauerarbeit wurde mit Steinwerkzeugen verrichtet. Dagegen trieben die Maori schon damals Ackerbau in ziemlicher Ausdehnung, der ihnen in süßen Kartoffeln, Melonen und Taro einen Theil ihrer Nahrung lieferte. Außerdem beschäftigte man sich mit der Jagd, die indeß nur Vögel und Ratten darbot, und mit Fischerei an den Küsten und in den Flüssen der beiden Inseln. Männer wie Frauen tättowirten sich. Zu ihren Sitten gehörte die seltsame Gewohnheit, sich als Zeichen der Freundschaft mit der Nasenspitze zu begrüßen, wie civilisirte Völker sich küssen. Ihre Kleidung bestand in gewebten Mänteln aus der Faser einer Art Schwertlilie, die man zu färben verstand. Die Vornehmen hatten gewöhnlich mehre Weiber. Der Grund und Boden war gemeinschaftlicher Besitz jedes einzelnen Stammes. Die Sprache des Volkes war sehr vokalreich und folglich außerordentlich wohlklingend. Außer den erwähnten Mythen hatte man Sagen, Märchen und Lieder, von denen Hochstetter Uebersetzungen mittheilt. Einige davon würden, falls die Uebertragung treu und nicht, wie wir vermuthen, von dem Dolmetscher stark europaisirt ist, auf ein sehr ausgebildetes, an Sentimentalität grenzendes Gefühlsleben schließen lassen.

Auffallend erschien, daß dieses verhältnißmäßig intelligente und aus sich selbst heraus bis zu einem gewissen Grade von Cultur gelangte Volk in der Achtung vor dem Menschenleben auf ebenso tiefer Stufe stand, wie die rohen Bewohner der Fidschiinseln, die ihre alten Leute lebendig begraben und deren Sklaven nur vorhanden sind, um fett gemacht und zum Fraß geröstet zu werden. Die Mehrzahl der neugebornen Mädchen unter den Maori wurden sofort nach ihrer Geburt von den eignen Müttern erwürgt, man tödtete seine Feinde nicht nur, sondern briet und verzehrte sie, ja man unternahm eigne Kriegszüge, um sich mit Menschenfleisch, welches allen als Delikatesse galt, zu versorgen. Die Köpfe der Geschlachteten räucherte man, um sein Haus damit zu verzieren. Die Weisen des Volkes wußten über diese greuelvolle Sitte keine andere Auskunft zu geben, als daß sie althergebracht und natürlich sei. „Der große Fisch,"

Digitized by Google

sagten sie zu den Pakehas, wie sie die Europäer nannten, „verspeist den kleinen Fisch, der Hund frißt den Menschen, der Mensch den Hund, Hunde verzehren einander, Vögel thun desgleichen, ein Gott frißt den andern.“

Eine andere Erklärung hat Hochstetter gegeben. Er meint, die Menschenfresserei sei erst allmälig mit der Zunahme der Bevölkerung und der Abnahme der jagdbaren Thiere auf den Inseln entstanden, also eine Folge der nach und nach eingetretenen Unmöglichkeit, das Bedürfniß nach Fleischnahrung zu befriedigen gewesen. Dieser Ansicht würde man beipflichten können, wenn die neuesten Ereignisse sie nicht zum Theil widerlegten. Hochstetter denkt sich den Gang der Dinge etwa so: die einzelnen Stämme erschöpften ihre Jagdgründe mit der Zeit, sie suchten andere zu gewinnen, desgleichen fruchtbares Land und ergiebige Stellen für Fischerei; sie geriethen dadurch mit den Nachbarn in Conflict, und es kam zu Fehden, durch welche der Ackerbau in Vernachlässigung sank und der Geist des Volkes mit blutigen Leidenschaften erfüllt wurde. Die Vögel, Ratten und Hunde, welche man bis dahin gegessen, nahmen immer mehr ab, der große Vogel Moa wurde ganz ausgerottet, und so stieg die Noth um Fleisch immer mehr, bis Hunger im Verein mit kriegerischer Wuth endlich Einzelne, dann das ganze Volk zu Kannibalen werden ließ. Wir sind andrer Meinung; denn auch auf andern Südseeinseln, wo verwandte Stämme wohnen, auf welche Hochstetters Voraussetzungen nicht passen, herrschte und herrscht theilweise noch jetzt die Menschenfresserei, und die Maori sind gegenwärtig, wo sie Fleischnahrung aus dem Thierreiche zur Genüge haben, in ihren alten Hang zurückgefallen; derselbe wird also ein ursprünglicher sein.

Dagegen hat Hochstetter in andern Beziehungen über die Maori richtig geurtheilt, indem er nachgewiesen hat, daß die Civilisation, die ihnen von den Missionären eingeimpft wurde, in der Hauptsache Schein und Oberfläche war. Schon seit Cook wurden von Engländern und Franzosen Versuche gemacht, Neuseeland in den Bereich der Cultur zu ziehen. Bereits 1815 erschienen britische Missionäre hier, um das Christenthum zu predigen, doch machte letzteres erst um 1830 einige Fortschritte. Englischer Einfluß gewann damit die Oberhand, und als die Franzosen infolge der Unternehmungen des abenteuerlichen Baron Thierry eine eigne Niederlassung zu begründen versuchten, die vermuthlich mit der Besitznahme der Inseln endigen sollte, kam England diesen Absichten zuvor, indem es einer britischen Gesellschaft einen Freibrief zur Anlegung von Colonien ertheilte. 1837 begann man mit diesen an der sogenannten Inselbucht auf der nördlichen Insel, und 1840 schon nahm Großbritannien ganz Neuseeland in Besitz. Die Stadt Wellington wurde zum Hauptort erklärt, daneben Auckland angelegt und ein Gouverneur eingesetzt. Das Christenthum machte jetzt rasche Fortschritte, und die Maori ließen mehr und mehr von ihren alten Neigungen und Bräuchen ab. Alles schien im besten Gange. Allein die

Digitized by Google

Gier der weißen Ansiedler nach Land, die zu Ungerechtigkeiten gegen die Eingebornen führte, die verkehrten Maßregeln des Gouverneurs Fitzroy und gutentheils auch die Eifersucht der Missionäre auf die weltlichen Behörden, welche die Herrschaft über die Eingebornen nun mit jenen theilen wollten, hinderten den Fortschritt der Colonie, und die Unzufriedenheit der Maori führte, durch ihre geistlichen Leiter und Berather geschürt und geschärft, zuletzt zu offner Gewaltthat. Ein Krieg, der 1845 zwischen ihnen und den verhaßten Pakeha ausbrach, und in welchem der Häuptling Heki eine Hauptrolle spielte, brachte die Niederlassung dem Untergange nahe. Erst nachdem die Engländer durch reguläre Soldaten und namentlich Artillerie von Australien verstärkt worden, vermochte man eine kräftige Offensive gegen die tapfern Feinde zu ergreifen. Im Frühjahr 1846 drangen die Engländer in das Innere der nördlichen Insel ein, erstürmten das Pa (die Burg) des Häuptlings Kawiri, nahmen einen andern Führer der Insurgenten, Rauperaba, gefangen und nöthigten Heki zur Flucht und zuletzt zur Unterwerfung.

Seitdem wuchs die Einwanderung von Jahr zu Jahr, und in gleichem Maße machte die Arbeit der Missionäre Fortschritte. Wenigstens wußten diese wahrhaft wunderbare Erfolge zu berichten. Die Maori hatten, wenn diesen Mittheilungen zu glauben war, fast ohne Ausnahme die Kriegskeule abgelegt und bis auf einige Tausende die Taufe genommen. Sie verabscheuten die Sitte, ihre Feinde zu fressen, und der Kindermord war nur noch eine trübe Erinnerung. Der Neuseeländer war mit seiner anstelligen Art aus einem grimmen Kannibalen ein wohlgesitteter Mensch geworden, der Ruhe als die erste Bürgerpflicht zu achten wußte, friedlich als brauner Unterthan of Her Majesty neben dem weißen wohnte, mit dem er gleichberechtigt war. Viele konnten lesen, in den Schulen wurde die Bibel tractirt, manche ernährten sich durch Handwerke, andere durch Viehzucht und Ackerbau, wieder andere waren vortreffliche Matrosen. Die geräucherten Köpfe an den Häuserpfosten waren in europäische Museen gewandert. Die Mehrzahl des Volkes kleidete sich nach der Weise der Pakeha. Wilde Krieger wurden gezähmt als Probe dieser großen Metamorphose zur Erbauung christlicher Gemüther nach London geschickt, in dessen Salons sie Bewunderung erregten. Söhne blutiger Häuptlinge predigten ihren noch unbekehrten Landsleuten das Evangelium und das Commonprayerbook.

Allerdings hatte man bisweilen mit den Proselyten üble Erfahrungen gemacht. Manche Häuptlinge, deren kirchlichen Eifer und deren sanfte Sitte man ganz besonders gepriesen, waren rückfällig geworden, hatten wieder zu den Waffen gegriffen und sich mit der Drohung befehdet, „Metzgerläden zu eröffnen und das Fleisch der Feinde öffentlich zu verkaufen“. Ein Arzt, der sechs Jahre in der Stadt Newplymouth auf Neuseeland gelebt, schrieb 1858 sogar recht geringschätzig: „Sie verachten uns und unsre Gesetze. Mit ihrer ganzen viel-

Digitized by Google

gerühmten Civilisation ist es nichts. Was man davon sagt, ist eitel Wind und Aufschneiderei. Sie nehmen unsre Kleidung, unsern Pflug und manches andere an, weil sie Vortheil davon haben, aber Wilde sind und bleiben sie trotz alledem, und die Barbarei steckt ihnen im Blute. Unsre Missionäre haben nun seit einem Vierteljahrhundert unter ihnen gearbeitet und viel von ihren Erfolgen gerühmt, sie müssen aber jetzt mit Betrübniß eingestehen, daß die vermeintlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind als zu jener Zeit, da sie noch Heiden waren"*).

Das waren aber doch nur vereinzelte Bemerkungen, die immer nur Einzelnen zu Gesicht kamen und an der günstigen Meinung von den Maori, welche die Missionäre in ihrem eignen Interesse und zu Ehren des Missionswerkes verbreitet hatten und immer wieder zu pflegen bemüht waren, nicht viel änderten. Erst Hochstetter gab, wie er den Engländern und zu gleicher Zeit den Deutschen die erste gründliche Schilderung von Neuseeland lieferte, die erste genaue und ausführliche Charakteristik der Maori, welche das Trugbild vor aller Welt seines täuschenden Glanzes für alle, die sehen wollten, entkleidete. Zwar weiß auch er zu rühmen, daß die Neuseeländer in guten Schulen mancherlei Nützliches lernen, daß sehr viele von ihnen lesen und schreiben können, daß manche bewundernswerthe Kenntnisse in Geschichte und Geographie besitzen, daß das Volk sich an Landbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel betheiligt, daß der Maori fleißig betet, auf Bibelkunde große Stücke hält und den Missionären durch die strengste Sabbathsfeier das alttestamentarische Herz erbaut. Aber was er weiter sagt, läßt uns von allen diesen schönen Dingen gering denken.

„Von der Natur mit intellectuellen und physischen Kräften reich begabt, von lebhaftem Naturell, voll frischen, freien Selbstgefühls und natürlichen Verstandes, ist sich der Maori seiner Fortschritte in besserer Gesittung und Cultur wohl bewußt, allein auf die ganze Höhe christlich civilisirten Lebens vermag er sich nicht zu erheben, und an dieser Halbheit geht er zu Grunde."

„Vielleicht beweist nichts so sehr die Grenze, welche die Natur selbst der Civilisationsfähigkeit der Eingebornen gesteckt hat, als die merkwürdige Erscheinung, daß diese, wenn sie auch Englisch verstehen, es sogar lesen und schreiben können, es doch nimmermehr zu einer deutlichen Aussprache bringen. Ein Maori sagte mir: er glaube, die englische Sprache gehe in sein Ohr, aber er könne sie nicht wieder herauskriegen. Aus Newzealand wird im Maorischen: Nuitireni, aus Auckland: Akarano, aus Christchurch: Karaitibati; Gold verwandelt sich in Kaura, Doctor in Terata, die Queen Victoria of England in

*) Vgl. Karl Andree, Geographische Wanderungen, Dresden, 1859; 2. Band, S. 319.

Digitized by Google

eine Kuini Bikitoria o Ingurangi; aus Hochstetter machten sie einen Hokiteta. Und so wird alles umgestaltet."

„Vom Christenthum haben sich die Maori nur die äußere Form angeeignet. An die Stelle ihrer alten heidnischen Bräuche und Feierlichkeiten sind jetzt christliche getreten; die biblische Geschichte ist für den Maori nur eine neue Auflage von Ueberlieferungen, die er mit seinen alten heidnischen Traditionen vertauscht und wohl auch vermengt. Viele ließen sich taufen, nur weil sie dadurch zugleich materielle Vortheile erreichten." Das Alte und das Neue Testament und das Commonprayerbook ist in ihre Sprache übersetzt, viele besitzen diese Bücher, manche legen eine sehr genaue Kenntniß derselben an den Tag, bei jeder Gelegenheit hört man Bibelsprüche von ihnen anführen. „Aber das Christenthum des Maori ist nur eine äußerliche Satzung, die zur Mode geworden ist. Er betet regelmäßig, aber er lebt unregelmäßig und arbeitet unregelmäßig."

Uebertragung der Civilisation auf Wilde ist für diese nur dann ein Segen, wenn durch sie zur sittlichen und zur physischen Kräftigung des betreffenden Volkes beigetragen, wenn durch letztere die Dauerbarkeit und Lebensfähigkeit desselben erhöht wird, und das trifft bei den Maori im Großen und Ganzen so wenig zu, daß man getrost behaupten kann, die Civilisation habe sie geschwächt und zwar sowohl moralisch als körperlich. Man fraß 1862 keine Menschen mehr, man hörte die Predigt, man bediente sich europäischer Waffen und Werkzeuge. Aber hören wir wieder Hochstetter:

„Die Einführung des Pflugs, der Dreschmaschine und der Mühlen war eine Wohlthat von sehr zweifelhaften Folgen. Früher arbeiteten die Leute zu zwanzig und dreißig auf einem Acker; jetzt geht der Pflug, und die zwanzig oder dreißig sitzen um den Acker, lachen und scherzen, essen und rauchen und denken, die Europäer haben alle diese Dinge nur erfunden, um nicht arbeiten zu müssen." Und wie beim Feldbau so verhält sichs auch mit der Schiffahrt, die früher mit größtem Eifer betrieben wurde. „Die Eingebornen am Tauranga-Hafen sparten lange, um sich einen Schooner zu kaufen, als sie ihn aber hatten, machten sie ein paar Fahrten und ließen ihn dann wie ein abgenutztes Spielzeug liegen. Er gehört vierzig Leuten, somit niemandem, keiner will etwaige Schäden ausbessern. Wären sie bei ihren alten Kriegskanoes geblieben, es wäre besser für sie gewesen." Auch in Betreff der Kleidung hat der Einfluß Europas bis jetzt eher schädlich als förderlich gewirkt. „Die alten Mäntel der Maori paßten vortrefflich für Umstände und Klima; jetzt sind wollene Decken an deren Stelle getreten, in denen die Maori wie zerlumpte schmutzige Proletarier aussehen, und deren Gebrauch bewirkt hat, daß Brustkrankheiten und rheumatische Uebel sehr überhand genommen haben." Tragen die Eingebornen unsre Röcke und Beinkleider, so sehen sie steif und unbehilflich aus,

Digitized by Google

bedienen sie sich ausschließlich unsrer Nahrung, so erkranken sie. Jedenfalls waren „die alten Nahrungsmittel für die Maori heilsamer als die Kartoffeln".

Ferner verschwindet die Naivetät der Sitten vor den Förmlichkeiten der Civilisation. „Früher war das Volk gastfrei, jetzt ist es geldgierig. Ein Fährmann verlangte von einem Weißen, der über den Waikatofluß setzen wollte, fünf Pfund Sterling Fährgeld. Sitten und Charakter haben sich verschlechtert, besonders bei den Stadtmaori. Zu stolz und zu träge, um bei Europäern Dienste zu nehmen, und durch regelmäßige Arbeit sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, lungern sie in den Straßen und Wirthshäusern herum, physisch und moralisch heruntergekommene Proletarier, den Europäern eine Last und ihren Landsleuten draußen ein Greuel."

„So wirkt," sagt Hochstetter, die Bilanz ziehend, „die ganze europäische Civilisation und Colonisation, trotz mancher Vortheile, die sie den Eingebornen gebracht hat, auf diese doch nur wie ein schleichendes Gift, das an dem innersten Mark ihres Lebens zehrt. Der vollen, frischen Lebenskraft gegenüber, mit welcher die angelsächsische Race sich ausbreitet und vermehrt, ist der Maori der schwächere Theil, und so zieht er im Kampf um das Dasein den Kürzeren."

Als man Neuseeland zuerst näher kennen lernte, schlug man die Bevölkerung zu ungefähr 150,000 Seelen an, jetzt beträgt sie nicht viel mehr als ein Drittel dieser Zahl, und nach officiellen Documenten kann man die Zeit berechnen, wo der letzte Maori vom Erdboden verschwunden sein wird. Die Abnahme der eingebornen Bevölkerung betrug in den letzten vierzehn bis fünfzehn Jahren, also innerhalb der halben Zeitdauer einer Generation, neunzehn bis zwanzig Procent. Dauert sie in gleichem Verhältniß fort, so werden die Maoris, die 1856 noch 56,049 Köpfe (31,667 männlichen und 24,300 weiblichen Geschlechts) zählten, im Jahre 1900 nur noch 29,325, im Jahre 1956 blos noch 12,364 Seelen zählen und um das Jahr 2000 vermuthlich ganz ausgestorben sein, während die europäische Bevölkerung Neuseelands, nach dem Maß ihrer seitherigen Zunahme zu schließen, von den 84,000 Seelen, die sie 1860 aufwies, bis zum Anfang des dritten Jahrtausends unsrer Zeitrechnung auf mindestens eine halbe Million angewachsen sein wird.

Die Maori sind sich dessen bewußt. Mit fatalistischer Ergebung sahen viele, als Hochstetter sie besuchte, dem unabwendbaren Erlöschen ihres Stammes entgegen. „Wie der Klee," sagten sie, „das Farrnkraut tödtete und der europäische Hund den Maorihund, wie die Maoriratten von den europäischen Ratten vernichtet wurden, ebenso wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet werden."

Andere, kräftiger und kühner, dachten schon früh an Opposition gegen die Pakehas. Wir haben oben Hekis Insurrection erwähnt. Er war unterworfen worden, aber der Haß gegen die Fremden gährte in der Stille fort

Digitized by Google

und die lange schon glimmende Unzufriedenheit der Maori brach endlich im Frühjahr 1860 in einem neuen großen Aufstand aus, der die Form eines Befreiungskriegs annahm. Den Anstoß dazu gab die wahrhaft niederträchtige Habsucht der Engländer, die in perfidester Weise die Eingebornen um ihr Land zu bringen suchte. Zugleich aber hatte die Bewegung einen gewissen idealen Zug, der auf Gründung eines Maoristaates unter einem eignen König ging und zu gleicher Zeit eine, freilich fratzenhaft greuelvolle Maorireligion aus alten heidnischen Vorstellungen und Brocken des Christenthums gemischt hervortrieb. Wir schildern diese neuesten Vorgänge vorzüglich nach Materialien, die sich in mehren Aufsätzen des „Globus" (5. Bd., 7. Lief., 7. Bd., 5. Lief. und 9. Bd. 1. Lief.) zusammengetragen finden, uns freuend, daß wir in dieser Angelegenheit mit dem Herausgeber durchgehends übereinstimmen können.

Die Häuptlinge der Maoris sahen, daß es seit der Einwanderung der Pakehas mit ihnen rückwärts ging, und daß aus ihrer Einschränkung durch dieselben bald völlige Unterdrückung werden würde. So bildete sich unter den mächtigen Waikatostämmen im Innern der Nordinsel eine Art nationaler Partei, die rasch um sich griff, in zahlreich besuchten Runangas oder Volksversammlungen ihre Angelegenheiten verhandelte und vorzüglich darauf hinwirkte, daß den Engländern kein Land mehr verkauft und so der weiteren Ausbreitung derselben ein Damm vorgezogen würde. Zugleich wählten die Unzufriednen einen Maorikönig und führten unter sich eine eigne Gerichtsbarkeit ein. Jener König spielte nach Hochstetter eine ziemlich dürftige Rolle und ist in den späteren Ereignissen wenig hervorgetreten. Die englischen Behörden betrachteten ihn als harmloses Spielzeug, und die Bewegung war in der That in den letzten Jahren des vorigen Decenniums noch ziemlich sanft und scheinbar ungefährlich. Der König sollte nicht Lossagung von der Königin Victoria bedeuten, und in der neuen Nationalflagge sah man das christliche Kreuz und drei Sterne, welche Wakapono, Aroha und Ture, d. h. Glaube, Liebe und Gesetz vorstellten. Aber die Sache nahm bald eine ernstere Gestalt an.

Zunächst begnügte man sich mit Klagen und Beschwerden. Die Landgesetze würden schlecht gehandhabt, hieß es. Die Regierung zeige sich gleichgiltig gegen die Interessen der Maori, der Gouverneur kümmere sich nicht um sie, besuche sie nicht im Innern, spreche nicht einmal ihre Sprache, so daß die Häuptlinge, die zu ihm kämen, gegen ihren Rang mit untergeordneten Beamten verhandeln müßten. Nichts geschehe, um in den entlegneren Districten Ordnung und Gerechtigkeit einzuführen, ruhig sehe die Regierung zu, wie dort alter Stammhaß zu blutigen Fehden ausschlage, welche die Eingebornen jedes Jahr mehr decimirten. Wohl führe man Listen über die Zahl der letzteren, aus denen man berechne, wie sie sich fortwährend verminderten, nichts aber geschehe, um die Ursache ihres Aussterbens zu heben. Die für die Eingebornen aus Europa

Digitized by Google

eingeführten Gegenstände seien mit unbilligem Zoll belastet, indem eine einfache wollene Decke, wie sie jeder Maori zur Bekleidung brauche, nach dem Gewicht besteuert sei und so mehr Zoll bezahlen müsse als das Seidenkleid, welches die reiche Stadtdame trage. Man unterwerfe den Verkauf von Waffen an die Landeskinder strengen Gesetzen, die schädlichen Spirituosen aber lasse man ohne Einschränkung feilbieten u. s. w.

Die Hauptsache aber war immer die Landfrage, und hier war das Rechtsverhältniß allerdings nicht völlig klar. Herrenloses Land gab es nach dem Herkommen auf Neuseeland nicht, aber auch weder Staats- noch Privatland in unserm Sinne. Jeder Stamm besaß das Land des Bezirks, in welchem er wohnte, gemeinschaftlich, der Einzelne, der ein Stück davon bearbeitete, hatte, so lange er es benutzte, eine Art Eigenthumsrecht auf dasselbe. Als die Engländer sich hier niederließen, änderte sich das, indem der Landbesitz jetzt auch Geldeswerth bekam. Zuerst geschah es, daß Häuptlinge, sich als Besitzer der Ländereien ihres Stammes ansehend, weite Strecken davon für eine Kleinigkeit, ein paar Pfund Tabak, ein paar Flinten oder Werkzeuge verkauften. Später machte man von Seiten der Maori größere, oft übertriebene Ansprüche. Endlich schloß man den Vertrag von Waitanga, nach welchem sich die Regierung für jeden Acre einen Schilling zu zahlen verpflichtete. Aber nur ein Theil der Eingebornen war damit zufrieden; unter den Uebrigen bildete sich eine sogenannte „Land League", welche jeden Verkauf von Grund und Boden an Fremde zu verhindern suchte, während die Regierung ihrerseits für die Einwanderer möglichst viel Land zu gewinnen strebte. So konnte ein Conflict nicht ausbleiben.

Im Spätjahr 1859 hatte ein Eingeborner bei New-Plymouth in der Provinz Taranaki 600 Acres an die Pakehas verkauft. Der Häuptling Wiremu Kingi widersetzte sich, indem er behauptete, der Betreffende habe dies ohne seine Erlaubniß nicht thun dürfen, und trieb die Feldmesser von dannen. Im März 1860 erschienen sie mit Soldaten wieder, und da die Maori inzwischen sich zum weiteren Widerstand gerüstet und ein Pa (Burg, Schanze) gebaut hatten, so kam es zum Kampfe, in welchem die Engländer den ersten Schuß thaten, und der nun schnell größere Dimensionen annahm. Häuptlinge, welche sich der Bewegung nicht anschlossen und der Regierung ihre Vermittelung anboten, wie der berühmte Krieger Tamehana, von den Engländern Thompson genannt, wurden schnöde behandelt, vom Gouverneur nicht einmal empfangen und so in das Lager der Aufständischen getrieben. Wiederholt kam es zu blutigen Zusammenstößen, und nicht immer blieben die Engländer gegen ihre gutbewaffneten Gegner im Vortheil.

Endlich schien der größte Theil des Landes beruhigt, als 1861 die Insurrection von neuem mächtiger wurde, indem die Regierung mit Landconfiscationen vorzugehen begonnen hatte. Wieder kam jener Tamehana nach Auckland, der

Digitized by Google

Hauptstadt, um Frieden zu stiften, und wieder wies man ihn barsch zurück. Er hatte seine Krieger von einem Ueberfall der unbeschützten Stadt abgehalten, um seinen guten Willen zu zeigen. Zum Dank dafür überfielen bald darauf englische Truppen die benachbarten Maoridörfer und trieben die Bewohner mitten im Winter fort, Weiber und Kinder kamen elend um, und seitdem war Tamehana der erbittertste Feind der Pakehas. Der Krieg währte fort, mit wechselndem Glück, bald weite Districte ergreifend, bald auf einen kleineren Kreis beschränkt, immer durch neue Unehrlichkeit der Colonialbehörden wieder angefacht. So namentlich im Sommer 1863, wo Gouverneur Grey sich überzeugt hatte, daß letztere kein Recht gehabt, Ländereien des Bezirks Waitara zu confisciren, und dieselben deshalb zurückgeben wollte. Die Eingebornen hatten dafür den Bezirk Tataraimaka besetzt, als ein Pfand, welches sie nach Wiedererstattung jener Ländereien zurückgeben wollten. Die Regierung aber ließ ohne Weiteres, ehe sie dieselben von dem Beschluß des Gouverneurs benachrichtigt, Truppen gegen sie marschiren. Bei Ahuaha entspann sich ein Gefecht, und die Soldaten zogen den Kürzeren, sie ließen außer Andern ihren Anführer, Capitän Lloyd, auf dem Platze.

Zu Anfang des Jahres 1864 hatte die Bewegung fast alle Maoristämme ergriffen, und die Colonie schwebte in großer Gefahr. Allenthalben, wo es noch ruhig war, erwartete man einen Ausbruch. Freiwillige wurden aufgerufen, von Australien Hilfe geholt, jeder Bürger in den Städten stand in Waffen In vorderster Reihe der Maoristämme befanden sich die Waikatos, die an dem gleichnamigen Flusse, etwa 12 deutsche Meilen südlich von Auckland wohnen. Am 17. Juli nahmen die Engländer eines der Pa's derselben bei Kohiroa mit Sturm, aber der Gewinn war nicht viel werth; denn weit und breit hatten die Maori das Land mit Schießgruben und andern Befestigungen bedeckt, auf jedem geeigneten Gipfel stand ein Pa, und an allen diesen Punkten vertheidigten sich die wilden Krieger mit gewohnter Unerschrockenheit. Vergebens. bombardirte man einige der Burgen und Schanzen mit Hilfe von Dampfern. Die meisten Angriffe der Engländer schlugen fehl, und wurde ein Pa einmal mit starkem Menschenverlust genommen, so hatten die Vertheidiger desselben sich den Rückzug gesichert, und bei dem nächsten Pa wiederholte sich das alte Spiel. Eine Zeit lang schien England sich nicht anders die Colonie sichern zu können als durch ein System von Militärcolonien, jeder Colonist sollte zugleich Soldat sein.

Inzwischen hatte die Bewegung im April 1864 auch eine religiöse Färbung angenommen. Wie der Schlangencultus der christlichen Neger in Haiti, so war auch diese Erscheinung ein Rückfall des Volkes in das alte Heidenthum, nur mit christlicher Verbrämung und einem wunderbar sanften Namen für den wildesten Ausdruck von Haß und bestialischem Aberglauben. „Pai Marire" nannte sich die neue Religion, d. h. Güte und Friedlichkeit, aber ihr Wesen war nichts

Digitized by Google

mehr und nichts weniger als die alte Menschenfresserei, noch verdüstert durch eine wüste Mystik und verschärft durch einen Haß gegen die Fremden, der selbst Wohlthäter nicht verschonte.

Wir erzählten soeben, wie die Engländer im April 1864 in dem Gefecht bei Ahuaha geschlagen wurden, und wie dabei unter anderen der Capitän Lloyd fiel. Die Maori, welche das Feld behaupteten, tranken sein Blut, schnitten ihm den Kopf ab und begruben ihn dann. Da erschien in der folgenden Nacht dem Teua aus Ngatiruanni, der mitgetrunken, der Erzengel Gabriel und offenbarte ihm, daß der Kopf des Capitäns wieder ausgegraben werden müsse, um nach altem Brauch geräuchert zu werden. Derselbe werde dann als Vermittler zwischen den Menschen und Jehova dienen und sofort sagen, was weiter zu geschehen habe. Man that nach dieser Verkündigung, und siehe da, der Kopf hob wirklich an zu sprechen. Er predigte einen neuen Glauben und ernannte zu dessen Oberpriestern drei Maori: jenen Teua, dann den Hepanaia aus Taranaki und den Matene Rangitauira aus Waganui. Weiter lehrte und weissagte der Kopf: Die Religion, welche die Pakeha als schriftmäßig lehren, ist falsch, die Bibel muß verbrannt werden, die Sabbathfeier der Missionäre muß aufhören; denn alle Tage sind gleich gut und heilig, die Ehe ist abzuschaffen, Männer und Frauen sollen gemischt durcheinander leben, damit die Kinder sich mehren wie der Sand an der See. Sacramente sind Wasser, in welches Lloyds Kopf getaucht ist, und das Wort Hau. Das Wasser wird von den Proselyten getrunken, auch gießt man es ihnen über den Kopf, während sie sich verpflichten, von nun an jeden Fremden ohne Unterschied zu tödten und nicht eher zu ruhen, als bis alle Pakeha von den neuseeländischen Inseln verjagt sind. Das Wort Hau (auf!) ist recht oft und in der Weise des Hundegebells auszusprechen, wozu gewisse Bewegungen mit den Händen zu machen sind. Wer sich dieses Sacraments fleißig bedient, wendet alle Gefahren von sich ab und wird hieb- und schußfest. Den Priestern ist die Macht verliehen, jedem Maori die englische Sprache in einer einzigen Unterrichtsstunde zu lehren, vorausgesetzt, daß das Volk sich zu bestimmter Zeit unter einem Flaggenstock mit einer gewissen Flagge versammelt und in einer besondern Stellung des Körpers verharrt. Daß diese Procedur probat, bewies vor einiger Zeit der Oberpriester Matene in Waitotara. Dort nahm er ein Zeitungsblatt, las laut englische Sätze daraus vor und übertrug sie so gewandt in die Maori-Sprache, daß er sofort mehre Proselyten machte.

In nicht langer Zeit, so spricht das Todtenkopfsorakel weiter, werden die Gläubigen überall den Sieg gewinnen. Denn sie stehen unter dem besondern Schutz der Jungfrau Maria, die persönlich unter ihnen erscheinen wird (es giebt auch katholische Missionen auf Neuseeland) und bei dem Werke der Vertilgung der Pakeha wird der Erzengel Gabriel mit einer Schaar anderer

Digitized by Google

Engel mitkämpfen. Ist dasselbe vollbracht, so werden die himmlischen Boten unter den Maori als Lehrer wirken und sie in allen Künsten unterrichten, welche die Weißen auszeichnen. Der Sieg kann aber nicht eher erfochten werden, als bis der Kopf Lloyds seinen Rundgang durch das ganze Land gemacht hat.

Diese furchtbare Lehre verbreitete sich rasch nach verschiedenen Seiten und trug wesentlich bei, den Krieg zu einem grausamen Vertilgungskampf zu machen. Die Missionäre sahen sich fast überall schnell und gründlich enttäuscht, wenn sie sich auf ihre Zöglinge verlassen zu können meinten. Ueberall fielen die braunen Christen, die den Katechismus und die Bibel so gut auswendig konnten, in Masse den Aposteln des Pai Marire zu, der neue Glaube wirkte wie eine ansteckende Blatternepidemie trotz geschehener Impfung, und die weißen Geistlichen hatten von Glück zu sagen, wenn man sie nicht umbrachte, ihr Blut trank und ihre Köpfe räucherte. An der Povertybai erklärten die Eingebornen dem Bischof Williams, bei ihnen solle die neue Lehre keine Stätte finden, aber keine Woche verging, so waren fast drei Viertheile dieser Getreuen zum Pai Marire übergetreten, der Bischof mußte flüchten, und mit ihm entfernten sich alle andern weißen Bewohner der Gegend.

Aehnlich erging es denen in Wangawa und beinahe allen Colonisten der Ostküste der nördlichen Insel. In Opotiki wurde der lutherische Geistliche Völkner, ein Deutscher, Anfang März 1865 auf gräßliche Weise ermordet. Während er verreist gewesen, um seine Frau nach Auckland in Sicherheit zu bringen, waren Hauhaus von Taranaki erschienen, hatten die Christen von Opotiki gewonnen, den katholischen Missionär Grange vertrieben, und waren dann in Völkners Haus gegangen, um es auszuplündern. Als Völkner zurückkehrte, wurde er mit seinen Begleitern ergriffen und in Gewahrsam gebracht. Am folgenden Morgen entkleidete man ihn und henkte ihn an einen Baum, wobei ein Priester der Hauhaus, Kerkopa, Henkersdienste verrichtete. Die „Christen" des Orts rührten keine Hand, um ihrem geistlichen Freunde zu helfen. Dem unglücklichen Manne wurde, nachdem er todt, der Kopf abgeschnitten, worauf man das Gehirn und die Augen herausnahm und beides verzehrte. Männer, Weiber und Kinder drängten sich herzu, das Blut aufzulecken. Am 5. März hielten die Fanatiker in der katholischen Kapelle des Ortes eine Art Gottesdienst, wobei der Kopf des Missionärs zur Schau gestellt war. Die Begleiter desselben auf seiner Fahrt nach der Unglücksstätte von Opotiki, ein Schiffscapitän Levy und der Missionär Grace, wurden verschont, jener, weil er ein Jude war und die Anhänger des Pai Marire Werth darauf legen, mit dem auserwählten Volke Jehovas gut zu stehen, dieser, weil man ihn gegen den von den Engländern gefangen genommenen Maorihäuptling und Hauhaupriester Hori Tupaea auszuwechseln gedachte.

Jetzt scheint der Krieg sich seinem Ende zu nähern, nachdem die Regierung

Digitized by Google

von ihrer anfänglichen Absicht, allen Maori, welche sich an ihm betheiligt, ihre Ländereien wegzunehmen, theilweise zurückgetreten ist. Im October 1864 beantragte das neuseeländische Ministerium beim Gouverneur, man solle den Maori in der Provinz Auckland eine Million und denen in dem Gebiete von Taranaki und Wanganui 600,000 Acres confisciren. Ja man ging noch weiter. Als dem Repräsentantenhause eine Anleihebill vorgelegt wurde, stellte man folgenden Plan auf: „Wenn wir alles Land in den rebellischen Districten zusammenrechnen, so kommen 8½ Millionen Acres heraus, von denen etwa 4 Millionen zur Ansiedlung weißer Menschen sich eignen. Hiervon können wir 1¼ Million an Colonisten abgeben und behalten dann noch 3 Millionen zum Verkauf übrig sowie für Reserven und für loyale Eingeborne. Stellen wir davon 1 Million für letztere und eine halbe für Reserven und Straßenbauten zurück, so bleiben uns anderthalb Millionen Acres zum Verkauf, die wir, wenn sie mit Vorsicht und Bedacht an den Mann gebracht werden, für etwa 3 Millionen Pfund Sterling verkaufen können." Das londoner Ministerium dachte billig genug, diese „innere Colonialpolitik" brutal zu finden. Es sprach den Herren in Auckland seine Mißbilligung ihres Plans aus. Verdrießlich darüber trat das neuseeländer Ministerium ab, und ein neues kam an seine Stelle. Seitdem ist alles in Verwirrung, weil der Gouverneur Grey, der General Cameron und das neue Cabinet verschiedener Ansicht über die zu treffenden Maßregeln sind. Indeß hatte der Gouverneur im Sommer vorigen Jahres angefangen, einzulenken, und eine Proclamation erlassen, nach welcher er den Insurgenten, welche bis zum 1. Juli 1865 die Waffen niederlegen, einen Theil ihres Grundbesitzes belassen wollte. Darauf sind mehre, jetzt vielleicht alle, Districte zur Ruhe zurückgekehrt*). Auch den Colonisten liegt nicht viel am Kriege, wenn sie dabei selbst fechten sollen, und da die britische Regierung wenig Neigung zeigt, sie ferner mit kostspieligen Truppensendungen zu unterstützen, so werden sie vermuthlich auch ihrerseits eine Weile von weiteren Angriffen auf die Eingebornen ablassen. Wie lange, wird sich zeigen. An dem Proceß des Untergangs der Maori wird dadurch wenig geändert, und ihr Christenthum hat durch das Auftreten des Pai Marire einen unheilbaren Stoß erlitten. Unzweifelhaft schleicht sich der neue Glaube im Stillen weiter; denn so greuelvoll er ist, er ist national. Ueber kurz oder lang wird ein neuer Ausbruch des Hasses gegen die Pakeha erfolgen, und das wird sich wiederholen, so lange die Eingebornen noch ein Volk sind.

*) Nach den neuesten Nachrichten ist die Ruhe vollständig wieder hergestellt, und die Truppen befinden sich auf dem Heimwege. D. Red.

Digitized by Google

Die berliner Bildhauerschule.

4.

Mit den letztgenannten Schülern Rauchs Kiß im Wettstreit, bald in nahem Zusammenwirken, stand und steht ein um wenige Jahre jüngerer Künstler der gleichen Bildhauergeneration, Friedrich Hermann Schievelbein (geb. Berlin 1818). Nicht in derselben Werkstatt, sondern in der Ludwig Wichmanns hat er seine Bildung gefunden. 1842 errang er den Preis für die römische Studienreise in der akademischen Bewerbung; benutzte diesen zunächst nur für ein Jahr und wurde durch eine sich ihm darbietende Gelegenheit zu großen decorativen Arbeiten und bedeutendem Verdienst nach Petersburg geführt, wo ihn jene Thätigkeit bis über die Mitte der vierziger Jahre hinaus festhielt. Als er nach Berlin zurückgekehrt, ließen auch hier die großen Aufträge für ihn nicht auf sich warten. Eine der acht Schloßbrückengruppen, ein großer Fries für den griechisch-römischen Hof des Neuen Museums, Reliefcompositionen für jenen 1849 bei Sanssouci errichteten kleinen Triumphbogen, mit welchem man die — Siege des Prinzen von Preußen in Baden feierte; früher noch einige kolossale Apostelgestalten für eine Kirche in Helsingfors sind darunter besonders zu nennen. Schievelbeins Brückengruppe ist der Reihe nach (von den Linden auf der rechten Seite beginnend) die zweite: Pallas unterrichtet den Jüngling in der Führung der Waffen, im Speerwurf. Modell und Marmorausführung beschäftigten ihn bis 1853.

Schievelbeins Talent verdient vorzugsweis die Bezeichnung eines „liebenswürdigen". An Ernst und Solidität der Arbeit läßt er nichts vermissen, an Gewissenhaftigkeit steht er gegen keinen der Schüler Rauchs zurück. Aber man glaubt der Mehrzahl seiner Arbeiten etwas von der gleichen Hinneigung zu der weichern Grazie anzusehn, welche denen seines Meisters Wichmann eigenthümlich war. Nur erscheint diese bei Schievelbein viel gesunder, weniger in schwächliche Zierlichkeit ausartend. So ist über jene Gruppe von ihm der Hauch einer jugendlichen Anmuth gebreitet, der sie aus ihrer ganzen Umgebung heraushebt. Sie mildert und vermenschlicht die Hoheit der Gestalt und des Antlitzes der jungfräulichen Göttin und schmückt den frischen, elastischen Körper des Jünglings, dessen Speer diese lenkt, mit blühendem Liebreiz. An dieser schönen Gruppe und speciell dieser Jünglingsgestalt ist nur das wunderliche Aushilfsmittel zu bedauern, durch welches sich Schievelbein aus einer gewiß überflüssigen Verlegenheit zu ziehn gedachte, bereitet von einem hier sehr deplacirten modernen

Digitized by Google

Anstandsgefühl. Denn dies allein konnte das Motiv geben für das künstlerisch und natürlich gänzlich unmotivirte Stück Gewand, das, man begreift nicht woran sich haltend, über dem Ansatz des vorgestreckten Oberschenkels liegt.

Mit dieser trefflichen Arbeit gleichzeitig ist der große Relieffries für den Museumshof entworfen und in Stuck an der Wand selbst ausgeführt worden. Eine unglücklichere Stelle ist nie einem bedeutenden Kunstwerk zugewiesen gewesen, als diesem Fries. Die meisten seiner Theile ist es schlechterdings unmöglich überhaupt von irgendwoher zu sehen, hoch oben an den vier Wänden des unzugänglichen Hofs, wie sie placirt sind. Und auch diese wenigen bekommt man nur direct von unten oder ganz von oben zu Gesicht. Es ist das um so mehr zu bedauern, als die genauere Betrachtung der ganzen Composition, welche die in der Werkstatt befindliche Skizze gestattet, uns erkennen läßt, daß hier eine Schöpfung von außerordentlichem Reichthum poetischer und echt plastisch gedachter Erfindung, von großartig freier und schöner Gestaltungskraft vorliegt. Diese ganze lange Reihe von Reliefbildern, welche sich um die vier Hofwände herumzieht, schildert den Untergang Pompejis und Herkulanums in all jenen bewegten, reich wechselnden Scenen des Schreckens, des Verderbens, der wunderbaren Errettung, wie sie theils Plinius Bericht, theils die weiter daraus fortspinnende eigne Phantasie dem Künstler geboten hat. Alle aber entwickelt er aus *einem* Mittelpunkt oder einer Mittelgruppe, welche in prächtiger und gewiß vollauf berechtigter Symbolik die unterirdischen furchtbaren Naturgewalten personificirt, die das zerstörende Unheil auf die beiden dem Untergang (und in ihm — der Erhaltung) geweihten Städte herniedersenden. Aides, der finstre unterweltliche Zeus, erhebt sich da in seiner drohenden Majestät; um ihn herum haben die lang gefesselten Dämonen ihre lastende Decke gesprengt und stürmen in wüthendem Aufschwung hervor, Felstrümmer und Aschenregen nach allen Seiten hin schleudernd und ausgießend, unter welchen sie die Wohnungen und Leiber der Menschen, Glück, Kunst und Leben begraben. Ist die Intention in diesem Hauptbilde schon eine echt künstlerische und eigenartige, so entspricht ihr eine plastische Verkörperung von großartiger Schönheit; in den von hier aus sich entwickelnden Bildern, den Scenen des Untergangs selbst und der Wirkung dieser entfesselten Kräfte herrscht das vielgestaltigste Leben. Die Scene im Circus, mit dem durch den Zusammensturz und die eigne Verzweiflung herbeigeführten Ausbruch der wilden Thiere; die Scene im Isistempel mit den zu Füßen des Götterbildes niedergeworfnen Priesterinnen; jene unter den Gästen und Theilnehmern des schwelgerischen Lustgelages; die Ankunft der Geretteten bei fernen Gastfreunden, und so viele andre noch beweisen eine glänzende Freiheit und Leichtigkeit des Gestaltens; und in aller wilden Bewegung, wie in aller Ruhe wird ein edler Rhythmus der Linien kund; mühelos fließen dem Künstler Gestalten und Gruppen und ordnen sich ungesucht zum anmuth-

Digitized by Google

vollen Ganzen. Die Formengebung ist bei diesem vorzugsweis decorativen Werk eine mehr allgemeine und dringt nicht über eine gewisse äußere Fertigkeit des an der Antike gebildeten Stils hinaus.

Und darin ist Schievelbein auch in seinen folgenden Arbeiten sich ziemlich ähnlich geblieben. Ich nenne von solchen die Statue des Engels Rafael, des Begleiters Tobiä, des Schutzgenius der Wanderer, die bei Potsdam an der brandenburger Chaussee ihre Aufstellung fand, eine jugendliche Gestalt voll stiller, feierlicher Anmuth, in geschürztem Gewande leicht dahinschreitend; die Gruppe für die hintere Dachseite des Alten Museums: Pegasus von der Muse getränkt; das Kolossalrelief, welches er, entsprechend dem von Gustav Bläser für das diesseitige, für das jenseitige Thor der Weichselbrücke bei Dirschau mit den dazu gehörigen Zwickelfiguren modellirte. Er durfte sich seinem Stoff gegenüber freier bewegen, als jener bei dem im vorigen Artikel genannten. Denn den Einzug des Christenthums in Preußen durch den deutschen Orden und dessen Siege in großen historisch-symbolischen Zügen zu veranschaulichen, war seine Aufgabe. Der Hochmeister auf mächtig daherschreitendem Streitroß, ein predigender Bischof und reisiges Heergefolge deutscher Ritter um und hinter ihm, zerstörte Götzenbilder, gefesselte Fürsten, bekehrte Männer und Weiber des unterworfenen Preußen- und Lithauervolks — daraus bildete er seine Composition in ruhiger, bedeutender und ernster Wirkung, breiter und derber in den Formen und in der Behandlungsart, wie es sonst wohl seine Weise ist. Zu den Zwickelfiguren wurden dann die beiden Ordensmeister Winrich von Kniprode und Meinhard von Querfurt gewählt, deren etwas gezwungene Composition in den gegebenen Raum hinein freilich den Vergleich mit der höchst freien, sich so bequem und scheinbar selbstwillig in den vorhandnen Raum einschmiegenden der gegenüberliegenden bereits erwähnten Figuren Bläsers, des Arbeiters und des Ingenieurs, nicht aushalten kann.

Ebenso wie an diesem dirschauer Brückenthor bildete er auch an dem der marienburger Nogatbrücke ein Gegenüber für ein von jenem Kunstgenossen modellirtes Werk. Für dessen Albrecht von Brandenburg einen kolossalen Herrmann von Salza; da Portraits von diesem ersten deutsch-ritterlichen Pionier des heidnischen Preußens nicht überliefert sind, eine ganz freie Phantasieschöpfung in der schönen Tracht der Blüthe des Mittelalters, eng anliegendem Kettenharnisch über Leib und Glieder, mit weitfaltigem Ordensmantel, mit Schwert und kaiserlicher Verleihungsurkunde in Händen, eine edle und mächtige Monumentalfigur von vortrefflicher Wirkung, von welcher man eine feinere Individualisirung freilich nicht verlangen kann. Mir scheint immer, nach der Brückengruppe und dem Fries im Museumshof zu urtheilen, als ob die wahren naturgemäßen Aufgaben für Schievelbeins Talent doch eigentlich auf einem andern Gebiet zu suchen wären, als auf dem, welchem die letztgenannten Gegen-

Digitized by Google

stände angehörten. Das schöne Nackte, für dessen Darstellung er so glücklich begabt war, hat er bei ihnen fast durchweg hintansetzen oder aufgeben und einer allgemeinen decorativen Compositionswirkung opfern müssen. Auch seine spätern Aufträge, deren Ausführung ihn gegenwärtig noch in Anspruch nimmt, haben ihn nicht zu jenem Gebiet zurückführen können: das Denkmal für Stein und das reich mit Gestalten geschmückte Postament für das Monument Friedrich Wilhelm des Dritten in Köln, für welches die Reiterstatue selbst Bläser modellirt. Dies war der etwas wunderliche Ausgang jener Concurrenz, deren bereits in diesen Aufsätzen mehrfach Erwähnung geschah. Wir müssen den künstlerischen Erfolg dieser Entscheidung abwarten und wollen unsre gerechtfertigten Zweifel an der Möglichkeit, aus solchem Arrangement etwas wirklich künstlerisch Einheitliches, durchweg Befriedigendes hervorgehn zu sehn, vorläufig vertagen. Seine Leichtigkeit im Erfinden und Componiren, in der glücklichen und sinngemäßen Gliederung jedes Gedankengehalts, um dessen plastische Verkörperung es sich eben handelte, berief ihn von selbst zur Mitbetheiligung an all den zahlreichen Concurrenzen um die Ausführung großer öffentlicher Monumente, welche uns die letzten fünfzehn Jahre gebracht haben: dem für Beuth in Berlin, für Friedrich Wilhelm den Dritten in Breslau, für Schiller in Berlin u. a., Bewerbungen, deren Resultat trotz großer Schönheiten, welche jeden seiner Entwürfe auszeichneten (mit wahrer Freude gedenke ich noch immer besonders seiner Skizze eines Beuthdenkmals 1854) doch schließlich nicht den Hoffnungen des Concurrirenden entsprechen sollte. Das Monument für Stein ist ihm nicht als Preis solcher Bewerbung, sondern als königlicher Auftrag geworden. Ueber ein noch nicht zum Abschluß gebrachtes, so ausgedehntes Kolossalwerk sollte man sich zunächst noch des Urtheils enthalten. Aber was wir von dem bereits ziemlich weit vorgerückten gesehen haben, bestätigt doch nur unsre Meinung, daß bei dergleichen Arbeiten Schievelbeins Eigenstes und Bestes nicht zur vollen Bethätigung gelangen kann. Ein Urmensch wie Stein, voll so gewaltiger, felsenharter Naturkraft und eckiger Mannesart — wird ihm durch diesen feinsinnigen milden Künstlergeist die Auffassung und Gestaltung werden können, welche wir für sein ehernes Kolossalbild, das für alle Zeit mitten in der Hauptstadt des von ihm regenerirten Staates stehen und von des Mannes Wesen zeugen soll, wünschen müßten? In dem, was die Gestalt selbst betrifft, bereits vollendeten Modell scheint uns auf kleine äußerliche Züge, welche uns von dem Dargestellten überliefert sind, ein fast zu großes Gewicht gelegt im Vergleich zu seiner wahren geistigen Persönlichkeit. Der Künstler hat ihm z. B. einen Stock in die Hand gegeben, und trotzdem lehnt er die Gestalt noch leicht an gegen einen Säulenstumpf, über welchen er, um des äußerlichen Zweckes breiterer Massengewinnung für die untersten Partien der mantellosen Statue

Digitized by Google

willen, eine prächtige reiche Decke in bauschigen Falten berüberwallen läßt. Das auf sich selbst Ruhende, Unerschütterte, unbeugsam Trotzige, heldenstark Markvolle des geschichtlichen Mannes will uns in solcher Stellung nicht zur vollen Anschauung kommen, so vortrefflich immerhin der Kopf und das Detail seiner Erscheinung herausgearbeitet sei.

Die zahlreichen großen Decorativfiguren in idealer Gewandung, Träger und Trägerinnen irgendeines „abstrakten Tugend- oder Begriffnamens", womit Schievelbein so manches öffentliche und Privatgebäude, hier neuerdings noch Schloß und Börse geschmückt hat (an letzterer im Verein mit vielen berliner Genossen), Figuren, welche durchweg tadellos posiren, gut drapirt sind, nichts Häßliches, nichts Nichtiges aufweisen und doch wie die meisten derartigen modernen Arbeiten den effectvollen Schwung, den eine ältere Periode der decorativen Plastik ähnlichen Gestalten zu geben wußte, nicht ganz erreichen; manches sehr schön componirte Relief rein poetischen Gehalts und idealen Stilcharakters, das er bald als selbständiges Werk, bald zum Schmuck der Architektur modellirte, und die nicht geringe Anzahl seiner Büsten — auf alle diese Leistungen kann in dieser gedrängten Uebersicht nur im großen Ganzen hingewiesen werden.

Briefe aus Oestreich.

— 4. März.

Der gute Rath des Grafen Bismarck, den Schwerpunkt der östreichischen Politik nach Ofen zu verlegen, wurde in diesen Wochen probeweise befolgt. Nicht nur die Residenz des Kaisers, auch sein Ministerrath ward in die ungarische Hofburg übertragen. Und der Einfluß und das Uebergewicht der ungarischen Politik machte sich bereits in so hervorragender Weise geltend, daß Graf Belcredi, der Ministerpräsident und Staatsminister, sich dringend veranlaßt sah, die Geschäfte in Wien den Händen seiner Bureauchefs anzuvertrauen, um in unmittelbarer Nähe des Kaisers in Pesth dem Gange der dortigen Verhandlungen zu folgen und wo möglich dem allzustürmischen Vordringen der ungarisch-dualistischen Staatsmänner einen Riegel vorzuschieben. Es schien auch in der That Gefahr im Verzug. Denn schon

Digitized by Google

begannen selbst die Reihen der ungarischen Royalisten zu wanken. Ein Apponyi, ein Bartal, ersterer ein aus der absolutistischen Periode in die 48er Rechtscontinuität übersetzter „Altconservativer", der zweite ein mit deakschen Principien gesättigter jüngerer Regierungsmann, beide die hervorragendsten Capacitäten der rechten Seite im diesmaligen Landtage, hatten sich im Laufe der ersten Adreßdebatte bis hart an die Grenze des deakschen Lagers vorgewagt und standen schon im Begriff, den einen Fuß hinüberzusetzen. Herr v. Bartal, Vicepräsident der ungarischen Statthalterei, hatte durch die weitläufige Entwicklung eines förmlichen Ausgleichsprogrammes die ganze Discussion über den ersten Adreßentwurf provocirt, da sonst die Majorität entschlossen war, die Adresse ohne Debatte einstimmig anzunehmen. Mehre Tage lang wogte dann der Redekampf im Landtagssaale, die bedeutendsten Männer der einzelnen Parteien traten nach einander in das Gefecht ein, und allmälig gewann man einen sichern Ueberblick über die nunmehrige Parteigruppirung, der, an und für sich interessant, ein erhöhtes Interesse dadurch erhielt, daß man dabei zugleich die Aussichten auf das wahrscheinliche Resultat des parlamentarischen und staatsrechtlichen Kampfes ermessen konnte. Im Centrum führte Deak und sein geistreicher Freund, Baron Eötvös, auf der Rechten avancirte zuerst Edmund v. Zsedenyi, ein energischer Altconservativer, der muthige Vorkämpfer der ungarischen Protestanten gegen die thunsche Concordatspolitik im Jahre 1859, ein geistvoller, schlagfertiger Redner. Er war der Einzige, welcher rücksichtslos gegen die starre Theorie der 48er Rechtscontinuität und die abstracten Consequenzmacher derselben anging. Graf Apponyi, welchen ich schon oben genannt, zur Zeit Schmerlings Judex curiae (oberster Königsrichter, Justizpräsident) in Ungarn, später wegen seiner eifrigen und ausdauernden Vermittlungsintriguen dem schmerlingschen Einfluß weichend, versuchte auch im Landtagssaale eine Brücke zu schlagen, auf welcher sich Regierung und Majorität begegnen könnten. Der eigentlich entscheidende Punkt des heutigen Conflictes, ob die 48er Gesetze vor der Revision — wie die strenge Rechtscontinuitätspartei fordert — factisch ins Werk gesetzt, oder ob — nach Ansicht der Regierung — diese Gesetze erst revidirt, dann activirt werden sollen: diesen Kernpunkt hatte Graf Apponyi nicht direct berührt, sondern mehr umgangen, um nur Hoffnungen und Vertrauen nach beiden Seiten zu wecken und sich selbst nach keiner Seite unmöglich zu machen.

Auf der Linken traten die Führer der Beschlußpartei vom Jahre 1861 hervor, jener großen, im Lande populären, modern-demokratischen Partei, deren geistiges Haupt einst der Emigrant Graf Ladislaus Teleki kurz vor Beginn der Landtagssession 1861 sein Leben im Selbstmord endete, in verzweifelter Erkenntniß der Undurchführbarkeit seiner eigenen Ideen und im persönlichen Conflict zwischen der harten politischen Pflicht und dem Gefühle persönlicher Dankbarkeit gegen jenen Herrscher, welchen er im offnen Parlamentskampfe entgegenzutreten berufen war. Graf Telekis politische Erbschaft ward von seinen Parteifreunden im Landtage 1861 angetreten. Sie führte nach Erledigung der ersten Adresse, in welcher dem Kaiser selbst der Titel eines legitimen ungarischen Königs vorenthalten war und nachdem das schmerlingsche Cabinet der Theorie der Rechtscontinuität die ebenso harte Theorie der Rechtsverwirkung entgegengestellt, zur Auflösung des Landtages.

Digitized by Google

Der günstige Umschwung der öffentlichen Stimmung, der seit jener Zeit sich vollzogen, machte sich jetzt am meisten erkennbar in der Haltung der frühern Beschlußpartei, welche, obwohl sich die Selbständigkeit ihres Programms und ihrer Führung für die Zukunft vorbehaltend, doch schon in der diesjährigen ersten Adreßdebatte den gemäßigten Deak offen als ihren parlamentarischen Führer, als „den verehrten Führer dieses Hauses" anerkannte. Die beiden hervorragenden Capacitäten der Linken, der greise Ghiczy, im Jahre 1861 Präsident des Landtags, und der jüngere Koloman v. Tißa sind diesmal zwar mit gewohnter Entschiedenheit, doch mit ausgezeichneter Ruhe und Selbstbeherrschung in die Debatte getreten, und die treffliche Disciplin, welche alle parlamentarische und politische Thätigkeit der Ungarn kennzeichnet, gab sich auch in der Adreßverhandlung darin kund, daß rechtes und linkes Centrum (Deak-Eötvös und Ghiczy-Tißa) ihre Aufgaben vollständig und sehr klug getheilt hatten. Den ältern Deakisten war es überlassen, den rechten Flügel zu überwachen und seine Angriffe zurückzuweisen; die jüngern Deakisten, die frühern Beschlußmänner, hatten es übernommen, ihre ungeberdigen Freunde von der äußersten Linken im Zaum zu halten, wenn sie sich zu weit und zu hitzig vorwagten. So verlief die ganze Debatte mit seltenem parlamentarischem Anstand und Tact, und keine einzige unangenehme Scene störte, trotz des folgenschweren Inhalts des Adreßentwurfes, den im Ganzen friedlichen und versöhnlichen Eindruck der allgemeinen Discussion. Man trat sich mit historischen und juridischen Gründen und mit logischer Schärfe entgegen, man betonte auf der einen Seite die dringliche Nothwendigkeit des Ausgleiches vom materiellen und Opportunitätsstandpunkte, man verhehlte von der andern Seite nicht, daß nach so vielen traurigen Erfahrungen Mißtrauen und Vorsicht natürlich und daher strenge Wahrung des Rechtsstandpunktes unbedingt nothwendig sei, man forderte gegenseitig Erläuterung der Ansichten und Principien, man suchte sich ernstlich zu verständigen und dies alles in so gemessener, und doch zugleich fast herzlicher Weise, daß am Schluß der Adreßdebatte, wie oben bemerkt, der Regierungsmann Bartal, welcher mit einigen Amendements den Adreßentwurf loyaler und gefügiger zu gestalten versucht hatte, sich von dex Interpretationen des Adreßverfassers Deak beruhigt und befriedigt erklärend, seine Amendements zurückzog und die Adresse schließlich fast einstimmig votirt wurde.

Zur Vervollständigung dieser flüchtigen Skizze lassen Sie mich noch erwähnen, daß Deak, der gefeierte und innig verehrte Führer, „der große Sohn des ungarischen Volkes", mit bewunderungswürdigem Geist und Geschick die ganze Adreßverhandlung leitete und beherrschte. In Herrn v. Deak, der ein rüstiger Mann in den Fünfzigern ist, findet sich edle Einfachheit, Schärfe des Urtheils, unerschütterliche geistige Ruhe mit einem liebenswürdigen Humor gepaart, welcher jedoch nach Seite des praktischen Verstandes hin sich zu staatsmännischer Klugheit, ja Verschmitztheit zuspitzt, und so den ungarischen Typus mit seiner seltsamen Mischung von Trägheit, Feuer und naiver Verschlagenheit in größter Vollendung darstellt. Neben dem bedächtigen „Weisen der Nation", gleichsam sein modernisirter Widerpart, bewegt sich die kleine, feine, lebhaft beseelte Gestalt des etwas jüngern Baron Eötvös, des gründlich gebildeten, weltmännisch geschulten und mit hoher Rednergabe ausgestatteten Präsidenten der

Digitized by Google

ungarischen Akademie. Baron Eötvös, bekannt in weiten Kreisen durch seine Nationalromane (besonders den „Dorfnotar") ist das eigentlich vermittelnde Element zwischen dem in Deak repräsentirten echten Ungarthum und den dem allgemeinen politischen Fortschritt huldigenden Liberalen jenseits und diesseits der Leitha. Eötvös hat auch in seiner diesjährigen ersten Landtagsrede nicht versäumt, seinen Sympathien für die Deutschen und ihre nationalen Strebungen warme Worte zu widmen und hat damit unsere östreichischen Verfassungsmänner, selbst jene, welche noch vor Kurzem dem schmerlingschen Februarpatent stille und laute Weihopfer brachten, mit Wonne erfüllt und halb und halb zu ganzen Dualisten umgewandelt. Kurz der Eindruck der Schlußberathungen über den ersten Adreßentwurf war ein solcher, daß selbst die schwierigste weil entscheidende Forderung bezüglich der sofortigten Ernennung eines besondern, verantwortlichen, ungarischen Ministeriums selbst den pesther Regierungsmännern und den frühern wiener Centralisten nicht mehr ganz unannehmbar schien. Ja man fertigte in pesther Parlamentskreisen bereits förmliche Ministerlisten, in welchen die Koryphäen der conservativen und gemäßigt liberalen Parteien mit Portefeuilles bedacht waren. — Indeß die Herren hatten sämmtlich die Rechnung ohne den Kaiser und seine beiden maßgebenden Räthe, die Minister Graf Esterhazy und Belcredi gemacht. Diesen stehen heute fast die gesammte hohe Aristokratie, besonders die nationalgesinnte czechisch-kroatische und einige ungarische Hofcavaliere zur Seite. Unter den ersteren will ich nur den Grafen Clam-Martiniz und Graf Leo Thun nennen und die ihnen heut verbündeten fürstlichen Geschlechter der Schwarzenberg, Lobkowiz, Salm, Rohan, der Grafen Nostiz, Czernin u. s. f., unter den ungarischen Hofcavalieren insbesondere den geistreichen Grafen Anton Szechen, unter dem Ministerium Schmerling ungarischer Minister ohne Portefeuille, einer der Hauptschöpfer des Octoberdiploms im Jahre 1860. Diese aristokratische Partei ist es, welche heute das Terrain bei Hofe beherrscht, eine Partei, welche den Ausgleich mit Ungarn mehr als ein nothwendiges Uebel denn als eine staatsrechtliche Lösung betrachtet, eine Partei, welche sehr vorsichtig und zähe jeden Zollbreit der königlichen, absoluten Macht vertheidigt und nur bis an die äußerste Grenze des unbedingt Nothwendigen zu concediren gedenkt, eine Partei endlich, welche stets als letzte Reserve die ultima ratio der Kanonen im Sinn trägt, und die daher entweder das altständische historische Recht, etwas modernisirt, als Fundament der Staatsgewalt wieder aufrichten, oder, falls dies unmöglich, lieber den einfachen Absolutismus als den constitutionellen Liberalismus in Oestreich herrschen sehen will. Wie steht nun zu dieser Partei der officielle Träger der ungarischen Regierungsgewalt, Herr v. Mailath, der ungarische Hofkanzler? Herr v. Mailath ist ein aus der conservativen Schule hervorgegangener, in seinen Grundsätzen entschiedener Staatsmann, ein klarer Kopf und höchst achtungswerther Charakter. Dem Hofleben bisher fremd, hatte er noch vor dem officiellen Rücktritt Schmerlings die von den ungarischen Altconservativen vorbereitete Mission übernommen, den Ausgleich zwischen dem Kaiser und den Ungarn auf Grundlage der zu modificirenden 48er Gesetze anzubahnen. Mit Herrn v. Mailaths Eintritt ins Cabinet wurde das Februarsystem und sein Schöpfer politisch zu Grabe getragen. Herrn v. Mailath wurde für die deutsch-slavischen Erbländer der bisherige Statthalter für Böhmen, Graf

Digitized by Google

Belcredi, als Präsident des Ministerrathes und Staatsminister zur Seite gestellt. Graf Belcredi, obwohl in der östreichischen Büreaukratie zu den höchsten Staatswürden emporsteigend, sympathisirt doch durch seine Familienbeziehungen mit der altständischen und neuslavischen Aristokratie; sein Bruder ist der Führer der feudalklerikalen Partei in Mähren, sein Schwager, Graf Larisch, einer der reichsten östreichischen Grundbesitzer, trat mit ihm als Finanzminister ins Cabinet, seine nächsten Freunde, die böhmischen Cavaliere, halten es nun mit den Czechen und nationalen Föderalisten gegen die deutschen Liberalen. Graf Belcredi selbst ist ein gründlich und vielseitig gebildeter Staatsmann von einnehmenden Manieren, sein Geist, von einem schwachen Körper gestützt, neigt sich gern idealistischen Anflügen zu, die nicht frei von katholisirenden Tendenzen sind; in der politischen Praxis verschmäht er die kleinen Auskunftsmittel der Büreaukratie, liebt es, seine Pläne von langer Hand anzulegen und allmälig und im Stillen heranreifen zu lassen. Ein vortrefflicher Staatsmann für eine Periode des aufgeklärten Absolutismus, wo redlicher Wille, energischer Geist und praktische Erfahrung auf geebnetem Boden zu wirken berufen sind. Das Septemberpatent mit seiner Sistirungspolitik hat die constitutionelle Action in den diesseitigen Ländern lahm gelegt und damit dem Staatsminister Graf Belcredi die ihm zusagende Periode des aufgeklärten Absolutismus wenigstens für einige Zeit bereitet. Aber diese Zeit ist kurz gemessen. Bald wird die mittlerweile in Ungarn begonnene Action zu einer Wiederherstellung des Parlamentarismus in der deutsch-slavischen Reichshälfte, drängen, und dann dürfte Graf Belcredi kaum dem Kampfe im offenen Felde gewachsen sein.

Der Vereinigungspunkt für das Ministerium Mailath-Belcredi fand sich in der Negation der Februarpolitik und des centralistischen Experimentes. Durch die Rückkehr auf den Boden des föderalistisch aufgebauten Octoberdiploms vom Jahre 1860 sollte allmälig die staatsrechtliche Frage durch Vereinbarung mit den Einzellandtagen zur Lösung gebracht werden. Dabei stand die Befriedigung Ungarns, die Ermöglichung einer baldigen Krönung des Kaisers in Ofen im Vordergrund der Action. Die staatsrechtliche Integrität der Länder der ungarischen Krone (Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen) sollte wiederhergestellt, der Forderung Ungarns nach Reactivirung der 48er Gesetze nach Revision derselben entsprochen werden.

Bis heute hat diese Action — kleine Zwischenfälle abgerechnet — ihren vorgezeichneten, ruhigen Verlauf genommen, unter der begeisterten Mitwirkung der ungarischen Parteien und trotz des Widerstandes der durch die Verfassungssistirung tief verletzten deutschen Liberalen diesseits der Leitha. Aber eben heute, wo die Antwort auf die erste ungarische Adresse erwartet wird, wo die Regierung in dem k. Rescripte die Grenzen ihrer Zugeständnisse bestimmt vorzuzeichnen sich anschickt, heute tritt die ganze Action erst in ihren entscheidenden Wendepunkt. — Man spricht davon, daß nun Graf Belcredi im Bunde mit Graf Esterhazy die liberalere und mehr dualistische Auffassung des Herrn v. Mailath beseitigt habe, um den Boden des Octoberdiploms und des Föderalismus entschieden zu wahren. Das Rescript wird hierüber Aufschluß geben. Was den Grafen Esterhazy betrifft, so wird er bereits seit zwei Jahren als derjenige Staatsmann bezeichnet, welcher den größten, ja den vorwiegenden Einfluß auf die Entschließungen

Digitized by Google

der höchsten Kreise übt. Graf Moritz Esterhazy, einer der begütertsten ungarischen Cavaliere, hatte den größten Theil seiner Lebenszeit in der diplomatischen Carriere zugebracht. Zuletzt bekleidete er (vor Baron Bach) den Botschafterposten in Rom.

Man rühmt seinen scharfsichtigen Blick für politische Dinge, seine Kaltblütigkeit und reservirte Haltung. Gewiß ist, daß er seinen jetzt mächtigen Einfluß, da er selbst die innern Verhältnisse Oestreichs erst im Laufe der letzten Jahre genauer zu studiren Gelegenheit hatte, nur allmälig, unscheinbar und in persönlicher Zurückhaltung sich zu erringen verstand. Er genießt somit das unbedingte Vertrauen des Kaisers, sein Rath entscheidet in auswärtigen wie in innern Fragen, sein Einfluß ist um so entschiedener, da er im Ganzen ein Mann von unabhängigem Charakter ist. Seiner ganzen politischen Richtung nach zählt er zu den eigentlich tendenzlosen praktischen Diplomatikern, welche keine principiellen Voraussetzungen kennen und selbst nicht durch grundsätzliche Antecedentien gebunden sind. Der Zweck und das Ziel entscheidet für ihn, die Mittel sind Sache des Momentes und des staatskünstlerischen Handwerkes. Für und in Oestreich ist eine solche Persönlichkeit und eine solche Politik nicht ohne Werth, so lange es sich eben nur darum handelt, die Existenz des Staates mitten im Kampfe der widerstreitenden Elemente zu sichern. Man bezeichnete daher mit Recht den Grafen Esterhazy als die eigentliche Seele, den Herrn v. Mailath als den Kopf des jetzigen Cabinets. Graf Belcredi rühmt sich, das Herz desselben zu sein, sofern in ihm sich der Pulsschlag des gesammten Staatslebens, auch des außerungarischen, concentrirt — seine Gegner besorgen daher, daß das jetzige politische System an einem organischen Herzfehler leide.

— 5. März.

Das k. Rescript, welches die erste Adresse des ungarischen Ober- und Unterhauses beantwortet, wurde gestern veröffentlicht. Es ist eine der bedeutsamsten Staatsschriften der Neuzeit, vollendet in der Form, welche sich präcis an die rückhaltlose, offene, feste und zugleich versöhnliche Sprache des Inhaltes anschließt. Die Regierung erklärt ihre Befriedigung, daß sie sich hinsichtlich des Ausgangspunktes der Verhandlung, der pragmatischen Sanction in Uebereinstimmung mit dem Landtage befinde. Es wird nochmals die Wechselseitigkeit des staatsrechtlichen Verbandes zwischen Ungarn und Oestreich und seiner politischen und materiellen Bedingungen und Vortheile auseinandergesetzt und die Nothwendigkeit betont, daß die zugesagte Vorlage des Landtags hinsichtlich der Formulirung der gemeinsamen Angelegenheiten den wahren Bedürfnissen und gemeinsamen Interessen aller Länder des Gesammtstaates entspreche. Die 48er Gesetze — nach Deaks eignen Worten — unter außergewöhnlichen Ereignissen zu Stande gekommen, wird als ein Werk der Ueberstürzung bezeichnet, welches besonders in jenen Artikeln, welche die gemeinsame Behandlung der gemeinsamen Regierungszweige betreffen, sowie in jenen, in welchen die Rechte des Herrschers und der Krone in constitutionellem Sinne geordnet werden, einer gründlichen Prüfung und Modification bedürfe. Der König erklärt, daß ihm der Krönungseid heilig und keine bloße Ceremonie sei, und daß er daher nur dasjenige beschwören könne und wolle, was er als ein dauerndes Werk erwogen und erkannt habe. Deshalb müsse die Revision der 48er Gesetze der factischen Wiederherstellung derselben vorangehen — nur die revidirten Gesetze könne er in seinem

Digitized by Google

Krönungseide beschwören. — Das Schriftstück ist ein Meisterwerk, was die klare Darstellung und die Entschiedenheit und zugleich die wohlwollende Färbung in Ton und Haltung betrifft. Ohne Zweifel aus Mailaths trefflicher Feder hervorgegangen, sind denn doch einige temperirende d. h. die Gesammtstaatsseite noch schärfer beleuchtende Spuren des belcredischen Geistes zu erkennen. In den pesther Landtagskreisen hat das Rescript, wie zu erwarten stand, vorerst einen deprimirenden, wenigstens sehr ernüchternden Eindruck hervorgebracht. Man vermißt namentlich irgend Eine bestimmte Zusage oder Concession, während eben das Rescript ausdrücklich hervorhebt, daß alles gleichzeitig und gleichmäßig geordnet werde. Indeß wird ohne Zweifel die Verstimmung allmälig sich heben, wenngleich in den nächsten Debatten über das Rescript sich ein herberer Ton wird vernehmen lassen und die Linke mit einzelnen Forderungen prononcirter hervortreten dürfte. Für Deak kommen jetzt schwere Stunden. Er allein kann die Verhandlungen im ruhigen und richtigen Fahrwasser erhalten. Aber er wird auch am besten erkennen, daß jetzt erst Rede und Gegenrede getauscht wurde, und daß nun erst die eigentlich geschäftliche Seite der Unterhandlung begonnen hat. Man wird nun daran gehen müssen, die einzelnen Gesetzpositionen für die allgemeinen Angelegenheiten zu formuliren. Nebenbei dürfen wir aber eine Fortsetzung der Verhandlungen und Beschwerden wegen sofortiger Wiederherstellung der 48er Rechtscontinuität gewärtigen. Der Landtag wird seine Rechtsverwahrung aufrechthalten, bis endlich eine Ausgleichungsbasis festgestellt ist und dann gleichzeitig mit der beendigten Revision der Gesetze die Krönung und die Sanction der Gesetze erfolgen kann. Dies ist der Gang, wenn alles im glatten Wege geht. Allerdings hängt hier noch sehr viel von dem Einfluß auswärtiger Ereignisse und von den momentanen Stimmungen in obern und untern Kreisen ab!

Literatur.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von Karl Gustav Carus. 2. Theil, Leipzig, F. A. Brockhaus. 1865.

Was wir vom ersten Theile dieser Memoiren sagten, gilt auch von diesem. Der Verfasser hat in seiner Stellung am dresdner Hofe und auf seinen Reisen manche interessante Bekanntschaft und Beobachtung gemacht, und er giebt von diesen Persönlichkeiten und Dingen auch manche interessante Notiz. Am liebsten und ausführlichsten aber spricht er von sich, und das ist auf die Dauer doch nur für den Kreis seiner Freunde. Zwei starke Bände, die nicht weit über das Jahr 1830 hinausführen, wann soll das enden? Jeden kleinen zufälligen Gedanken wie Gold aufgehoben, ziemlich gewöhnliche Empfindungen und Stimmungen breit ausgeführt, Glück und Unglück im Familienkreise sorgfältig verzeichnet — ja wenn es Goethe selbst wäre, der uns das erzählte, und nicht einer seiner Nachahmer!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein Geächteter.

Lebensbild

von

Hermann Breusing,

Verfasser von „Germanisches Blut".

2 Bände. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Von dem letzten Werke des Verfassers, Germanisches Blut, sagt die Leipziger Illustrirte Zeitung, daß es sich lese, wie ein in Prosa übertragenes Gedicht Lord Byrons. Ihrer ähnlichen dringenden Empfehlung des Buches fügte die Stuttgarter illustrirte Zeitung: Ueber Land und Meer, den Wunsch hinzu, daß der Verfasser auch seine eigene rothe Erde in Roman und Novelle cultiviren möge. — Hier in diesem Buche liegt ein Stück Westphalen vor, Wirklichkeit und Wahrheit, naturwüchsiges Wesen, Verwicklungen, wie sie durch Leidenschaft und Thatkraft bedingt werden, und Alles durch die Kraft und Gluth von Darstellung und Sprache verklärt. Das freie deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. urtheilt über vorliegendes Werk gleich günstig und hebt die vorzügliche Begabung hervor, welche sich in der Zeichnung der Personen und der Malerei der Einzelnheiten kundgiebt.

Für's Vaterland.

Historischer Roman

von

Julius Mühlfeld.

2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Ein Roman vom Jahre der deutschen Morgenröthe. 1809, bis zur deutschen Befreiung von der Fremdherrschaft spielend, in seinen mannigfaltigen Scenen von den Schreckenstagen der französischen Revolution bis zu denen der Freiheitsschlachten reichend, mit dem Schwerpunkt der Handlung aber in dem Jahre 1809 in Oesterreich ruhend und im engen Rahmen eine reiche Reihe Handlung und Persönlichkeiten: die Schlachten bei Aspern und Wagram, den Erzherzog Karl u. s. w. berührend, ist dieses neue Werk Julius Mühlfeld's, der gerade in dieser Zeit außerordentlich daheim ist. Mühlfeld's „Theodor Körner" wurde als ein bedeutendes patriotisches Werk anerkannt, und seine Romane: Ein Weg zum Throne, Mittel und Zwecke, Unterm Verhängniß sind von Presse und Publikum so allgemein günstig aufgenommen und von den ersten kritischen Stimmen empfohlen worden, daß ein neuer Roman aus seiner Feder von vornherein mit Interesse erwartet wird, welches der hier angekündigte: Für's Vaterland auch im hohen Maße verdient.

Tübingen. Im Verlage der **H. Laupp**'schen Buchhandlung (**Laupp & Siebeck**) ist soeben erschienen:

Die Polizei-Wissenschaft

nach den Grundsätzen des Rechtsstaates.

Von

Robert von Mohl.

Dritte vielfach veränderte Auflage.

Erster und zweiter Band.

gr. 8°. broch. Preis beider Bände 12 fl. — 7 Rthlr.

Der erste Blick in diese dritte Auflage wird die Ueberzeugung gewähren, daß hier keineswegs nur von einzelnen Zusätzen und Verbesserungen die Rede ist, sondern von einer durch das Ganze gehenden neuen Bearbeitung, welche den Werth, wie den Ruf des Werkes nur erhöhen kann.

Auf **Lucian Herbert's** neuesten, in Oesterreich spielenden Roman

Die todte Hand, 4 Bde. 5 Thlr.

(Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig)

sei hiermit die Aufmerksamkeit des Lesepublikums ganz vorzüglich gelenkt. Der nationale Conflikt, der Oesterreich zerklüftet und die Schilderung des kirchlichen Lebens in Oesterreich bildet die Unterlage des hochinteressanten, abwechslungsvollen und figurenreichen Buches, welches eigentlich den Titel führen sollte: **Oesterreich, wie es ist.**

Die „todte Hand" ist auch ein weiteres Bruchstück zu der Gallerie zeitgenössischer Romane Lucian Herbert's, in welchen sich die Geschichte unseres Jahrhunderts wiederspiegelt und deren Titel lauten: **Louis Napoleon.** (Volksauflage in 5 Bänden oder 28 Lieferungen. $4\frac{2}{3}$ Thlr.) **Napoleon III.** (8 Bände. Preis 10 Thlr. 20 Ngr.) **Carlo Alberto.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **Victor Emanuel.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **1830.** (Pariser Julirevolution. 2 Bde. 2 Thlr.) **1831.** (Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr.)

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 12.

Ausgegeben am 16. März 1866.

Inhalt:

Aus der Geschichte der deutschen Hochschulen. 1. . . . . Seite 441
Die amerikanische Mission unter den nestorianischen Syrern . . . 464
Aus Baden 476
Vermischte Literatur 479

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Aus der Geschichte der deutschen Hochschulen.

Von Moritz Busch.

1. Die Universität des Mittelalters.

Im nächsten Quartal d. Bl. wird der Verfässer des Nachstehenden in einer Reihe von Aufsätzen versuchen, den deutschen Studenten in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte zu charakterisiren. Das hier Folgende soll dazu als Einleitung und Folie dienen, und wenn dabei Einiges in das Bereich der Betrachtung gezogen wird, was auf den ersten Blick sich nicht auf diesen Zweck zu beziehen scheint, so wird sich diese Berücksichtigung im weitern Verlauf rechtfertigen. Der eine und der andere Leser giebt aber auch vielleicht von vornherein zu, daß wir, um in Betreff von Stellung und Leben der Studirenden in früheren Jahrhunderten klar sehen und richtig urtheilen zu können, zuvörderst einer möglichst deutlichen Vorstellung von der Entwickelung der ältesten Hochschulen, von den Grundzügen der Verfassung derselben, von dem Wissen, welches sie in den verschiedenen Epochen ihrer Existenz vertraten, und von der Methode bedürfen, die sie jeweilig in Disciplin und Unterricht befolgten.

Ueber alle diese Fragen sind wir jedoch nur für das letzte Jahrhundert des Mittelalters ziemlich vollständig und nur für die noch spätere Zeit vollkommen genügend unterrichtet. Was vor dem letzten Drittel des fünfzehnten Säculums liegt, ist nur bei einigen Anstalten und auch hier nicht in allen Punkten mit Sicherheit erkennbar. Die Anfänge der ältesten Universitäten hüllen sich in eine Dämmerung, bei der fast nur die Umrisse der Gegenstände zu sehen sind. Was wir bestimmt von ihnen wissen, beschränkt sich, kurz zusammengefaßt, auf Folgendes.

Die erste und geraume Zeit hindurch die alleinige Bewahrerin der Reste von Bildung, welche aus dem allmäligen Zusammenbruch der classischen Welt in die auf den Ruinen derselben aus neuem Samen erwachsenen Lebenskreise hinübergerettet worden waren, war die Kirche, die mit diesem Besitz überhaupt der Inbegriff fast aller höheren Interessen der abendländischen Menschheit, deren

Digitized by Google

Hüterin, Pflegerin und Vertheidigerin und nicht blos der Gegensatz gegen die Welt im theologischen Sinne des Wortes, sondern auch gegen die mit den letzten Zeiten der Völkerwanderung hereingebrochene Barbarei war. Kloster- und Domschulen waren es, welche bis zu Ende des elften Jahrhunderts jene, um das gleich hier anzudeuten, sehr dürftigen und meist nicht direct aus der classischen Periode, sondern aus deren trüben Ausgängen stammenden Reste der Cultur des Alterthums fortpflanzten, zunächst für Kleriker, dann auch für die Anfangs wenig zahlreichen Laien, die darnach begehrten.

Später traten an verschiedenen Orten des romanischen Europa einzelne private Lehrer von Ruf auf, welche durch weitere Ausbildung, Subtilisirung und Systematisirung des Ueberlieferten oder durch Einführung neuer Elemente in die Wissenschaft — was beiläufig viel seltener war — große Massen von Schülern um sich sammelten. Neue Unterrichtsanstalten entstanden neben den kirchlichen Instituten von gleicher Bestimmung, aber an den meisten derselben trugen Lehrer wie Lernende immer noch einen vorwiegend klerikalen Charakter, und dies setzte sich bis gegen das Ende des Mittelalters fort. Die Begriffe Geistig und Geistlich waren eben noch nicht geschieden. Die Bezeichnung Schüler oder Student bedeutete einen ähnlichen Gegensatz gegen die Laienwelt wie die Bezeichnung Kleriker. Ueberall, wo sich aus dem Zusammenströmen wißbegieriger Gemüther um einen oder mehre berühmte Lehrer eine durch Stiftungen und Schenkungen befestigte hohe Schule entwickelte, ertheilte der Papst die Concession, die meisten Vortragenden, viele von den Zuhörern hatten die Priesterweihe empfangen, viele trugen die Mönchskutte, die Wissenschaft galt im Wesentlichen als Dienerin der Kirche.

Dies ist wenigstens von der Universität Paris zu behaupten und in gleicher Weise von allen derselben nachgeformten Hochschulen des Mittelalters. Die pariser Universität ist der Zeit nach die erste in Europa, weshalb sie später den Ehrennamen der mater studiorum führte. Sie entstand zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in der angegebnen Weise, ohne Zuthun der weltlichen Behörde und nicht aus einer Kloster- oder Kathedralschule. Einige Rhetoriker, Philosophen und Theologen bildeten mit den von nah und fern sich um sie einfindenden Scholaren eine Körperschaft, die sich nach und nach Gesetze und eine Verfassung gab und ebenso allmälig Rechte und Privilegien erwarb, mit denen sie sich zunftartig nach außen hin abschloß.

Anders auf den beiden nächstältesten Universitäten Europas, der hohen Schule zu Bologna und der zu Salerno, die ebenfalls im Anfang des zwölften Jahrhunderts entstanden. Während in Paris neben den allgemein bildenden Wissenschaften, welche Kern und Same der Universität gewesen, neben den später mit dem Namen der sieben freien Künste bezeichneten Disciplinen die Theologie den Vorrang gewann und behauptete, trat in Bologna die

Digitized by Google

Jurisprudenz, in Salerno die Medicin in den Vordergrund, und die Physiognomie dieser Hochschulen wurde dadurch von vornherein eine mehr weltliche.

Auf einen andern Unterschied zwischen den beiden Urtypen der Universitäten bringt uns die nähere Betrachtung der Organisation der hohen Schulen des Mittelalters. Hier begegnet uns im Allgemeinen sofort dieselbe Eigenthümlichkeit, welche mehr oder minder alle andern gesellschaftlichen wie alle staatlichen Bildungen dieser Periode charakterisirt: das Bestreben, einerseits alles ideell zu begründen, andrerseits jeder Idee sinnliche Form, symbolische Verkörperung zu verleihen. In der Verfassungsgeschichte der meisten uns genauer bekannten ältesten Universitäten sehen wir*) in erster Linie die Tendenz sich kundgeben, die beiden Bedeutungen des Wortes universitas, welches ursprünglich durchaus nichts mit der Universalität der gelehrten Disciplinen gemein hatte, sondern einfach die Gesammtheit, die Körperschaft, die Gemeinde bezeichnete, zum Ausdruck zu bringen. Eine Universität war hier einmal eine lehrende Corporation, und nach dieser Seite ihres Wesens hatte sie den Trieb, sich in Facultäten zu entfalten. Eine Universität war aber sodann zugleich eine mit bestimmten Rechten begabte, sich selbst regierende und richtende, Eigenthum besitzende politische Gemeinde, und als solche gliederte sie sich, wo dies möglich, in Nationen.

Von den oben angeführten italienischen Hochschulen gilt diese doppelte Gliederung nicht; sie nannten sich zwar Universitäten und nach dem soeben Gesagten nicht unbefugt, waren aber, wie bemerkt, ihrem Wesen nach blos große Fachschulen, und so zerfielen sie nur als politische Körperschaften in Abtheilungen, also nur in Nationen. Bei der pariser dagegen und den nach ihrem Muster organisirten Universitäten finden wir fast ohne Ausnahme die Verzweigung der ursprünglichen Gestalt sowohl nach Facultäten wie nach Nationen.

Ferner aber kam bei der pariser Hochschule wie bei deren Töchtern, soweit letztere sich der Mutter nachgestalten konnten, noch das Weitere hinzu, daß bei ihrer Organisation als lehrende Körperschaft die Auffassung der allgemein bildenden Wissenschaften als der Basis der drei Fachdisciplinen maßgebend zur Geltung gelangte oder doch zu gelangen suchte. Endlich trat hierzu noch, daß bei diesen Anstalten gewöhnlich nur die Lehrenden als Vollberechtigte, wenn man will, als Aristokratie, richtiger als Meisterschaft, die Universität ausmachten, während sie in Bologna nur als besoldete Beamte der die universitas bildenden, aus sich den Rector und die übrigen Regenten, Richter und Verwalter der Corporation wählenden Studenten betrachtet wurden.**)

*) Vgl. Fr. Zarncke: Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens. Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. 2. Bd. Leipzig, 1857.

**) In Padua mußten sich die Professoren um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sogar alle Jahre neu wählen lassen.

Digitized by Google

Die pariſer Univerſität war anfänglich ebenſo wie Bologna organiſirt, d. h. nur als politiſche Gemeinde gegliedert, indem ſie ſeit 1206 in vier Nationen: die Franzoſen (welchen die Spanier, Portugieſen und Griechen beigezählt wurden), die Allemannen (Deutſche und Engländer), die Normannen und Picarden zerfiel. An der Spitze jeder Nation ſtand ein Procurator, an der Spitze des Ganzen ein Rector. Als lehrende Körperſchaft war die Univerſität im ganzen erſten Säculum ihres Beſtehens, wo ihr Zweck einfach Vermittelung höheren Wiſſens ohne beſtimmte Richtung auf Fachdisciplinen war, ein ungeſpaltenes Ganze. Erſt als Theologie, Jurisprudenz und Medicin feſtere Geſtalt und ſelbſtändigere Bedeutung gewonnen, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, löſten ſich die Vertreter derſelben von den übrigen Repräſentanten gelehrter Bildung ab und conſtituirten ſich als beſondere Genoſſenſchaften, die ſich Facultäten nannten, und von denen jede einen Dekan zum Vorſtand hatte. Die Zurückbleibenden, dadurch thatſächlich gleichfalls in die Stellung einer Facultät gekommen, konnten den Ausſcheidenden zwar nicht das Recht, zur Geſammtkörperſchaft zu gehören, abſprechen, wohl aber behielten ſie allein, als die den alten Begriff der universitas darſtellende Stammcorporation, die bisherige Gliederung und ebenſo einen beſtimmten Theil der bis dahin von der ganzen gelehrten Gemeinde beſeſſenen und ausgeübten Befugniſſe. Nur ſie, die Mitglieder der nunmehrigen philoſophiſchen oder Artiſtenfacultät, zerfielen in Nationen, und nur aus ihnen wurde, obwohl die drei andern Facultäten, namentlich die theologiſche, als die vornehmeren galten, der Rector gewählt. Nur in Ausnahmefällen, wo die Nationen der Mutterfacultät ſich über die Wahl eines ſolchen nicht einigen konnten, trat für dieſelben der Dekan der Theologen, als Vorſteher der höchſten unter den von der frühern Allgemeinheit abgezweigten andern Gelehrtenzünfte, ein, um die Univerſitätsverſammlung zu berufen.

Die Nationen aber hatten zu Mitgliedern lediglich die zum Lehren Befugten (magistri); die nur Lernenden (scolares) waren blos Angehörige. Allein aus und von den Magiſtern wurde der Rector gewählt. Nur ſie waren, wenn wir die Univerſität mit ähnlichen Bildungen des Mittelalters vergleichen, Vollbürger, nur ſie Meiſter, die Studenten nur Schutzbefohlene und ſofern ſie das Baccalaureat erlangt, Geſellen, ſofern ſie dieſes nicht erlangt, Lehrlinge.

Mit dieſem Organismus wurde Paris, wie angedeutet, das Muſter faſt aller im Mittelalter gegründeten Hochſchulen, der meiſten italieniſchen, z. B. Paduas und Neapels, der engliſchen, der ſpaniſchen und ſchließlich auch der älteſten deutſchen. Doch führten die Verhältniſſe bei mehren der letzteren erhebliche Abweichungen von der pariſer Verfaſſung herbei.

Die erſten Jahrzehnte der prager Univerſität ſind von Dunkel umgeben. Nur ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ſie von Anfang an (ſie wurde 1348 geſtiftet)

Digitized by Google

Facultäten, gewiß, daß sie Nationen hatte. Letztere waren vier an Zahl: die böhmische, welche die Westslaven und Ungarn, die polnische, welche die Ostslaven, die bayerische, welche die Süddeutschen und die Rheinländer, endlich die sächsische, welche alle Norddeutschen und die Skandinavier umfaßte. Ursprünglich herrschte hinsichtlich der Berechtigung der Lehrer und der Lernenden eine Mischung des pariser und des bologneser Princips: der Rector konnte sowohl aus den Magistern als aus den Studenten genommen werden, und in der Congregation der Universität hatten diese wie jene gleiche Stimme. 1392 aber gelangte auch hier die pariser Auffassung, nach welcher nur die Lehrer stimm- und wahlfähig waren, zur vollen Geltung. Der Rector wurde bis 1368 aus der Artistenfacultät gewählt. Zu einer vollständigen Ausprägung des pariser Begriffs der universitas kam es nicht, einmal weil alle Ordensgeistlichen, deren es sowohl unter den Graduirten als unter den Studenten viele gab, der Jurisdiction des Rectors und der Universität entzogen waren, sodann weil 1372 die Juristen ganz aus dem gemeinsamen Verbande schieden und sich zu einer besondern Fachschule mit eignem Rector und eignen Collegien zusammenthaten.

Wien war anfänglich dem pariser Muster nachgebildet. 1365 gegründet, hatte es neben vier Nationen: der östreichischen, rheinischen, ungarischen und sächsischen, die gewöhnlichen vier Facultäten, und Rector konnte nur ein Magister der philosophischen Facultät werden. Später indeß, unter Albrecht dem Dritten, traten einestheils die Nationen mehr zurück und die Facultäten in die erste Reihe, anderntheils wurden letztere gleichberechtigt und von einander unabhängig. Noch später, im fünfzehnten Jahrhundert, waren die Nationen ganz einflußlos und damit eine bloße Form geworden.

Durchaus nach dem Vorbilde von Paris wurde 1385 die Universität zu Köln eingerichtet, wo bereits hundert Jahre vorher eine weitberühmte Dominikanerschule geblüht, an welcher Albertus Magnus und dessen großer Schüler Thomas von Aquino gelehrt hatten.

Demselben Muster wie in Köln folgte man bei der Organisation der Hochschule, welche 1386 von dem Pfalzgrafen Robert, hauptsächlich unter Mitwirkung des Nominalisten Marsilius von Inghen zu Heidelberg gestiftet wurde. Indeß kam es daselbst bald dahin, daß die bevorzugte Stellung der Artistenfacultät erschüttert wurde, und schon ein Jahr nach dem Tode jenes berühmten Scholastikers, 1393, konnte hier der Rector aus und von allen Facultäten gewählt werden. Ferner scheint in Heidelberg die vom Stiftungsbriefe angeordnete Theilung in Nationen niemals ins Leben getreten zu sein. Endlich kann noch auffallen, daß hier 1514 und 1525 ein Student die Rectorwürde bekleidete, beide Male ein Graf von Henneberg. Indeß geschah es auch an andern deutschen Universitäten bisweilen, daß man Studirenden vom

Digitized by Google

hohen Adel ausnahmsweise aus Courtoisie den Rectortitel mit seinen Ehren verlieh.

In Erfurt (Stiftung der Universität 1392) existirte das Institut der Nationen gar nicht, so daß die Corporation sich lediglich in Facultäten verzweigte.

In Ingolstadt bildeten sich bei Gründung der Hochschule (1472) vier Nationen: die bayerische, die rheinländische, die fränkische und die sächsische; doch wurden dieselben bald wieder aufgehoben, und es gab fortan hier ebenfalls nur Facultäten. Der neununddreißigste Rector der Universität war (1486) ein Student der Medicin, Magnus Airnschmalz, jedoch hatte derselbe die Magisterwürde erworben, wodurch er einerseits zu den Lehrenden, andrerseits zur artistischen Facultät gehörte.

Ueber die erste Organisation der übrigen noch im Mittelalter entstandenen deutschen Universitäten (Leipzig, 1409, Rostock, zehn Jahre darnach, Trier, 1454, Greifswald, 1456, Freiburg, in demselben Jahre, Mainz und Tübingen, beide 1477 gegründet) sind wir, Leipzig ausgenommen, über das wir durch Zarnckes hochverdienstliche Bemühungen sehr genaue Kunde erhalten haben, bis jetzt noch wenig oder gar nicht unterrichtet.

Zeigt sich nun bei fast allen ältern deutschen Hochschulen, die wir näher betrachten konnten, zwar deutlich die oben erwähnte Tendenz, sich in doppelter Weise zu gliedern und daneben der Artistenfacultät die ihr als der Basis der drei übrigen Facultäten gebührende Geltung zu erhalten, so gelang es doch keiner der bisher ins Auge gefaßten, eine organische Einheit in diesem Sinne ganz und auf die Dauer darzustellen, indem Zufall und äußere Einflüsse störend dazwischentraten, das eine Schiff oder Thürmchen des Baues unvollendet bleiben ließen, das andere wieder abtrugen oder auch den ganzen Plan veränderten. Dagegen erreichte die Hochschule zu Leipzig jenes Ziel, von den Umständen begünstigt, so vollkommen, daß sie in Bezug auf ihre verfassungsmäßige Gestaltung unter Ihresgleichen einzig dasteht und in diesem Betracht unter den Universitäten des deutschen Mittelalters das wurde, was das freiburger Münster unter den mittelalterlichen Kirchen Deutschlands ist: das verkörperte Ideal. So aber müssen wir sie etwas genauer in Augenschein nehmen.

Die Universität Leipzig, bekanntlich durch den Auszug der deutschen und polnischen Magister und Studenten von der prager entstanden und von vornherein so gut wie völlig unabhängig von dem Einfluß der weltlichen Macht hingestellt, kennt nur einen Organismus, in welchem allein das Lehrerpersonal vollberechtigt ist. Eine Absonderung einzelner Zweige der Gesammtheit zu selbständiger Existenz, wie der Austritt der prager Juristen, findet nicht statt. Dahin gehende Versuche scheitern. Als politische Körperschaft zerfällt die Uni-

Digitized by Google

versität in vier Nationen*): die meißnische, sächsische, bayerische und polnische, die vollkommen gleichberechtigt sind, von denen jede ihre besondern Collegiatstellen, Bursen, Berathungen, Feste und einen Senior an der Spitze hat, und deren oberster Bevollmächtigter der Rector ist. Dieser führt den Vorsitz in allen das bürgerliche Leben, die Rechte, Einkünfte u. s. w. der Corporation betreffenden Instituten, ist oberster Richter der Gesammtheit und vermittelt die auswärtigen Angelegenheiten derselben. Nur durch Eintritt in die Zahl der zum Lehren Befugten wird die Mitgliedschaft bei der politischen Gemeinde erworben. Als lehrende Körperschaft gliedert sich die Universität in die vier Facultäten des pariser Systems, von denen jede einen Dekan zum Präses hat. Die Zweige des Ganzen stehn aber nicht in gleichem Verhältniß neben einander. Die artistische oder philosophische Facultät gilt vielmehr als Stamm oder gemeinschaftliche Grundlage der drei andern; ja sie fällt ideell mit dem Umfang der universitas, d. h. mit der Gesammtheit aller hier Lehrenden zusammen, denn eben nur dadurch, daß man die Magisterwürde in ihr und damit das Recht, in ihr Vorträge zu halten, erlangt, kann man Mitglied der Universität werden. Die übrigen Facultäten sind mehr etwas Beiläufiges, nicht zum Charakter der Universitätsbildung Gehöriges, eine Auffassung, die noch jetzt das Wesen der englischen Hochschulen bestimmt. „Rector, magistri et doctores" lautet die Formel für die Gesammtheit der Lehrkräfte im alten Leipzig, nicht doctores et magistri. Allerdings ist sonst der Dekan der Artisten erst der Vierte in der Rangordnung der Collegen, aber seine Bedeutung ist statutenmäßig größer als die der drei andern. Während diese nur Privatbeamte ihrer Facultäten sind und mit der Universität als solcher nichts zu schaffen haben, ist das philosophische Dekanat eine Würde, welche die Gesammtheit aller betrifft und selbst in die Eigenschaft der universitas als politische Gemeinde hinübergreift. Der Artistendekan wird mit bestimmter Abwechselung aus den vier Nationen gewählt, er ist nothwendiges Glied bei der Rectorwahl, er hat mit den Senioren der Nationen die Pflicht, bei Abgang des Rectors sein Urtheil über dessen Amtsführung abzugeben, er vertritt überhaupt die ganze Corporation, sofern sie eine lehrende ist, während der Rector sie in ihrer Eigenschaft als politische Gemeinde repräsentirt. Mit jenem verknüpft sich, wie Zarncke, dem diese Darstellung vorzüglich folgte, treffend bemerkt, die Vorstellung der moralischen und wissenschaftlichen Würde, mit diesem die der Macht.

Vergleichen wir die hier besprochene Universität mit einem mittelalterlichen Städtewesen, so können wir ungefähr sagen: jene beiden Würdenträger sind die beiden obersten Magistrate, der Rector der erste Bürgermeister, der philo-

*) Die Vierzahl, welche bei den nach pariser Muster geordneten deutschen Universitäten immer wiederkehrt, war anderwärts nicht überall Norm; Orleans z. B. hatte zehn, Padua sogar fünfundzwanzig Nationen, Oxford dagegen nur zwei.

Digitized by Google

sophische Dekan der zweite, die Senioren der Nationen sind die Viertelsmeister, die Dekane der Theologen, Juristen und Mediciner die Obermeister ihrer Zünfte, die Magisterschaft entspricht der Vollbürgerschaft nach der einen, der Meisterschaft nach der andern Seite, die Studenten endlich sind fremde Zunftgesellen, resp. Lehrlinge.

Die Stellung unsrer mittelalterlichen Universitäten zum Staat war anfänglich wohl in den meisten Fällen eine sehr freie. Nach vielen Beziehungen bildeten sie, durch weitgehende Privilegien begünstigt, welche ihnen der Wunsch oder die Freude der Fürsten, eine solche Licht und Glanz um sich verbreitende Anstalt zu besitzen, bereitwillig verliehen, gradezu eine Art Staat im Staate, wobei freilich daran erinnert werden muß, daß damals auch andere Körperschaften sich in wesentlichen Dingen selbst regierten und daß die Staaten des Mittelalters überhaupt nicht entfernt so centralisirt waren als die heutigen. In der Regel stellte ein Stiftungsbrief die Grundzüge der Verfassung für die Hochschule fest, aber die ferneren Statuten und Satzungen entwarf diese gewöhnlich auf die eine oder die andere Weise selbst, und dieselben traten dann meist ohne Mitwirkung andrer Gewalten ins Leben.

Die Universitäten hatten sodann eigne Gerichtsbarkeit und Polizei, ihre Professoren und Studenten genossen sicheres Geleit, soweit es unter den Verhältnissen einer gewaltthätigen und häufig von Fehden heimgesuchten Zeit gewährt werden konnte; sie waren von allen öffentlichen Abgaben und Lasten befreit und hatten zuweilen auch das Recht der Jagd und Fischerei. Die Lehrer beschickten Kirchenversammlungen und Reichstage mit Abgeordneten aus ihrer Mitte und waren befugt, akademische Titel zu verleihen, welche in Fragen der Etiquette dem Adel gleich geachtet wurden. Die Professoren bekamen vom Staate gewöhnlich keine Gehalte, sondern lebten von den Honoraren, welche ihnen die Studenten zahlten, und von dem Ertrag der Güter, Häuser und sonstigen Besitzthümer, mit welchen die Universität bei ihrer Gründung dotirt und sonst im Laufe der Zeit, auch von Privatwohlthätern, beschenkt worden war. In Leipzig bezogen, wie wir sehen werden, die Professoren gleich anfänglich Gehalte von der Regierung. Ob dies letztere auch anderswo der Fall gewesen, ist dem Verf. unbekannt.

Einige Beispiele mögen diese Angaben bestätigen.

Wie frei manche Universitäten dem Staate gegenüberstanden, zeigt unter andern vornehmlich Leipzig. Die fürstlichen Gründer hatten dieser Hochschule bereitwillig die größte Selbständigkeit gewährt; selbst zu der Fundation und Dotation wurde die Zustimmung der Universität eingeholt. Später bekümmerte man sich jahrelang so gut wie gar nicht um ihre Verwaltung und Gesetzgebung, obwohl man sich das Recht zu Veränderungen ausdrücklich gewahrt hatte. Diese Freiheit war sehr bequem, aber freilich wurde man auch nachlässig in der

Digitized by Google

Zahlung der versprochnen Zuschüsse. Daher mußten sich die Fürsten 1438 entschließen, diese sicherer zu fundiren. Damit verbanden sie aber zugleich Ansprüche auf größeren Einfluß auf die Angelegenheiten der Corporation, und es wurden Reformvorschläge gemacht, die in Leipzig starker Mißbilligung begegneten, schließlich aber doch durchgingen. Erst nach länger als einem Menschenalter traten die sächsische Regierung und der Bischof von Merseburg, letzterer als geistlicher Vorgesetzter der leipziger Hochschule, mit der Aufforderung zu durchgreifender Revision der Statuten auf, und jene ernannte einige Doctoren zur Empfangnahme der Revisionsvorschläge von Seiten der Corporation. Als diese Commission die Vorschläge, nachdem sie vom Fürsten zurückgekommen, im Januar 1446 sofort als Gesetz proclamirte, erhob sich die Majorität der Universität, die sich die definitive Beschlußnahme gewahrt wissen wollte, mit Ungestüm dagegen und verfocht ihre Ansprüche mit größter Schroffheit. Der Fürst kam selbst in die Universitätsversammlung, in der die Angelegenheit, wie üblich, von den vier Nationen gemeinsam verhandelt werden sollte, und hier sagte ihm einer der Professoren — Johann Kone hieß der unerschrockne Herr — kühn ins Gesicht:

„Item, unsre Universität ist in Freiheiten und Privilegien nach dem Muster der pariser Universität gegründet, in welche Freiheiten sich niemand zu mischen hat, weder der König (rex) noch der Kanzler, sondern sie hat diese Statuten für sich zu entwerfen, zu ändern und zu verbessern nach Bedürfniß der Zeit und Beschaffenheit der Geschäfte, und deshalb heißt sie eben eine privilegirte Universität. Wenn daher zwei oder drei von ihren Häuptern hinter dem Rücken der Gesammtheit und ohne deren Wissen Statuten machen sollen und können, wie das jetzt angefangen hat, so sind wir ganz wie die Knaben unter der Ruthe."

Die Sache wurde damals scheinbar zu Gunsten der Universität erledigt, formell aber zu Gunsten des Fürsten — für die Zukunft die Hauptsache. Die Universität mußte die Statuten annehmen, bekam indeß unter der Hand die Erlaubniß, zu verändern, was darin ihren Privilegien widerspräche. Wir werden später sehen, wie in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts diese Freiheit mehr und mehr eingeschränkt wurde und zuletzt fast ganz verloren ging. In den letzten Reformationen dieses Säculums und noch mehr in denen des nächsten befiehlt die gewachsene Fürstengewalt, und die Universität gehorcht.

Zunächst fahren wir fort in unsern Beispielen von der Fürsorge der Regierungen für die Wohlfahrt und Bequemlichkeit der Angehörigen ihrer Universitäten.

Erzherzog Rudolf der Vierte wies seine Amtleute an, die Angehörigen der von ihm gegründeten hohen Schule zu Wien auf deren Ansuchen von Ort zu Ort zu geleiten, und verpflichtete sich, jedweden durch Verzögerung entstandenen

Digitized by Google

Schaden zu ersetzen. Derselbe sprach bei Stiftung der gedachten Universität deren Lehrer und Studirende von allen Zöllen und Steuern auf ewige Zeiten frei. Gleiches geschah von Seiten des Herzogs Ludwig von Bayern in Betreff der Mitglieder der ingolstädter Hochschule, und mit ähnlicher Liberalität gewährte Herzog Eberhard von Würtemberg den Professoren und Studenten Tübingens Befreiung von „aller Schatzung, Zoll, Steuer, Ungeld, Gewerb, Tribut und andrer Beschwerung an ihren Personen, auch an allen ihren Gütern, wie sie genannt seien.“ Zu Erfurt durfte für die Universität naumburger Bier abgabenfrei eingeführt werden. In Leipzig besaßen die drei ältesten Collegien der akademischen Körperschaft das Recht, fremdes Bier zu verzapfen, was 1445 infolge von Klagen über Mißbrauch auf eine bestimmte — beiläufig nicht kleine — Anzahl von Tonnen beschränkt wurde.

Wo in Städten, welche stark besuchte Hochschulen besaßen*), die Nachfrage nach Wohnungen den Preis derselben steigerte, schritt die Regierung zu Gunsten der Universitätsverwandten ein. Der erwähnte Herzog Rudolf bestimmte für letztere einen ganzen Stadttheil Wiens und ließ dort die Zimmer abschätzen, eine Taxe, welche dann nicht überschritten werden durfte. Begehrte ein Studirender Unterkommen in einem Gelaß, welches von einem Nichtimmatriculirten eingenommen war, und erbot er sich, ebensoviel dafür zu zahlen als dieser, so mußte derselbe ohne Verzug das Haus räumen. Aehnliche Begünstigungen der Studiosen treffen wir auf andern alten Universitäten Deutschlands, namentlich in Ingolstadt, und die Taxationen der Wohnungen dauern bis weit über das Mittelalter hinaus fort.

Anderwärts war durch milde Stiftungen, der Gesammtcorporation oder den Nationen oder Facultäten geschenkte Häuser, die sogenannten Collegien oder Collegiaturen, für Herberge und Beköstigung nicht blos der Lehrer, sondern auch der ärmeren Scholaren gesorgt, und neben diesen Gebäuden gab es an den meisten hohen Schulen frühzeitig Anstalten ähnlicher Art, welche Bursen hießen, und in denen die eintreffenden Musensöhne, denen ihr Beutel zu bezahlen gestattete, Wohnung und Kost zu nehmen genöthigt waren — eine Institution, über die in den oben angekündigten Aufsätzen, in denen das Studentenleben im Detail geschildert werden soll, mehr zu sagen sein wird. Für jetzt nur so viel, daß solcher Zwang im Hinblick auf die bessere Beaufsichtigung dieser häufig noch sehr jungen Studenten und auf die straffere Handhabung von Zucht und Ordnung erforderlich schien, und daß es andrerseits überhaupt im Wesen der alten Hochschulen lag, sich soviel als möglich auch

*) Die Gesammtzahl der kurz vor dem großen Schisma und Exodus von 1409 in Prag Studirenden soll 20,000, die der damals mit Johann Hoffmann v. Schweidnitz Weggezognen nach Einigen 2000, nach Andern sogar 5000 betragen haben — Zahlen, die indeß sicher starke Uebertreibungen sind.

Digitized by Google

äußerlich zu concentriren und gegen die nicht gelehrte oder, was, wie bemerkt, lange Zeit mehr oder minder damit zusammenfiel, die nicht geistliche Welt abzuschließen.

Die Collegien, in welchen die Lehrer wohnten, glichen in vielen Beziehungen den Klöstern, die in ihnen herrschenden Sitten und Regeln ähnelten den Gesetzen der Mönchsorden, nur hatten sie eine mehr republikanische Färbung. Daß diese Regeln sich nicht ausnahmelos durchführen ließen, daß die Ausnahmen zu Zeiten sogar vermuthlich die Regel bildeten, daß infolge dessen allerlei Unfug und Frevel sowie allerlei Streitigkeiten mit jener Außenwelt an der Tagesordnung waren und die Studenten und jungen Magister durchschnittlich ein nichts weniger als geistliches Leben führten, darf bei der Rohheit der Sitten, welche während des Mittelalters und darüber hinaus in allen Ständen herrschte, nicht Wunder nehmen. Blieb der Idealismus dieser Periode des Lebens unsres Volkes doch auch in andern Beziehungen als ein vorwiegend in der Phantasie lebender gegenüber dem ungezähmten Individualismus und dem stark von den natürlichen Trieben regierten Wollen und Begehren der Mehrzahl vielfach auf dem Pergament der Bücher und Gesetze.

Am genauesten sind wir über diese Verhältnisse in Betreff der leipziger Universität unterrichtet.*) Hier begründet die Stiftungsurkunde zwei von jenen Collegien, das große und das kleine Fürstencollegium, die von allen Abgaben befreit sein, und in denen 20 Magister, 12 im großen und 8 im kleinen, Wohnung haben sollen. Dieselben erhalten von der fürstlichen Kammer jährlich im Ganzen 500 Gulden, die im großen Colleg jeder 30, ein Magister der heiligen Theologie unter ihnen noch 30 mehr, an „sallarium", die im kleinen jeder 12 Gulden — ein Gehalt, der uns komisch dürftig erscheint, bei dem Werthe des Geldes zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts aber keineswegs gering war, zumal dazu noch das Honorar kam, welches die Studenten zu entrichten hatten, und welches man wenigstens von denen, die einen akademischen Grad beanspruchten, immer einzutreiben im Stande war. In das große Fürstencollegium sollten von jeder der vier Nationen drei, in das kleine von jeder derselben zwei Magister kommen — Magister, d. h. Professoren; der Titel Professor wurde damals nur den Lehrern der Gottesgelahrtheit und erst von 1513 an auch andern Docenten gegeben.

Nach den verschiedenen Reformationen zu schließen, welche die Regierung zuerst mit der Universität vereinbarte und später einfach octroyirte, rissen in den genannten Collegien und ebenso in dem Collegium Beatae Mariae Virginis, welches einige Zeit nach jenen von Johann Hoffmann, einem der ersten Rec-

*) Vgl. die Statutenbücher der Universität Leipzig aus den ersten 150 Jahren ihres Bestehens. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, S. Hirzel. 1861.

Digitized by Google

toren der leipziger Hochschule, gestiftet worden war und 6 Collegiatenstellen, 5 für Schlesier und 1 für einen Preußen, enthielt, wiederholt zahlreiche Mißbräuche ein. Es heißt in diesen Reformationen unter Anderm: die Magister sollen fleißiger studiren und sich mehr den Exercitien widmen, es sollen keine Unwürdigen promovirt werden, die jüngern Magister sollen mit den ältern in den Collegien zusammenwohnen, so daß diese ihnen ein Zeugniß über ehrbares Leben und fruchtbares Studium ausstellen können. Ferner: die Magister, welche nicht in irgendeiner Facultät lesen, sollen auch nichts von deren Emolumenten genießen. Dann wird bestimmt, daß die Insassen der Collegien gemeinsam ihre Mahlzeit einnehmen und daß dabei eine Vorlesung stattfindet, „ut non solum fauces sumant cibum, sed et aures esuriant Dei verbum" — ganz wie in den Refectorien der Klöster. Nach der Vorlesung (anfänglich ein Abschnitt aus der Vulgata, dann ein Stück aus Luthers Postille) soll man sich anständig unterhalten und keine Streitereien anfangen. Wer dagegen handelt, zahlt zehn Groschen Strafe. Wiederholt wird vor Gunst und Bevorzugung gewarnt und empfohlen, „oculum consideracionis" auf die Würdigen zu richten. Die Kleriker unter den Magistern und Scholaren sollen keinen Bart tragen; wer sich einen solchen wachsen läßt, zahlt für jede Woche einen Gulden. Die Scholaren sollen den Magistern, die jüngern Magister den ältern, diese den Doctoren und diese wieder dem Rector den schuldigen Gehorsam leisten. Sodann wird gewissenhaftes Testiren eingeschärft. Nach einer andern Bestimmung sollen die Ausgaben bei den officiellen Schmäusen moderirt werden, unter denen das sogenannte Prandium Aristotelis, ein großes Gelage, welches nach vollendeter Magisterpromotion die neu creirten Magister den Mitgliedern der Artistenfacultät zu geben hatten, eine hervorragende Rolle spielte. Es muß bei solchen Gelegenheiten hoch hergegangen sein, wenn man liest, daß künftig nur fünf Gerichte und nicht über „una scopa", ein Schoppen (für jeden Mann natürlich) theuren Weines auf die Tafel kommen sollen; andere Weine und sonstige Getränke können nach Belieben gereicht werden. Im Art. 9 der Reformation von 1496 endlich wird streng verboten, Weiber mit in die Collegien zu bringen und mit ihnen dort Gelage zu halten.

Noch deutlicher tritt uns das Leben der Collegiaten aus den Gesetzen entgegen, welche diese sich selbst gaben. Wir sehen daraus zunächst, daß jedes Colleg ein selbständiges Glied der Gesammtheit ist, indem es seinen besondern Fiscus, seine eignen Gesetze und Beamten hat, sich selbst regiert und verwaltet. In den Statuten des großen Fürstencollegs in Leipzig finden wir dann über das Detail aus der ältesten Zeit (1416) Folgendes. Jeder Eintretende (d. h. also auch die zwölf stiftungsmäßigen Collegiaten, neben denen die Anstalt Raum für andere Magister und Scholaren hatte) zahlt „una sexagena" (Schock Groschen) Eintrittsgeld und verpflichtet sich eidlich, das Wohl des Collegs nach

Digitized by Google

Kräften zu fördern, die vorhandenen Statuten zu beobachten und in gleicher Weise die zu halten, welche die Majorität der Insassen künftig machen sollte. Dem Institut steht ein Präpositus vor, der um Georgi antritt und bei seiner Einweisung ins Amt einen Eid zu leisten hat, das ihm anvertraute Geld treu zu verwalten, die Gleichberechtigung unter den Magistern im Auge zu behalten, auf das Verlangen eines jeden derselben das Collegium binnen Tagesfrist zusammenzurufen, für das Wohl des letzteren zu sorgen und die von der Stellung des Präpositus handelnden Artikel der Statuten zu beobachten. Er liest nach geleistetem Eid die letzteren vor und hat, nachdem sein Amtsjahr abgelaufen, Rechnung über seine Verwaltung abzulegen. Verboten ist ihm, den Lohn der „familia", d. h. der Dienerschaft des Collegs, willkürlich zu erhöhen, geboten, dafür zu sorgen, daß es innerhalb des letzteren anständig zugeht. Gesetze geben darf er nicht; denn er ist nur der Executor des Willens der Majorität der Collegiaten. Neben ihm fungirt ein „cerevisiarius", Bierverwalter oder Kellermeister, mit dessen Pflichten sich unsre Statuten wiederholt beschäftigen. Die Mahlzeiten sind für die Magister und Scholaren des Collegs gemeinsam, indeß sitzen die ersteren dabei an einem besondern Tische und bekommen von jedem Gericht das Bessere. Vor und nach Tische wird „secundum ordinem" gebetet. Streit und Schlägerei sind verboten. Niemand darf die Geheimnisse des Collegiums ausplaudern, niemand sich ohne specielle Erlaubniß der Collegiatenversammlung über Monatsfrist von demselben entfernt halten, niemand „anders als durch die Thür in das Colleg oder aus demselben gehen", niemand eine liederliche Frauensperson mit hereinbringen oder „actum venereum inibi exercere"; letzteres ist bei Strafe ewiger Exclusion untersagt. Niemand endlich soll „eine neue oder alte Meinung" (d. h. vermuthlich einen Lehrsatz der Nominalisten, die auch Moderni, oder der Realisten, die auch Antiqui hießen) öffentlich vertheidigen, lehren oder predigen, welche der Majorität mißfällt. Wer dagegen handelt, „verliert seine Portion", d. h. seinen Antheil an den Einkünften der Stiftung. Das Collegium wird im Sommer um zehn, im Winter um neun Uhr geschlossen. 1429 sind zwei Bursen mit demselben verbunden.

1439 erhielt das große Fürstencollegium neue Statuten, die unter anderm das Verbot, verdächtige Weibsbilder hereinzubringen, wiederholen, welches auch in den Statuten von 1565 wiederkehrt. Letztere untersagen außerdem das Holzhacken in den obern Stockwerken, das unvorsichtige Umgehen mit Feuer, das Musikmachen, Singen und Schreien, unsittige Geberden, das Necken vorübergehender Nachtwächter und empfehlen Reinlichkeit, Gottesfurcht, Gebrauch der lateinischen Sprache „besonders im Verkehr mit Gelehrten" und fleißige Anwesenheit bei den Nachmittagsdisputationen.

Aehnliche Vorschriften und Verbote enthalten die Statutenbücher der beiden andern Collegien. So das des Frauencollegs (Coll. Beatae Mariae Virginis),

Digitized by Google

welches ebenfalls einen Präpositus und bei der damit verbundenen Burse einen Conventor zum Dirigenten hat. Wer hier Frauenzimmer zweifelhaften Rufes in das Institut einschleppt oder solche in der Stadt besucht, geht nach einer Bestimmung von 1445, wenn es zum vierten Male vorkommt, seiner Stelle im Collegium verlustig und hat binnen Monatsfrist das Haus zu räumen. 1558 heißt es in Bezug auf diese jedenfalls auch unter den Magistern häufige Unsitte, daß der Collega, welcher eine Dirne bei sich hat, mit sechs, der Tischgenosse oder Inquiline (Student), der sich dessen schuldig macht, mit drei Gulden zu strafen ist. „Wer außerhalb des Hauses mit einem verdächtigen Frauensbilde Verkehr unterhält, ist zuerst von dem nächsten, der es erfährt, zu ermahnen, daß er davon ablasse. Kann er nicht, so ist es dem Präpositus zu melden, auf daß er ihn mit freundlichen Worten zu heilen suche. Hilft das nichts, so soll ihn das ganze Collegium in der Versammlung ermahnen. Schlägt auch das nicht an, so soll er ausgeschlossen und, wenn er nicht binnen einem Monat geht, für eidbrüchig erachtet werden." Andere charakteristische Artikel der Statuten des Frauencollegs sind noch folgende. Für die Wohlthäter der Anstalt sind zu gewisser Zeit Seelenmessen zu lesen, desgleichen für verstorbene Collegiaten. An bestimmten Festtagen soll bei Tische „bis zum zweiten Gericht" eine kurze Predigt gehalten werden. Kommt es beim Essen zu Streitigkeiten, so hat der Präpositus an die Betreffenden eine dreimalige sanfte Abmahnung ergehen zu lassen. Fruchtet das nicht, so befiehlt er Silentium, oder der älteste Magister sagt „mit weniger ernsten Worten, etwa: nolumus hoc habere", dasselbe. Wer dann nicht gehorcht, verliert seine Portion, bis er sich fügt.

Die Sprache der mittelalterlichen Universität war die der Kirche. Nicht nur in den Hörsälen, in den Dictaten, Disputationen und Dekreten, sondern auch in den Collegienräumen, an der gemeinsamen Mittagstafel der Professoren, in den Bursen, wo der Student wohnte und speiste, und in den Trinkstuben, welche von den Universitätsverwandten frequentirt wurden, herrschte das Latein und sollte dieses strenger Vorschrift nach allein gebraucht werden. Dieses Idiom hatte mit der Sprache, deren sich Rom in der classischen Zeit redend und schreibend bediente, nicht eben viel gemein; ja nicht nur Terenz, Cicero und Cäsar, sondern auch viel spätere Quiriten würden, in ihm begrüßt, kaum geglaubt haben, ihre Muttersprache zu hören. Aber es ist darum keineswegs geringschätzig anzusehen und als bloße Verballhornisirung zu bezeichnen. Mangelte ihm Eleganz im Sinne des goldnen und silbernen Zeitalters, verstieß es nicht selten selbst gegen die Grammatik, so hatte es dagegen auch gewisse Vorzüge vor dem echten Latein; namentlich besaß es einen größeren Vorrath von Ausdrücken für gewisse Classen von Vorstellungen als die vornehmere Mutter und infolge dessen die sehr schätzenswerthe Eigenschaft größerer Kürze und Prägnanz. Wer die leipziger Actenstücke des fünfzehnten Jahrhunderts mit denen aus der

Digitized by Google

Mitte des sechzehnten vergleicht, bei welchen schon die Rückkehr zur classischen Redeweise mit ihren vielen Umschreibungen eingewirkt hat, wird darüber nicht in Zweifel sein. Jedenfalls paßte dieses Latein des Mittelalters sehr wohl für den Geist der Zeit und ihrer Wissenschaft, die es sich ja allmälig aus der ihr überlieferten, schon stark veränderten Sprache der letzten Jahrhunderte des Weströmerreichs durch allerlei Neubildungen vorzüglich abstracter Wörter geschaffen hatte.

Außerdem aber hat die geistige Arbeit, welche dieses später von den Humanisten viel verspottete Idiom gestaltete, bei der Umbildung des Deutschen aus einer armen und blos sinnlichen Natursprache in eine reiche und des Ausdrucks auch der abstractesten Begriffe fähige Schrift- und Cultursprache, in welcher Eigenschaft es sich bereits in den mittelhochdeutschen Dichtungen darstellt, als ein sehr wesentlicher, ja vielleicht als der wichtigste Factor mitgewirkt.

Die Scholastik, welche das Mönchslatein erzeugte, hat der Wissenschaft direct wenig genützt, indirect aber hat sie für die Heranbildung der Deutschen zu dem, was sie jetzt sind, ihren Theil beigetragen; sie war kein Fortschritt unseres Wissens im Allgemeinen, aber doch ein erheblicher Fortschritt der germanischen Völker zu höherem Dasein.

Betrachten wir die Tradition aus dem Alterthum, aus der die mittelalterliche Wissenschaft zunächst erwuchs, genauer, so war dieselbe erstens, wie bemerkt, nur ein schwacher Abglanz des Strebens, Wissens und Könnens der alten Welt, und überdies ein Abglanz fast nur der schon getrübten, verkommenden und kraftlos stockenden Epigonenzeit dieser Welt, einer Periode, die mit ihrer Trockenheit, ihrer bloßen Wortgelehrsamkeit, ihrer Neigung zum Begriffspalten, ihrer Schwulst im Ausdruck, ihrem Symbolisiren und Allegorisiren weit mehr einen orientalischen als einen der classischen Denk- und Sinnesart verwandten Charakter trägt. Für die rohe Welt, in welche dieser Same fiel, war es indeß immerhin ein Schatz und ein solcher, dessen Aneignung, Durchdringung und Verarbeitung einen mächtigen Aufwand von geistiger Kraft erforderte, zumal mit dieser Aufgabe zugleich die andere gleich schwierige an die germanische Welt herantrat, sich die Räthsel zu lösen, als welche die Dogmen der christlichen Kirche sich einem Naturvolke gegenüberstellten. An diesen Aufgaben hat das ganze Mittelalter, soweit es in unsre Betrachtung gehört, mit allen Kräften gearbeitet, und so blieben ihm keine übrig für anderweite Thätigkeit auf dem Gebiete des Wissens. Die Folge war, daß die Schule den ihr zugeführten geistigen Besitz trotz größter Anstrengung nur innerhalb der Grenzen weiter entwickelte, die ihr durch die Tradition und einiges später Hinzugekommene gezogen waren.

Dazu trat aber noch ein Zweites. Wie die Religionsphilosophie nach

Digitized by Google

Vollendung der Dogmenschöpfung ihr Werk für gethan angesehen hatte, so hatten in der letzten Periode der alten Welt auch die weltlichen Wissenschaften, die nun mit der Theologie in Verbindung gebracht und bald nur als Vorschule derselben betrachtet wurden, für im Wesentlichen abgeschlossen gegolten, und diese Ansicht blieb im Mittelalter die herrschende. Man *konnte* bei deme Aufwand von Arbeit, welchen die Bewältigung der Tradition erforderte, nicht mehr thun, als sie gründlich durchdringen, und man *brauchte* nicht mehr zu thun. Man konnte die Wissenschaften mit dem Gedächtniß lernen, sie verfeinern, nicht aber sie erweitern. Die Scholastik hat in der sehr künstlichen und feinen Ausbildung der formalen Seite des Denkens, der Logik und Dialektik, die ihr Hauptwerk war, Werthvolles für die Nachwelt hinterlassen, und sie hat den neuen Völkern die geistigen Güter der alten, so weit sie ihr geboten waren, wirklich gewonnen und bewahrt. Aber damit sind ihre Verdienste auch alle aufgezählt. Ein in die Breite auszweigendes *Leben* war in ihrem Wissen nicht. Die Früchte, die der allerdings unendlich sich verästelnde Stamm trug, waren Formeln ohne Inhalt. Was die einzelnen Disciplinen zu Tage förderten, war eine in Definitionen und Sentenzen ein für alle Mal niedergelegte, rein an das Gedächtniß sich wendende Schulweisheit, die, von Zeit zu Zeit neu durchgesehen, zerlegt und wieder geordnet oder auch neu bewiesen, in Compendien und Encyklopädien aufgehoben und weiter verbreitet wurde.

Und wie der Inhalt der Wissenschaft so auch die Methode des Unterrichts, die sich das ganze Mittelalter hindurch niemals weit von dem entfernte, was schon der heidnische Grammatiker Macrobius aufgestellt hatte. Selbst die von den Klosterschulen und dann von den Universitäten beobachtete Eintheilung der Lehrgegenstände in sieben Fächer und die Sonderung dieser wieder in zwei Classen, eine niedere vorbereitende und eine höhere vollendende, findet sich bereits bei diesem Schriftsteller. Die überlieferte Philosophie war das Werk einer grübelnden und träumenden Phantasie. Man brachte sie mit den Lehren der Kirche und mit den hierarchischen und aristokratischen Verhältnissen, welche unter den germanischen Nationen entstanden, sowie frühzeitig auch mit den exacten Wissenschaften in Verbindung, und die letztere naturwidrige und somit schädliche Vermischung erhielt sich Jahrhunderte hindurch, namentlich in Bezug auf Naturkunde und Mathematik. Erst sehr spät traten diese Disciplinen auf das Gebiet der Empirie zurück. In der Zwischenzeit herrschte in der Mathematik ein aus traditionellen Erfahrungssätzen, Phantasiegespinnsten und logischen Schlüssen zusammengesetztes wundersames System, welches auf die meisten andern Wissenschaften und Künste, auf die Theologie, den Cultus und selbst auf die Musik angewendet wurde.

Einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Schulen und Universitäten des abendländischen Mittelalters wie auf das ganze höhere Leben dieser Periode

Digitized by Google

der westlichen Völkerkreise übten zwei christliche Kirchenväter aus: der heilige Ambrosius und der heilige Augustinus. Jener führte, auf Clemens und Origenes fußend, die allegorische Ansicht des Christenthums und den Spiritualismus im Abendlande ein: er ist der Urheber des Grundsatzes, den wir in einer ganzen Reihe von Büchern, Gedichten und Kunstschöpfungen, zuletzt in dem großen Werke Dantes, befolgt finden, daß in jedem Sinnlichen eine übersinnliche Bedeutung gesucht werden müsse. Augustinus aber, dessen Schriften direct und indirect länger als ein Jahrtausend eine Hauptquelle für die Religionsphilosophen des Westens waren und auch auf die allgemeine Literatur die tiefste und nachhaltigste Einwirkung übten, ist durch seine Abhandlung De Civitate Dei der Vater des Welthasses der mittelalterlichen Phantasie und jener Anschauung der Dinge geworden, welche, auf der Vorstellung beruhend, daß die Menschheit aus zwei Theilen, einem fleischlich gesinnten und verdammten und einem geistlich gesinnten und zur Seligkeit berufenen, bestehe, gleichsam zwei Staaten nebeneinander auf Erden existiren sieht, einen zeitlichen, einst im Weltenbrand unterzugehen bestimmten, dessen König der Teufel und dessen Geist die Selbstliebe und der Haß des Göttlichen ist, und einen ewigen, dessen Regent Gott und dessen Wesen Hingabe an das Göttliche und Verachtung unsrer selbst ist.

Den Haupteinfluß, namentlich auch auf die Methode des mittelalterlichen Studiums und Unterrichts hatten Cassiodorus und Boëthius, jener einst Minister am Hofe der Ostgothenkönige in Ravenna, dann Mönch in Calabrien, dieser Senator zu Rom in Theodorichs Zeit. Diese Männer sind bis zu einem gewissen Grade als diejenigen anzusehen, welche die Grundsteine zum Gebäude der Universität des Mittelalters, soweit sie Studienanstalt ist, legten und in dieser Beziehung den Plan zu dem Ganzen entwarfen.

Die Klosterschule, welche Cassiodor als Ersatz für die damals allmälig eingehenden weltlichen Bildungsinstitute für Rhetorik, Philosophie und Rechtswissenschaft gründete, wurde das Muster für alle späteren geistlichen Lehranstalten und in der Hauptsache auch für die dann neben diesen aufblühenden Hochschulen. Die Anweisung zum Studiren, die er für seine Mönche schrieb, hat bis auf die neuere Zeit herab und in katholischen Ländern sowie in England bis tief in diese Zeit hinein im Allgemeinen als Norm gegolten. Von ihm wurde jene bei Macrobius zuerst vorkommende Eintheilung des gelehrten Wissens in sieben Künste und zwei Hauptclassen, das trivium und das quadrivium, welche das ganze Mittelalter hindurch Geltung behielt, diesem zuerst vermittelt, und von ihm stammt die Richtung, nach welcher Schulen und Universitäten sich mit ihrem Unterricht vor allem an das Gedächtniß wendeten. Daß er durch seine Chronik dazu beitrug, wenigstens das Gerippe der historischen Wissenschaft zu sichern, die sonst zur bloßen Sagenerzählung und zum Ritter-

Digitized by Google

roman geworden wäre, daß er außer den kärglichen Resten der classischen Bildung seinen Klosterleuten auch jene Beschäftigung mit Landwirthschaft und Gartenbau empfahl, welche in die Barbarenländer des Nordens die Rebe und edle Getreidearten und Gemüse trug, und daß er vorzüglich auf fleißiges Abschreiben von Büchern hinwies, wodurch uns ein großer Theil der literarischen Schätze bewahrt blieb, welche das Alterthum hinterlassen, sind Verdienste, die nicht verschwiegen werden dürfen, hier aber nur kurz erwähnt werden können.

Noch umfangreicher ist der Einfluß des Boëthius auf die mittelalterliche Wissenschaft und deren Schulen gewesen. Seine Uebersetzungen einiger Schriften des Aristoteles, seine Bearbeitungen des Euklides, Archimedes und Ptolemäus, seine Darstellungen der Rhetorik, Dialektik und Mathematik in Abrissen bildeten geraume Zeit die einzige und bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein die hauptsächlichste Grundlage des höheren Unterrichts. Boëthius ist mit diesen Schriften gradezu der Schöpfer der Scholastik geworden, und er hat nebenher durch seinen schönen und vielgelesenen Tractat über den Trost der Philosophie im Unglück den Samen einer edlen Empfindung ausgestreut, durch dessen Früchte später Barbarei und Fanatismus vielfach gemildert wurden.

Die dunkelste und am wenigsten regsame Periode der hier zu betrachtenden Zeit ist die der Karolinger nach dem Hingang Karls des Großen, unter dem, von Irland her verpflanzt, altes Wissen in den Landen westlich vom Rhein Wurzel gefaßt und gute Pflege gefunden hatte. Unter den Ottonen kam in die gelehrte Welt des Abendlandes wieder ein lebhafteres Streben, aber Neues erfand sie in dieser Zeit ebensowenig als früher. Es gab jetzt bald eine ziemlich große Formgewandtheit im Lateinischen, und es gab einzelne Kleriker, die sogar Griechisch verstanden, aber einen tiefen und bleibenden Einfluß gewann dies nicht. Jetzt wie bisher begnügte sich die Schule mit einem kleinen Theil des Nachlasses des Alterthums sammt seiner Umbildung durch die Kirchenväter.

Die Scholastik, in deren Glanzperiode die Gründung der ersten Universitäten fällt, fand, wie angedeutet, ihre Aufgabe vorzüglich darin, mit dem von Boëthius ererbten dialektischen Handwerkszeug die vorhandenen Dogmen der Kirche der Vernunft zugänglich, sie durch Zerlegung licht und durchsichtig zu machen, sie gleichsam auszumeißeln und daraus Systeme zu bauen, die den feingegliederten, durchbrochnen Domen der Zeit glichen. Die Kirchenlehrer der früheren Jahrhunderte waren patres, die Scholastiker nur magistri ecclesiae. Hatten jene sich vor allem an Plato und die Neuplatoniker gehalten, so stellten diese besonders solche Schriftsteller hoch, aus denen in Bezug auf die Form zu lernen war, Verfasser von logischen und encyklopädischen Werken, eine Neigung, die es erklärt, daß man später, als durch Juden und Araber aus Andalusien Aristoteles, der Vater der Logik und der größte Encyklopädiker, genauer bekannt wurde, vorzüglich diesen zum Lehrer und Vorbild nahm.

Digitized by Google

Und wie mit der Philosophie und Theologie, so verhielt sichs auch mit allen andern Disciplinen. Die Größen der mittelalterlichen Schulen und Universitäten waren seraphische, angelische, vor allem aber subtile Doctoren, niemals oder selten unmittelbar schöpferische Geister. Ueberall schwor man in letzter Instanz mehr oder minder auf Autoritäten, fast nirgends kam man über die Schranke der Tradition hinaus. Was Albertus Magnus, der sinnigste, gedankenreichste und gelehrteste aller Scholastiker, in seinen naturhistorischen Werken vorträgt, ist nur zum kleinsten Theil, z. B. in den letzten sechs Büchern der Schrift über die Thiere und in einigen seiner Capitel über die Pflanzen, Ergebniß eigner Beobachtung, alles andere lediglich Auszug oder Bearbeitung des Aristoteles.

Roger Bacon, wie Goethes Faust Philosoph, Jurist, Mediciner und Theolog und überdies noch Mathematiker und Physiker, ist, Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, der Erste, welcher die bisherige Methode für falsch erklärt. Wegwerfend, wie alle zuerst gegen Verlebtes Protestirende, äußert er sich über das Gewicht, welches die Schule auf Logik und Grammatik legt. Diese Wissenschaften seien jedem angeboren, und statt Grammatik als solche zu treiben, solle man sich lieber mit der Grammatik andrer Sprachen beschäftigen, d. h. lieber Hebräisch, Griechisch und Arabisch lernen, um die Bibel und Aristoteles (an andere Griechen konnte er noch nicht denken), Avicenna und Averroes statt, wie bisher, nur in Uebersetzungen voll Mißverständnisse und Lücken in der Ursprache lesen zu können. Und in ähnlicher Weise strebt der Doctor mirabilis auch in andern Richtungen, namentlich als Physiker, über den engen Kreis des damaligen Wissens hinaus, um aus dem Urborn der Erfahrung zu schöpfen und mit dem Gewonnenen die Ueberlieferung zu kritisiren, zu läutern und zu bereichern. Er weist nach, daß der Kalender dringend der Verbesserung bedarf; er giebt eine Erdbeschreibung, bei welcher unter andern die Nachrichten benutzt sind, welche einer von seinen Ordensbrüdern, der Franziskaner Wilhelm, von einer Reise an den Hof der Mongolenkönige mitgebracht hat; er liefert in seiner Optik verschiedene vortreffliche Beobachtungen, z. B. über Strahlenbrechung, und eine genaue anatomische Beschreibung des menschlichen Auges. Ueberall weist er auf den Weg des Experimentirens und selbstthätigen Untersuchens hin, auf dem das Meiste und Wichtigste gefunden werde, wie man denn unter anderm auf ihm „jene salpeterhaltige Substanz, die, in einem kleinen Rohr entzündet, donnerartiges Krachen erzeuge", entdeckt habe und ferner auf ihm dahin gekommen sei, daß man — wer dächte hierbei nicht an eine Ahnung von Eisenbahnlocomotiven und Dampfschiffen im dreizehnten Jahrhundert! — „Wagen und Schiffe bauen könne, die sich ohne Pferde und Segel pfeilschnell fortbewegen"*). Allerdings findet sich bei ihm neben einem beträchtlichen Reich-

*) Vgl. seine Schrift De Utilitate Scientiarum (auch Opus majus betitelt) im sechsten Theil.

Digitized by Google

thum werthvollen Wissens, der es begreifen läßt, daß seine Zeitgenossen ihn als Wunder anstaunten, und neben manchem tiefen Blick auch allerlei Irrthümliches und Seltsames. Er, der die Ignoranten verspottet, die kein Griechisch können, verwechselt beim Etymologisiren διά und δύο; er bedauert den Aristoteles, daß er die Quadratur des Cirkels nicht gekannt habe; er glaubt an die Kraft der Wünschelruthe. Silber ist ihm nur „unverdautes Gold", und bestimmte Stellungen der Gestirne beeinflussen ihm bis zu einem gewissen Grade, d. h. bis auf das Eingreifen der Gnade Gottes, das Geschick der Menschen und sogar den Verlauf und die Dauer culturhistorischer Erscheinungen, wie die des Islam, ja selbst des Christenthums. Alles das läßt Bacon als Sohn seiner Zeit erscheinen, aber bei alledem wird hier doch der Anfang gemacht mit einer Erkenntniß, die über die Wissenschaft dieser Zeit hinausging.

Freilich nicht in epochemachender Weise. Es war eine vereinzelte Stimme unter den Gelehrten, die hier mit dem Hinweis auf das Studium der Bibel und eines griechischen Philosophen in der Ursprache und mit dem Fingerzeig auf die Erfahrung nach den Quellen hindeutete, aus denen das Heil kommen sollte. Es war eine tiefe Ahnung des Rechten, die der gelehrte Franziskaner von Oxford aussprach, aber doch nur eine Ahnung. Sie verstummte bald, von der Mitwelt nicht blos unverstanden, sondern ob ihrer Ungewöhnlichkeit wie böser Zauber empfunden, von der Kirche erst gemißbilligt, dann mit langjährigem Kerker gestraft, und die alte Beschränkung, das alte Gehen im bannumschlossenen Kreise des Ueberlieferten, das alte emsige Arbeiten in halber Nacht dauerte noch über zwei Jahrhunderte fort.

Die Gelehrten an den Universitäten schreiben in dieser Zeit weitere Commentare zu Commentaren und weitere Summen aus Summen. Der im elften Säculum entbrannte Streit der Philosophen, ob die allgemeinen Begriffe etwas Seiendes, also Dinge, bezeichnen, wie die Realisten wollen, oder bloße Erzeugnisse des abstrahirenden Verstandes, also bloße Namen, seien, wie die zuerst unterliegenden, dann siegreichen Nominalisten behaupten, wird weiter und von Zeit zu Zeit mit neuauflodernder Erbitterung auszufechten versucht. Die Theologen disputiren mit casuistischem Raffinement und Gusto weiter über die seltsamsten Fragen. Ob Christus bei der Allmacht Gottes die Welt auch in Gestalt eines Steines hätte erlösen können? Ob in der eines Esels? In der eines Kürbisses? Und wie dann der Stein die nöthigen Wunder gethan, wie der Esel gepredigt haben würde, wie der Kürbiß zu kreuzigen gewesen wäre? Solche und ähnliche Themen erschütterten nach wie vor die Katheder und Bänke der Auditorien mit dem starken Ton, den man in der Magisterschaft auf ihre Entscheidung legte.

Naturwissenschaften, Medicin, Philologie, wenn dieser Ausdruck überhaupt ins Mittelalter paßt, wurden zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf den deutschen Universitäten im Wesentlichen in derselben Weise vorgetragen, in

Digitized by Google

welcher sie im sechsten Jahrhundert überliefert worden waren. Die Sprache war reicher, die Kenntniß, die sie vermittelte, kaum völliger geworden. Die Mathematik hatte von den Arabern neue Ziffern und die Algebra erhalten, Im Bereich der Jurisprudenz war das canonische Recht entstanden. Das Civilrecht, soweit es die Universitäten anging, war gleichfalls Tradition. Von dem deutschen Recht war in den Hörsälen noch lange nicht die Rede. Wie die Schule sich nicht um die Poesie des Volkes kümmerte, die sie für Barbarei oder doch für ihrer Berücksichtigung nicht würdig hielt, so wußte sie auch nichts von den Rechtsgewohnheiten desselben. Wie die Philosophen die Werke des Aristoteles für die Summe aller Weisheit, die Theologen die Dogmen der Kirche für den Abschluß ihrer Wissenschaft ansahen, so war den Juristen der Hochschulen der Inhalt des Corpus Juris, der Pandecten und der „apostolischen" Canones das Recht an sich und die einzige und für alle Zeiten giltige Gestalt des Rechts, die man nur verstehen lernen, nur commentiren und memoriren, aber nicht ändern oder materiell erweitern konnte. Ueber alles und in allem endlich herrschte die Rücksicht auf die Kirche, die höchste Macht in allen geistigen Dingen, die nichts duldete, was gegen ihren Dogmenvorrath verstieß, wie aufgeklärt in der letzen Periode des Mittelalters auch manche Päpste und andere Mitglieder des höheren Klerus waren.

Mancherlei Dinge regten sich in den Völkern, Boten des Frühlings, Aufblitzen einer nie ganz untergegangenen Sonne jenseits des Horizonts der Zeit, stillglimmende und für kurze Momente hochaufflammende Ketzerei. Die Universitäten hatten daran nur in seltnen Fällen Theil und niemals als Gesammtheiten. Das fünfzehnte Jahrhundert kam heran, ohne daß durch die kleinen runden, mit Blei eingefaßten Fensterscheiben der Studierstuben, Hörsäle und Bursen derselben ein anderes Licht als das altgewohnte trübe, gebrochne und gedämpfte geschienen hätte.

Die Scholastik ist alt geworden und mit dem Alter nicht besser, sondern nur dürrer und schwächer. Die Artistenzunft der Gelehrtenrepublik treibt und lehrt die hergebrachten sieben freien Künste des Boëthius, die trivialen: Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und die quadrivialen: Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie in herkömmlicher Weise, wobei den Anfängern in der Dialektik die sieben Tractate des Petrus Hispanus als Leitfaden dienen, Reifere sich an Aristoteles halten. Die drei vornehmeren Innungen thun mit viel Pomp und Gravität mit ihrem Erbe desgleichen. Die Theologen studiren die Sentenzen des Petrus Lombardus, die Summa des heiligen Thomas sowie andere berühmte Compendien der Hauptmeister der Scholastik und disputiren darüber, wobei die Sitte der Zeit grobe Ausfälle auf den Gegner gestattet und gelegentlich einige neue Distinctionen zum Vorschein kommen, durch welche

Digitized by Google

schon gespaltene Haare noch einmal gespalten werden. Die Mediciner schöpfen ihre Kathederweisheit noch immer aus Uebersetzungen oder Bearbeitungen der Werke des Galenus, des Hippokrates und des Avicenna. Die Juristen speisen ihre Zuhörer nach wie vor mit dem Nachlaß der römischen Väter ihrer Wissenschaft und schwören, wie Hutten in seinem Nemo noch von ihren Nachfolgern im sechszehnten Jahrhundert sagt, auf Accursius, Bartholus und Baldus, die Glossatoren des Corpus Juris. Die Physik, auf ein kleines Gebiet beschränkt, ist mit Träumereien und abergläubischen Meinungen gemischt, die ebenfalls zum größeren Theil aus dem Alterthum ererbt sind, theilweise aber auch sich aus dem Morgenlande und aus dem altgermanischen Heidenthum unbemerkt in die Schule eingeschlichen haben. Die Geschichte ist, wo die Universität sich überhaupt mit ihr beschäftigt, bloße Chronik, die Philologie trockenste lateinische Grammatik, von irgendeiner andern Sprache nicht die Rede. Die classischen Werke der Römer sind mit Ausnahme des Virgil, der im ganzen Mittelalter viel gelesen wurde, nur Wenigen und diesen nur bruchstückweise, die der Griechen im Original in Deutschland, England und Frankreich kaum jemandem bekannt. Wo an der Universität etwas von jenen tractirt wird, geschieht es meist nur, um es nach den Regeln der Grammatik des Donat durchzugehen oder abgerissene Denksprüche und Floskeln zu sammeln. Hauptbuch ist und bleibt Boëthius. Daneben liest man die Sittensprüche des sogenannten Dionysius Cato und die Fabeln des Aesop, auch wohl Terenz, Ovid, Seneca und Apulejus. Horaz ist eine unbekannte Größe, Virgil trotz aller Bekanntschaft mit seinen Versen ungefähr das, was er dem Dichter der Göttlichen Komödie gewesen, Homer ein Erzähler märchenhafter Abenteuer, die Bibel in der Originalsprache ein Buch mit sieben Siegeln und selbst in der lateinischen Uebersetzung wenig gelesen.

Der Student erwarb sich damals völlig handwerksmäßig die Summe von Notizen und Fertigkeiten, die das Herkommen zur Erlangung akademischer Grade vorschrieb: er schwor auf die Worte seines Meisters und lernte sie auswendig. Noch war die Druckerkunst nicht erfunden, und so waren Bücher selten und theuer, die kostbareren lagen als Schätze bisweilen an Ketten, und da so nur Wohlhabende in den Auditorien die nothwendigen Autoren in Händen hatten, so waren die Lehrer gezwungen, Text und Auslegung zu dictiren, wodurch das Studium natürlich bedeutend beschränkt und verlängert wurde. Das letztere zerfiel in zwei parallel laufende Wege: in Lectionen oder das Hören von Vorträgen und in Exercitien oder Disputirübungen, wozu dann noch sogenannte resumptiones, d. h. Repetitorien kamen, auf die Viele sich besonders verlassen zu haben scheinen.

Um Baccalaureus werden zu können, mußte man neun lectiones (Collegien) gehört und sechs exercitia durchgemacht, d. h. sechsmal disputirt haben. In Heidelberg waren um 1480 die neun Lectionen: tractatus Petri Hispani, Pris-

Digitized by Google

cianus brevior, vetus ars, libri priorum, posteriorum, elenchorum, physicorum, de anima, sphaera naturalis, die sechs Exercitien: vetus ars, parva logicalia, sophistria, nova logica, physicorum, de anima. An allen Universitäten wurde sehr fleißig disputirt und auf diese Weise eine beträchtliche Denk-, Sprach- und Schlagfertigkeit ausgebildet. Man sah diese Uebungen häufig wie Turniere an, und die gewandteren unter den gelehrten Paladinen, die hier Lanzen brachen, genossen weithin hoher Ehre.

Besonders feierlich war das sogenannte Quodlibet, eine Form der Disputation, welche schon in den Statuten Wiens von 1389 vorkommt und dort jährlich einmal, in Leipzig dagegen nur in jedem fünften Jahre stattfinden sollte. Diese große Action dauerte mehre Tage. Der disputirende Magister behandelte vor der Versammlung der sämmtlichen Facultätsmitglieder zunächst zwei Hauptfragen, worauf ihm zwei Baccalaurei kurz zu antworten hatten. Dann schlug der Vorsitzende jedem der anwesenden Magister eine Frage vor, auf die er mit Argumenten, und hierauf eine, auf die er ohne Argumente respondiren mußte.

Wie das Mittelalter den Scherz selbst an den Altar trug, so folgten hier an einigen Universitäten, z. B. der wiener, der erfurter, der heidelberger und der kölner, zum Schluß auch spaßhafte Fragen, die von einem Baccalaureus oder einem Studenten aufgestellt und ausführlich verhandelt wurden, ein Gebrauch, der von dem stets gravitätischen Leipzig nicht adoptirt worden zu sein scheint, anderwärts aber sich bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts erhielt. Sehr charakteristische Beispiele solcher quodlibetarischer Scherzreden hat Zarncke*) von Heidelberg (Monopolium des Leichtschiffs, d. h. Schiffs für liederliche Gesellen, von Jodocus Gallus 1488, Monopolium der Schelmenzunft, von Bartholomäus Gribus, ebenfalls 1488, De fide concubinarum, von Paul Olearius um 1500, De fide meretricum, von Jakob Hartlieb 1500 gehalten) und von Erfurt (Monopolium der Schweinezunft von Johann Schram 1494 und De generibus ebriosorum, von einem Unbekannten 1515 gehalten) mitgetheilt.

Inzwischen röthete sich der Himmel vor diesen Burgen der Scholastik immer mehr zum Tagen, und der unruhige Geist, der wie ein Morgenwind durch die Welt fuhr, fand seinen Weg auch in einige von diesen. Von Prag ging, aus dem fernen Oxford angeregt, zu Anfang des Jahrhunderts eine religiöse Bewegung aus, die, auf Gemüth und Gewissen basirt, sich mächtig gegen die Verderbniß der Kirche auflehnte und, vielfach Widerhall findend, nach einer Reformation hindrängte. Huß, ihr Führer, wurde verbrannt, beiläufig nicht blos als theologischer, sondern zugleich als philosophischer Ketzer, nicht blos als Feind des Ablasses, sondern auch als Gegner der jetzt herrschenden Nomina-

*) Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig, T. O. Weigel. 1857.

Digitized by Google

listen. Die Reformation, die in Kostnitz und Basel versucht wurde, beschränkte sich auf Nebendinge. Die Bewegung wirkte auch in der Schule fort, aber zunächst nur vorbereitend.

Zu gleicher Zeit gab es in den Niederlanden eine stille Bruderschaft, die fern von dem dürren Formelkram und den seelenlosen Spitzfindigkeiten der späten Scholastik sich in die Tiefen der ewigen Liebe zu versenken und durch praktische Nachfolge Christi Befriedigung für die geängstete Seele zu gewinnen bestrebt war, und die durch Thomas von Kempen und Andere tief und nachhaltig auf das deutsche Gemüth wirkte. Aber die Universitäten wurden davon kaum berührt. Dagegen hatte sich inzwischen in Italien eine dritte Wehe zur Wiedergeburt, eine dritte Welle zum Untergang der Scholastik zu regen begonnen — eine Wendung der Dinge, über die der nächste Abschnitt berichten wird.

Die amerikanische Mission unter den nestorianischen Syrern.

In den kurdischen Gebirgen, nordöstlich, nördlich und nordwestlich von Mosul (beinahe bis an den Tigris) und ferner in der zwischen diesem Gebirgslande und dem Urmia-See liegenden Ebene, einem Theil des alten Mediens, finden wir neben der muslimischen Bevölkerung eine nicht unbedeutende Anzahl von Syrern (etwa 100,000 Seelen), welche sich außer ihrem nestorianischen Christenthum auch ihre alte aramäische Sprache erhalten haben. Die Nestorianer des Gebirges sind zum großen Theil völlig unabhängig, unter der Herrschaft ihres souveränen Patriarchen, der in Kotschanes residirt; die Herrschaft der Pforte hat in diesen Alpenlandschaften nichts zu bedeuten, und der rohen kurdischen Nachbarn erwehrt man sich nach Kräften. Die Nestorianer der Ebene stehen unter persischer Herrschaft und verehren den Patriarchen nur als ihr geistliches Haupt.

Theils durch die wilden Gebirge und noch wilderen Kurden von aller Berührung mit höherer Bildung abgeschlossen, theils durch den Druck islamischer Herrschaft niedergebeugt und sich von der ihnen durch diese nähergebrachten Form der Bildung scheu abschließend, waren diese armen Syrer geistig sehr tief gesunken. Hatte das einst unter den Nestorianern sehr rege geistige Leben in

Digitized by Google

diesen Grenzgebieten wohl nie einen Hauptsitz gehabt, so war dasselbe in unsern Tagen ganz entschlafen. Die Nestorianer der Berge standen den Kurden nicht viel an Wildheit nach, und die Bewohner der Ebene waren ihnen an Bildung nicht viel überlegen. Das Bewußtsein, Christen zu sein, und ein paar christliche Formen und Formeln waren alles, was die Laien von dem geistigen Besitz ihrer Väter gerettet hatten. Die Geistlichen verstanden zwar zum Theil die biblischen und sonstigen kirchlichen Schriften zu lesen, aber nur wenige hatten ein ungefähres Verständniß des Gelesenen. Waren doch jene Schriften in einer längst ausgestorbenen Sprache, der altsyrischen, geschrieben, während man sich im Leben nur eines ohne alle literarische Einflüsse wild aufgewachsenen Dialektes bediente, welcher jener wenigstens ebenso fern steht, wie unser jetziges Hochdeutsch der Sprache Otfrieds.

Die römische Kirche hatte schon seit alter Zeit versucht, sich die Unwissenheit der orientalischen Secten zu Nutze zu machen und sie in aller Stille zu sich herüberzuziehen. Auch unter den nestorianischen Syrern waren römische Glaubensboten erschienen und hatten einzelne Gemeinden vermocht, die Suprematie des Papstes anzuerkennen. Doch war der Erfolg dieser Bemühungen ein sehr geringer; auf den Bildungszustand der Nestorianer hatten sie keinen Einfluß. Diese Syrer lebten in gleicher Unwissenheit fort, mochten sie nun das Ave Maria beten oder nicht.

Erst den Bemühungen protestantischer Missionäre aus Amerika ist es zu verdanken, daß diese Gegenden in eine wahrhafte Verbindung mit der europäischen Bildung getreten sind. Seit der Mitte der dreißiger Jahre haben einige begeisterte Männer, von denen ich namentlich Justin Perkins hervorhebe, in der Ebene von Urmia sehr Bedeutendes gewirkt und ihren Einfluß auch schon auf das schwer zugängliche Bergland erstreckt. Der Zweck dieser Missionäre war ein rein geistlicher. Sie wollten das in diesen Gegenden gänzlich entschlafene, nur noch formell bestehende Christenthum wieder erwecken und ihm eine solche Form geben, wie sie ihnen als die einzig richtige erschien. Es galt der Errichtung eines strengkirchlichen, puritanisch beengten, und dabei doch pietistisch erweckten Christenthums nach amerikanischem Muster. Aber, indem ihnen dies Ziel vorschwebte, waren sie doch zu einsichtig, um nicht zu erkennen, daß sie ohne eine gewaltige Erhebung der Volksbildung vielleicht wohl eine augenblickliche Erweckung bewirken, aber keinen soliden Bau errichten könnten.

Sie begannen also damit, die erste literarische Kunst, das Lesen, zu lehren. Es bedurfte keiner geringen geistigen Anstrengung, bis zu einem glücklichen Anfang in dieser Lehrthätigkeit zu gelangen. Es wäre thöricht gewesen, die todte Literatursprache ihrem Unterricht zu Grunde zu legen; sie mußten sich an die Volkssprache wenden, in welcher bis dahin, ganz vereinzelte Versuche abgerechnet, noch nie etwas Schriftliches abgefaßt gewesen war. Der Versuch, eine solche

Digitized by Google

rohe, von Fremdwörtern wimmelnde, nur zum täglichen Gebrauch eines ganz ungebildeten Volks dienende, dabei in sich sehr stark mundartlich gespaltene Sprache vermittelst eines für einen ganz andern Sprachzustand berechneten Alphabets zu fixiren und zum Organ einer höheren Bildung zu machen, war wahrlich kein leichter; und wenn auch der Sprachforscher an der Art, wie sie die ihnen vorliegende Aufgabe gelöst haben, mancherlei auszusetzen hat — namentlich ein zu starkes Anschmiegen an die alte Literatursprache —, so wäre es doch ungerecht, zu verkennen, wie Bedeutendes sie geleistet haben.

Bei dieser ersten Fixirung der Sprache bedienten sich die Missionäre der Hilfe einiger aufgeweckten eingebornen Priester, wie denn überhaupt ein großer Theil des einheimischen Klerus ihren Bestrebungen förderlich war. Offenbar kam ihnen die Unwissenheit desselben hinsichtlich der Regeln und Lehren der eignen Kirche theilweise zu statten und ferner der Umstand, daß die Nestorianer keinen Marien-, Heiligen- und Bilderdienst haben, gegen den nothgedrungen auftretend die Protestanten sich so leicht in schroffen Gegensatz zu den alten Secten stellen. Die Anschauung der Missionäre, daß die Vorfahren der Nestorianer dasselbe reine Christenthum gehabt hätten, welches sie verkündigten, daß sie dieses aber nach und nach verloren hätten, ließ man sich zum Theil ruhig einreden, ohne zu ahnen, welch tiefer Gegensatz zwischen allem orientalischen Christenthum seit uralter Zeit und jeder Form des Protestantismus herrscht. Selbst vom Patriarchenstuhl, dessen jeweiliger Inhaber den Namen Mar Schimon (d. i. Dominus meus Simeon) führt, legte man dem Streben, die Syrer Mediens und Kurdistans zu amerikanischen Protestanten zu erziehen, kein Hinderniß in den Weg, sondern zeigte sich demselben selbst günstig. Freilich fehlte es auch nicht an Widersachern unter den einheimischen Priestern. Namentlich die Bestrebungen, auch unter den westlichsten, in der Nähe des Tigris unter türkischer Herrschaft lebenden Nestorianern Fuß zu fassen, fanden scharfen Widerstand. Hier, wo man mit Europäern schon bekannter war, erklärte man dem Patriarchen zum Trotz die Zöglinge der Missionäre als „Inglisnaje“ (Engländer) und „Protestantaje“ (Protestanten) für Abtrünnige. Allein in der großen Ebene am Urmia-See konnte die überlegene Bildung, der Glaubenseifer, die Geschicklichkeit und die sittliche Lauterkeit der Amerikaner nachhaltig wirken und nach und nach den fast allein bedeutenden Widerstand, den der Vis inertiae zu überwinden suchen.

Im Januar 1836 eröffneten Perkins und Grant die erste Schule in Urmia mit nur 7 Schülern; im Jahre 1853 gab es in der Ebene von Urmia schon ungefähr 80 Dorfschulen und dazu einige höhere Schulen zur Ausbildung von Lehrern und Geistlichen. Leider bin ich nicht im Stande, etwas Näheres über die Ausbreitung der Bildung in den letzten 12 Jahren zu sagen, da die mir vorliegenden Nachrichten und Quellen nur bis zum Jahre 1853 reichen.

Digitized by Google

Epochemachend mußte die Eröffnung der ersten Druckerei werden, welche im Jahre 1840 stattfand. Erst seit die Missionäre Bücher in der Volkssprache drucken konnten, war an eine größere Wirksamkeit zu denken. Diese Presse hat seit jener Zeit rüstig gearbeitet. Von allen wichtigeren hier gedruckten Büchern ist durch Perkins der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft ein Exemplar geschenkt, und so ward es mir möglich, behufs sprachlicher Untersuchung einen Theil der meist sehr zierlichen Erzeugnisse dieser Presse im tiefen Asien genauer kennen zu lernen. Natürlich sind diese Druckwerke größtentheils religiösen Inhalts: Bibeln (zum Theil mit dem ehrwürdigen altsyrischen Text — der s. g. Peschitta — neben dem neusyrischen), Andachtsbücher, geistliche Lieder u. dergl. m. Erklärlicherweise überwiegt die Zahl der aus andern Sprachen, namentlich der englischen, übersetzten Bücher die der Originalwerke. An der Auswahl der zu den (zum Theil allzu wörtlichen) Uebersetzungen bestimmten Bücher könnten wir allerlei aussetzen. Man hat durchgängig solche Andachtsbücher ausgesucht, welche dem englisch-amerikanischen Sinn besonders zusagen, wie Bunyans „Pilgerfahrt“ und Baxters „Ruhe des Heiligen“. Daneben finden wir aber auch Bücher, welche dem weltlichen Wissen dienen: Fibeln, Lehrbücher der Geographie, Arithmetik u. s. w. Auf alle Fälle wird durch diese Werke den Nestorianern Gelegenheit gegeben, sich mit den Grundlagen unserer Bildung bekannt zu machen.

Das deutlichste Bild von der Thätigkeit und Lehrweise dieser Missionäre giebt uns ihre in Urmia seit dem November 1849 erscheinende Monatsschrift, welche den etwas auf den morgenländischen Geschmack berechneten Namen „Die Lichtstrahlen“ (zahrire de bahra) führt. Mir liegen davon die ersten 3 Jahrgänge (je 12 Monatshefte, deren jedes 2 Bogen stark ist) und der größte Theil des vierten vor; ob und wie weit die „Lichtstrahlen“ weiter erschienen sind, bin ich außer Stande anzugeben. Doch wird der Geist der spätern Jahrgänge auf keinen Fall ein andrer sein, als der der ersten, und eine Charakterisirung dieser wird dem Leser einen ungefähren Begriff von dem geben, was diese Amerikaner wollen, und wie sie ihre Ziele zu erreichen streben.

Die Zeitschrift ist dazu bestimmt, der mündlichen und persönlichen Lehrthätigkeit der wenigen Missionäre ergänzend zur Seite zu stehen, an die etwas entfernter Wohnenden geistige Anregung und thatsächliche Mittheilungen gelangen zu lassen und auch den näher Stehenden Belehrungen und Rathschläge zu geben, die schriftlich einen tiefern Eindruck machen müssen, als wenn sie blos durch den rasch verfliegenden Hauch der Lippen gegeben würden. Als das Publikum, für welches die „Lichtstrahlen“ berechnet sind, haben wir den ganzen Kreis der des Lesens Kundigen anzusehen, welche alle direct oder indirect Zöglinge der Missionäre sind. Hauptsächlich scheinen sie aber für die Lehrer und für die Schüler bestimmt zu sein.

Digitized by Google

Natürlich waltet das religiöse Interesse durchaus vor. Nicht blos die gradezu mit „Religion" (genauer „Gottesfurcht") überschriebene Abtheilung enthält Religiöses, sondern auch die Abtheilungen „Unterricht" und „Miscellen" sind zum großen Theil mit religiösen Darstellungen und Ausführungen erfüllt und selbst der Abschnitt „Wissenschaft" ist nicht frei davon. Dazu kommt meistens noch ein religiöses Gedicht am Schluß der Lieferung. Es macht keinen wesentlichen Unterschied, daß die Zahl der Abtheilungen mit dem vierten Bande etwas vermehrt wird; das religiöse Interesse tritt in diesem grade noch mehr hervor. Welch einen Geist die religiösen Aufsätze athmen, kann der Leser wohl ahnen. Wir haben hier ganz den oben angedeuteten eng puritanischen Pietismus. Dogmatische Sätze werden mit Vorliebe erörtert, aber vornehmlich solche, welche eine mystische Erregung des Gemüths zu befördern geeignet sind. Die Lehre von der Sünde und der Versöhnung wird tausendfach wiederholt; die Furcht vor den Qualen der Hölle, der alle nicht Wiedergebornen unrettbar auf ewig verfallen sind, wird als Hauptagens benutzt, die Seelen zu ängstigen und zur Bekehrung zu treiben, um sie dann den Freuden des Himmels entgegen zu führen. Die „Erweckungen" spielen eine große Rolle; nur die, welche „erweckt" sind, haben auf den Namen Christen Anspruch. Dabei wird die ganze Strenge der puritanischen Lebensregeln hervorgekehrt. Nicht nur werden Gebet, Hausandacht und andre religiöse Uebungen aufs strengste eingeschärft, sondern auch das Steckenpferd der englischen Kirchen, die Sabbatfeier, wird immer wieder vorgeführt. Ein Zögling dieser Missionäre muß nothwendig glauben, daß das Uebertreten der Sabbatsordnung Gottes Zorn in eben dem Grade reize, wie ein grobes Verbrechen. Es fällt auf, daß sie dagegen die bei den Nestorianern übliche Fastenordnung nicht anerkennen, während doch Fasten und Sabbatsstrenge demselben Geist entsprungen sind, nur daß jenes ohne Zweifel viel tiefer im Urchristenthum wurzelt, als diese. Auch wo sie an ihre religiösen Sätze höchst heilsame Ermahnungen knüpfen, schaden sie leicht durch Uebertreibung. Gegen das Rauchen aus der Wasserpfeife (Kalîun) eifern sie fast ebenso, wie gegen eine schwere Sünde, und ob ihr Kampf gegen die hier und da vorkommende Trunksucht durch das sofortige Drohen mit dem Höllenfeuer besonders aussichtsvoll werde, glaube ich bezweifeln zu müssen. Doch will ich immerhin zugeben, daß sie in den Verhältnissen, unter denen sie leben, wohl etwas schärfer auftreten müssen, um gewisse Laster und üble Neigungen zu bekämpfen. Zu diesen gehört sicherlich auch die im Orient so sehr verbreitete Sitte, jeder Versicherung einen Schwur oder auch einen Fluch hinzuzusetzen; es ist aber wieder ein Zeichen der puritanischen Aengstlichkeit, wenn sie viel häufiger gegen dieses, Gottes Namen entweihende Schwören und Fluchen, als gegen den viel verderblicheren und tiefer liegenden Hang zur Lüge auftreten, der sich,

Digitized by Google

nach einigen Andeutungen zu schließen, wie fast bei allen Orientalen, auch bei den Nestorianern zeigt.

Sehr anzuerkennen ist die, freilich durch die Stellung inmitten einer im Grunde fremden Kirche bedingte Parteilosigkeit rücksichtlich der verschiedenen protestantischen Confessionen. Nur dem Papstthum gegenüber wird Front gemacht: der Werkheiligkeit der katholischen Kirche wird das protestantische Grundprincip der Rechtfertigung durch den Glauben, der Autorität des Papstes und der Kirche die Christi und die heilige Schrift entgegengestellt. Die Versunkenheit eines Theils des römischen Klerus und die Albernheiten und Schlechtigkeiten einzelner katholischer Theologen werden sogar mitunter in nicht zu rechtfertigender Weise gegen die ganze Kirche benutzt. Aber außer dieser nicht einmal häufig hervortretenden und wohl hauptsächlich durch die feindliche Berührung mit katholischen Seelenjägern hervorgerufene Polemik erfahren die Leser nichts von den mannigfachen Spaltungen in der christlichen Welt. Daß die Vorfahren der Nestorianer nach der Auffassung der Missionäre wahre Protestanten waren, habe ich schon oben gesagt.

Diese hier kurz skizzirte Auffassung des Christenthums hat bei allen Mängeln doch unläugbare Vorzüge vor dem auf ein paar Aeußerlichkeiten zusammengeschrumpften Christenthum der Nestorianer und bei der Wärme und Ueberzeugungstreue, mit der sie ihnen von hochgebildeten Männern vorgetragen ward, konnte es nicht fehlen, daß sie großen Anklang fand. Allerdings ist der Eindruck, den diese Thatsache auf uns macht, weit davon entfernt, ein gradezu angenehmer zu sein. Wenn wir z. B. in dieser Zeitschrift Aufsätze von jungen Mädchen lesen, welche uns glühende Schilderungen der Höllenqualen und der himmlischen Seligkeit geben, aus denen der gewaltige Einfluß Bunyans sofort zu erkennen ist, oder welche mit der Ueberzeugung eines himmlischen Richters von Bekehrten und Weltkindern sprechen, so bedenken wir nur, wie viel leichter es doch ist, Mädchen von 12—14 Jahren mit religiöser Ueberspannung zu erfüllen, als sie zu ihrem Beruf wahrhaft heranzubilden!

Wir haben aber schon oben gesehen, daß die Bestrebungen der Missionäre nicht allein auf religiöse Bildung hinausgehn. Allerdings betrachten sie die ganze Bildung als eine Einheit, deren Wurzel die Gottesfurcht und deren Zweck die Erwerbung des Himmelreichs ist. Daß man bei den alten Heiden in Athen schon leidlich gebildet war und daß zu unsrer europäischen Bildung denn doch auch manch andrer Factor mitgewirkt hat, als das Christenthum, wird nicht weiter erörtert. Die Hauptsache ist, daß sie es selbst nicht verschmähen, diese andern Factoren wenigstens zum Theil mit in Wirksamkeit zu setzen.

Das Schulwesen der Missionäre hat sich allerdings in kurzer Zeit bedeutend gehoben, davon giebt die Abtheilung „Unterricht" hinlängliches Zeugniß. Die des Lesens kundigen Erwachsenen werden im Jahre 1851 auf 2000 ge-

Digitized by Google

schätzt*) und diese Zahl beläuft sich ohne Zweifel jetzt weit höher; das ist allein ein Erfolg, der in jenen tiefgesunkenen Ländern ganz außerordentlich hoch anzuschlagen ist. Die Dorfschulen verbreiten neben den religiösen Lehren eine Menge nützlicher Realkenntnisse, und in den Seminarien wird selbst Altsyrisch, Englisch und Hebräisch gelehrt. Die persische Sprache, die officielle Reichssprache, welche übrigens nicht die Sprache der dortigen Muslims ist, die vielmehr das auch den meisten Nestorianern ganz geläufige Türkisch reden, wird zwar nicht gelehrt, aber ihr Studium wird doch von den Missionären schon aus praktischen Gründen sehr empfohlen. Wir haben in der Zeitschrift einige interessante Berichte über große Prüfungen in den Hauptschulen, welche ganz mit dem Pomp gefeiert werden, der in civilisirten Ländern Sitte ist. Ein Theil der von den Leitern und Schülern bei solchen Gelegenheiten gehaltenen Reden wird uns wörtlich wiedergegeben.

Allerdings sind auch nach diesen Berichten die dortigen Schulen weit davon entfernt, ideal zu sein. Die Zeitschrift hat immer wieder gegen die Hindernisse aufzutreten, welche sich der Entwicklung in den Weg legen. Da ist die Saumseligkeit von Lehrern und Schülern zu rügen, da muß die Indolenz der Eltern gebrochen werden, welche meinen, durch den Unterricht würden die Jungen nur faul und die Mädchen gar zu aller häuslichen Arbeit ungeschickt. Des Contrastes wegen werden dann die Schulen gebildeter Länder geschildert. Ein Abschnitt stellt den grellen Contrast des hoch entwickelten Schulwesens der Vereinigten Staaten und des noch immer kümmerlichen in der Ebne von Urmia dar. In einem andern werden die Schulen Deutschlands gepriesen. Wir wollen den Artikel zur Probe in wörtlicher Uebersetzung hier wiedergeben.

„Die Deutschen**) sind ein großes und gesegnetes Volk. Ihre Anzahl beläuft sich auf ungefähr vierzig Millionen Seelen. Sie verwenden viel Sorge auf den Unterricht ihrer Nation. Sie haben nicht blos mehr Gelehrte als alle übrigen Völker der Welt, sondern geben sich auch Mühe, die Segnungen des Unterrichts zu allen Classen des Volks gelangen zu lassen."

„Nach dem Gesetze muß jeder Knabe lesen lernen; wo nicht, werden seine Eltern in Strafe genommen. Es giebt in Deutschland (Lämsistan) gute Schulen, welche von der Regierung für alle eingerichtet sind, wenn auch viele Lehrer nur eine kärgliche Besoldung erhalten. Mit sehr geringer Ausnahme sind die Eltern gern bereit, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und deshalb könnte man in dem Lande nur mit vieler Mühe einen Mann oder eine Frau finden,

*) Vor der Ankunft der Amerikaner gab es nach des Missionärs Stoddard Anschlag auf der Ebene fünfzig des Lesens Kundige, von denen etwa zehn etwas von dem Gelesenen verstanden. Hier handelt es sich natürlich nur um die Literatursprache, da in der Volkssprache ja damals noch nichts geschrieben wurde.

**) Lämsaje von Lämsa, dem türkischen Nemtsche, dem slavischen Njemce.

Digitized by Google

die nicht lesen und schreiben könnte.*) Beinahe jeder Knecht kann seine Rechnung mit seinem Herrn selbst führen und ebenso jede Magd mit ihrer Herrin."

„Die heilige Schrift wird in Deutschland viel in den Schulen gebraucht. Und auch die dortigen Papisten sind dort durch das Gesetz genöthigt, ihre Kinder die heilige Schrift lesen zu lassen, wenn sie es auch nicht wollen." (Sic!)

„Auch Sonntagsschulen bestehen dort, welche von Kaufmannsdienern, Knechten und andern Leuten, die alle Wochentage arbeiten und nicht studiren können, besucht werden dürfen, damit sie das in der Jugend Gelernte nicht vergessen."

„Wie gesegnet ist ein Volk, dessen sämmtliche Mitglieder gelernt haben, das heilige Wort Gottes zu lesen, zu schreiben und ihre Geschäfte zu verrichten! Zwar giebt es auch unter den Deutschen Arme, wie in andern Ländern, aber auch die Aermsten können zu der höchsten Stufe der Bildung gelangen. O daß doch bald der Tag käme, an dem alle Syrer schreiben und lesen könnten! Heil dem Volke, dessen Zustand ein solcher, Heil dem Volke, dessen Gott der Herr ist!"

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, die gottlosen Deutschen von einem frommen Amerikaner so gepriesen zu sehn. Wir wollen den Theil des Lobes, der uns gebührt, mit Dank hinnehmen und im Uebrigen diesen Artikel als ein Beispiel der Gleichsetzung europäischer Bildung und Frömmigkeit ansehn, welche in der Zeitschrift durchgängig erscheint.

Die Schriftsteller lieben es überhaupt, fremde Muster aufzustellen. So wird den Nestorianern, die als Christen geboren und doch so schwer zu Christus und zur Bildung zu erziehen seien, immer wieder das Beispiel der Sandwichinsulaner vorgehalten, welche aus scheußlichen Heiden in unglaublich kurzer Zeit zu gebildeten Christen gemacht wären. Wir wollen nicht genauer untersuchen, wie weit die hier angegebnen Thatsachen richtig sind; nur das ist zu bedenken, wie viel leichter es ist, einem absolut bildungslosen und dabei leichtgläubigen Volk eine neue Religions- und Bildungsform aufzudrücken, als einem Volke, das wenigstens eine Erinnerung an eine dereinstige höhere Bildung hat — ich verweise nur auf die schnelle Bekehrung der Türken zum Islam, der Mongolen zum Buddhismus — und ferner möchte ich zu bedenken geben, ob nicht der scharfe Spruch Matth. 23, 15: („Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr Einen Judengenossen machet; und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid") nicht auch hier und da auf die Bekehrungen in der Südsee Anwendung finde, wie ihn unsere Zeitschrift einmal gelegentlich auf die Bekehrung durch päpstliche Sendboten anwendet.

*) Frage des Sepers: Gehört Mecklenburg auch zu Lämistan?

Digitized by Google

Dagegen sind wir vollkommen einverstanden mit der Hervorhebung des scharfen Gegensatzes zwischen europäischer Bildung und asiatischer Verkommenheit durch wiederholte Hinweisung auf die Künste, Wissenschaften, Erfindungen und den Handel der gebildeten Völker. Da hören die armen, gedrückten Syrer vom „Feuerwagen“ und dem wunderbaren Drath, der in einem Minimum von Zeit Nachrichten von Urmia nach Tebriz und Tehran bringen würde und erfahren da, welche Erfolge die Bildung habe, deren erste Elemente sie noch vielfach zögern sich anzueignen. Mit gerechtem Patriotismus weisen die Missionäre auf den Reichthum, die Betriebsamkeit und die Erfindungsgabe ihrer Landsleute hin. Nur beiläufig wird der Unterschied der politischen Verhältnisse angedeutet; diesen Orientalen ist der Begriff der staatlichen Ordnung mit dem der Freiheit unverträglich, sie kennen nur die wilde Ungebundenheit des Kurden und den Zwang der großen Sklavenstaaten; ein aufgeklärter und gerechter Despotismus ist ihr höchstes politisches Ideal, und die Missionäre haben guten Grund, über diese Dinge vorsichtig wegzugehen. Daß aber in der gebildeten Welt nicht der willkürliche Druck auf den Unterthanen laste, den sie zu ertragen haben, wird allerdings ausgesprochen.

Von großem praktischen Werth ist die nachdrückliche Empfehlung der Reinlichkeit; der physische Schmutz wird mit dem geistigen zusammengestellt und der große Unterschied der Culturländer und der Heimath auch in dieser Hinsicht hervorgehoben. Wenn es den Bemühungen der Missionäre auch nur in diesem einzigen Punkt gelingt, durch Erziehung der Jugend eine Besserung anzubahnen, so haben sie wahrlich nicht vergeblich gearbeitet.

Der praktische Sinn der Amerikaner zeigt sich überhaupt in vielen Stücken, wo ihn nicht dogmatische Einflüsse trüben. In dieser Beziehung sind sie den meisten deutschen Missionären gar sehr überlegen. Das Streben, die orientalischen Christen nicht blos zum Himmel vorzubereiten, sondern sie auch zum Nachdenken über die Dinge dieser Erde und zur praktischen Tüchtigkeit zu erziehen, ist aller Ehren werth. Daß sich dieser praktische Sinn zuweilen etwas kaufmännisch zeigt, kann nicht auffallen. Ich glaube nicht, daß Dr. Stoddard ein Unrecht thut, wenn er in einer von der Zeitschrift mitgetheilten Schulrede den Nestorianern vorrechnet, wie viel ihre Bemühungen schon gekostet haben. Es kann den Leuten schwerlich schaden, wenn sie einmal darüber nachdenken, wie viel schwere Goldstücke von wildfremden Leuten ausgegeben sind, damit sie lesen lernen und aus gut gedruckten und umsonst oder gegen Spottpreis vertheilten Büchern weitere Kenntnisse erwerben können. Sie können über die Motive, welche zu diesen Gaben führten, über den Reichthum der Geber und die Ursachen dieses Reichthums nachdenken, und wenn sie das thun, kann es ihnen nur förderlich sein. Die Thatsache, daß Bildung reich macht, wird ihnen vielleicht nach und nach aufdämmern; die Amerikaner helfen ihnen dazu, dies

Digitized by Google

einzusehn und so einen mächtigen Trieb zur Thätigkeit in Bewegung zu setzen.

Die Abtheilung „Wissenschaft" ist eine ziemlich bunte. Wir haben da meistens naturwissenschaftliche Gegenstände in der Weise, wie sie in einer guten Volksschule behandelt werden. Einzelne Capitel aus der Physik, Chemie, Astronomie, Zoologie, Botanik und Geologie werden in einfach klarer Weise abgehandelt. Daneben kommt wohl einmal etwas aus der Geographie oder Geschichte vor, jedoch seltner, da man diese Fächer mehr systematisch treibt. Wenn der mündliche Unterricht in ungefähr derselben Weise ertheilt wird, wie die hier erscheinenden „wissenschaftlichen" Proben, so müssen die Zöglinge der Amerikaner nicht üble Kenntnisse in einigen naturwissenschaftlichen Fächern erlangen. Die Hauptschule (zu Sire, ungefähr eine deutsche Meile von Urmia) besitzt sogar einige physikalische Apparate (z. B. eine Luftpumpe), und ich zweifle nicht, daß der Unterricht auf diesem Gebiet wohl die besten Erfolge erzielen wird. Theologische Vorurtheile greifen hier nur selten störend ein, und wenn z. B. die Lehren der Geologie mit der biblischen Schöpfungsgeschichte durch das — wer sollte das bei unsern frommen Amerikanern erwarten! — rationalistische Hilfsmittel, die Schöpfungstage als Weltperioden zu fassen, ausgeglichen werden, so wird das für die eben erst beginnende Erziehung der Nestorianer nicht schaden.

Das Fach „Miscellen" ist seinem Namen gemäß noch viel bunter; dazu muß man bedenken, daß mancherlei Gegenstände, die unter andern Abtheilungen stehen, ebenso gut unter „Miscellen" gesetzt werden könnten, wie denn überhaupt die Eintheilung durchaus keine scharfe und consequente ist. Wir haben hier ein Gewicht interessanter und langweiliger, wichtiger und bedeutungsloser Artikel und Bemerkungen. Für uns haben die Artikel am meisten Werth, welche über die Zustände dieser Länder und die Bestrebungen, sie zu bessern, handeln. Namentlich sind einige Briefe einheimischer Zöglinge der Missionäre über ihre Reise zu den noch in der Finsterniß schmachtenden Brüdern im Gebirge von Wichtigkeit. Den wichtigsten und ausführlichsten Bericht dieser Art (der übrigens unter der Abtheilung „Religion" steht) werde ich vielleicht demnächst einmal in deutscher Uebersetzung veröffentlichen. Das Gebirge ist den Missionären gegenüber noch ein ganz unabhängiges Gebiet, das sie kaum auszukundschaften, geschweige denn unter ihre geistige Oberherrschaft zu bringen wagen. Im Jahre 1853 bestand im Herzen des kurdischen Berglandes eine einzige Schule, in der ein junger Geistlicher aus der Schule der Amerikaner 20 Knaben und 5 Mädchen das ABC beibrachte. Natur und Menschen sind hier noch zu wild, als daß man sich vor der Hand bedeutende Erfolge versprechen könnte. Es ist schon viel, daß einzelne Kinder beiderlei Geschlechts aus dem Gebirge nach den Schulen

Digitized by Google

der Ebene kommen. Hier und da finden wir Briefe ehemaliger Zöglinge, welche jedoch meist nichts als fromme Redensarten enthalten. Daneben stehen in den Miscellen Notizen über alles mögliche Wissenswerthe, Anekdoten, fromme Sentenzen, „Verbrechen und Unglücksfälle", ganz vereinzelte politische Angaben und, damit nichts fehle, steht im Jahrgang IV. S. 61 f. auch ein Artikel über die große Seeschlange.

Wenn wir nun noch daran erinnern, daß die meisten Nummern mit einem (durchschnittlich besser gemeinten als gelungenen) geistlichen Liede schließen, so werden unsere Leser einen Begriff von dem Inhaltsreichthum dieses Blattes bekommen, welches den Nestorianern den Stoff zuführen soll, der bei uns in zahllosen Büchern und periodischen Schriften zerstreut ist. Zwar finden wir in den „Lichtstrahlen" mitunter Artikel von einheimischen Verfassern, aber bei weitem die meisten sind offenbar von den 2 oder 3 Leitern des ganzen Missionswerkes selbst geschrieben. Dieser Umstand macht es erklärlich, daß manche Nummern trotz der weiten Grenzen des Gebietes, welches die Zeitschrift umfaßt, etwas dürftigen Inhalts sind. Bei einer großen Geschäftslast sind die Herausgeber eben nicht immer im Stande, ein zweckmäßiges Material herbeizuschaffen und gehörig zu bearbeiten. Daher erklärt es sich auch, daß mitunter dieselben Sachen an verschiedenen Stellen der Zeitschrift wiederholt vorkommen und daß der letzte Band im Ganzen etwas matter ist, als die früheren.

Wenn wir zum Schluß die Frage aufwerfen, welche Aussichten auf dauernden Erfolg wohl die Wirksamkeit der Missionäre, wie sie sich in der Zeitschrift am besten widerspiegelt, haben möge, so wagen wir durchaus keine bestimmte Antwort zu geben. Ein wirklicher Erfolg in unserem Sinne würde doch nur der sein, daß hier eine Pflanzstätte europäischer Bildung fest gegründet würde, von der aus die finstere asiatische Welt Licht und Leben empfangen könnte. Erwägen wir die gewaltige Schwierigkeit des Verkehrs zwischen Europa und der Ebene von Urmia, welche unmittelbar von dem fast unzugänglichen Berglande begrenzt wird, die Mißlichkeit des Versuchs, europäische Bildung in ein solches Volk zu verpflanzen, ohne es den Weg durchlaufen zu lassen, auf dem jene selbst emporgekommen ist, besonders mit gänzlicher Vernachlässigung der wichtigsten Wurzel unserer Cultur, der classischen Bildung, ferner die Sprödigkeit, mit der sich die Muslime, unter denen jene Syrer leben, gegen alle wahrhaften Cultureinflüsse Europas abschließen, so werden allerdings die Ansichten weniger rosig erscheinen, als sie sich vielleicht auf den ersten Blick darstellen. Dennoch wollen wir damit durchaus nicht die Möglichkeit einer günstigeren Entwicklung leugnen. Die Gesetze der Culturgeschichte sind noch wenig ergründet, und jedenfalls kennt unsere Zeit in vielen Dingen weit raschere Entwicklungen, als die Vorzeit. Vielleicht erweist dies bis dahin in seiner Armuth kümmerlich

Digitized by Google

dahin vegetirende Volk unter den neuen Einwirkungen eine ungeahnte Spannkraft des Geistes, vielleicht werden europäische Mächte in Kurzem über die Wohnsitze der Nestorianer auch äußerlich einen directen Einfluß üben und den Culturbestrebungen eine mächtige Stütze leihen. Nur über das Eine täusche man sich nicht: durch religiöse Belebung allein wird man hier noch keine wirkliche Cultur schaffen.

Jedenfalls würde es einen ganz andern Einfluß haben, wenn es gelänge, die von Constantinopel und Moskau bis nach Kalkutta verbreiteten, reichen, betriebsamen und mit Europa in vielfacher Berührung stehenden Armenier zu gewinnen. Aber dieser Versuch dürfte schwerlich so leicht gelingen. Allerdings ist es der römischen Schlauheit geglückt, eine bedeutende Anzahl der Armenier zu sich herüberzuziehen, aber der Kern der Nation betrachtet diese Unirten als Auswürflinge und hält sich scheu von ihnen zurück. Bei den Armeniern ist das literarisch-religiöse Nationalbewußtsein fast ebenso lebendig, wie bei den Juden, mit denen diese weithin zerstreute Nation ja so viele Aehnlichkeit hat; eine gewisse literarische Bildung ist bei ihnen weit verbreitet, und eben diese, in ihrer Form von der europäischen so sehr weit abstehend, macht sie den Versuchen, sie wirklich zu europäisiren, so sehr unzugänglich.

Welchen Ausgang nun aber auch diese Bestrebungen haben mögen, die hohen wissenschaftlichen Verdienste der amerikanischen Missionäre bleiben durchaus bestehen. Sie haben ein bis dahin ganz oder fast ganz unbekanntes Gebiet der Wissenschaft erschlossen; die Geographie, Ethnologie und vor allem die Sprachwissenschaft verdankt ihnen eine ganz unerwartete Erweiterung, und es ist nicht zu bezweifeln, daß ihre Thätigkeit auch fernerhin der Wissenschaft noch viel wichtiges Material liefern wird.

Th. Nöldeke.

Digitized by Google

Aus Baden.

Im März.

Als ich Ihnen zuletzt schrieb, waren es noch die Nachklänge des langen Schulstreites, von denen ich zu berichten hatte, und die Besiegelung der klerikalen Niederlage durch die durchweg regierungsfreundlich ausgefallenen Wahlen zu den Kreisversammlungen. Seither haben wir mannigfache Erlebnisse durchgemacht, die mich mahnen, wieder einmal in den „Grünen Blättern" Kunde von badischen Dingen niederzulegen. Ein andrer Correspondent d. Bl. hat, als er des verstorbenen Belgierkönigs gedachte, auch dem Freiherrn von Roggenbach einige warm empfundene Worte gewidmet. Was er sagte, ist nur zu wahr. Das, was unserm badischen Ländchen zumeist die Herzen der deutschen Patrioten gewann, der poetische Gehalt unserer Politik, der ideale Zug in unsern Bestrebungen ist mit Roggenbachs Abgang von uns gewichen. Wir sind jetzt wieder in die Bahnen des landläufigen kleinstaatlichen Wesens zurückgekehrt, und um den Wechsel so grell und empfindlich als möglich zu machen, haben wir einmal aus unserer Kammer den politischesten Kopf, den sie seit lange unter ihre Mitglieder zählte, scheiden sehen, und in unserm auswärtigen Ministerium hat ein badischer Beust seinen Einzug gehalten.

Die schwere Krankheit, welche Ludwig Häusser seit beinahe Jahresfrist an Haus und Zimmer fesselt, hat nicht nur die Universität Heidelberg ihres anregendsten Lehrers beraubt, sie hat in noch weit höherem Grade unsre zweite Kammer geschädigt. Sie hat sie führerlos gemacht.

Nicht als ob es unter unsern Landboten an begabten, kenntnißreichen, vielseitig tüchtigen Männern nun völlig fehlte. Es zählt die Kammer eine Anzahl ausgezeichneter Juristen, einige sehr tüchtige Verwaltungsbeamte zu ihren Mitgliedern. Die Gesetze werden mit Gründlichkeit und Scharfsinn berathen, an Anregung und Förderung fehlt es nicht. Aber es ist seit Häussers Rücktritt kein Mann in unserm Ständehause, der in eigentlich politischen Fragen als Führer des Hauses gelten könnte, keiner, der so wie der glänzende Redner und berühmte Historiker namentlich in allen Fragen der deutschen Politik die Gesammtheit der Volksvertretung mit sich fortzureißen vermöchte. Das wäre ja schließlich kein Unglück, wenn nach wie vor dem erprobten liberalen Ministerium eine in allen wesentlichen Punkten vertrauende Kammer gegenüberstände. Aber nun hat die leidige Schulfrage nicht nur die Einigkeit des Ministeriums, sie hat auch das feste Zusammenhalten der liberalen Partei gesprengt. Als der Landtag im Herbst 1865 zusammentrat, that sich plötzlich mit großer Ostentation eine „Fortschrittspartei" unter unsern Liberalen auf, die eigentlich im Princip nichts Anderes anstrebt als das Ministerium und die bisherige Kammermajorität, die aber in der Ausführung überall consequenter, rascher, schneidiger zu Werke gehen will und nun das Land der Gefahr entgegenführt, über dem

Digitized by Google

Streit, der sich um die Methode der Behandlung dieser und jener Frage entspinnt, einen Zwist des Ministeriums mit der Volksvertretung heraufzuziehen zu sehen, der im bessern Falle mit einer Wiederkehr eines liberalisirenden aufgeklärten Bureaukratismus, im schlimmeren mit einer allgemeinen Reaction endigen wird. Es ist hier in Baden ein alter Fluch des constitutionellen Lebens, daß die Führer der Opposition Beamte sind. Dadurch erhält diese von Anbeginn an einen juridischen, advocatorischen Beigeschmack und artet regelmäßig in einen Kampf mit ausgesprochen persönlichem Charakter aus, der um so widerlicher zu werden pflegt, je kleiner bei uns die Verhältnisse sind. Auch diesmal besteht die badische „Fortschrittspartei" zum großen Theil aus Beamten und hat auch in ihrem Schooß sofort eine bureaukratisch organisirte Parteidisciplin festgestellt, die ganz am Platze wäre, wenn es sich um den Kampf auf Leben und Tod mit einem reactionären Ministerium handelte, die aber, so wie die Dinge liegen, nur dazu dienen kann, eine ganz unnütze, ja schädliche Bitterkeit und Entschiedenheit in die Verhandlungen zu bringen. Das Beste an der Sache ist, daß die „Fortschrittspartei" nicht in der Majorität ist und, wenn sie ihre Anschauungen zur Geltung bringen will, daher zu einem Compromiß genöthigt ist, wodurch naturgemäß die allzu scharfen Kanten abgeschliffen werden.

Bedenklicher als in den Fragen der Gesetzgebung ist der Mangel eines Führers von unbestrittener Autorität für den Fall, daß die deutsche Frage in der Kammer zur Besprechung kommen sollte, was, wie wir Grund zu vermuthen haben, bald im Gefolge der schleswig-holsteinischen Frage geschehen dürfte. Auf diesem Gebiet stände gar nichts auf dem Spiele, wenn der Freiherr v. Roggenbach noch im Amte wäre. Zwar hatte er sich auch, im guten Glauben an die Begeisterungs- und Leistungsfähigkeit des Liberalismus, der sich freilich als trügerisch erwies, in der schleswig-holsteinischen Sache stärker als gut war im augustenburgischen Sinne engagirt. Allein einmal war es ja doch nur der nationale Gedanke, den er dadurch zu fördern gedachte, und dann hat er, sobald die politische Strömung in das Bett geleitet war, das ihr die Großmächte anwiesen, nie mehr die Grenzen überschritten, welche in normalen Verhältnissen der Politik eines Kleinstaates naturgemäß angewiesen sind. Und dabei hätte sich die Kammer ohne Zweifel beruhigt. Ohne Anlaß von Seite der Regierung wäre unter den jetzigen Umständen weder die schleswig-holsteinische noch die deutsche Frage zur Sprache gekommen. Nun stehen die Dinge aber anders, da eben nicht Herr v. Roggenbach, sondern Baron Edelsheim Badens auswärtige Politik leitet. Ich habe ihn nicht ohne Grund den badischen Beust genannt. Es lassen sich zwar namhafte Unterschiede zwischen den beiden Baronen auffinden. Einmal hat Herr v. Edelsheim weder einen Staatsstreich, noch politische Gefangene à la Waldheim auf dem Gewissen; freilich war er auch vor dem 19. October 1865 noch nie Minister, ja er galt sogar als ein liberales Mitglied der kurhessischen ersten Kammer, obwohl Männer wie Oetker und seine Freunde nicht ohne Grund behaupten, daß dieser Liberalismus sehr enggezogene Grenzen habe. Auf der andern Seite möchten wir auch dem Freiherrn v. Beust in Bezug auf seine geistigen Anlagen nicht gern zu nahe treten; er kann in gewissem Betracht immerhin als ein ungewöhnlicher Mann gelten, während der badische Premier die personificirte Mittelmäßigkeit ist. Aber darin gleichen sie sich: in der zwecklosen

Digitized by Google

Vielgeschäftigkeit, welche den mittelstaatlichen Minister von dem wirklichen Staatsmann unterscheidet, in der Ueberschätzung der Kraft und Bedeutung der kleinen Staaten, in der Täuschung, daß ein Bund Ohnmächtiger zu einer Macht werden könne, endlich in dem tief eingewurzelten Haß gegen Preußen. Wir wissen nicht, welches die politischen Grundsätze des Freiherrn v. Edelsheim in der deutschen Frage früher waren. Daß er sie in Wien nicht veredelt hat, unterliegt wohl keinem Zweifel. Gegenwärtig ist er einmal fanatisch augustenburgisch gesinnt, und dann verräth er in der allerunnöthigsten Weise von der Welt bei jeder Gelegenheit seinen echt kleinstaatlichen Preußenhaß. Die „badische Landeszeitung" brachte unlängst äußerst verständige Artikel über das Verhältniß Preußens zu den Herzogthümern, über die Lage der kleineren Staaten gegenüber der drohenden Gefahr, eine unzeitige Einmischung in die großmächtlichen Händel am eigenen Leibe schwer büßen zu müssen. Gleich war die „Karlsruher Zeitung", welche unmittelbar aus dem auswärtigen Amt ihre officiösen Artikel erhält, mit einer scharfen Entgegnung bei der Hand, in der sich neben widerwärtigster Augustenburgerei die unnöthigsten Ausfälle gegen Preußen und besonders der Satz breit machten, daß man seine Grenzen auch ohne preußische Hilfe vertheidigen könne. Wenige Tage darauf erfolgte die Abstimmung der Postconferenz über den Antrag auf Eintritt Holsteins in den Postverein. Der Handelsminister instruirte den badischen Bevollmächtigten, mit Preußen gegen diesen Antrag zu stimmen. Gleich tritt die „Karlsruher Zeitung" mit der Erklärung auf, diese Abstimmung sei nur aus technischen Motiven erfolgt; politische Motive würden eine gradezu entgegengesetzte Abstimmung herbeigeführt haben. Alle Welt betrachtet dies als eine Demonstration gegen Staatsrath Mathy, den man als einen entschiedenen und bewährten Anhänger Preußens kennt. Wie reimt sich aber diese Haltung des Herrn v. Edelsheim zusammen mit der Zusage, die er bei den Verhandlungen über seinen Eintritt ins Amt gegeben, daß er in der deutschen Politik der Richtung Roggenbachs, dem Gedanken des Bundesstaats unter preußischer Führung treu bleiben wolle? Oder soll ein solches ganz und gar nicht provocirtes Bramarbasiren vielleicht eine Captatio benevolentiae des zukünftigen Führers sein? Es wird zunächst Sache der übrigen Mitglieder des Staatsministeriums sein, zu erklären, wie weit sie mit dieser Schwenkung einverstanden sind, und ohne Zweifel wird auch der Großherzog selbst sich bald darüber entscheiden müssen, ob er im Angesicht der drohenden Weltlage die Geschicke seines Landes und seiner Dynastie durch derartige Provocationen der norddeutschen Großmacht gefährden lassen will.

Unter diesen Umständen ist ein Ausspruch der Kammern über die deutsche Frage nicht ohne Bedeutung. Die Kammern haben vor noch nicht langer Zeit, als in Preußen schon längst das Ministerium Bismarck am Ruder war, ihr bundesstaatliches Glaubensbekenntniß erneuert. Wie werden sie sich zu der mittelstaatlichen Schwenkung unseres Premier verhalten? Darüber wäre nun kein Zweifel, wenn Häusser noch auf den grünen Bänken säße. Trotz seinem energischen Hasse gegen das Regiment, unter dem Preußen jetzt stöhnt, hält er doch mit der ganzen Zähigkeit seiner festen Natur treu an der bundesstaatlichen Idee und der preußischen Führung, und seiner markigen Rede hätten sicher nur wenige Kammermitglieder widerstanden. Nun aber, bei dem geringen Maße politischer Bildung, das, wie

Digitized by Google

überhaupt in Deutschland, so auch bei uns im Durchschnitt vorhanden ist — werden unsere Abgeordneten der Verführung vom Ministertische widerstehen, wenn nächstens bei Gelegenheit der schleswig-holsteinischen Frage vielleicht auch die deutsche mit cavaliermäßiger Nonchalance in die Debatte gezogen wird? Wird die „Fortschrittspartei" der Versuchung widerstehen, ihren Haß gegen Bismarck auf den preußischen Staat zu übertragen? Wird die politische Vernunft über die Phraseologie eines würzburger Gefühlsdusels Herr werden? Das sind die Fragen, auf welche die Antwort nicht lange ausbleiben kann, die — so sehr geringfügig auch sonst die Bedeutung der Discussion auswärtiger Fragen in kleinen Kammern sein mag — diesmal von großer Tragweite ist. Ich werde Ihnen darüber berichten, wenn ich später einmal Gelegenheit finde, über die Behandlung der wichtigen Gesetzesvorlagen, welche eben jetzt in den Ausschüssen unserer Kammern zur Discussion vorbereitet werden, meine Betrachtungen anzustellen. Für heute kann ich nicht schließen, ohne noch einmal der Befürchtung Ausdruck zu geben, daß es nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern in erster Linie Badens übel gethan ist, gegenwärtig die Wege mittelstaatlicher Ungebühr gegen Preußen einzuschlagen. Sollte man auch in der Erbprinzenstraße zu Karlsruhe vergessen haben, daß die badische Regierung vor sechzehn Jahren durch die preußischen Bajonette in ihr Land zurückgeführt worden ist — in der Wilhelmsstraße zu Berlin hat man es gewiß nicht vergessen.

Vermischte Literatur.

Preußische Sprüchwörter und volksthümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von H. Frischbier. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, 1865. Verlag von T. C. Fr. Enslin. 322 S. 8.

Der Verfasser hat, von seinen Amtsgenossen (er ist Schullehrer) fleißig unterstützt, eine sehr stattliche Sammlung ost- und westpreußischer Sprüchwörter und Volksredensarten zusammengebracht, die mit ihren 4386 Nummern die verschiedenartigsten Lebensgebiete umfaßt und für spätere Sammler kaum noch viel übrig lassen dürfte. Er sucht ferner das zusammengebrachte Material durch Erklärung der einzelnen Stücke zu bearbeiten, und wenn er mit den historischen Daten, von denen er das eine und das andere herkommen läßt, nicht überall das Rechte trifft, so doch größtentheils. Damit aber hat er uns nicht blos eine Curiosität geliefert, sondern der Wissenschaft einen werthvollen Dienst geleistet und namentlich einen alles Dankes würdigen Beitrag zur Culturgeschichte der östlichen Provinzen Preußens geschaffen.

Digitized by Google

Dafür, daß seine Sammlung manches Unsaubere enthält, kann er so wenig wie der Philolog, der den Aristophanes oder den Martial herausgiebt. Sprüchwörter erfindet man nicht, sondern findet sie, und das Volk geht nun einmal nicht in Glacéhandschuhen. Das ist so selbstverständlich, daß es nicht erst des Gutachtens von drei preußischen Professoren bedurft haben sollte, um dem Buche den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen und den Verfasser von Strafe für ein Unternehmen zu befreien, für das ihm im Gegentheil eine Belohnung gebührte. Wir wollen in solchen Sammlungen das Volk sehen, wie es wirklich ist, denkt und spricht, nicht wie es sein, denken und sprechen sollte, und wenn die Polizei sich in solche Angelegenheiten mischt, so sollte sie sich vorher, nicht nachher von der Wissenschaft sagen lassen, ob das gerathen ist oder nicht.

Grundriß der Geschichte der Philosophie von Dr. Johann Eduard Erdmann. Erster Band. Berlin, 1866. Verlag von Wilhelm Hertz. 623 S. 8.

Giebt namentlich eine gute und mancherlei Neues enthaltende Uebersicht über die Scholastiker, welche eine recht dankenswerthe Blumenlese mittelalterlicher Philosopheme einschließt. Manche werden es befremdend finden, daß dieser Periode der Geschichte der Philosophie mehr Raum gewidmet ist, als allen frühern zusammengenommen (in der That nimmt ihre Darstellung zwei Drittheile des Buchs ein), aber einmal durfte der Verfasser da, wo er nur sagte, was auch anderwärts zu haben ist, kurz sein, während er neue Ansichten, wie er sie über mehre Scholastiker aufstellt, zu begründen hatte, dann aber verdient das Wesen der Scholastik, die uns unsre ganze philosophische Terminologie geschenkt hat und, wie sehr uns ihre Ausartungen zuwider sein mögen, doch eine imposante Denkarbeit repräsentirt, an sich auch in mehr populären Werken sorgfältigere Darstellung, als ihr in solchen gewöhnlich zu Theil wird.

Enthüllungen der Geheimnisse der Freimaurerei. Von Rudolph Backoffner. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 126 S. 8.

Herr B. will uns die geheimen Zeichen und Arbeiten des Freimaurerbundes erklären und uns eine historische Darstellung des Ursprungs des Vereins und seiner verschiedenen Systeme geben. Er will endlich eine Apologie gegen die Feinde desselben liefern. Schade, daß er damit zu spät kommt. Die Geheimnisse der Freimaurerei sind für den Kenner der hierher gehörigen Literatur, von welcher der Verfasser offenbar nur einen sehr kleinen Theil vor sich gehabt hat, schon längst keine Geheimnisse mehr, auch die Geschichte des Bundes oder, wie Andre wollen, des Ordens, ist schon wiederholt und mit weit mehr Kenntniß und historischem Sinn, als Herr B. besitzt, behandelt worden. Die Maurerbrüderschaft aber gegen die wahnwitzigen Ausfälle Eckardts vertheidigen wollen, ist ein rein überflüssiges Unternehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Von der Monatschrift

„Ergänzungsblätter zur Kenntniss der Gegenwart“

erschien soeben die April-No. (I. Bd., 10. Heft) — Subscriptions-Preis 6 Sgr. — folgenden Inhalts:

Philosophie: Die Philosophie im Jahre 1865, von Dr. *Dühring*.
Geschichte: Tod des Königs Leopold von Belgien, von Dr. *Th. Bernhardt*.
Biographie: Der Graf von Mercy-Argenteau, von Prof. Dr. *Wuttke*. — Wilhelm Wachsmuth. — Heinrich Simon, von Dr. *Chronik*. — Hermann Heidel, von Dr. *Max Schaster*.
Kunst: Das Nazarenerthum in der Kunst, von Dr. *Max Schaster*.
Archäologie: Das Stein-, das Bronce- und das Eisenalter in der Archäologie, von *Franz Maurer*.
Geographie: Wolgaisches Bergufer. — Chebdo. — Urumtsi. — Hochasien, nach *Schlagintweit*. — Sombrero-Insel. — Australien.
Physik: Tropfenbildung. — Longitudinale Schwingungen. — Zinkeisensäule. — Der galvanische Strom. — Licht. — Ausdehnung durch Wärme. — Wärmestrahlen.
Meteorologie: Das Klima Norddeutschlands. — Die kalten Maitage. — Jahreszeiten der nördlichen gemässigten Zone, besonders Europa's, von Dr. *Dellmann*.
Chemie: Wasserstoffflamme. — Jodwasserstoff und Cyanwasserstoff. — Ammoniak. — Zirkonium. — Farbige Photographien. — Ameisensäure. — Schwefelsäure. — Platintiegel.
Zoologie: Muskelkraft der Insekten. — Einsiedler- oder Bernhardskrebs, von Dr. *Gerstäcker*. — Ein neuer Blutsauger des Menschen, von Dr. *Gerstäcker*.
Physiologie und Medicin: Lungenschwindsucht. — Bleivergiftung. — Wirkung des Narcein, von Dr. *Schöppel*.
Botanik: Norwegens Kulturpflanzen, nach Dr. *Schübeler*. — Bastardbildung. — Paraguaythee.
Völkerrecht: Kaperei im Seekriege, von Dr. *v. Gosen*.
Volkswirthschaft und Statistik: Die gegenwärtige handelspolitische Bewegung in der amerikanischen Union, von Dr. *Dühring*. — Englische Dampfschifffahrtsgesellschaften. — England und Neuholland. — Peninsular- und Oriental-Dampfschifffahrts-Gesellschaft. — Türkei.
Technologie: Die modernen Infanteriegewehre. — Pneumat. Eisenbahn. — Imprägnirtes Holz. — Schlagende Wetter. — Verwitterung der Stein- und Braunkohlen. — Schneidestahle. — Cament. — Fischrogenkäse. — Naphtamyliphotogen.

Abbildungen: Paraguaythee, Pflanze und Utensilien. — Moderne Infanteriegewehre. — Anselis Apparat zur Erkennung schlagender Wetter.

☛ Zu beziehen durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** (Vierteljahrs-Abonnement 18 Sgr.)

Von der

Bibliothek ausländischer Klassiker

(3/4 Sgr. der Bogen)

wurden soeben ausgegeben Band **29 — 32**, enthaltend:

Shelley.

Ausgewählte Dichtungen (Königin Mab. Alastor. Die Cenci. Lyrische Gedichte.) Deutsch von Adolf Strodtmann. 2 Theile. 17 Sgr.

Björnson.

Dramatische Werke (Hulda. Zwischen den Schlachten. König Sigurd.) Deutsch von Edmund Lobedanz. 2 Theile 18 Sgr.

Unter der Presse:

Byron.

Don Juan, deutsch von W. Schäffer.

Kalidasa.

Sakuntala, deutsch von E. Meier.

Sophokles.

Sämmtliche Dramen, deutsch von H. Viehoff.

Defoe.

Robinson, deutsch von K. Altmüller.

☛ Warnung!

Die Hamburger Buchhandlungen von **Moritz Glogau jr.** und von **J. D. Polack** bieten einen, grösstentheils aus veralteten und von uns antiquarisch veräusserten Karten combinirten „Atlas“ aus, welchem nicht nur der Titel des in unserm Verlag erscheinenden grossen Kartenwerkes:

Meyer's grosser Hand-Atlas,

sondern sogar auch unsere Verlagsfirma vorgedruckt ist.

Es ist dieses ein auf eine grobe Täuschung des Publikums abzielender Missbrauch der Firma und des Titels unseres Verlagswerkes, und warnen wir hiermit vor dem Ankauf jenes auf einem doppelten Falsifikat beruhenden Machwerks.

Das Bibliographische Institut in Hildburghausen.

☛ Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

XXV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 13.

Ausgegeben am 23. März 1866.

Inhalt:

Aus der Geschichte der deutschen Hochschulen. 2. . . . . Seite 481
Die berliner Bildhauerschule. 5. 503
Vermischte Literatur 519

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Geschichte der deutschen Hochschulen.

Von Moritz Busch.

2. Die neue Zeit im Aufgang.

Die Macht, welche die deutschen Universitäten in ihrer Lehre und in vielen Beziehungen ihres Lebens umgestaltete, war das Ergebniß der Verbindung von zwei Kräften. Einerseits war sie das Resultat des Wiedererwachens der classischen Studien, welches in Italien bereits zu Petrarcas und Boccaccios Zeit, also um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, begann, in der ersten Hälfte des fünfzehnten sich schon über weite Kreise südlich von den Alpen erstreckte und in der zweiten hier alle, die auf höhere Bildung Anspruch erhoben, die Welt mit neuen Augen ansehen und mit neuen Zungen neue Gedanken aussprechen ließ. Andrerseits war diese Macht ein Kind des deutschen Gemüths und Gewissens, welches die ihm aus den Quellen des classischen Alterthums zuströmende Nahrung in wesentlich andrer Weise verarbeitete als das Volksthum Italiens. War es hier mehr die Schönheit der alten Welt, welche die Seelen begeisterte, so war es in Deutschland vorzüglich die Wahrheit dieser Welt, welche anzog, und trat, wer in Italien in den Bund der Humanisten Aufnahme suchte, damit factisch aus der christlichen Kirche aus, so blieben die Humanisten diesseits der Alpen in der Kirche und arbeiteten nur der Bewegung vor, die sie reformirte.

Nicht erst seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, sondern schon drei Menschenalter vorher hatten griechische Calabreser und Byzantiner wie Leontius Pilatus, bei dem Boccaccio den Homer lesen lernte, wie Petrarcas Lehrer, der Mönch Barlaam, und wie Demetrius von Thessalonich einzelne italienische Gelehrte mit den im Abendlande damals fast ganz vergessenen Schätzen altgriechischer Literatur einigermaßen bekannt gemacht, während schon etwas früher auch das Studium der classischen Lateiner und die Fertigkeit, in deren Sprache zu reden und zu schreiben, in Italien wieder aufgelebt war. 1397 wurde in Florenz von der Regierung an der dortigen Universität ein eigner

Digitized by Google

Lehrstuhl für das Griechische gegründet, auf welchem Emanuel Chrysoloras mehre Jahre mit großem Erfolg wirkte. Später folgten ihm andere Griechen, namentlich Johann Argyropulos, Theodorus Gaza und Bessarion von Trapezunt, nach Italien, um in gleicher Weise an verschiedenen Orten — der erste ebenfalls in Florenz, der zweite vorzüglich in Ferrara und Rom, der dritte, zur Würde eines Kardinals und päpstlichen Legaten emporgestiegen, in Bologna — für Weckung der Geister mit der Leuchte althellenischer Dichtung und Wissenschaft thätig zu sein.

Der höhere Unterricht erfuhr durch diese Männer, denen sich bald zahlreiche Schüler anschlossen, zunächst in engen inselartigen Kreisen, besonders in der Umgebung kunstsinniger und der Wissenschaft wohlwollender Höfe, dann in weiterem Umfange, eine beinahe vollständige Umgestaltung. Nicht ohne Kämpfe mit den Anhängern des Herkommens, die recht wohl ahnten, daß ihren Interessen hier schwere Gefahr drohte, aber von Jahr zu Jahr siegreicher, gewann das neue Wissen und mit ihm ein neues Dichten und Trachten Boden. Unablässig ging die Auferstehung der alten Welt vor sich. Fast täglich sehen wir sie glanzvolle Häupter begrabner Größen aus ihren Grüften heben. Die alte Lyra, die alte Rednerbühne, die alte Philosophenschule wird wieder laut und lebendig. Es entstehen griechische Grammatiken wie die Institutiones des Theodorus Gaza. Es folgen Uebersetzungen griechischer Poeten, Rhetoren und Historiker in classischem Latein. Der echte Aristoteles beginnt den Aristoteles der Araber aus den Studirzimmern zu verdrängen. An einigen Hochschulen besteigt die Weisheit Platons die Katheder der Scholastiker. Dichter und Geschichtschreiber bilden sich an den antiken Mustern, und Staatsmänner schöpfen aus den neuaufgeschlossenen Brunnen neue Ideen, allenthalben tritt eine Lebensphilosophie mit praktischer Tendenz an die Stelle der seitherigen Schulphilosophie mit ihren unfruchtbaren Speculationen über Speculationen. Der Anblick des mächtig pulsirenden Lebens der classischen Zeiten hebt und adelt die Gemüther der Nachgebornen und reizt zur Nacheiferung und zum Wiederaufbau solcher Größe und Schönheit. Ein großer Bund entsteht, der die besten Männer Italiens umfaßt und sich schwärmerisch den Zweck setzt, die Republik Platons mit ihrer Herrschaft der Edelsten einzuführen, und dessen Glieder, was schöner lautet, sich beinahe durchgehends durch Wahrhaftigkeit und gerechten Sinn über die allgemeine Sittenverderbniß erheben, die sonst von der neuen Bildung in Italien nicht verändert wird. Fast überall weicht die finstre Mönchslehre mit ihrem Welthaß und ihrer Selbsterniedrigungstheorie einem heiteren, sonnedurchleuchteten Heidenthum. Die meisten Universitäten Italiens werden aus Klöstern der Wissenschaft Akademien freier, schöner Weltlichkeit, die allmälig auch die Kirche erfüllt, wenn auch ohne sie umgestalten zu können. Der Zauber der Poesie und Weisheit, welchen die wieder zum Leben erwachte Vorzeit ausstrahlt, ist

Digitized by Google

unwiderstehlich, selbst für einen großen Theil der höheren italienischen Geistlichkeit, und als nach dem Fall des oströmischen Kaiserthrons jenen einzelnen Lehrern griechischer Bildung ein ganzer Exodus gelehrter Griechen folgte, und diese Bildung nun nicht mehr Eigenthum verhältnißmäßig Weniger blieb, sondern Gemeingut der studirenden Welt Italiens wurde, gehörte es bald zum guten Ton, mit Geringschätzung von dem Treiben der Lehrer und Unterrichtsanstalten zu sprechen, welche das neue Licht noch nicht anerkannt hatten.

Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verband der gebildete Italiener mit dem Namen der Scholastik ungefähr dieselbe Vorstellung, die wir heutzutage bei einem Vergleich unsrer Wissenschaft mit der des Mittelalters hegen. Nur Wenige, meist Mönche, traten damals noch für das täglich tiefer versinkende Alte und gegen die vorzüglich in Florenz und Mailand blühenden Humanisten in die Schranken. Aber wo sie am ersten auf Anerkennung und Unterstützung hätten rechnen dürfen, am päpstlichen Hofe, fanden sie nicht nur keine Hilfe, sondern schlechtverhehlte Mißachtung, ja offne Verwerfung ihrer Opposition. Statthalter Christi, wie Pius der Zweite und Alexander der Sechste hielten es nicht nur nicht für einen Raub, sondern für eine hohe Ehre, Kenner der classischen Literatur und eifrige Gönner und Beschützer der Gelehrten zu sein, welche mit diesem Material an der Stelle des düstern Doms der Scholastik den lichten Marmortempel einer neuen, durchaus unchristlichen Weltanschauung zu errichten bestrebt waren. Die Päpstin Johanna ist Fabel; daß Heiden auf dem Stuhl Petri gesessen in den Jahrzehnten kurz vor und während der Reformation, und zwar erklärte Heiden, ist bekannte Thatsache.

Deutschland nahm an dieser großen Bewegung der Geister erst im zweiten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts theil, und da nur durch einzelne Männer. Die Universitäten blieben derselben noch länger als ein Menschenalter fern. Dann aber begann auch hier der Kampf mit Macht, der allmälig die Scholastik verdrängte und in Deutschland zugleich Wissenschaft und Leben aus den Ketten der alten Kirchengewalt befreite.

Der erste Deutsche, welcher im Geiste der italienischen Humanisten auftrat, war Nicolaus Cusanus, 1401 geboren, in Italien mit den Schriften des echten Aristoteles und mit Petrarca bekannt geworden, dabei ein im römischen Recht und in Mathematik und Geographie wohlbewanderter Mann und bis zu seiner Ernennung zum Bischof von Brixen ein ebenso geschickter als unerschrockner Kritiker der Erdichtungen, auf Grund deren die Päpste fürstliche Rechte beanspruchten. Nicht weniger bedeutend war Johann Müller, von seiner Vaterstadt Königsberg gewöhnlich Regiomontanus genannt, welcher, von Cardinal Bessarion mit nach Italien genommen, bei seiner Rückkehr das Studium der alten Literatur und mit gleichem Eifer das der realen und praktischen Wissenschaften, vorzüglich der Mathematik und Astronomie, verbreitete, um die er sich

Digitized by Google

erst an der wiener Universität, dann in Ungarn bei Matthias Corvinus, zuletzt in Nürnberg, dem damaligen Centralpunkte der mechanischen Künste und des exacten Wissens, hochverdient machte. Ebenfalls meist in Wien war der zu dieser Zeit in Diensten Kaiser Friedrich des Vierten stehende gelehrte Italiener Aeneas Silvius Piccolomini, der später als Pius der Zweite den päpstlichen Stuhl bestieg, für Förderung der classischen Studien thätig. Zugleich für diese und die in den Niederlanden aufgekommene religiös-moralische Richtung wirkte an verschiedenen deutschen Hochschulen, z. B. in Köln und Heidelberg, der Holländer Johann Wessel. Von besondrer Wichtigkeit endlich war, daß sich im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts in Heidelberg unter dem Schutze des Kanzlers und Bischofs v. Dalberg nach dem Muster der freien Akademien Italiens neben der Universität die rheinische Gesellschaft bildete, ein Verein von Humanisten, welcher eine Zeit lang von höchstem Einfluß auf den regsameren Theil der deutschen Gelehrtenwelt war und gegen das Ende dieses Säculums die glänzendsten Namen derselben in seinen Reihen sah. Mitglieder dieses Bundes erleuchteter und eifriger Männer waren unter andern der Abt Tritheim in Würzburg, der nürnberger Patrizier Wilibald Pirkheimer, der große Pädagog und Handschriftensammler Rudolf Agricola, der gekrönte Poet Konrad Celtes und — der Vornehmste in dem ganzen Kreise — der Schwabe Johann Reuchlin.

Neben den Heidelbergern verfolgten in diesen letzten Jahrzehnten des Mittelalters im Norden der Alpen eine beträchtliche Anzahl geistvoller Köpfe und unermüdlicher Arbeiter gleiche Zwecke mit wachsendem Erfolg, vor allen Erasmus von Rotterdam, an Feingefühl, Scharfsinn und Gelehrsamkeit Reuchlin ebenbürtig, sonst mit seiner ironischen Weise von dessen Idealismus weit entfernt, der treffliche Schulmann Wimpfeling, einer der Ersten, die durch neue Lehrbücher den Jugendunterricht umgestalten halfen, Alexander Hegius in Deventer, der eine ganze Reihe andrer tüchtiger Lehrkräfte ausbildete, und der Dichter Heinrich Bebel in Tübingen. Allmälig gesellte sich diesen ältesten Humanisten eine wohlausgebildete und eifrig strebende Schaar jüngerer Kräfte zu, und bald war die deutsche Schule derer, welche mit dem Stil, dem Geschmack und der Denkart, die sie aus den Alten geschöpft, der mittelalterlichen Gelehrsamkeit das Feld streitig machten, der italienischen Schule nicht nur an Gründlichkeit vollkommen gleich, sondern auch nahezu nach der Zahl ihrer Lehrer und Schüler.

Mächtig förderte die inzwischen erfundene Buchdruckerkunst, indem sie die Schriften der neuen Wissenschaft, die Ausgaben der Classiker, die Uebersetzungen aus dem Griechischen, die Schulbücher, welche jetzt in Menge verfaßt wurden, rasch verbreitete und wohlfeil haben ließ. Auch das unstete Wesen, welches die meisten von den Männern der neuen Richtung charakterisirt, trug viel dazu bei, dieselbe schnell überall wenigstens bekannt werden zu lassen.

Digitized by Google

Celtes, beiläufig mehr ein Formtalent, das stark im Anfertigen lateinischer Verse war, als ein reicher und tiefer Geist, lehrte, bevor er 1501 Bibliothekar in Wien wurde, an allen fünfzehn Universitäten, die damals in Deutschland bestanden, und viele andere von seinen Gesinnungsverwandten führten, mindestens in ihren jungen Jahren, ein nicht viel weniger bewegtes Leben. Endlich aber gab das enge Freundschaftsband, welches diese Männer verknüpfte und sie bei jeder Gelegenheit alle für einen einstehen ließ, der humanistischen Bewegung die Kraft, welche sie der festen Organisation und dem Corporationsgeiste der Scholastiker an den deutschen Hochschulen gegenüber dringend bedurfte.

Wie immer bei großen Umwälzungen auf dem Gebiete der Wissenschaften geschah es auch hier, daß die Masse der Anhänger der neuen Bildung sich mit Aeußerlichkeiten begnügte und die Bedeutung der bonae literae nur in ihrer formalen Seite, in der geschmackvollen und glänzenden Weise zu reden und zu schreiben erblickte, die man sich mit ihnen aneignete; ja dies mußte hier besonders häufig geschehen, da die Rhetorik in dem bisherigen Unterricht eine Hauptstelle eingenommen hatte. So in Italien, wo überdies das angeborne Wohlgefallen des Volksgeistes an Schmuck und Glätte des Vortrags die neue Richtung schon zu Petrarcas Zeit auf bedenkliche Wege geführt hatte. Und so auch vielfach in Deutschland. Auch hier gab es von Anfang an nicht wenige, die, wenn sie es dahin gebracht, statt in den Barbarismen des Mönchslateins in ciceronischen Phrasen zu sprechen, zum Ausputz ihrer Rede eine Anzahl von Sentenzen aus Horaz und Ovid in Bereitschaft zu haben, grammatische Schnitzer zu vermeiden, erträgliche Verse zu schmieden und etwa noch die Hauptschlagworte der Schule zu wissen, sich für echte und vollberechtigte Jünger der neuen Kunst hielten. Allerdings waren solche Fertigkeiten für den Deutschen ein Besitz, auf dessen Erwerb er einigermaßen stolz sein durfte, da er, während die Humanisten Italiens bei Aneignung des classischen Lateins nur die Sprache ihrer Väter lernten, hier eine Art des Gedankenausdrucks studiren mußte, die von der deutschen wesentlich verschieden war. Aber es war und blieb doch immer nur die Schale, auf deren Gewinn diese, selbstgefälligen Stilisten und Verskünstler sich Großes zu sein dünkten, nicht der edle Kern der neuen Lehre. Dieser Tadel trifft zum Theil auch die begabteren Geister, welche der nach Grund und Wesen der Dinge trachtende Sinn der Deutschen auf jenen Kern hinführte Selbst Männer wie Reuchlin legten unverhältnißmäßig viel Werth auf die rein formale Seite der neuen Studien. Aber sie sprachen doch auch aus und bethätigten großentheils durch ihr eignes Beispiel, daß es sich nicht so sehr um die Kunst, Gedanken und Gefühle in Prosa und Vers classisch auszudrücken, als um Befruchtung der Geister durch den hohen Sinn des Alterthums, um Hebung der Seelen zu reinem und vornehmem Empfinden, um das rechte Verständniß der Welt und unbefangene Erforschung der Wahrheit handelte.

Digitized by Google

Ferner aber zierten die deutschen Humanisten zwei andere Vorzüge: sie latinisirten oder gräcisirten ihre Namen, aber sie hatten ein Herz für Deutschland und die Tugenden ihrer Landsleute; sie ehrten die römische Wissenschaft, aber sie haßten und bekämpften die Verderbniß der römischen Kirche und des ganzen welschen Lebens, welche durch die Kanäle der Hierarchie auch den Deutschen zugekommen war und alle Welt sittlich zu Grunde zu richten drohte. Sie waren die Ersten, die wieder auf die Nothwendigkeit einer Reformation aufmerksam machten, die Ersten auch, die mit feurigen Worten patriotische Gedanken unter die Gebildeten warfen. Viele freilich waren (wie heutzutage nicht wenige sonst Treffliche auf politischem Felde) nicht stark und kühn genug, viele zu weichlich und rücksichtsvoll, um, als ihre Saat mit andern Saaten des Jahrhunderts im zweiten Decennium des folgenden mächtig aufging, sich treu und consequent den Bekennern der vollen Wahrheit anzureihen. Einige können gradezu als Belege für ein bekanntes Kraftwort Schlossers angeführt werden, nach welchem Gelehrsamkeit und mannhafte Gesinnung sich nicht vertrügen. Aber das Verdienst, Vorarbeiter rüstigster Art gewesen zu sein, wird diesen Männern, die mit ihrer Kritik die ersten vorsichtigen Versuche zur Zerstörung der Grundlagen päpstlicher Macht unternahmen, die der mittelalterlichen Dogmatik jene Axt an die Wurzel legten, welche dann von Luther und Zwingli geschwungen wurde, und die das Werkzeug zur Entsiegelung der Bibel schufen, für alle Zeiten bleiben. Vom jetzigen Standpunkte der Alterthumswissenschaft ferner erscheint vieles dilettantisch und phantastisch an ihnen; aber wenn sie den realen Inhalt der classischen Welt nur unvollkommen kannten, so wurden sie doch durch Ahnung des noch Unklaren weit über ihre Gegner gehoben. Mit einem Fleiß und einer Geduld ohne Gleichen arbeiteten sie sich, durch den Geist der Zeit nächst der Philologie vorzüglich auf theologische Untersuchungen hingewiesen, mit den armseligen Hilfsmitteln eines Geschlechts ohne griechische und hebräische Grammatiken und Wörterbücher zu sehr achtbarer Kenntniß der Sprachen des Alten und Neuen Testaments empor. Ja Manche gingen weiter und bildeten sich schon aus den Resultaten ihrer Studien eine neue Dogmatik und Religionsphilosophie, die neben manchem Nebelhaften, Neuplatonischen, ja Kabbalistischen auch manchen klaren Blick enthielt.

„Die Religion Christi," schreibt Mutian, einer der feinsten Köpfe der Humanistenbruderschaft, an seinen Freund Spalatin, „hat nicht erst mit seiner Menschwerdung begonnen, sondern sie war vor allen Dingen, wie Christi erste Geburt (aus Gott dem Vater). Denn was ist der wahre Christus, der wahre Sohn Gottes Anderes, als, wie Paulus sagt, die Weisheit Gottes, welche nicht blos bei den Juden in einer engen Landschaft Syriens, sondern auch bei den Griechen, den Italern und Germanen war, wie verschieden auch deren Religionsgebräuche waren."

Digitized by Google

„Wie Apulejus und Aesop Fabeln erzählen," heißt es in einem andern Briefe des gelehrten Canonikus von Gotha, „so auch die heilige Schrift der Juden," so namentlich das Buch Hiob und der Prophet Jonas, von dessen Walfisch der Briefschreiber meint, er werde eine Badeanstalt zum Walfisch gewesen sein.

„Es giebt nur Einen Gott," äußert sich Mutian wieder in einer andern seiner vertrauten Episteln, „und Eine Göttin, aber unter vielen Gestalten und vielen Namen: Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria." Und in Betreff des damaligen Kirchenwesens ist er im Stillen der ärgste Ketzer. „Den Rock Christi," läßt er sich vernehmen, „den Bart und die Vorhaut Christi verehre ich nicht, sondern den lebendigen Gott." Die Fastenspeisen sind ihm Narrenfutter, die Bettelmönche Unthiere in Kutten, die Stunden, die er mit dem Altardienste verbracht, verlorene Zeit, Ohrenbeichte und Seelenmessen Absurdidäten.

Sehr bezeichnend für die Lage und das positive Ziel der Humanisten dieser Periode endlich ist, was der treffliche Mann an einen der jungen Leute schreibt, die seinen Worten lauschten, und die dann zu den Besten in den Kämpferreihen der humanistischen Schaar zählten. „Wir wandeln," sagt er da, „einen schmalen und steilen Pfad, schmal, da nur Wenige mit uns nach besserem Wissen und milderer Sitte streben, steil, da zur Kenntniß der lateinischen Sprache und, was damit zusammenhängt, dem wahren Gute der Seele, niemand ohne Anstrengung gelangen kann. Wir streben nach Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Geduld, Eintracht, Wahrheit und Freundschaft."

Solche Grundsätze im Verein mit dem Glanz des neuen Wissens konnten nicht verfehlen, denen, die sich zu ihnen bekannten, allenthalben Anhänger zu werben, und bald gab es unter allen Ständen der Nation, vorzüglich aber unter dem höheren Bürgerstand, eifrige Vertreter der neuen Richtung und damit geschworne Gegner der Scholastik und ihres Anhangs in der Kirche. Selbst an Universitäten, wo das Mittelalter besonders gehegt und verschanzt war, fanden die bonae literae, wenn auch noch geraume Zeit hindurch nur vorübergehend, Einlaß, und im ersten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts waren sie fast an jeder deutschen Hochschule wenigstens durch einen oder zwei jüngere Magister vertreten, ja an einigen hatten ihre Repräsentanten schon bestimmte Aussicht, die allein Herrschenden zu werden.

Anderwärts freilich sah es noch finster genug aus. Die Zunft der Scholastiker wehrte sich gegen die geistreichen Neuerer, denen die alte Weisheit Thorheit war, und die an sie die unbequeme Zumuthung richteten, umzulernen, mit allen ihren Künsten, noch mehr aber mit dem Aufrufen kirchenpolizeilicher Hilfe. Er treibt Hebräisch, hieß es da, also ist er der Hinneigung zum Judenthum verdächtig. Er spricht Griechisch, folglich muß es schlecht um seinen Christenglauben stehen. Er ist ein Kenner der platonischen Philosophie und

Digitized by Google

somit ein Heide. Wie unsre schwarzen Herren alle, die nicht auf ihren Katechismus schwören, als Pantheisten bezeichnen, so schmähten ihre Vorgänger damals alle, die sich vom Credo der Scholastik abgewandt, als ruchlose Häretiker. Diese „Poeten", so klagten die nach alter Regel dressirten und promovirten Magister, diese Phantasten verderben die Universitäten; ja nicht einmal als gute Deutsche wollte man die Störer des wissenschaftlichen Herkommens gelten lassen, sondern nannte sie Böhmen und Walen.

Es war ein harter Kampf, den der Humanismus bei seinem Auftreten in Deutschland zu bestehen hatte. Indeß vermochte die alte Magisterschaft mit dem ihr verbündeten Troß der Glatzen und Kutten in den meisten Fällen nur ihre Position vorläufig zu behaupten, nicht zu schaden, da die verhaßten Poeten und Neologen sich gewöhnlich des Patronats ihrer Landesherren erfreuten, die nach dem Vorgang der Fürsten Italiens nach dem Schmuck des Mäcenatenthums verlangten und sich mit Behagen in hochtönenden Nachahmungen horazischer Oden gefeiert sahen, so wenig die meisten unter ihnen auch davon verstanden. Noch bessere Bundesgenossenschaft war die Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache, welche die Neuerer verfochten, das mächtige Pathos der Ueberzeugung, mit dem Hutten wie ein Gewittergott gegen die Schaar der Feinde blitzte, und der glänzende Witz, welcher vielen der Humanisten zu Gebote stand, und dessen Geißel vor Allem von Crotus Rubeanus in vernichtender Weise gegen die Finsterlinge geschwungen wurde. Mit den Briefen der Dunkelmänner war die negirende Arbeit vor dem großen Publikum in der Hauptsache gethan, die conservative Partei factisch zu Grunde gerichtet, weil der Lächerlichkeit überliefert, und wenn sie ihr Dasein an den Universitäten und in den Klöstern weiter fristete, so war es lediglich die vis inertiae, die sie hielt, und der Umstand, daß sie Einiges von dem Neuen in ihr System, so gut es gehen wollte, aufnahm. Als Philister und Schwachköpfe lebten sie fortan in der öffentlichen Meinung fort. Wie chinesische Porzellangötzen wackelten sie noch ein paar Jahrzehnte auf ihren Lehrkanzeln weiter, bis ihnen endlich da, wo Luthers Lehre durchdrang, ihre Stühle umgestoßen wurden.

Im ersten Jahrzehnt des Säculums der Reformation waren die Humanisten vorzüglich in Tübingen, Heidelberg und Erfurt mächtig. Letztgenannte Hochschule genoß bis zum Ende dieses Decenniums, wo Pest und bürgerliche Unruhen ihrer Bedeutung für immer ein Ende machten, in Deutschland eines so großen Ansehens, daß, wie Luther sagt, alle übrigen Universitäten dagegen wie kleine Schützenschulen erschienen. Natürlich waren viele Lehrstühle hier noch mit Professoren alten Schlags besetzt, aber dieselben verhielten sich ziemlich still, und neben ihnen wirkte der Einfluß Mutians und blühte der lateinische Dichter Eoban Hesse, der in seiner Kunst damals für den Ersten galt und mit Recht — denn er war in der That ein begabter Poet — selbst jenseits der Grenzen

Digitized by Google

Deutschlands als ein neuer Virgil und Ovid geehrt wurde. Auch Crotus Rubeanus war eine Zeit lang hier, einer der witzigsten und eifrigsten Geister der neuen Schule, der aber später die Probe der Gesinnung leider am übelsten bestand.

Einen guten Anlauf nahm die in diesen Jahren gegründete Universität zu Frankfurt a. d. O., indeß stockte die Entwickelung hier bald wieder. Der an sie berufene Rhagius Aesticampianus, ein achtbarer Gelehrter, den Mutian den Wiedererwecker der erstorbenen Latinität nennt, zog sich wieder zurück, und unwissende Magister nahmen die Mehrzahl der Katheder ein. Doch wirkten neben ihnen später noch die Humanisten Vigilantius und Trebelius.

An der ebenfalls neuen Hochschule Wittenberg waren Balthasar Fach und Spalatin Apostel der bonae literae.

In Wien hatte sich um Celtes, der 1508 starb, ein Kreis von Freunden der neuen Studien gebildet, der 1511 noch zusammenhielt. Die Universität war aber in den Händen der Conservativen, und als Hutten in diesem Jahre hier eintraf, um Vorlesungen zu halten, untersagte der Rector Heckmann seinen Studenten, dieselben zu besuchen — von Rechtswegen; denn der unbequeme Poet war nicht Magister, ja vielleicht nicht einmal durch das Baccalaureatsexamen gegangen.

In Rostock und Greifswald herrschte in dieser Zeit noch volle Finsterniß. In Ingolstadt und Freiburg hellte sich der Himmel bisweilen für Momente auf, und dasselbe ist von Köln und Leipzig zu berichten, Hochschulen, die im Allgemeinen der neuen Sonne am längsten abgekehrt blieben.

In Köln wütheten Arnold v. Tungern und der Ketzermeister Jakob Hochstraten in grimmigstem Haß und mit den perfidesten Ränken gegen Reuchlin und seine Freunde, aber neben ihnen fanden auch Rhagius, Hermann Busch und der Engländer Richard Crocus Zuhörer für humanistische Vorträge.

In Leipzig lehrten zu Ende dieses Jahrzehnts Rhagius und Hieronymus Emser die neuen Wissenschaften, und auch Hutten scheint hier vor seiner Fahrt nach Wien den Versuch gemacht zu haben, Vorlesungen zu halten, wenn auch gewiß nicht unter Aegide der Universität. Aber ernstlich vorwärts kam der Humanismus jetzt hier noch nicht, und 1511 wurde Rhagius von seiner Stelle vertrieben, weil er, wie die Briefe der Dunkelmänner die hochmüthigen Magister sagen lassen „in universitate tamquam quinta rota in curru" war, „quia impedit alias facultates, quod suppositi (die Studenten) non possunt in eis bene qualificari." Erst geraume Zeit später, wie wir sehen werden, um 1519 wurde die Bedeutung, welche der Humanismus gewonnen, hier einigermaßen anerkannt, und erst kurz vor der Mitte des Jahrhunderts erfolgte eine vollständige Umgestaltung des Lehrplans im Sinne der neuen Bildung.

Inzwischen schleppte man sich hier mit Würde und Wohlgefallen in den

Digitized by Google

Geleisen der alten Schulweisheit fort, und wenigstens im zweiten Decennium des sechszehnten Jahrhunderts wurde sicher noch in ähnlicher Weise docirt und disputirt, wie zu Lebzeiten des heiligen Thomas. Was das für eine Weise war, mag uns die Karrikatur andeuten, welche der erste Brief der Epistolae obscurorum virorum von einer Unterhaltung leipziger Magister nach einem Prandium Aristotelis giebt, und die, da jene Satirenreihe nach Aufzeichnungen aus dem Leben verfaßt ist*), ohne Zweifel mehr Wirklichkeit als Erfindung, ja vielleicht nichts von Erfindung enthält.

Der Baccalaureus der Theologie Thomas Langschneider erzählt in dieser Epistel seinem frühern Lehrer Ortwin Gratius**), wie ihn eine wichtige Frage plage, und bittet ihn um Auskunft über dieselbe. Bei einem leipziger Magisterschmause sei nämlich die Quästion aufgeworfen worden, ob jemand, der an der Universität „Magister noster“ (d. h. im damaligen Sprachgebrauch Doctor der Theologie) zu werden im Begriff stehe, als Magister nostrandus oder als noster Magistrandus zu bezeichnen sei. Einer der Herren habe sich entschieden für letzteres erklärt; denn, habe er gesagt; magistrare ist ein Verbum, es heißt zum Magister machen, und davon kommt dann magistrandus; ein Wort nostrare dagegen ist uns unbekannt. Ein Andrer aber, M. Delitsch, Mitglied der artistischen, juristischen und medicinischen Facultät, habe hiergegen geltend gemacht, daß es nicht gleichgiltig, ob noster vor oder nach Magister stehe; denn nur die Reihenfolge Magister noster bezeichne nach dem Herkommen einen Doctor der Theologie, noster Magister könne jeder Meister in irgendwelcher Kunst titulirt werden, und so wäre denn unbestreitbar nur Magister nostrandus zu sagen erlaubt. Wenn hiergegen bemerkt würde, daß es ein Zeitwort nostrare nicht gäbe, so ließe sich dagegen wieder die Ars poetica des Horaz anführen, welche neue Worte zu schaffen gestatte. Der Briefschreiber bittet nun, zu entscheiden, welche von beiden Ansichten den Vorzug verdiene.

Ein anderes Beispiel der damals noch allenthalben unter den Conservativen der Universitäten üblichen und werthgehaltenen scholastischen Düftelei, wie jenes sicher nicht sehr karrikirt, ist gleichfalls in den Briefen der Dunkelmänner zu lesen. Ortwin hat von einem Magister geäußert, derselbe sei ein Glied von zehn Universitäten. Darauf weist ihm der scharfsinnige Doctor Klorbius nach, daß es nicht angehe, von einem Gliede mehrer Körper zu reden, da allerdings ein Körper mehre Glieder haben, nicht aber ein Glied mehren Körpern angehören könne. Andrerseits sei freilich auch nicht statthaft, jenen Magister einen Körper von zehn Hochschulen zu nennen, da letztere dann ja seine Glieder, mithin ihm untergeordnet und weniger als er wären. Was bleibt daher übrig? fragt der

*) Vgl. Epist. Anonymi ad Crotum Rubeanum, 12. Strauß, U. v. Hutten, I. 256.

**) Der letztere existirte wirklich und zwar zu Köln, wo er die bonae literae lehrte, aber zugleich gegen die Humanisten stritt.

Digitized by Google

Doctor, der diese Weisheit an der löwener Universität eingesogen hat? Je nun, antwortet er sich, wer auf zehn hohen Schulen immatriculirt ist, der kann von sich behaupten: ich bin Glieder von zehn Universitäten, wobei die Incongruenz des Numerus ganz ebenso wenig schadet, wie da, wo Virgil den Alexis als delicias seines Herrn preist.

An nichts also übte man hier seinen Scharfsinn, von dem, was die neue Wissenschaft an den Tag gebracht, hatte man höchst unklare, oft komische Vorstellungen. Schwerlich übertreiben die Verfasser der Briefe der Dunkelmänner sehr, wenn sie die letzteren den Gelehrtennamen Reuchlins, Kapnion, aus dem Hebräischen ableiten und den Grammatiker Diomedes mit dem Helden der Ilias verwechseln lassen, oder wenn in der Meinung ihrer Briefsteller Mercurius der, welcher mercatores curat, und der Titel Magister aus magis und ter zusammengesetzt ist, weil der Besitzer desselben dreimal mehr wissen muß als gewöhnliche Christenmenschen. Gewiß ist mindestens, daß viele von den Anhängern des alten scholastischen Schlendrians ihre Abneigung gegen die Erlernung des Griechischen und Hebräischen damit zu begründen versuchten, daß die Bibel schon genügend übersetzt sei, oder daß man die ungläubigen Juden und schismatischen Griechen nicht dadurch stolz machen dürfe, daß man sich ihre Sprachen aneigne. Und gar nicht unscholastisch klingt es, wenn die Obscuranten, welche die Satire uns zeichnet, die Frage, ob es zur Seligkeit nothwendig sei, die lateinische Grammatik aus weltlichen „Dichtern wie Virgil, Plinius und Cicero" zu lernen, darauf hin verneinen, daß Aristoteles sage, die Dichter seien starke Lügner; denn wer lüge, der sündige, und wer sein Studium auf Lügen gründe, der basire es auf Sünden, was aber auf Sünden beruhe, das sei nicht gut, sondern wider Gott u. s. w.

Zuletzt hatten die alten Magister an den Universitäten aller Wahrscheinlichkeit nach eine ziemliche traurige Existenz. Zwar gelang es ihnen noch oft genug, solche fünfte Räder an ihrem Karren, wie Rhagius eins gewesen, loszuwerden, aber für einen der Störenfriede, den sie aus der Corporation stießen, setzten sich neben und um dieselbe in der betreffenden Stadt Dutzende hin, und wie dick auch die Haut war, die scharfen Pfeile der „Poeten" gingen endlich auch dem Elephanten ans Leben.

Die Universitäten, namentlich deren philosophische Facultäten, sahen, wo sie der neuen Lehre feindlich blieben, die Zahl ihrer Scholaren schwinden und dagegen freie Schulen aufblühen ohne ein anderes Privilegium als das, welches ihnen die geistige Ueberlegenheit ihrer Lehrer verliehen. Sie sahen Wittenberg sich mit Studenten füllen, als Melanchthon, der spätere Hauptvertreter der classischen Studien, dort seine Wirksamkeit begonnen. In ihren Hörsälen dagegen leerten sich von Semester zu Semester die Bänke mehr. „Früher hatte ein Magister, der zum Bader ging, mehr junge Leute hinter sich gehabt, als

Digitized by Google

er jetzt hatte, wenn er sich Festtags in die Kirche begab." Nur mit Mühe brachten die Herren Scotisten und Thomisten, denen ehedem die Jugend in Masse zugeströmt war, um ihnen ihre logischen und rhetorischen Kunststücke, ihre feinen Definitionen, ihre scharfsinnigen Einwürfe und Lösungen und ihre bündigen Schlüsse abzulernen, in dieser Zeit des Abfalls noch ein mageres Collegium zusammen, und wie die Ehren und Einnahmen zusammenschrumpften, welche diese Seite ihrer Thätigkeit gewährte, so auch die, welche ihnen bisher aus den Promotionen erwachsen waren. Es war eben nicht viel werth mehr, Baccalaureus, Licentiat, Magister oder Doctor einer scholastischen Abrichtungsanstalt zu heißen. Wenigstens dachten die Zuhörer der „Poeten" so, unbekümmert, was der Herr Vater und die Frau Mutter sagen würden, wenn der Sohn von der hohen Schule heimkehrte, ohne einen andern Grad mitzubringen als im Kopfe den Gradus ad Parnassum. Es war in der That eine traurige Zeit für die bis vor Kurzem noch so selbstbewußt auf ihrem Katheder thronende Scholastik, und nicht selten wird damals von ihr der Stoßseufzer zu hören gewesen sein: „Utinam omnes poetae essent ibi, ubi piper crescit!"

Da sich das Streben der Begabtesten in diesem Jahrhundert vorwiegend auf philologische, theologische und philosophische Studien hinrichtete und daneben das römische Recht in seiner ursprünglichen Gestalt viele Kräfte in Anspruch nahm, so darf es nicht verwundern, daß die Reformation der Wissenschaft sich auf andere umfangreiche Gebiete der Forschung in geringerem Maß erstreckte. Dies gilt vor allem von den Naturwissenschaften. Die deutschen Humanisten sprachen zwar mit andächtiger Verehrung von der Natur als der einzig wahren Göttin gegenüber den Götzen der Scholastiker wie ihre Vorgänger in Italien; aber es war dies doch nur eine allgemeine Schwärmerei für den Gegensatz der Unnatur, welche das bisherige System vertreten, und man dachte dabei, wenn überhaupt an etwas, an nichts Anderes als an das Recht der Subjectivität des menschlichen Geistes und Gefühls. Zu tieferem Eindringen in das Innere der Natur in dem Sinne, in welchem sie die sinnliche Welt ist, zu wissenschaftlicher Erforschung und Darstellung der Kräfte, Gesetze und Erscheinungen dieser Welt war man auch mit den Resultaten der classischen Studien nur wenig besser vorbereitet als früher ohne diese. Der einzige Unterschied zwischen der neuen Zeit und dem Mittelalter war in dieser Beziehung der, daß letzteres die classischen Quellen nur zum kleinsten Theil und unrein vor sich gehabt hatte, während man sie jetzt zur größeren Hälfte und rein von Zuthat und Verfälschung vor sich hatte. Aristoteles und Ptolemäus blieben höchste Autoritäten für die Mehrzahl. So wenig man ein edleres Muster des Stils kannte, als die Alten, ebenso wenig ahnten die meisten der Humanisten, daß man die Naturerscheinungen anders erklären könnte, als die alte Wissenschaft.

Allerdings gab es einzelne Gelehrte, die sich naturwissenschaftlichen Detail-

Digitized by Google

unterſuchungen widmeten, aber faſt alle nahmen mit naiver Gläubigkeit die überlieferten Ergebniſſe der Mathematik, Aſtronomie und Phyſik hin und bemühten ſich nur, ſie mit den ſonſt gewonnenen Anſchauungen vom Weſen der Dinge, vom menſchlichen Geiſte und von der Natur der Gottheit zu verſchmelzen, was dann eine ſehr phantaſtiſche Naturphiloſophie gab. Im Ganzen aber ſtanden die großen religiöſen und ſittlichen Fragen der Zeit zu ſehr im Vordergrunde, zitterten die Geiſter zu ſehr von der Aufregung, welche durch Kirche und Reich ging, als daß man die Sammlung und die ſichere Hand zu jener kaltblütigen Einzelarbeit hätte finden können, durch welche die poſitive Erkenntniß der Natur ſpäter ſo ungeheure Fortſchritte machte.

Am meiſten geſchah auf dieſem Gebiete damals in der Mathematik und Himmelskunde. Regiomontanus und ſein Schüler Walter erfanden Inſtrumente, mit denen ſie die Beobachtungen des Ptolemäus und Hipparchus erneuerten, und als ſie die Unrichtigkeit der aſtronomiſchen Tafeln erkannt, deren man ſich bis auf ihre Zeit bedient hatte, berechneten ſie neue. Ihnen folgte Stöffler, der Gründer der mathematiſchen Schule in Tübingen, der die Arbeiten ſeiner Vorgänger populariſirte, indem er das, was die Aſtronomen Ephemeriden nannten, zum Kalender machte. Er hielt an der Univerſität Schwabens ſtark beſuchte Vorleſungen über Sternkunde und mathematiſche und phyſiſche Geographie, die um ſo werthvoller waren, als es damals über dieſe Gegenſtände noch keine Bücher gab, und er war zugleich ein geſchickter Mechaniker. Nach ihm iſt ſein Schüler Sebaſtian Münſter zu nennen, der ſpäter in Baſel für die Geographie wirkte. Einem deutſchen Gelehrten dieſer Zeit endlich war es vorbehalten, zu entdecken, daß die Menſchheit hinſichtlich deſſen, was wir täglich glänzend am Himmel ſehen, von Anbeginn der Geſchichte den Schein für die Wahrheit gehalten hatte. Der Preuße Kopernikus bewies, daß die Sonne ſtill ſteht, die Erde ſich um ſie bewegt, daß nicht dieſe, ſondern jene das Centrum unſres Planetenſyſtems iſt. 1507 ſchon machte er die Beobachtungen und Rechnungen bekannt, auf die er ſein großes Werk über die Umdrehungen der Himmelskörper zu gründen gedachte, 1530 hatte er daſſelbe im Weſentlichen vollendet, aber erſt 1543 erſchien es im Druck, und Schulen und Univerſitäten gingen noch jahrelang mit Ptolemäus und dem Buch Joſua in der Irre.

Wie viel oder wie wenig die neue Bildung gegen das Ende des zweiten Decenniums auf eine der vornehmſten deutſchen Univerſitäten des Mittelalters gewirkt hatte, mag nun ein Document zeigen, welches eines der lehrreichſten für die Erkenntniß der Revolution iſt, die das Wiederaufleben der claſſiſchen Studien hervorgerufen. Es iſt der Lectionsplan der leipziger Hochſchule, welchen die 1519 von Herzog Georg verfügte Reformation derſelben vorſchreibt. Dieſer Katalog, aller Wahrſcheinlichkeit nach von jenem M. Delitſch verfaßt,

Digitized by Google

der oben den Magister nostrandus vertheidigte, und der damals in Leipzig eine Hauptrolle spielte, ist in den von Zarncke herausgegebnen, im vorigen Abschnitt citirten Statutenbüchern enthalten und lautet, aus dem (beiläufig noch stark mittelalterlichen) Latein übertragen, wie folgt:

Theologische Facultät.

Nicht hoch genug zu ehren ist die heilige Gottesgelahrtheit, welche durch den ganzen Menschen die Zuversicht frommer Hoffnung ergießt, mit dem Feuer heiliger Liebe erwärmt und im Glauben befestigt. Sie führt zur Betrachtung der hochgelobten Dreifaltigkeit, sie ist die Leiter Jakobs, auf welcher wir bis zum Himmel gelangen, und durch die wir in der Weise Ezechiels auf Thieren und Rädern über die Erde erhoben werden und die verborgenen Herrlichkeiten Gottes schauen. Ihre einzelnen Worte sind ein Sacrament, durch welches die zu Gott aufschwebende Seele, wie Plato sagt, Flügel bekommt. Damit wir in ihr nicht ohne Unterricht bleiben, hat der durchlauchtigste Herzog Georg bewirkt und verordnet, daß in den einzelnen Jahren nach untenverzeichneter Ordnung über das Alte und das Neue Testament, desgleichen über die Kirchenväter und über die scholastischen Schriftsteller gelesen werde.

Um sieben Uhr früh über das Alte Testament, und zwar wird in diesem Sommer mit dem Buch der Genesis begonnen werden.

„ acht „ „ wird über den heiligen Augustin und den heiligen Hieronymus gelesen und in diesem Sommer mit den Büchern des heiligen Augustin über die Dreieinigkeit Gottes angefangen werden.

„ ein „ werde gelesen das erste Buch der Sentenzen.

„ zwei „ werde gelesen in den scholastischen Schriftstellern sacrae paginae und in diesem Sommer in den Werken des heiligen Thomas.

„ vier „ werden die Schriften des Neuen Testaments ausgelegt werden, und zwar wird in diesem Sommer mit dem Evangelium begonnen werden.

Da ohne Uebungen keine Wissenschaft besteht, so werden in jedem einzelnen Monat ordentliche Professoren disputiren und an jedem Freitag in der Woche der Dekan außerordentlichen Disputationen präsidiren. Auch fehlt es nicht an Orten zum Predigen, wo man sich üben kann.

Juristische Facultät.

Niemand ist, freundlicher Leser, der da nicht wüßte, daß ein rechtsgelahrter Sachwalter der Gerechtigkeit für den ganzen Staat wie ein delphisches Orakel ist, welcher den hilfesuchenden Clienten in der Noth Beistand leistet und wie ein andrer Apollo Rath ertheilt, ohne den der menschliche Verkehr und das Staatswesen nicht bestehen können. Dieser Grundbau der Freiheit, diese Quelle

Digitized by Google

der Billigkeit, dieser Verstand, Geist, Rath und Willen des Staates ist in den Gesetzen niedergelegt. Auf daß aus dieser Uebungsschule die Ordner der öffentlichen Angelegenheiten und die Vertheidiger der Gerechtigkeit hervorgehen, hat der durchlauchtigste Fürst festgesetzt und verordnet, daß in einem Quadriennium die vollständige Kunde des Rechts auf folgende Weise vorgetragen werde:

Vormittägliche Vorlesungen.

Vormittags nach der Frühmesse wird gelesen über das erste und zweite Buch der Decretalien (Theil des Corpus juris canonici).

Im ersten Jahre die Titel von den canonischen Satzungen, von den canonischen Entscheidungen, vom Gewohnheitsrecht, vom Amt des Auftragsrichters, vom Amt des ordentlichen Richters.

Im zweiten Jahr über Rang und Botmäßigkeit (bei der canonischen Gerichtsbarkeit), über die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, Gerichtspflege, Gerichtszuständigkeit, Klage und Widerklage, Verfahren bei unterlassener Streitverkündigung.

Im dritten über den Rechtsgrund des Besitzes und Eigenthums, Wiedereinsetzung bei gewaltsamem Besitzverlust, Arglist und Ungehorsam, Beweisführung, Zeugen, Glaubwürdigkeit der Urkunden.

Im vierten über Eid, Einreden, Verjährungen, Urtheil, Rechtskraft und Appellationen in Capiteln, in welchen der Palermitaner*) diese Fragen ausführlich behandelt und die Regeln und allgemeinen Gesetze mittheilt.

Im Sommer in der siebenten, im Winter in der achten Stunde wird eine Vormittagsvorlesung im Civilrecht stattfinden.

Im ersten Jahre über den ersten Theil der Pandecten: Umfang der Auftragsgerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit aller Richter, über den Titel quod quisque juris in alterum statuerit, ut ipse eodem jure utatur, über den Titel vom Ungehorsam bei geleisteter Caution für das Erscheinen an Gerichtsstelle, über den Ungehorsam gegen den rechtsprechenden Magistrat, über die Frage, wer Bürgschaft zu leisten verpflichtet ist.

Im zweiten Jahre über den dritten Theil des justinianischen Gesetzbuchs: über die Pflicht zur Herausgabe, die Aufforderung, zum Gericht zu folgen, Verträge, Vergleiche, Stellvertreter, Gerichtsbarkeit.

Im dritten über den ersten Theil des Digestum novum (d. h. des dritten Abschnitts der Pandecten, nach einer in den Glossatorenhandschriften beliebten Eintheilung), über die Abmahnung von einer für ein Grundstück nachtheiligen Veränderung, über das Verfahren in Betreff eines für ein Grundstück zu

*) Nicolaus de Tudeschis, Erzbischof von Palermo, Verfasser eines Commentars über die Decretalien.

Digitized by Google

fürchtenden Schadens, Erwerb des Besitzes, Unterbrechung der Verjährung, Rechtskraft.

Im vierten über den zweiten Theil des Digestum novum, über den Titel qui admitti (über Erbrecht), den Titel quando non petentium partes (über das Anwachsungsrecht), den Titel unde liberi (über Erbrecht der Kinder), über Einwerfungspflicht, über Testamente, über Erbeinsetzung, Gesetze, über welche Bartolus*) in seinen Distinctionen verschiedene Theorien mittheilt, weshalb sein Werk der Schlüssel der ganzen Materie genannt wird.

Dann wird wieder eine Vorlesung über das canonische Recht gehalten, zur Kenntnißnahme von dem neuen Recht im sechsten Buch und den Clementinen (Theilen des Corpus juris canonici).

Im Sommer um acht, im Winter um neun über schwierigere und häufiger vorkommende Punkte: über die canonischen Satzungen, die canonischen Entscheidungen, das Amt des Auftragsrichters, das Amt des ordentlichen Richters, über Verträge, Stellvertreter, Schiedsrichter, Gerichtsbarkeit, Gerichtszuständigkeit, Gefährdeeid, Wiedereinsetzung bei gewaltsamem Besitzverlust, Geständniß, Zeugen, Eidesleistung, Einreden, Verjährungen, Urtheil und Rechtskraft, Appellationen, über Pfründen, Excommunication, Bedeutung der Rechtsausdrücke und andres, soweit es die Zeit erlauben wird, vorzüglich über solche Capitel, welche wegen Meinungsverschiedenheiten entstanden sind, die unter den Erklärern der alten Decretalien auftauchten.

Nachmittägliche Vorlesungen.

Ueber bürgerliches Recht wird um zwei Uhr eine Vorlesung gehalten.

Im ersten Jahr über den ersten Abschnitt des zweiten Theils der Pandecten (in prima parte Inforciati): über Rückforderung der Mitgift nach Auflösung der Ehe, über Kinder und Nachgeborne, Vulgar- und Pupillarsubstitutionen, Antritt und Ablehnung der Erbschaft.

Im zweiten über den zweiten Theil der Pandecten: de rebus creditis (bestimmte Classe von Forderungen), über den Eid im Allgemeinen, Würderungseid, Rückforderung bei nicht eingetretner Voraussetzung der Hingabe, Rückforderung wegen einer gezahlten Nichtschuld.

Im dritten über den zweiten Abschnitt des zweiten Theils der Pandecten: über Leistung der Vermächtnisse, zweifelhafte Bestimmungen bei letztwilligen Verfügungen, über Bedingungen und Bezeichnungen, über das falcidische Gesetz und das trebellische Senatsconsult.

Im vierten über (die folgenden Titel gehören nicht in das Jus civile, sondern in die Decretalien) das Verbrechen der Fälschung, Uebergriffe der Prälaten, Privilegien, Reinigungsmittel beim processualischen Verfahren, Excommunication.

*) Bartolus de Sassoferrato, berühmter Exeget des vierzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

So daß also zur Erwerbung der Wissenschaft beider Rechte offenbar nichts fehlen und zu wünschen sein wird. Denn sowohl die Institutionen werden in den einzelnen Jahren gelesen werden als auch, und zwar vorzüglich, das vierte Buch der Decretalien. Die drei Bücher der Pandecten sowie der Usus feudorum*) pflegen sowohl von Doctoren als von Licentiaten und Baccalauren vorgetragen zu werden. Endlich werden vermuthlich in den einzelnen Monaten über die Materien, welche in den Vorlesungen gründlich erörtert worden, Disputationen abgehalten werden, wodurch die Studirenden sich aufs glücklichste üben können.

Medicinische Facultät.

Daß ein erfahrener Arzt in einer Stadt nothwendig sei, läßt sich daraus schließen, daß der Kaiser Augustus nach Vertreibung der übrigen Lehrer der Wissenschaften die Aerzte allein in der Stadt zurückbehielt, ohne die weder die Allgemeinheit noch irgendein Alter der Menschen sicher sein kann. Denn sie geben den Bürgern die Gesundheit, über die nichts geht, und die Kraft des Geistes zur Erfüllung der heiligen Pflichten gegen das Allgemeine zurück, ohne welche die Krankheiten, die grimmigsten Feinde unsres Körpers, die Bürger niederwerfen. Gleichwie ein guter Feldherr die Bürger von den Feinden errettet und die im Hinterhalt Lauernden vertreibt, so befreit der Arzt die Bürger von viel schrecklicheren Feinden des menschlichen Wohlseins und reißt sie, die schon halb Entseelten, aus dem Rachen des Pluto. Dazu kommt, daß der Arzt Hippokrates einst ganz Illyrien durch Feueranzünden von der Pest befreite. Auf daß auch unsre Unterrichtsanstalt Männer der Art hervorbringe, hat der durchlauchtigste Fürst und Herzog Georg verordnet, daß ein ganzer Cursus der Medicin in einem Triennium vollständig, auf unten verzeichnete Weise gelehrt werde.

Früh um sieben Uhr im Winter, im Sommer aber um sechs wird der Cursus der theoretischen Medicin gelesen und in drei Jahren zu Ende gebracht werden.

Im ersten Jahre der erste Canon des Avicenna mit der Erläuterung des Jakobus von Forli.

Im zweiten Jahre der Liber Microtechni oder die Ars parva des Galen mit der Erklärung des Trusian.

Im dritten das Buch der Aphorismen des Hippokrates mit dem Commentar des Galen und den Zweifeln des Jakobus.

In der ersten Nachmittagsstunde wird ein Cursus der praktischen Medicin vorgetragen und gleichermaßen in drei Jahren vollendet werden.

Im ersten Jahre das neunte Buch des Rasis an Almansor über die Krankheiten, mit der Erklärung des Arculanus.

*) Titel einer Sammlung lehnsrechtlicher Gebräuche.

Digitized by Google

Im zweiten über das erste Capitel (fen) des vierten Buchs des Canons des Avicenna, welches von den Fiebern handelt, mit allgemeinen Anmerkungen.

Im dritten Jahre über das vierte Capitel des ersten Buchs des Canons des Avicenna, welches von der Heilung im Allgemeinen spricht, mit den Erläuterungen des Dinus und Ugo.

Um drei pflegen die in die Facultät der Aerzte aufgenommenen Doctoren zu lesen, von denen einer in diesem (dem ersten) Halbjahr das Prognostikon des Hippokrates vortragen wird.

Anatomie oder Aufschneidung von Leichen (insectio corporum) wird in jedem einzelnen Jahre, sobald ein entseelter Körper geliefert ist, getrieben werden, da es ohne sie*) keine vollständige Kenntniß der Krankheiten und der menschlichen Leibesbeschaffenheit giebt.

Uebungen im Disputiren werden nicht fehlen.

Facultät der Künste.

Da, wie Cicero sagt, kein wünschenswertheres Gut und nichts Vornehmeres dem Geschlechte der Sterblichen verliehen ist noch irgend vom Himmel gestattet und zum Geschenk gegeben werden wird, als die Philosophie, so wählen wir, um uns dieselbe anzueignen, den Aristoteles zum Führer, welcher uns durch sein Wissen von den Dingen, die Menge seiner Schriften, seine Beredsamkeit und den Scharfsinn seiner Entdeckungen empfohlen wird. Wir werden aber nicht die Träume und die verwickelten Fragen seiner Erklärer erklären, da es, wie Seneca sagt, einen höchst kläglichen Geist verräth, nur aus den Commentaren Weisheit zu schöpfen, in welchen mit Vernachlässigung des Sinnes des Aristoteles die Sophisten (so!) über des Kaisers Bart (lana caprina), wie man zu sagen pflegt, sich zanken, sondern die Werke desselben, theils in der Uebersetzung des Archerepylus (Argyropulus), theils in der des Augustin Niphus,**) des Hermolaus Barbarus***) und des Theodorus Gaza, werden in der untenverzeichneten Ordnung erläutert werden.

Genaue Reihenfolge der Vorlesungen in der Facultät der schönen Künste nach den einzelnen Stunden, der Verschiedenheit der Anlagen und den verschiedenen Studien angepaßt.

Sechs Uhr Vormittags. Es wird das Sonnenjahr hindurch die Metaphysik des Aristoteles gelesen werden, von Bessarion, dem Peripathetiker und

*) Man bemerke die immer wiederkehrenden Motivirungen, die wie Entschuldigungen vor den Anhängern des Alten klingen.

**) Niphus von Sueſſa, berühmter Aristoteliker und Averroist, von 1490 etwa bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Pisa, Bologna, Rom, Salerno und Padua als Professor und zugleich als Arzt und Astronom thätig.

***) Landsmann und Zeitgenosse von Theodor Gaza und Bessarion.

Digitized by Google

sehr erfahrenen Akademiker, der römischen Kirche Cardinal und gelehrten Zögling Griechenlands so geschickt und in gutem Latein wiedergegeben, daß sie von den griechischen Ausgaben und Aussprüchen nicht um eines Nagels Breite abzuweichen scheint.

Zu derselben Stunde. Aber damit auch die entlegenen Zugänge andrer Wissenschaften durch die Dialektik den Zuhörern der Mittelclasse offen stehen, werden im Sommer die Isagoge des Porphyrius, die Kategorien des Aristoteles und die Principia des Gilbert Porretanus in der Uebertragung des Hermolaus Barbarus, im Winter die Bücher des Aristoteles über die Auslegekunst, von Argyropylus in eleganter und gemeinfaßlicher Verdolmetschung zugänglich gemacht, ferner der heilige Thomas über die Feinheiten der Vernunftschlüsse, die rasche Auffindung des Mittelschlusses, die vielfältige Bedeutung der Schlüsse bei der Bildung von modalen Vordersätzen und besondern Eigenschaften gelesen werden.

Zu derselben Stunde. Damit nicht die gelehrte und ernste Majestät der Naturphilosophie und eine hastig verschlungne Wissensmasse schon in der ersten Vorhalle der aristotelischen Philosophie die Gemüther der Anhänger verwirre und abschrecke, werden sie durch Doctor Albertus (Magnus), der auf die bequemste Weise die ganze Physik des Aristoteles umfaßt, zum Begreifen der schwierigen Lehrsätze und Naturgeheimnisse herangebildet werden.

Um acht Uhr. Es wird gelesen werden über die acht uns überlieferten Schriften des Aristoteles über die Physik, in der Uebersetzung des Augustin Nyphus, welcher nach der Feinheit und Anmuth des Argyropylus mit so trefflicher Uebersetzertreue strebte, daß durchaus nicht anzunehmen ist, er sei wissentlich von der Schaar des Aristoteles gewichen.

In derselben Stunde. Da, wie Fabius nach dem Ausspruch des Plato sagt, das Geschick durch Uebung wächst, so wird der Herr Dekan der philosophischen Facultät mit den Candidaten für das Magisterium und Baccalaureat Uebungen durch Vorlesungen und Disputationen vornehmen.

In derselben Stunde. Da es, wie Cicero sagt, einfältig (iners) sein würde, eifrig den Bächen des Geistes nachzugehen und die Quellen der Dinge zu vernachlässigen, so wird Priscian gelesen werden, aus welchem die neuen Bäche der Grammatiker hervorsprudeln.

In den Nachmittagsstunden.

Um elf Uhr. Damit nicht durch verwickelte Fragen nach secundären und primären Vordersätzen die Anfänger in der Dialektik und durch jene mäandrischen Formeln der Scotisten und die durch Häufung von Gründen gebildeten Trugschlüsse des Chrysipp oder den dialektischen Wetzstein der Geister sogar die Ma-

Digitized by Google

gister abgeschreckt werden,*) sollen die sieben Traktate des Petrus Hispanus gelesen werden, welcher mit Uebergehung von Umwegen die Zuhörer auf bequemer Bahn in die Tiefen der Dialektik einführt, so daß sie nicht auf jenen wie an syrenischen (das y aus dem Original herübergenommen) Klippen über ihr Alter zu Greisen werden.

Zu derselben Stunde. Da Aristoteles, der Führer der Peripatheliker, durch das Beispiel des Isokrates bewogen, den philosophischen Disputationen oratorische Thesen anpaßte, so werden, damit Ihr diese nicht vernachlässigt, im Sommer Cäsar ad Herennium und im Winter die drei Bücher Ciceros über den Redner gelesen werden, die seinem Bruder Quintus gewidmet sind, und in welchen dem Hieronymus Cicero den Cicero übertroffen zu haben scheint.

In derselben Stunde. Themistius**) über die Physik wird im Sommer gelesen werden, im Winter aber werden die drei Bücher des Themistius über die Seele ausgelegt werden, welche Hermolaus Barbarus, Patriarch von Aquileja, im Griechischen und Lateinischen und allenthalben bewandert, so fein und elegant übertragen hat, daß niemand weniger barbarisch erscheint als Barbarus, niemand in dieser Materie fließender und würdevoller redet als der lateinische Themistius.

Um ein Uhr. Da ohne dialektische Gewandtheit im Bereich der Topiken und Syllogismen die Disputationen der Redner, Philosophen und Rechtsgelehrten keinen festen Halt haben (vacillent), werden im Sommer die Bücher des Aristoteles über die wissenschaftliche Methode, in der Uebersetzung des Archyropylus, im Winter die vier Bücher der Topiken gelesen werden.

Zu derselben Stunde. Damit nicht der Sinn für Höheres ungeübt bleibe (? im Original ne majorum ingenia praetereantur), werden im Sommer die Bücher des Aristoteles über den Sinn und Verstand, über das Gedächtniß und die Erinnerung, über Traum und Wachen, über die Länge und Kürze des Lebens, im Winter aber die Bücher desselben Aristoteles über die Entstehung und Zerstörung in der Uebertragung des Augustin Nyphus, und der heilige Thomas über Sein und Wesen gelesen werden, damit nicht ein bequemer Zugang zur Metaphysik fehle.

Zu derselben Stunde. Da der Redner zwar geboren, die Anlage desselben aber durch Kunst vervollkommnet wird, so werden die Anweisungen zur Beredsamkeit von F. Quinctilian gelesen werden, die durch scharfen Verstand und geniale Kürze ausgezeichnet sind, und mit denen er den zukünftigen Redner von den Windeln der Kindheit an bis zur höchsten Staffel seiner Laufbahn und zum Gipfel der Trefflichkeit ausbildet und emporführt.

*) Wir machen darauf aufmerksam, daß die deutsche Uebersetzung den unbeholfenen und wunderlichen Stil des Originals wiederzugeben versucht.

**) Themistius Pletho, Platoniker, um 1440 in Italien.

Digitized by Google

Um zwei Uhr. Da ferner die Betrachtung der Seele und des Himmels, wie Plato im Alcibiades sagt, die höchste Selbsterkenntniß und Weisheit ist, so werden, damit die Zöglinge der Hochschule auch hierin nicht unbetheiligt bleiben, im Sommer die Bücher des Aristoteles über die Seele, nach der Uebersetzung des Archyropylus, im Winter Aristoteles über den Himmel und die Welt, nach der Mittheilung des Augustin Niphus von Sueſſa, und Averroes über die Substanz des Erdenrunds gelesen werden.

In derselben Stunde. Da Plato die mit der Mathematik Unbekannten vom Zutritt zur Akademie ausschloß, so soll, damit nicht auf Grund von Unbekanntschaft mit derselben von Aristoteles seine Schüler von dem Lyceum der Philosophie zurückgewiesen werden, im ersten Jahr die gemeine Arithmetik, die Sphära generalis des Johannes de Bosco mit der Anwendung auf die Kosmographie des Pomponius Mela, in der Winterszeit die gemeine Perspective, und im nächsten Jahr die Theorie der Planeten mit Erläuterung der Tafeln gelesen werden.

In derselben Stunde. Damit es den Dichtern, Rednern, Rechtsgelehrten und Predigern nicht an einem Vorrath von Sentenzen mangle (so!), ohne welchen die Worte kein Gewicht, keinen Schmuck und keine Wirkung haben, so wird zu gleicher Tageszeit über Tugenden und feine Sitten, ohne welche der Glanz der Wissenschaften verbleicht, im ersten Jahre über die Ethik des Aristoteles und über dessen Oekonomik gelesen werden, die so anmuthig von Archyropylus wiedergegeben worden ist, und im folgenden Jahre über dessen Politik, in der Uebersetzung des Aretin, und über das größere Werk über Moral von Aristoteles, welches der grundgelehrte Georg Valla*) trefflich übersetzt hat.

Um vier Uhr. Da der erhabne Augustus das vollsaftige Gemüth der Jünglinge (succo plenam adolescentum indolem) mit virgilischen Versen zu nähren empfiehlt, und Fabius darauf hinweist, daß es anmuthig sei, wenn Jünglinge die feinen Scherze der Komiker lesen und mit denselben ihre Rede schmücken, so wird Theokrit, Herodot in Briefen (???) und Virgil gelesen werden.

Da aber der Philosoph, der mit den Geheimnissen der Natur vertraute Seher, mit dem Arzt durch nahe Verwandtschaft des Studiums verbunden, sein Studiren auf die Heilkunde wie auf den letzten Zielpunkt und Endzweck hinrichtet, so soll er, damit der Erfolg seiner Arbeiten hier nicht vereitelt werde, die Ordnung und den Abschluß der Philosophie, die Probleme des Aristoteles, wie sie uns Theodoricus Gaza mit glänzender Treue, fehlerfrei, sauber und in elegantem Stil übersetzt hat, fleißig durchgehen.

Und damit auch den Festtagen ihr Schmuck nicht fehle, so sollen an denselben um zwei Uhr auch zwei Bücher Ciceros gelesen werden.

---

*) Wie Aretin einer der italienischen Humanisten dieser Zeit.

Digitized by Google

Alles für alle umsonst.*)

Früh vor Tagesanbruch und vor dem Frühstück, in der vierten und fünften, sechsten und siebenten Stunde, nach dem Frühstück, in der zehnten, zwölften, dritten und vierten Stunde wird den Herren Magistern in allerlei Gelehrsamkeit zu lesen gestattet.

Mit Unterstützung von Seiten des durchlauchtigsten Fürsten Georg wird die griechische Grammatik des Theodor Gaza erklärt werden."

So lange die Universität Leipzig katholisch blieb, kam man über dieses halbschürige, kunterbunte Wesen nicht hinaus; es blieb beim Aufflicken neuer Lappen auf das alte Kleid, und erst im Jahre 1542 wurde hier auf Veranlassung des Herzogs Moritz durch Camerarius durchgreifend reformirt. Die Universität erhält jetzt vier „Leser" der heiligen Schrift, zwei für das Alte und zwei für das Neue Testament, von denen der erste 250, der zweite 150 Gulden Gehalt bezieht und die beiden übrigen Präbenden zu Meißen bekommen. Außerdem wird in der theologischen Facultät endlich eine Professur für das Hebräische geschaffen. Die Juristen werden in ihren Einnahmen gleichfalls verbessert und ebenso die Mediciner, bei denen ein Chirurg mit 130 Gulden Gehalt und ein eigner Anatom angestellt wird. Die philosophische Facultät soll fortan aus einem Leser der griechischen und lateinischen Sprache mit 300, einem Professor für griechische Philosophie mit 150, einem Mathematiker mit 100 (später 140), einem Moralphilosophen mit 50, einem Physikus (Naturphilosophen) mit ebenfalls 50, einem Leser der Poetik, einem dergleichen für Rhetorik, einem zweiten Mathematiker, sowie aus fünf andern Lehrern bestehen, von denn die Anfangsgründe der Physik, der Rhetorik, der Dialektik und des Griechischen, sowie die Grammatik vorgetragen werden.

Dies und die weitere Entwicklung dieser und andrer deutscher Universitäten genauer zu schildern, ist nicht unsre Aufgabe. Wir hatten nur die neue Zeit im Aufgang zu betrachten. Es genüge daher die Bemerkung, daß es vorzüglich Philipp Melanchthon, Reuchlins Schüler und Vetter, war, unter dessen umsichtiger und eifriger Leitung die Umgestaltung der höheren und niederen Gelehrtenschulen Deutschlands sich vollendete, Philipp Melanchthon, dem man dafür dankbar den Ehrennamen Praeceptor Germaniae gab, und der als Gelehrter ersten Ranges in seinem Verhältniß zu Luther jene segensreiche Verbindung des Humanismus mit dem deutschen Gewissen vertritt, die zu Anfang dieses Aufsatzes in ihrer Bedeutung für die Geschichte unsrer Universitäten charakterisirt wurde.

*) Nach Facultätsbeschluß von 1504.

Digitized by Google

Die berliner Bildhauerschule.

5.

Von den Mitarbeitern an dem großen Cyklus der Schloßbrückengruppen ist, wenn wir den Urheber der schwächsten unter allen, Emil Wolff in Rom, ausnehmen, welcher durch künstlerischen Bildungsgang und dauernden Aufenthalt in Italien von dem Thema dieser Aufsätze, der berliner Bildhauerschule, eigentlich ausgeschlossen ist, noch einer bisher von mir unerwähnt geblieben, Karl Möller. 1814 oder 15 geboren, längere Zeit in Rauchs Werkstatt arbeitend und an den Monumenten, die in derselben während der vierziger Jahre entstanden, mitwirkend, tritt er in jener Zeit selbständig schaffend auf mit zwei sehr populär gewordenen Gruppen, einem Knaben mit einer Bulldogge und einem Mädchen mit einem neufundländer Hunde, etwas später mit der Gestalt eines jugendlichen die Harfe spielenden David, für Friedrich Wilhelm den Vierten in Marmor ausgeführt. Möller erwies sich als geschickten, soliden und emsigen Arbeiter darin; in den Hunden und den Kinderkörpern als einen treuen, fleißigen Beobachter und Nachbildner einer bestimmten Natur. Von eigentlicher Poesie der Erfindung, wie von der Erhebung zur freien plastischen Schönheit haben wir hier wie überhaupt bei den Arbeiten dieses tüchtigen Künstlers nichts zu bemerken. In der Schloßbrückengruppe (der dritten der Reihe rechts von den Linden her) trat dann freilich die Nöthigung an ihn heran, sich zu einer höhern, idealern Gestaltungsweise aufzuschwingen. Er hat mit vieler Energie diese Probe in einer ganz respectabeln Weise bestanden. Das ihm gebotne Sujet war keins von den glücklichsten und bot der Bearbeitung keine geringe Schwierigkeit: Pallas überreicht dem Jüngling das Schwert zum Ernstkampf. Für die Action, wie für den Ausdruck giebt der Gegenstand nur wenig gute Motive. Möller brachte ein achtbares Werk zu Stande. Seine Pallas ist mehr trocken und langweilig als hoheitsvoll ruhig gerathen. Dem jungen nackten Krieger verleiht er dafür ein etwas theatralisch aufgeregtes Pathos in Haltung und Bewegung, womit er nach dem dargereichten Schwert langt und die andre Hand betheuernd auf die Brust legt. Der kräftige, mehr als nöthig männlich reife Körper ist mit Kenntniß des Nackten und vielem Geschick behandelt. Griechischer Geist und classische Anmuth, wie sie uns in so mancher der umgebenden Gruppen erfreuen, suchen wir freilich hier vergebens. Die Formen haben eine Derbheit, das Ganze eine gewisse Nüchternheit, mit welcher sich jene beiden nicht vereinigen würden. — Es sind seit der

Digitized by Google

Vollendung dieser Gruppe noch eine Reihe von Monumentalfiguren für die Façade des königsberger Universitätsgebäudes, für die berliner Börse und manche Concurrenzskizzen und Denkmalsentwürfe aus Möllers Werkstatt hervorgegangen. Wir können uns eines nähern Eingehens auf diese Arbeiten um so eher enthalten, als eine neue Seite seiner Künstlerschaft darin sich nicht kundgiebt, die Art dieser letztern sich vielmehr vollständig in den geschilderten ausgesprochen zeigt.

Zwei andre namhafte Schüler Rauchs, Achtermann und Steinhäuser, welche um die Zeit des Eintritts Albert Wolffs in die Werkstatt dieselbe bereits verließen, sind hier kaum mit aufzuführen. Sie nahmen ihren dauernden Aufenthalt in Rom, und ihre ganze Kunstrichtung ist durch so mannigfaltige fremdartige Einflüsse dort bedingt und in ihre späteren Bahnen gelenkt worden, daß auch sie nicht füglich zur berliner Schule zu rechnen sind.

Als Rauch 1838 zur Aufstellung des Dürerdenkmals nach Nürnberg kam, fand er dort eine Ausstellung von Arbeiten der städtischen Kunst- und Gewerbeschüler. Unter denselben erregten besonders die sinnreichen und geschickten Leistungen eines jungen Klempners seine Aufmerksamkeit, die auf ein höheres künstlerisches Talent hinwiesen, als es sich in diesen ins Fach des Goldschmieds einschlagenden Metallarbeiten voll auszuprägen Gelegenheit finden konnte. Er ließ sich den jungen Mann, Afinger war sein Name, vorstellen, und ermuntert und angeregt von dem mit einer Art heiliger Scheu verehrten Meister, finden wir ihn bald darauf in Berlin in der großen Mutterwerkstatt im Lagerhause, modellirend nach der Natur und Antike, nicht lange danach an Rauchs Arbeiten mitthätig; wie sein großes Kunstmuster, welchem er schon als Handwerker nachzustreben getrachtet hatte, Benvenuto, sich vom Metalltreiben, Ornament- und Gefäßbilden zur strengern, reineren Bildhauerkunst erhebend. Afinger ist mit sehr feinem Auge für das Individuellste der Menschengestalt und besonders des Menschenantlitzes begabt; nicht die großen monumentalen Compositionen oder Schöpfungen eines reinen Idealcharakters sind ihm daher die naturgemäßesten Aufgaben. In weit höherem Grade bewährt sich sein Talent der einzelnen wirklichen Persönlichkeit gegenüber. Porträtreliefs und Statuetten waren es denn auch, welche hier zuerst und zumeist die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Es ist in diesen kleinen Arbeiten Afingers eine ganz eminente Gabe des Eindringens in das Physiognomische der wiederzugebenden Erscheinung ersichtlich. Mit Recht sind jene meisterhaften Reliefmedaillons der Köpfe Rauchs, Cornelius, Humboldts, Kaulbachs berühmt geworden, die in der geistigen Feinheit ihrer Auffassung, der Delikatesse und Lebendigkeit ihrer Modellirung ganz unübertrefflich sind. Ebenso bekannt ist Afingers Statue der Rahel, die er, als sie hier um 1850 la cour et la ville entzückte, für Friedrich Wilhelm den Vierten in halber Lebensgröße in Marmor darzustellen beauftragt wurde.

Digitized by Google

Solchen und ähnlichen Arbeiten sind später größere und umfassendere monumentaler Bestimmung gefolgt; zwei von den mehrerwähnten „Facultäten und Wissenschaften“ am neuen Gebäude der königsberger Universität, eine weitschichtige Reliefcomposition für die Altarwand, ich weiß nicht welcher Kirche, die Himmelfahrt der Maria, für welche complicirte und großartige Aufgabe indeß eine mächtigere Behandlungsweise als die ihr hier gewordne nöthig und erwünscht gewesen wäre, und die Kolossalstatue Ernst Moritz Arndts für Bonn, welche in Bronce gegossen kürzlich dort enthüllt worden ist. Afinger ging bei dieser Gelegenheit aus dem Wettstreit mit sehr begabten Mitbewerbern als Sieger hervor. Das auch hier wieder ungemein Frappante der individuellen Aehnlichkeit, welches doch nicht verhinderte, durch Stellung und Bewegung der Gestalt eine gewisse über das blos vergänglich Persönliche hinausgehende, allgemeinere Bedeutung und Würde zu verleihen, wie sie dem Vertreter des idealen deutschen Volksthums hier gebührte, hat zu dieser Entscheidung gewiß höchst wesentlich beigetragen. Jedes äußerliche Hilfsmittel plastischer Wirkung ist übrigens in der Statue verschmäht. Kein Mantelwurf verhüllt und verschönt die durchaus realistisch behandelte charakteristische Gestalt des alten Vater Arndt.

Eine originelle Erscheinung in der von Rauch gebildeten Künstlerschaft ist Janda aus Oberschlesien, so gut wie der große Giotto vom Schafehüten zur Kunst gelangt. Seine erstaunliche Gabe der Nachbildung der natürlichen lebendigen Vorbilder, welche die Wirklichkeit seinem Auge zeigte, in einer gänzlich unerlernten, angebornen und doch merkwürdig entwickelten Technik des Schnitzmessers zog die Aufmerksamkeit auf ihn, wodurch es ihm ermöglicht wurde, sich dem wirklichen Studium der Bildhauerei hinzugeben. Das Beste, was er während seiner späteren Künstlerlaufbahn geleistet hat, gehört immer der Gattung der Plastik an, auf welche seine naiven und naturwüchsigen ersten Versuche als die ihm natürlichste hinwiesen. Seine Büsten und seine Porträtstatuetten erreichen in solcher, ganz treu in das Detail des Wiederzugebenden sich einlebender Arbeit, in der zierlichen Wahrheit und Präcision das Außerordentlichste. Es ist immer eine interessante und, bis zu solchem Grad der Ausbildung gebracht, sehr erfreuliche Specialität. Wo Janda sich an größere plastische Aufgaben wagte, reichte seine gestaltende Kraft wohl nicht in gleicher Weise aus. Als frommer Katholik hat er Themata der christlichen Mythologie mehrfach für kirchliche Zwecke bearbeitet. Aber auch das gläubigste Herz hat doch seine Hand nicht zu Bildungen von durchgreifender künstlerischer Bedeutung und zwingender Kraft der heiligen Schönheit zu leiten vermocht. Für die specifisch christlich-katholischen Glaubenswunder und Mythengestalten ist die moderne Skulptur nun einmal nicht das wirklich berufene Darstellungs- und Kunstmittel, und am wenigsten dürfte die berliner Schule den rechten Boden

Digitized by Google

bereitet haben, der dahin neigenden Talenten die günstigste Entwicklung zu geben vermöchte.

Für die Schülergruppe der Wolff, Bläser ꝛc. kam, nachdem dieselben zu selbständig schaffender Kunstthätigkeit übergegangen waren, ein Ersatz in Hugo Hagen (geb. 1820 oder 1818), der bei Wichmann seine erste künstlerische Bildung gefunden hatte. Er hat bis zu Rauchs letztem Augenblick treulich bei ihm ausgehalten, seit er in der Mitte der vierziger Jahre in dessen Werkstatt eintrat. Wenn der Meister, wie schon gesagt, auch nie, selbst in seinen letzten Lebenszeiten, die Ausführung einer von ihm unternommenen Arbeit so sehr einem andern überlassen hat, daß er auf den thätigen Antheil daran gänzlich resignirt hätte, so war während dieser zehn Jahre Hagen doch der eigentliche Leiter und Vertreter Rauchs in der Werkstatt, der es, wie vor ihm Albert Wolff, vortrefflich verstand, aus der skizzenhaften Andeutung die Intention des Meisters herauszulesen und ihre Verwirklichung durchaus in dessen Sinn im kolossalen ausgeführten Modell zu bewerkstelligen, so daß das schließlich Vollendete das unverkümmerte Gepräge der rauchschen Kunstweise in jedem Theile und allen Stücken trug. Solcher Art war Hagens höchst anerkennenswerthe Thätigkeit an den letzten Modellen des Friedrichdenkmals, an den Statuen Yorks und Gneisenaus, an dem Grabmonument des Königs von Hannover, an der Mosesgruppe; bei den Gestalten Thaers und Kants konnte endlich das ganze Modell als eigne Arbeit Hagens gelten, welchem eben nur ein rauchscher Entwurf bei ersterm, die bekannte Reliefsigur am Friedrichsdenkmal bei letzterm als Anhalt diente. Hagens ganz eigne und freie Schöpfungen beginnen mit dem Denkmal für das Schlachtfeld von Roßbach, das er 1856 unternahm. Es ist ein kolossales Relief auf flacher Tafel, eine Victoria mit Lorbeerkranz und Reiterpanier in den Händen über einen am Boden sterbend hingestreckten französischen Krieger auf wildem Roß dahinsprengend. In der herrlich bewegten und drapirten Gestalt der reitenden Siegesgöttin lebt derselbe hohe und doch anmuthvolle Schönheitsgeist, welcher die rauchschen Victorien beseelte. Das jagende Roß aber ist nicht durch die gleich treffende plastische Wiedergabe seines Organismus, seiner wahren Bewegung und Gestalt ausgezeichnet, welche die Pferde des Meisters und andrer seiner Schüler aufweisen können. So bleibt auch der bäumende Pegasus etwas lahm, welchen in der von Hagen als Gegenüber der schievelbeinschen für die Hinterseite des Museumsdachs modellirten Broncegruppe die Grazie bändigt, während diese wieder mit allem edlen und holden Reiz geschmückt und in ihres schönen jungen Leibes Bewegung bedingt erscheint, der sie zu ihrem Namen berechtigt.

Ein andres von Hagen selbständig geschaffenes Monumentalwerk, das er 1858 im Modell vollendete, hat heftige Anfeindungen erleiden müssen. Es ist jene bekannte Statue des Grafen Brandenburg als Besieger der Revolution

Digitized by Google

zwischen den mittleren Linden des leipziger Platzes zu Berlin aufgestellt. Der Volkswitz, welcher seine Spitze dagegen zu kehren liebte, hat mehr Nahrung aus der durch dies Werk gefeierten, der populären Antipathie verfallenen Sache und aus der Tactlosigkeit der Behörde, welche dasselbe mit verschlossenem Gitter zu schützen für gut fand, ziehen können, als aus der tüchtigen Arbeit selbst. Bei aller Kunst und resoluten Energie, womit, dem Beispiel der letzten rauchschen Statuen moderner Menschen getreu, hier das militärische Costüm plastisch behandelt worden ist, scheint diese Kunst doch an den vielleicht unüberwindlichen „wackeren Stiefeln" dieses „sichern Mannes" in Kürassieruniform gescheitert zu sein. — Ein ganz vorzügliches Zeugniß, wie wohl Hagen in die Tiefen einer großen geistigen Persönlichkeit sich zu versenken und diese in all ihrer charakteristischen Ganzheit im plastischen Bilde ihres beseelten Kopfes zur Anschauung zu bringen weiß, hat der Künstler uns in seiner berühmten Büste Beethovens geliefert. Die über das Original noch während des Lebens genommene Gipsmaske gab ihm für sein Werk wohl einen unschätzbaren Anhalt. Wie er diesen aber benutzt, wie er diese todte Form mit des Dargestellten eigenstem Geisteshauch „lebig" zu machen, die endlichen Züge zur reinen Incarnation des erhabenen und ewigen Genies auszuprägen verstanden hat, ist darum nicht weniger anerkennenswerth. Wie unter vielen gelungenen Büsten von seiner Hand diese als die trefflichste gelten kann, so müssen wir unter den freien Compositionen, die wir von ihm kennen, als die liebenswürdigsten Schöpfungen jene Reliefs um das Postament der Statue Thaers in Berlin bezeichnen. Es sind bildähnliche, ganz realistisch gehaltne Darstellungen aus des großen Landwirths und Landbaulehrers bürgerlich-ländlichem Leben, an sich nicht besonders geeignet zu künstlerischer, am wenigsten zu plastischer Behandlung. Aber Hagen hat hier, wie Drake dort in naher Nachbarschaft in den Reliefs des Beuthdenkmals, das Geheimniß gefunden, dergleichen mit einer so naiven Wahrheit und herzlichen Frische zu geben, daß man sich unbefangen und rein daran erfreuen mag und die schwierige Kunst kaum merkt, welche angewandt werden mußte, um dergleichen plastisch überhaupt nur möglich und erträglich zu machen.

Augenblicklich ist Hagen an der großen Marmorstatue Gottfried Schadows beschäftigt, welche sich den bereits in der Vorhalle des alten Museums aufgestellten Schinkels, Rauchs, Winkelmanns anzuschließen bestimmt ist.

Eine Sonderstellung neben allen Genannten nimmt ein älterer berliner Meister ein, indem er in weit geringerem Grade, als sie, jener berliner Schule angehört, deren charakteristische Eigenschaften ihnen fast durchweg gemeinsam sind. Es ist dies Ferdinand August Fischer, geboren etwa 1805, also zur ältern Generation der Drake, Wredow ꝛc. gehörend. Von Rauchs Einwirkung ist er nie unmittelbar berührt worden. Seinen künstlerischen Unterricht hat er

Digitized by Google

vom alten Schadow, und in der Modellirclasse der berliner Akademie empfangen, deren „Eleveninstitut“ ihn als jungen Mann aufnahm. Talent und Neigung führten ihn eigentlich mehr der Goldschmiedekunst und ornamentirenden Metallarbeit als der freien Bildhauerei zu. Lebhafte Phantasie für Erfindungen dieser Gattung, die glückliche Gabe geschickter Raumbenutzung und geläufiges technisches Können kamen ihm dabei trefflich zu Statten. Als er später zur Plastik größern Stils, zur Monumentalbildnerei, überging, konnte er auch darin den Goldschmied nie ganz verläugnen. Auch seine derartigen großen Schöpfungen behalten immer einen mehr decorativen Charakter und würden sich, in kleinem Maßstabe gedacht, sehr gut in das Arabeskenwerk hineinverwoben vorstellen lassen, welches er mit so freier Meisterschaft jedem Raum anzupassen versteht. Bei einer großen Arbeit, welche ihn während der ersten vierziger Jahre beschäftigte und viel von sich reden gemacht hat, mußte er, der Erfindungsreiche, grade auf das Selbstschaffen der Composition verzichten und sich an dem Ruhm genügen lassen, einen Contourentwurf von Cornelius ins Relief zu übersetzen und so zur Herstellung in Silber zu bereiten. Es war dies der bekannte silberne Schild, das Pathengeschenk Friedrich Wilhelms des Vierten für den Prinzen von Wales, der sogenannte Glaubensschild. Die Aufgabe für Fischer war eben keine besonders dankbare; indeß hat die ihm auferlegte Resignation ihn nicht gehindert in der freien, schönen und doch die Absichten des Zeichners treu erfüllenden Gestaltung seines Werkes. Schon damals wurde ihm der Auftrag zu den vier großen Hauptarbeiten seines Lebens, welche ihren vollständigen Abschluß indeß heute noch nicht gefunden haben, den Gruppen für den Belleallianceplatz in Berlin. Friedrich Wilhelm der Vierte ersann für diesen lange höchst stiefmütterlich behandelten, architektonisch vernachlässigten Platz am südlichen Ende der großen Friedrichstraße einen reichen und ausgedehnten Umgestaltungs- und Ausschmückungsplan, dessen Grundgedanke aus dem Namen, welchen jener führte, abgeleitet oder erwachsen war. Der „schöne Bund“ der Völkerstämme, welche die letzte große Befreiungsschlacht gegen Napoleon gemeinsam ausgekämpft hatten, sollte hier seine künstlerische Verherrlichung in großen monumentalen Darstellungen finden. Die bekannte Granitsäule in der Mitte des Platzes, welche die rauchsche Victoria trägt, mit dem Brunnenbecken um sie herum, war nur der erste Beginn dieser projectirten Schmückung. Zu ihr sollten noch vier Marmorgruppen gehören, welche in symbolischer Form jene vier Stämme, die sich an dem Kampf betheiligten, und diesen Antheil daran zu veranschaulichen bestimmt waren: also England, Niederland, Preußen, Braunschweig-Hannover. Ich weiß nicht, ob dem phantasievollen Auftraggeber selbst oder Fischer, dem Beauftragten, der Gedanke zuzuschreiben ist, die jeden der Volksstämme repräsentirenden Kämpfergruppen noch durch die Beigabe der betreffenden Thiere ihres nationalen Wappens charakterisirend zu

Digitized by Google

ergänzen. Es sieht eigentlich wohl so aus, als habe das ein ornamentbildender Goldschmied ersonnen. Genug, dieser Gedanke wurde acceptirt, und so erhielt die Gruppe England den Leoparden, Niederland den Löwen, Preußen den Adler, Braunschweig-Hannover das Pferd. Nur die drei ersten stehen, auch jetzt erst im Modell, fertig; an der letzten arbeitet nach vielfachem Experimentiren, Verwerfen und Aendern Fischer noch immer. Mit der Marmorausführung jener, die ohne seine Schuld durch Jahrzehnte verschleppt wurde, scheint nun endlich Ernst gemacht werden zu sollen. Sämmtliche Gruppen haben etwas Blendendes und Bestechendes. Es ist ein Zug, ein Schwung und Feuer darin, die wir nicht grade bei vielen berliner Arbeiten finden. Die Zusammenstellung dieser in Mitleidenschaft versetzten Thiere mit den leidenschaftlich bewegten menschlichen Idealgestalten giebt ihnen dazu ein ganz originelles, von dem hier gewohnten abweichendes Gepräge. Der über der Leiche seines gefallnen Genossen stehende, mit Schild und hochgeschwungener Streitaxt den Angriff abwehrende Engländer, mit dem pfauchenden Panther an seiner Seite; der bärtige Repräsentant Hollands mit Schild und Keule zwischen dem gewaltigen Löwen und dem nackten Jünglingsknaben (Nassau), der den Pfeil vom Bogen in seiner Hand in den Feind gesendet hat; die wie mit „dem letzten Athemzug" in stürmischer Hast zur Rettung herbeieilenden Preußen, alter Krieger und junger Schwertträger mit dem ausschreitenden Adler neben sich — das sind Gestalten und Gruppen, die nur einer kühnen Phantasie entspringen, nur von einer ungewöhnlichen und ganz eigenartigen Künstlerkraft so herausgearbeitet werden konnten. Was ihnen fehlt, ist die Strenge, die gründliche Solidität, die plastische Ruhe, wie sie Rauch so sicher zu bewahren wußte. Der Effect ist immer frappant; aber in Formen und Bewegungen ist oft genug stark chargirt; mit der natürlichen Wahrheit in der Durchführung, wie mit der reinen plastischen Schönheit ist es nicht immer genau genommen. Immer sind es geistreiche und phantasievolle Decorationen, deren endliche Aufstellung Berlin zur höchst charakteristischen Zierde gereichen wird.

Durch die Figur eines Luther (für den Grafen Schwerin-Wolfshagen in gebranntem Thon ausgeführt); durch die silberne Votivtafel mit ihrem prächtigen ornamentalen und figürlichen Schmuck, welche dem regierenden König zur Feier der silbernen Hochzeit dargebracht wurde; ferner durch die vielbesprochne Composition des silbernen Ehrenschildes, den unsre Feudalen dem „Heldenkönig" Franz dem Zweiten von Neapel stifteten, hat Fischer neue künstlerische Lebenszeichen von sich gegeben während des letzten Jahrzehnts. Daß die letztere in teressante Arbeit mehr den Humor als die durch sie wohlgerechtfertigte künstlerische Anerkennung geweckt hat, ist nicht des Meisters Schuld, sondern die der Aufgabe. Grade je vortrefflicher er den unsinnigen Stoff bearbeitet hatte, desto mehr mußte sein Werk zu einer heitern Wirkung anregen. Denn ist es

Digitized by Google

möglich, ohne eine solche den „Helden von Gaeta“ mit seiner Gattin in classischem Idealcostüm en relief im Mittelpunkt eines großen silbernen Rundes zu sehn, auf der einen Seite von anstürmenden feindlichen Dämonenschaaren bedrängt, welche sein tapfres Schwert wieder zur Hölle zurückstürzt, deren Herr sie anfeuert; auf der andern von allen himmlischen Heerschaaren beschirmt, die zu seiner Unterstützung herbeieilen? Die edle Technik der getriebnen Arbeit in Silber ist übrigens hier einmal wieder in einer sehr tüchtigen Weise zur Anwendung gekommen. Schließlich ist noch der äußerst zahlreichen ornamentalen Reliefs zu gedenken, welche der Meister in neuster Zeit für die Zwickel an Fenster- und Thürbögen, für Simse und Krönungen an der Außenseite des neuen berliner Rathhauses modellirt hat. Sie sind so sinnreich erfunden, so aus dem Vollen mit anscheinend spielender Freiheit geschaffen, so glücklich für die oft höchst unbequemen Räume componirt, die sie ohne Zwang, ohne Magerkeit wie ohne Ueberhäufung aufs anmuthigste erfüllen, wie es kaum von andern ähnlichen Decorationsarbeiten moderner Plastik zu rühmen ist.

Abgesondert von dem Gros der Schule ist noch Wilhelm Wolff, der sogenannte „Thierwolff“, anzusehn, der die Specialität der plastischen Kunst, aus welcher ihm der charakteristische Beiname geworden ist, mit viel Talent und Glück cultivirt hat. Im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts zu Fehrbellin geboren, hat er die Bildhauerei eigentlich nicht zunächst als Lebensberuf gewählt. Am berliner Gewerbsinstitut erlernte er die Gießerei und wurde von diesem nach Paris geschickt, um dort die neueren Verbesserungen dieser Technik zu studiren, deren Entwicklung in der Heimath noch ziemlich zurückgeblieben war. Hier scheint er zuerst zur Modellirung von Thieren und Thiergruppen angeregt worden zu sein, die er mit immer wachsendem Erfolg übte, auch nachdem er, nach Berlin zurückgekehrt, hier seine eigne Gießerei begründet hatte. In der Darstellung von wildem und zahmen Gethier that er es bald genug den besten Franzosen gleich, besonders da, wo er nicht über ein gewisses Größenmaß hinausging. Die Gruppe der säugenden Bulldoggbündin, mancherlei Hirsch- und Bärengruppen, einzelne Hundegestalten erwarben ihm schnell einen populären Ruhm. Die realistische Auffassung in seinen Thieren ist so weit wie möglich getrieben; es ist nicht blos der Schein äußerlicher Wahrheit und der Reiz fein abgelauschter momentaner Bewegung, sondern ebenso der innerste Organismus der Thiere, dem er sein volles künstlerisches Recht werden läßt. Zu einem mehr monumentalen Stil in der Behandlung der Thierformen erhob er sich in den in Marmor ausgeführten Medaillonreliefs von Adlern, welche er für die überhohen Postamente der acht Schloßbrückengruppen zu modelliren hatte. Mehrfach ist er auch mit glücklichem Erfolg über die Darstellung einfacher, wirklich beobachteter Scenen des Thierlebens zur freien bald humoristischen, bald ernst dramatischen, poetischen Erfindung aus diesem hinausgegangen. Die

Digitized by Google

Staaroperation an einem Bären im zoologischen Garten ausgeführt (1852), hat ihm zu einer höchst geistreichen und belustigenden Gruppe Veranlassung gegeben, und die Gruppe der vom Pfeil getödteten Löwin mit ihrem schmerz- und wuthbrüllenden Gatten und den Jungen, welche die Todeswunde der Mutter lecken, ist (zumal in ihrer ersten kleineren Gestalt) von ergreifendem, auch gemüthlichem Effect, trotzdem die Natur der Thiere eigentlich keine jener fremdartigen, menschenähnlichen Gefühlsbeimischungen empfangen hat, durch welche wir solche Wirkungen wohl oft genug erzielt sehen. Später ist Wolff sogar an die Ausführung einer großen monumentalen Statue gegangen, der der Gemahlin des großen Kurfürsten, Henriette, welche dieser Begründerin des Orts und Schlosses zu Oranienburg gesetzt wurde, ein künstlerisches Unternehmen von gutem Erfolg: es ist eine tüchtige und charakteristische Gestalt im reichen Costüm ihrer Zeit. Besonders glücklich und originell zeigt sich dieser Bildhauer immer da, wo er bei Aufgaben mehr ornamentaler Natur Thier- und Menschengestalten in nahe Verbindung und Beziehung zu einander versetzt, um Geräth und Gefäß damit sinnig bedeutungsvoll und formenprächtig zu schmücken, in der eigentlichen Modellirarbeit für den Goldschmied. Seine Phantasie, welcher dafür die Menschen-, Thier-, Pflanzen- und Arabeskenformen gleichsehr zu Gebote stehen, ist bei dergleichen ganz unerschöpflich in der Erfindung des Passenden und Vergnüglichen, aus der Welt der Dichtung, der Mythe, der von Zeiten, Nationalitäten, Racen mannigfaltig in der Gestalt bedingten Wirklichkeit; und seine Arbeit in Wachs ist von einer wahrhaft reizenden Zierlichkeit bei scharfer Bestimmtheit und Sicherheit der Formengebung. Als sein vielbewundertes Hauptwerk dieser Gattung können die Modelle gelten, welche er für den in Vollgolds Werkstatt in Silber ausgeführten großen complicirten Tafelaufsatz des Vicekönigs von Aegypten lieferte.

Wie dieser ziemlich seitab von der Schule Rauchs, steht ein andrer, bis vor kurzem, wo ihn auf einer Reise in Stuttgart ein jäher Tod traf, in Berlin thätig gewesener Meister der Bildhauerei, Hermann Heidel, geb. zu Bonn 1810, spät erst von mehrjährigem medicinischen Universitätsstudium zur Kunst übergegangen, welche er in München unter Schwanthaler, später in Rom studirte. 1843 kam er zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin, wo er indeß nie in nähere Beziehungen zu denen gekommen ist, welche die hiesige Bildhauerschule vertraten. Er behielt immer etwas von dem hochgebildeten Dilettanten in seiner Art zu sein und zu arbeiten, im Vergleich zu den naivern handwerksmäßig geschulten hiesigen Kunstgenossen. An Bedeutung und Reichthum der künstlerischen Ideen überragte er sie, an technischer Kraft und Ausdauer blieb er wohl hinter ihnen zurück. Auch ist es charakteristisch, daß er die Fülle der ersteren fast ebenso gern, und in seinen letzten Lebensjahren sogar noch lieber, mit dem Stift auf Papier, wie mit dem Modellirholz und Meißel in Thon

Digitized by Google

und Marmor ausdrückte, ja oft genug selbst zur Feder griff, um seine Anschauungen und Ansichten über Kunst und künstlerische Dinge in der Form von immer geistvollen und gedankenreichen Aufsätzen und Abhandlungen zusammenzufassen. Indeß hat ihn diese Natur seines Wesens und Art seiner Bildung nicht verhindert, außer einer sehr großen Zahl trefflicher Büsten in Gips und Marmor, sinnvoll, poetisch und humoristisch geschmückter Gefäße, in deren Formengebung und Zierrath er einen vollendeten Geschmack bekundete, auch einige größere durchgeführte und abgeschlossene Werke der reinen Plastik hinzustellen, welche, anders geartet, doch wahrlich nicht unwerth sind, neben den Besten der berliner Schule genannt zu werden. Es ist dies vor allem die herrliche Marmorstatue der Iphigenie auf Tauris „das Land der Griechen mit der Seele suchend", für Friedrich Wilhelm den Vierten ausgeführt, diese von der tiefsten, feinsten und edelsten Empfindung beseelte Gestalt, einer Empfindung, welche in dem schönen durchgeistigten Antlitz ihren holden Ausdruck findet, wie sie in dem vollendeten Rhythmus in der Bewegung der angelehnt stehenden Gestalt und noch in dem kunstreichen Gefält der Gewandung ausklingt, die deren jungfräuliche Glieder umfließt. Ein noch ernster, mächtiger und größer concipirtes und angelegtes Modell, die Gruppe des blinden Oedipus von Antigone geleitet, blieb durch unglückliche Umstände leider für immer nur Modell. Ebenso zum vergänglichen Zustande des Gipses verdammt das große historische Relief, Luther schlägt die Thesen an die Thür der wittenberger Schloßkirche, eine Composition, welche ihren reichen Gedankengehalt in einer ganz realistischen Form in bestimmten historischen Gestalten ausprägt. Aber wenigstens ein Mal wurde dem Künstler vergönnt, ein dauerndes Monumentalwerk zu schaffen: die Bronzestatue Händels, welche er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrzehnts für Halle modellirte. Die geistige Auffassung der Persönlichkeit des großen Tonmeisters ist vortrefflich darin. Das Mächtige, heroisch Freudige, Pompöse, Urgesunde seines Wesens kommt in der vollen und breiten, in das solche Wirkung noch unterstützende reiche Costüm seiner Zeit gekleideten Gestalt, welche die Hand auf die von prächtig ornamentirtem Notenpult getragene Partitur des Messias stützt, zur besten Anschauung. Von der Menge der heidelschen Compositionen, die er zum Mythus der Iphigenia, der Penelope und andern antiken Stoffkreisen gezeichnet, haben wir hier nicht zu erzählen, so wenig wie von seinem großen Werk einer Anatomie für Künstler. Er starb, als er grade Berlin entzogen werden sollte, da sich ihm in Wien die sichere Aussicht auf eine richtigere Würdigung und umfassendere Nutzbarmachung seines schönen Talents in Aussicht stellte, als sie ihm bei uns geworden war.

Hier nenne ich ferner noch Wittich, Schüler Tiecks, ein sinniges, anmuthiges Talent, weniger nach der Seite der großen Erfindung, als der zierlichen Ausführung hin; während des größten Theils seiner Laufbahn mit der

Digitized by Google

Marmorausführung der Modelle andrer, z. B. Tiecks Schinkel, Rietschels Pieta, beschäftigt, seit zehn Jahren indeß auch mit glücklichem Erfolg an Büsten und meist kleinern weiblichen Gestalten von eigner Composition, mit abstracten Namen und einer etwas allgemeinen, gewinnenden freundlichen Anmuth und Grazie ausgestattet; dazwischen auch größere decorative Figuren verwandter Gattung (z. B. für das königsberger Universitätsgebäude) in Thon und Marmor bildend.

F. Müller, Schüler Tiecks und Kiß's, lange Jahre des letztern Mitarbeiter und, wenn auch unter dessen Namen, selbständiger Ausführer von dessen Skizzen zu großen Monumenten, später mit Albert Wolff zusammen wirkend, dazwischen auch kolossale decorative Arbeiten, den Brunnen und die Seepferde bei und in Sanssouci und kleinere hübsche und ansprechende italienische Charakterfiguren modellirend.

Franz, Zögling der Akademie und Wichmanns, früh schon mit vielem Glück selbständig hervortretend durch die oft wiederholte und reproducirte Gruppe eines Schäfers, der von einem Tiger überfallen wird, für welche er später eine Amazone oder Schäferin in gleicher Situation mit einem Löwen als Pendant bildete. Der besonders höchsten Orts nachdrücklich bekundete Beifall, der diesen beiden Arbeiten bezeugt wurde, ist nicht ganz verständlich. Bei aller Anerkennung des fleißigen Bemühens darin, kommt man nicht über die innere Unmöglichkeit der Situation hinweg, wie sie in beiden gedacht ist, und eine ehrbare Trockenheit, der mit etwas Echauffement nachgeholfen ist, will uns auch nicht grade als Zeugniß des rechten großen und vollen Talents imponiren. Franz hat seitdem besonders viel für die Vermehrung der immer noch wachsenden Statuenbevölkerung des Parks von Sanssouci zu thun gehabt. Eine Anzahl von Nereiden auf Seelöwen und Seepferden, von Fischern und Jägern meist in kolossalem Maßstab, dazu auch ein paar Gestalten für die Neue Börse sind aus seiner Werkstatt hervorgegangen, alle mit einem gewissen gerechtfertigten Anspruch auf äußere Richtigkeit, Correctheit und Freiheit von Verstößen; alle aber im Ganzen recht trocken und langweilig.

Mit den Genannten wird so ziemlich die Zahl der Künstler erschöpft sein, welche bis zu Ende des letzten Jahrzehnts die berliner Bildhauerschule bildeten und vertreten konnten. Seitdem wuchs ein neues Geschlecht heran, eine dritte Künstlergeneration seit den Alten, in welchen Rauch zuerst die Pfeiler seiner Schule sich erzog. Er war für seine Nachfolger wie ein Eroberer gewesen, die Formensprache, welche er der Antike und der Natur gemeinsam abgerungen, hat er ihnen zum bequemen Gebrauch überliefert, und mühelos und geläufig sehen wir sie sich derselben bedienen. Aber eben in dieser äußern Geläufigkeit lag die Gefahr: „was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Das Allgemeine der künstlerischen Ausdrucksweise Rauchs ist viel-

Digitized by Google

fach zur todten Manier, zur leeren Schablone, zur hohlen Schale geworden. Man baut seine Figur auf, legt seine Falten drüber, sei es der Uniform oder des antikisirenden Gewandes, wie man es hundertmal gesehen und in der Werkstatt geübt, man arrangirt sein Postament entweder so (oder ein wenig anders hier und da), wie es das Friedrichdenkmal vorgemacht zeigt, oder recht nüchtern und dürftig, wie es der hilfbereite befreundete Architekt uns aufzeichnete — und das Monument ist fertig. Für das geringe Nackte aber, das man zu gestalten selten genug genöthigt ist, reicht jene allgemeine gestempelte Natur, wie sie der Abguß der Antike uns in die Hand giebt. Das trifft natürlich nicht für manche jener ältern Meister zu, welche grade aus der immer neuen treulichen Naturbeobachtung und aus der Kraft der eignen reichen Phantasie ihrem Schaffen immer wieder frisches und eigenartiges Leben zuführten.

Wenn eine Schule in Gefahr steht, in fester äußerlicher traditioneller Manier zu erstarren, so pflegt sich wohl in jüngern Talenten dann eine energische Reaction der Ursprünglichkeit und Besonderheit zu regen und zu entwickeln, welche der Kunst jener wieder neue Wege bricht und bahnt. Sehen wir nun, ob und in wie weit etwas Aehnliches auch innerhalb der heutigen berliner Bildhauerschule kundbar wird; in der berliner Architektenschule liegt es bereits offen vor Aller Augen zu Tage.

Schindler, Schüler Schievelbeins, ein glückliches naives Talent, das zu schönen Hoffnungen berechtigte, Autor der ganz meisterlichen Gruppe eines Knaben, der, zu Boden geworfen, eine Mutter-Gans von sich abwehrt, der er ihr Junges nehmen wollte, starb leider eben von seiner italienischen Reise zurückgekehrt 1860. Gilli, Büchting, v. Medem, Rosenthal, von diesen unmittelbaren Zöglingen der rauchschen Werkstatt hat der dritte besonders durch sein außerordentliches Talent der Thierbildnerei, das er in den geistreichsten Arbeiten kleinen und kolossalen Maßstabs gleich glänzend bekundete, vielen Erfolg errungen, scheint aber seit längerer Zeit schon plötzlich „von der Bühne verschwunden". v. Itzenplitz (Schüler Wichmanns), Gerschow, Willgohs, Walger, Göritz (letztere Schüler Albert Wolffs) haben sich in geschickten Marmorausführungen, in decorativen Arbeiten, einzelnen Gestalten und Gruppen idealen Charakters, Büsten, Statuetten, der letztgenannte besonders auch in der ornamentalen Bildnerei verschiedenster Stilgattungen vielfach erprobt. Fräulein Elisabeth Ney, um die Mitte des letzten Jahrzehnts in Rauchs Werkstatt, dann unter Hagens Anleitung arbeitend, hat nicht nur durch den Umstand, daß sie (noch vor Auerbachs Gräfin Irma?) dieser, schönen jungen Damen ferner liegenden, Kunst sich mit voller Hingebung widmete, sondern ganz abgesehen hiervon durch das eminente Talent, das sie bald genug in ihren Büsten kundgab, damals schon viele Aufmerksamkeit auf ihre eigenthümliche Künstlererscheinung gelenkt. Ein heiliger Sebastian, ein in Münster ausgeführtes großes

Digitized by Google

gestaltenreiches Monument für einen dortigen Bischof, Büsten und Statuetten, welche sie am hannoverschen Hofe, später in England und auf Madera ausführte, zuletzt die herrliche Büste Garibaldis, zu deren Modellirung die kühne und geniale Dame längere Zeit auf Caprera in des Helden Hause lebte — diese Arbeiten haben jeden Schatten des Verdachtes eines weiblichen Dilettantismus von ihr genommen und sie den besten jüngern Meistern unsrer Plastik beigesellt.

Louis Sußmann, in den letzten zwanziger Jahren geboren, ich glaube einziger Schüler Wredows, hat sich der Weise dieses originellen Künstlers zunächst enge angeschlossen, wie ich sie im ersten Artikel zu schildern versuchte. Nicht in die Erfindung, sondern in weitest getriebne Durcharbeitung und Ausführung einzelner Gestalten von einfachen Motiven legte er den Schwerpunkt seiner Kunst. In dieser Hinsicht hat er seinen berühmt gewordnen nackten jungen Faun, der stehend in leichtem Rausch den Oberleib über die rechte Hüfte neigt, (1858 brachte er die zartvollendete Marmorstatue von Rom nach Berlin) kaum selbst noch übertroffen. Die junge Albanerin, der Genius als Leuchtertäger, die Psyche und die Statue des jugendlichen Friedrich des Zweiten für Breslau sind dieser Arbeit auf unsern Ausstellungen gefolgt. Ueber letztere beiden Marmorarbeiten habe ich seiner Zeit, als sie auf der berliner Ausstellung von 1864 erschienen, auch in diesen Blättern eingehender berichtet. Diese Psyche mit ihren vom anwehenden Zephyr in tausend knitternde Fältchen zerflatternden feinen Gewändern bleibt trotz des überraschenden Gelingens des Beabsichtigten doch immer mehr ein Kunststück des Machens, als ein wahrhaftes, um seiner selbst willen gebildetes plastisches Kunstwerk. In der Friedrichstatue führt das Streben zum Pikanten, zum persönlichen Charakterisiren, zum Kleinlichen und Steifen. Von jenen allgemeinen Manieren der berliner Schule aber, von denen ich oben sprach, bleibt Sußmann in all seinem Schaffen völlig frei.

Siemering, zu Anfang der dreißiger Jahre in Königsberg geboren, Schüler Bläsers, modellirte um 1860 einige recht tüchtige große Medaillonreliefs, Porträts von königsberger Gelehrten, für das dortige neue Universitätsgebäude. Sein Name wurde plötzlich ein viel genannter gelegentlich der deutschen Concurrenzen um verschiedne Schillerdenkmale. Sein Entwurf gewann in Hamburg den zweiten Preis. In Berlin fand er Beifall genug, um ihn zur engern Bewerbung mit Reinhold Begas berechtigt erscheinen zu lassen. Die Auffassung des Mannes selbst hatte viel Gewinnendes. Wie er den Liebling der Nation hinstellte: sicher, männlich, frei und kühn hervortretend, im bekannten Costüm der Zeit, ohne Attribute und ideale Verschönerungen, so entsprach er in hohem Grade der durch neuere literargeschichtliche und biographische Charakteristik geläufig gemachten Anschauung von Schillers eigenstem Wesen. Dieser unläugbare Vorzug reichte indeß nicht hin, um dem Ganzen die monu-

Digitized by Google

mentale Größe und Wirkung zu geben, welche die erste an ein Denkmal der Art zu stellende Forderung bleibt. Dürftig und unorganisch, wie sich das Postament für sich allein und in seiner Zusammenwirkung mit der Statue zeigte, mußte der Entwurf gegen die grade nach dieser Seite hin so imposante und großartige Denkmalsskizze seines Mitbewerbers unterliegen.

Auch mit diesem haben wir die Leser der Grenzboten damals bekannt gemacht. Wenn in irgendeinem unter der jüngeren Bildhauerschaft, so haben wir in ihm denjenigen zu sehn, der, unabhängig von der Tradition wie von der Manier, aus der Kraft des ureignen Genies die eignen Pfade sucht und findet nach Zielen, die er sich völlig außerhalb jenes Kreises gesteckt, welcher den künstlerischen Horizont der bisherigen berliner Schule bildete. Reinhold Begas (geb. Berlin 1831, Sohn des berühmten Geschichtsmalers) hat mit einer rücksichtslosen Kühnheit das malerische Element in unsre Plastik gebracht und der überhandnehmenden Nüchternheit und Trockenheit des Stils eine Fülle und Breite desselben gegenübergestellt, welche nahe an die Grenze der Ueppigkeit geht, dem ängstlichen Anschließen an das allgemeine antike Muster theils eine freie, naive und immer großartige Naturauffassung, theils, wo es sich um Aufgaben der Monumentalbildnerei handelte, die Erinnerung an die prächtigen Kunstmuster der Renaissance, Bernini den Vielverleumdeten und den großen Schlüter mit einbegriffen.

Von seinem ersten Meister Ludwig Wichmann (es ist eine hübsche und interessante Thatsache, daß dieser, Gottfried Schadow und Rauch den Knaben über die Taufe hielten) ist keine bleibende geistige Einwirkung auf den Schüler ausgegangen. Ebenso wenig eigentlich auch von Rauch, dessen Werkstatt ihn in seinem achtzehnten Jahr aufnahm. Er copirte nach der Antike, nach ein paar rauchschen Arbeiten, modellirte im Atelier und im Actsaal auch nach der Natur, hat aber nicht an seines Meisters großen Modellen mitgeholfen. Als erste selbständige Arbeit stellte er (in dreiviertel Lebensgröße) die Marmorgruppe der Hagar mit dem verschmachtenden Ismael aus (1852), noch knospenhaft bescheiden in der Formengebung, voll zarter und wahrer Empfindung und einem überraschend unbefangnen Natursinn, von welchem zumal die Gestalt des nackten Knaben zeugte. Zur Marmorausführung eines zweiten Modells, das mir nie zu Gesicht gekommen ist, einer Gruppe der Psyche mit der Lampe über den schlafenden Amor gebeugt, ging er 1855 nach Italien. In wenigen Bildhauerleben hat der italienische Studienaufenthalt einen so scharfen Abschnitt markirt, das eigentliche innerste Wesen ihres Talents so schnell und vollblühend herausentwickelt und fruchtbar gemacht, wie bei Begas. Nach drei Jahren kam er als ein völlig andrer Mensch und Künstler zurück und brachte jene bewundernswerthe Gruppe des Pan, die verlassene Psyche tröstend, mit sich, die wie ein Fremdling, wie das Erzeugniß einer ganz andern künstlerischen Welt unter den

Digitized by Google

Werken der gleichzeitigen berliner Schule erschien. Hier war keine Nachahmung der Antike, sondern eine freie herrliche Schöpfung einer auf der begeisterten Anschauung und Erkenntniß ursprünglicher schöner Menschennatur ruhenden Künstlerphantasie, welche in ihrer heitern, gesunden Sinnlichkeit, ihrer Naivetät, ihrer entzückenden Frische denn freilich wohl auf eine kaum in unsre Zeit hineingehörige Organisation wies, der allein sie entspringen konnte. Den bekannten Vorwürfen, welche Begas' spätere Arbeiten getroffen haben, bot dies Werk noch keinen Vorwand; die Mäßigung der Natur war nirgends darin zu Gunsten einer entschiedenen Formenwirkung geopfert. Eine Hinneigung zu solchem Ueberbieten jener machte sich in der folgenden Gruppe, der Faunenfamilie (Ausstellung von 1860) bereits bemerklich. Es ist eine Schwelgerei in der Schönheit der nackten Menschenform darin, eine pulsirende Lebendigkeit des Fleisches, ein kecker feuriger Schwung in den drei Gestalten, — dem Faun mit der Rohrflöte, dem jungen üppigen Weibe und dem kleinen Kinde, das sie in hoch erhobnen Händen über ihrem Haupt schwingt, — als ob ein Rubens statt in die Farbe hier in den Thon gestürmt hätte. Beide Gruppen sind Gipsmodell geblieben. Unsre kunstfreundlichen, „Genie beschützenden" Behörden und Privaten haben entweder nicht den Wunsch oder nicht die verhältnißmäßig geringen Mittel gefunden, ihnen zu der Gestaltung in dem dauernden edlen Material des Marmors zu verhelfen, für welches sie so ganz empfunden und angelegt waren. In der Skizze eines Denkmals für Friedrich Wilhelm den Dritten, womit er sich an der mehrerwähnten kölner Concurrenz betheiligte, stellte er nach meiner Ueberzeugung zum ersten Mal wieder das Muster eines echten Monumentalwerks hin, durchbrach die Fesseln der berliner Schultradition und schuf ein Werk, das ausgeführt auch das Beste auf diesem Gebiet, was die letzten anderthalb Jahrhunderte geschaffen, in Schatten gestellt hätte und spätern Zeiten das geworden wäre, was uns Heutigen der Große Kurfürst Schlüters. Er rückte das völlig thurmartig ungeheuerlich angeschwollne Postament der berliner Schule wieder auf eine mäßige Höhe herab, wo die Reiterfigur, die es tragen sollte, doch wieder die Hauptsache und überhaupt erst dem Auge sicht- und genießbar wurde, gab ihm einen lebendigen Wechsel und Schwung der Linien, der Ausladungen, schmolz das Architektonische mit dem Plastischen zur innern Einheit zusammen und gab ihm durch die Entwicklung des untersten Sockeltheils in die Breite einen Charakter der Mächtigkeit, der stolzen in sich ruhenden Größe, der Pracht und Fülle zugleich, was alles von keinem der von unserm Jahrhundert zur Ausführung gebrachten in gleichem Grade erreicht worden ist. Wir wissen, daß das Resultat dieser Concurrenz das allerseltsamste gewesen ist: für Begas den ersten Preis, und nach einem nochmaligen vergeblichen Versuch, in einer zweiten ein noch unbekanntes Genie zu entdecken, die Ausführung — für Bläser und Schievelbein gemeinschaftlich.

Digitized by Google

Nach jahrelangem Widerstreben und Mäkeln an des Künstlers erstem Entwurf ist die noch bekanntere Schillerdenkmalsconcurrenz wenigstens dahin entschieden (seit wenig Monaten), daß Begas den endlich gebilligten nun wirklich auszuführen hat. Ein Gutes hat dies immer Anderswollen wenigstens gehabt, daß er in der Hauptsache auf die unübertreffliche ursprüngliche Anlage zurückgegangen ist, das Monument wieder als Brunnen gestaltet und die prachtvollen Gestalten der schillerschen Musen, der Lyrik, des Dramas, der Geschichte und der Philosophie, wieder in ihrer grandiosen Schönheit um die und zwischen den halbrund vortretenden Schalen dieses Brunnens oberhalb der untern breiten Stufen hinlagert. Die Dichterstatue selbst ist eine wesentlich andre geworden. Hier wäre indeß in der großen Ausführung manche Aenderung noch dringend erwünscht. Wie sie im kleinen Modell dasteht, wirkt die Gestalt durch die breiten reichen Massen des Mantels in der einen Ansicht höchst bedeutend; von andern Seiten aber macht sich noch eine gewisse Lahmheit und Gehemmtheit in der Haltung bemerklich. Die eigentliche charakteristische Schilderung bestimmter historischer Geistesgestalten dürfte Begas wohl überhaupt weniger gegeben sein. Auf die reizende oder machtvolle sinnliche Erscheinung richtet sich immer die ganze Kraft seines Könnens, wie auch seines Wollens. Hier aber droht ihm die Gefahr, durch die wahrhafte Ueberkraft im Gestalten über die ewigen, weil natürlichen, Grenzen plastischer Kunst hinausgeführt zu werden, wie man es bereits nicht ganz mit Unrecht seiner an zugleich naiver und üppiger Schönheit so reichen Venusgruppe, und früher schon der etwas gewaltsamen, in Maßen und Bewegungen überschwänglichen Giebelgruppe auf der neuen berliner Börse zum Vorwurf gemacht hat. Jedenfalls wollen wir uns freuen, daß hier ein neues Element mit so viel positiver genialer Kraft in der berliner Schule auftritt und ein frisches Leben hineinbringt, wo das Erstarren in auswendig gelernter Kunstweise bereits bedrohlich wurde. In welcher Art dies neue Element sich fruchtbar und folgenreich erweisen wird, vorausbestimmen zu wollen, unternehmen wir nicht. Es könnte scheinen, als ob der Realismus das Losungswort für eine junge Schule der Plastik werden würde; aber wir sehen vorläufig noch nicht diejenigen, welche, Begas folgend und über ihn hinausgehend, die künstlerischen Principien, die jenes Wort bezeichnet, mit einer wirklich schöpferischen Genialität ins Werk zu setzen berufen und gesonnen wären. Große Talente aber können andrerseits auch wiederum plötzlich unerwartet, erstehen, von deren Dasein wir heut noch keine Ahnung haben. In der Kunstgeschichte, so gut wie in der Weltgeschichte, ist es ein thörichtes Unternehmen, der Zukunft gut philosophisch die Wege vorzeichnen zu wollen, welche sie nehmen wird; während es, wenn man es nur recht anzufangen und die Thatsachen zu arrangiren weiß, eine leichte und hübsche Sache ist, die Bahnen, welche die Vergangenheit ging, aus der „vernünftigen historischen Nothwendigkeit" nachträglich zu construiren.

Digitized by Google

Unsere Absicht war nur, ein möglichst der Wirklichkeit entsprechendes und objectives Bild davon zu entwerfen, wie die existirende berliner Bildhauerschule erwuchs und was sie leistete; — auf Prophezeihungen von der „Schule der Zukunft" verzichten wir. L. P.

Vermischte Literatur.

Neue Missionsreisen in Südafrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Von David und Charles Livingstone. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen. 2. Bd. Jena und Leipzig, H. Costenoble. 1866.

Wie der erste Band hauptsächlich für Geographen von Fach von Werth und Interesse, doch in einzelnen Capiteln auch für ein größeres Publikum, welches mehr an Unterhaltung als an Belehrung denkt, zu empfehlen. Die Verfasser haben sich erhebliche Verdienste um die Erforschung des Innern von Südafrika erworben, und manche ihrer Beobachtungen werden auch dem englischen Handel zu gute kommen. Ob sie überall mit den rechten Augen sahen, ist eine andere Frage; denn ihre Bildung ist nur die von britischen Missionären, und diese ist zu stark von orthodoxer Bibelgläubigkeit durchdrungen, als daß die Resultate ihrer Beobachtung der vorurtheilsfreien Wissenschaft allenthalben genügen könnten. Manches namentlich, was ihr Buch über die Religion der von ihnen besuchten Stämme enthält, ist sehr wunderlicher Natur, und wenn man S. 226 und 227 unter anderm liest, weil die Kunst, Feuer zu machen, in Afrika dieselbe wie in Indien sei, weil die Schmelzöfen zur Gewinnung von Erzen sich in beiden Ländern glichen, weil die Wilden in Afrika aus dem Malachit Kupfer zu schmelzen verstehen, so müßte dem Menschengeschlecht zu der einen oder der andern Zeit Unterweisung von Oben zu Theil geworden sein; das Menschengeschlecht hätte sich zum ersten Male nicht selbst civilisiren können und müßte deshalb einen übermenschlichen Lehrer gehabt haben, so ist das eine Logik, die zu komisch ist, als daß sie ernsthafte Widerlegung beanspruchen kann. Schließlich bemerken wir, daß auch diesem Bande eine Anzahl sehr charakteristischer und wohlausgeführter Holzschnitte beigegeben sind, welche den Text wesentlich erläutern und vorzüglich eine gute Vorstellung von den Landschaften geben, die von den Reisenden berührt wurden.

Digitized by Google

Friedrich Bodenstedts gesammelte Schriften. Gesammtausgabe in zwölf Bänden. Berlin, 1866. Verlag der k. geheimen Oberhofbuchdruckerei. (R. v. Decker.)

Von dieser Ausgabe liegen nun fünf Bände vor. Die letzten enthalten den ersten Theil der Gedichte Alexander Puschkins, dessen lyrische Poesien, Epigramme, Balladen, Märchen, das Epos Poltawa und den Eugen Onägin. Die Uebersetzungen lesen sich sehr gut, das Urtheil, welches Bodenstedt über Puschkins Talent fällt, unterschreiben wir nach den selben im Wesentlichen; doch können wir ihm in Betreff von einzelnen Dichtungen (z. B. von Graf Rulin) nicht beipflichten, wenn er behauptet, jede von den Productionen seines Dichters „erfülle die vornehmste poetische Forderung, welche ist, in reiner künstlerischer Form ein interessantes Stück Menschenleben zu offenbaren;" auch vermögen wir nicht zu finden, daß Puschkin wahrer, gesünder und natürlicher sei als Byron. Es ist wahr, er wurzelt mehr in seinem Volke, aber dieser Boden ist, wo es sich nicht um die Lebensanschauung der niedern Schichten, sondern um die der gebildeten Classe handelt, aus denen sich die Mehrzahl der lyrischen Gedichte Puschkins entwickelt hat, nichts weniger als ein gesunder.

Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. Deutsch im Versmaß des Originals mit Einleitung und Erklärungen von F. O. Freiherrn v. Nordenflycht. Berlin, 1866. Verlag der k. geheimen Oberhofbuchdruckerei.

Hauptaufgabe einer guten Uebersetzung fremder, vorzüglich antiker Dichter ist, das Original so wiederzugeben, daß die Uebertragung dieselben Gedanken und Empfindungen erweckt, und dazu gehört zunächst Kenntniß des Charakters des betreffenden Dichters und seiner Zeit, dann die Gabe, den gesammten Ton des Urtextes richtig anzuschlagen und innezuhalten, namentlich aber die Hauptpointe sicher und möglichst scharf herauszukehren, ferner ein klarer Blick für Geist und Wesen des ursprünglichen Rhythmus und schließlich Herrschaft über die eigne Sprache, welche es ermöglicht, das Original ohne Verstoß gegen den Genius dieser Sprache, also wohlklingend wiederzugeben. Beurtheilen wir die vorliegende Verdeutschung nach diesen Erfordernissen, so gehört sie unzweifelhaft zu den besten, die wir von Horaz haben. Hin und wieder kann man mehr Wörtlichkeit wünschen, aber die Stimmung ist fast überall ungemein gut getroffen, und die deutschen Verse sind beinahe ohne Ausnahme musterhafte Nachbildungen der Feinheiten des Originals ohne dem Geiste des Deutschen Gewalt anzuthun.

Abdias von Adalbert Stifter. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. Pesth, Verlag von Gustav Heckenast. 1866.

Eine Gabe für den Salon, die Illustrationen (Holzschnitte) dem Text, der eigentlich auch nicht viel mehr als Illustration ist, angemessen und in Schnitt und Druck wohl ausgeführt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

32101 064469768

scher in Leipzig erschien soeben:

Schwedens
Politik und Kriege
in den Jahren 1808—1814
vorzüglich unter Leitung des Kronprinzen Carl Johann
von
G. Swederus.
1. Theil. Preis 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die ländliche Verfassung Rußlands.
Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861.
Von
August Freiherrn von Haxthausen.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der namentlich durch die beiden Werke „Studien über die innern Zustände Rußlands" und „Transkaukasia" als gründlicher Kenner des russischen Volkslebens bekannte Verfasser gibt in diesem soeben erschienenen Buche eine genaue und sachgemäße Darlegung der Agrarverhältnisse in Rußland. Alle wichtigern auf die Angelegenheit bezüglichen Originaldocumente werden hier zum erstenmal in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, sodaß das Buch zugleich den Werth eines für Staatsmänner, Nationalökonomen, Geschichtschreiber und Culturhistoriker unentbehrlichen Quellenwerks beanspruchen darf. Aber auch für das größere Publikum, namentlich für den Kreis der Grundbesitzer, wird das Werk wegen des steten vergleichenden Hinweises auf die agrarische Verfassung und Gesetzgebung anderer Länder vom höchsten Interesse sein.

Soeben erschien bei **H. Böhlau** in **Weimar**:

ANNO 2066.
Ein Blick in die Zukunft
von **Dr. Dioscorides.**
Preis 10 Sgr.
(Aus dem Holländischen.)

Diese auf wissenschaftlicher Basis ruhenden geistvollen Zukunftsphantasieen eines hervorragenden holländischen Naturforschers werden nicht verfehlen, sich in den gebildeten Kreisen Deutschlands denselben Beifall zu erwerben, welchen Holland ihnen zollte.

Auf **Lucian Herbert's** neuesten, in Oesterreich spielenden Roman

Die todte Hand, 4 Bde. 5 Thlr.
(Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig)

sei hiermit die Aufmerksamkeit des Lesepublikums ganz vorzüglich gelenkt. Der nationale Conflikt, der Oesterreich zerklüftet und die Schilderung des kirchlichen Lebens in Oesterreich bildet die Unterlage des hochinteressanten, abwechslungsvollen und figurenreichen Buches, welches eigentlich den Titel führen sollte: **Oesterreich, wie es ist.**

Die „todte Hand" ist auch ein weiteres Bruchstück zu der Gallerie zeitgenössischer Romane Lucian Herbert's, in welchen sich die Geschichte unseres Jahrhunderts wiederspiegelt und deren Titel lauten: **Louis Napoleon.** (Volksauflage in 5 Bänden oder 28 Lieferungen. 4⅔ Thlr.) **Napoleon III.** (8 Bände. Preis 10 Thlr. 20 Ngr.) **Carlo Alberto.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **Victor Emanuel.** (4 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr.) **1830.** (Pariser Julirevolution. 2 Bde. 2 Thlr.) **1831.** (Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr.)

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google